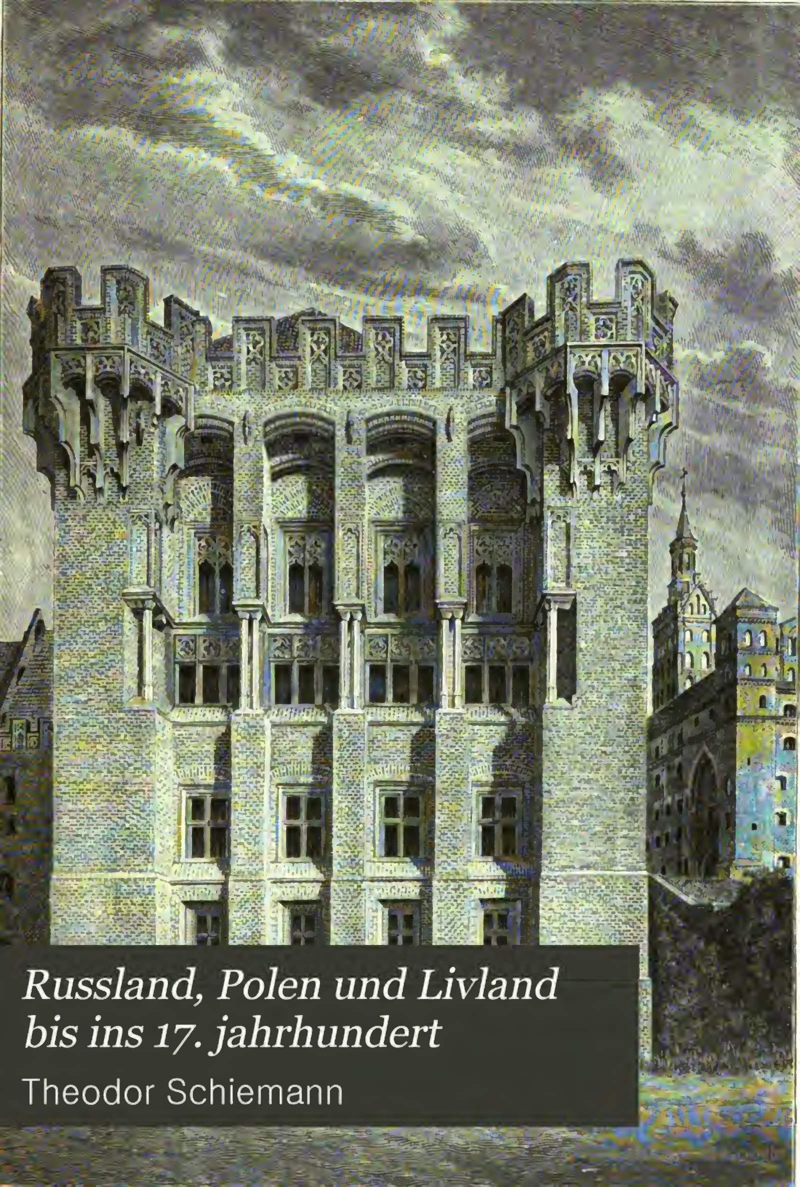


Russland, Polen und Livland bis ins 17. jahrhundert

Theodor Schiemann



Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. von Bezold, Alex. Brückner, Const. Bulle, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, O. Holtzmann, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, R. Pietschmann, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Zweite Hauptabtheilung.

Zehnter Theil.

Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert.

Von Theodor Schiemann.

Zweiter Band.



Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1887.

Rußland, Polen und Livland

bis ins 17. Jahrhundert.

Von

Dr. Th. Schiemann

Privatdocent an der Universität Berlin.

Mit Illustrationen und Karten.

Zweiter Band.



Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1887.



Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig
Beginn des Satzes am 12. Januar 1887.

Geschichte Livlands

bis zum Tode

Walters von Plettenberg.

Erstes Kapitel.

Vorgeschichte und Anfänge.

Von dem heiligen römischen Reich deutscher Nation ist nur einmal eine überseeische Colonie ausgegangen. Zu Ende des 12. und im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts erstand am östlichen Gestade der Ostsee, ohne durch irgend eine vom Reichsoberhaupt oder seinen ständischen Gliedern ausgegangene Initiative den treibenden Anstoß erhalten zu haben, ein Staatswesen, das im allmählichen Lauf seiner Entwickelung von der Memel zur Narowa ausgedehnt, unter dem Gesammtnamen „Livland" zusammengefaßt wurde.

Livland dankt seine staatliche Existenz dem Schaffensdrange der deutschen Nation. Die Geschichte Livlands hat ihren eigenartigen Gang genommen, sie ist Colonial-, nicht Provinzialgeschichte und das mag erklären, weshalb ihr eine besondere Behandlung in einer Allgemeinen Geschichte zugestanden worden ist. Daß sie nicht zur Provinzialgeschichte werden konnte, ist ihr Verhängniß. Weil Livland Colonie blieb und nicht im Stande war, die sichere Basis einer Verbindung auf dem Landwege mit dem Deutschen Reiche zu finden, weil es für den deutschen Bauer, der nun einmal nicht über See zog, keine Eingangspforte hatte, mußte nach langem und schmerzlichem Ringen der Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche aufgegeben werden; die deutsche Colonie wurde zur Provinz fremder Staaten.

So ist Livland ein Gebilde, welches uns zeigt, was das deutsche Bürgerthum und der deutsche Adel ohne die nationale Basis eines Bauernstandes, der gleicher Wurzel entsproß, vermögen und die Geschichte desselben bietet überraschende Parallelen mit der griechischer Colonien auf barbarischem Boden: an den Küsten Kleinasiens oder an den Ufern Siciliens — die Differenz liegt in nationalen und zeitlichen Gegensätzen, nicht im Wesen der Verhältnisse.

In der Geschichte der Gesammtentwickelung Europas ist die Erschließung der Ostsee ein bedeutsames Moment. In dem fortschreitenden Gange der Cultur vom Mittelmeer zu den westlichen Meeren Europas und über die Nordsee zur Ostsee, bildet sie das abschließende Glied der Kette, die den Austausch materieller und geistiger Arbeitsfrüchte von Ost nach West, von Nord nach Süd vermittelte. Die Aufgabe mußte gelöst werden; die providentielle Seite derselben lag in der Frage, durch wen es geschehe, und hier war ein Vierfaches denkbar: entweder die Urbevölkerung des Landes trat aus eigener

Initiative und für eigenen Vortheil in die Reihe der Culturstaaten ein und sicherte sich damit eine Zukunft, die sich heute — da sie zu einer andersartigen Vergangenheit geworden ist — nicht mehr zurückrufen läßt; oder Rußland übernahm als nächst berufener Nachbar die Aufgabe, um dann ein halbes Jahrtausend früher als mündiges Glied in den europäischen Völkerrath einzutreten; oder die scandinavischen Germanen schritten ans Werk, um einen Lorbeer mehr in den wundervollen Kranz ihrer für die Menschheit so bedeutsamen älteren Geschichte zu flechten; oder endlich die Deutschen übernahmen Last und Lohn der dornenvollen Mission.

Die Schwierigkeiten, die sich den Einen oder den Anderen entgegenstellten, um die Aufgabe recht zu erfassen und zu lösen, waren gewiß nicht dieselben; — Thatsache ist das Eine, daß Deutschland den Entschluß und die Kraft und Nachhaltigkeit fand ihm Gestaltung zu geben, und daß danach der Colonie die Aufgabe zufiel, sich der Freier zu erwehren, die zu spät gekommen waren.

Die Gestade der Ostsee sind äußerst spät in den Erkenntnißkreis des Abendlandes getreten. Die Nachrichten des Pytheas und Tacitus, sowie die viel späteren des Jordanis und Cassiodor hellen das Dunkel nicht auf, das sie verdeckt. Auch der Bericht Wulfstans reicht nicht an sie heran. Die Ostleute, von denen jene ältesten Angaben erzählen, sind weder ethnographisch noch geographisch mit Sicherheit unterzubringen.

Wahrscheinlich lebte schon seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung vom Onega-See bis nach Finnland einerseits, von Ingermannland über Estland, Livland und Kurland bis nach Samland hin andererseits ein Volk vielleicht ugrischer Nationalität [1]), das, der Jagd und Fischerei ergeben, zuerst von den Gothen beherrscht wurde, deren Einfluß auf die Sprache dieser Völkerschaften mit Sicherheit erwiesen ist. Etwa im 6. Jahrhundert glaubt man hier die Stämme der Esten, Liven und Kuren nachweisen zu können, auf welche scandinavische Einwanderer, die längere oder kürzere Zeit unter ihnen weilten, einen nicht näher zu bestimmenden Einfluß ausübten, vielleicht auch vorübergehend über sie herrschten. Von Süden aus scheinen dann in dieses Gebiet die Völkerschaften littauischen Stammes gedrungen zu sein, welche wir später im südlichen und östlichen Theile des heutigen Kurland und im südöstlichen Livland finden. Aber jene Zeiten, deren Andenken aus den Grabhügeln, Steinschiffen und Teufelsböten gerade heute neu auflebt, sind uns trotz Allem noch ein Buch, dessen Schrift nicht enträthselt ist. Nur wenige Daten stehen so fest wie die vorübergehende Unterwerfung der Kuren durch Schweden im Jahre 870 und die Festsetzung scandinavischer Auswanderer an der preußischen und kurischen Küste ein halbes Jahrhundert darauf. Wie Märchen muthen uns die Erzählungen an, welche die Wikinger heimbrachten,

---

1) Vgl. Grewingk: Das Grubenornament ꝛc., 1880; derselbe, Vortrag über Aspelius, Antiquités du Nord in den Berichten der gel. estn. Ges. 1885. Ein neues Räthsel geben uns die germanischen Gräberfunde von Montelius auf!

wenn sie von ihren abenteuerlichen Raubfahrten an den heimathlichen Heerd zurückgekehrt waren. Die nordischen Sagas haben uns manchen charakteristischen Zug erhalten, ein greifbares Bild, das den Zusammenhang der gegenseitigen Beziehungen feststellte, geben sie uns nicht.

Im 11. Jahrhundert erzählt dann eine nicht abzuweisende Ueberlieferung von mehrfachen Versuchen — namentlich dänischen — dem Christenthum in diesen Gegenden Eingang zu verschaffen. Aber die Versuche waren ebensowenig von Erfolg gekrönt wie die gelegentliche Berührung mit der russischen Bevölkerung, die an den Ostmarken des Landes ihre wohlgegründeten Sitze hatte.

Eine Geschichte dieser ersten Beziehungen Rußlands, oder vielmehr seiner Fürsten zum alten Livland giebt es nicht und kann es nicht geben. Was uns überliefert wird, trägt den Charakter fragmentarischer und gelegentlicher Aufzeichnung, die des Zusammenhanges entbehrt. Als feststehend wird nur gelten können, daß seit der Bildung des russischen Reiches durch Rurik den finnischen und littauisch-lettischen Völkerschaften von Osten her Gefahr zu drohen begann. Namentlich seit Rogwolod sich in Polozk niedergelassen hatte, schien ihre Selbständigkeit ernstlich gefährdet. Wir haben Grund anzunehmen, daß ein Theil der Letten und Liven ihm zinsen mußte, doch hatte sein Sturz wohl auch die Lösung dieses Verhältnisses zur Folge. Erst viel später, in dem sicher beglaubigten Jahre 1030 wurde von russischer Seite her der Versuch gemacht, dauernd im Gebiete der Esten Fuß zu fassen. Der Großfürst Jaroslaw I., berichtet die russische Chronik, zog in diesem Jahr gegen die Tschuden, besiegte sie und baute die Stadt Jurjew. Daß hier russische Besatzung zurückblieb, unterliegt ebensowenig einem Zweifel wie die Thatsache, daß jenes Jurjew an der Stätte des heutigen Dorpat lag. Hier hatte Rußland einen Ausgangspunkt zu weiteren Unternehmungen nach Westen hin und gegen Ende der Regierung Jaroslaws finden wir, daß nach einer in dieser allgemeinen Fassung gewiß übertriebenen Nachricht Esten, Liven, Letten, Littauer, Semgaller, Kuren und Samaiten ihm zinsen. Gleich nach Jaroslaws Tode sind aber die Esten bemüht, ihre volle Unabhängigkeit wieder zu erringen. Isjaslaw zwang die Szoly (ein Name, unter welchem vielleicht der estnische Stamm der Saccalaner zu verstehen ist), zu erneuter Tributzahlung, doch diese rächten sich durch Zerstörung von Jurjew und machten sogar den Versuch, Pskow zu erobern. Das geschah im Jahre 1061. Ueber ein Menschenalter scheinen nun die Ostseevölker vor ihren slavischen Nachbarn Ruhe gehabt zu haben. Als 1107 wiederum süd- und westrussische Fürsten gegen die Semgaller zogen, erlitten sie eine blutige Niederlage; neuntausend russische Krieger fielen in der Schlacht und man wird mit Recht aus dieser Thatsache schließen dürfen, daß ein größer angelegtes Unternehmen, vielleicht die endgiltige Eroberung des Landes, hier an der Tapferkeit der Semgaller scheiterte. Zugleich freilich beweist der Umstand, daß eine so bedeutungsvolle Errungenschaft für die Sieger selbst keine nachhaltigen Folgen hatte, daß namentlich keine Vorherrschaft der Semgaller über ihre Nachbarn durch dieselbe begründet wurde,

die politische und staatliche Unreife dieser Völkerschaften. Erst die Regierung Wladimir Monomachs zeigt uns Rußland wieder im Vordringen begriffen. Die wichtige Grenzburg Odenpäh fiel am 1. November 1116 in die Hände von Monomachs Sohn Mstislaw und im Jahr 1130 kann die russische Chronik wieder berichten, daß den Esten ein Tribut auferlegt sei. Als aber zwei Jahre darnach der Sohn Mstislaws, Wsewolod, ins Estenland eindrang, erlitt er in der Landschaft Woiga eine völlige Niederlage. „Es geschah groß Unheil," erzählt die Chronik, „viel gute Männer aus Nowgorod wurden erschlagen."

Setzte sich nun auch Wsewolod zwei Jahre darnach wieder in den Besitz der Embachburg, so war dieser Gewinn nicht von Dauer. Wieder nach einem Menschenalter sehen wir alle Estenstämme vereint gegen Pleskau ziehen, offenbar nicht in der Absicht, die feste Stadt zu nehmen, es ist ein Beute- und Rachezug gegen den Feind im Osten, der ihre Selbständigkeit immer wieder gefährdet. Die Nowgoroder Chronik nennt drei vornehme Russen, die im Kampfe umkommen, „dazu erschlugen die Esten noch viele andere." Offenbar haben wir es hier wieder mit einer größeren Niederlage der russischen Streitmacht zu thun. Aber ebensowenig wie die Semgaller im Jahre 1107 verstanden die Esten im Jahre 1177 ihren Sieg auszunutzen. Sie konnten Schaden bringen, aber nicht wirklich gefährlich werden. Dazu waren sie, wie wir sehen werden, viel zu wenig entwickelt.

Man erkennt aus diesen Notizen, welche uns im Wesentlichen Alles bieten, was wir von jenen dreihundertjährigen Wechselbeziehungen zwischen Rußland und den Ostseeländern wissen, daß von einem planmäßigen Vordringen der russischen Fürsten ans Meer nicht die Rede sein kann. Das Ziel aller kriegerischen Unternehmungen war — Tribut. Nur der Versuch Jaroslaws, in Jurjew eine russische Zwingburg zu schaffen, war ein weitergehender politischer Gedanke, der jedoch nicht kräftig genug festgehalten wurde. Verstand man doch nicht einmal das hart an der Grenze liegende wichtige Odenpäh zu behaupten. Abgesehen von dem an anderer Stelle näher auszuführenden Vordringen der Fürsten von Polozk die Düna hinab, das nur in sehr gezwungener Deutung sich als Colonisation bezeichnen ließe, haben auch keine Colonisationsversuche stattgefunden und vor allem die griechische Kirche hat nicht versucht auf diesem Boden zu missioniren. Eine dauernde Eroberung des Landes aber war nur auf diesem Wege zu erreichen.

Die Aufgabe, die Rußland nicht übernehmen mochte, nahm nun Deutschland auf sich.

An das im Jahre 1158 von Heinrich dem Löwen neubegründete Lübeck knüpfen die Anfänge der Geschichte des deutschen Livlands an. Ganz wie Heinrich der Löwe es gewünscht hatte, wandte der Bürger- und Handelsstand Lübecks sein Augenmerk dem Osten zu, vor allem der Ostsee und ihren Küstenländern. Eines der ersten Privilegien, das der Stadt ertheilt wird, bezieht sich auf den Handel mit Gothland, wo, von lübischen und anderen deutschen

Kaufleuten ins Leben gerufen, spätestens im Jahre 1163 die deutsche Stadtgemeinde zu Wisby erwachsen war. Nicht als ob Wisby erst damals neben seiner stehenden nordgermanischen Bevölkerung und den russischen Gästen ansässige Deutsche in seinen Mauern beherbergt hätte; aber in diesem Jahr ist uns ihre Organisation urkundlich bezeugt. Wir sehen einen Vogt, den der Herzog von Sachsen eingesetzt hat, die höchste richterliche Gewalt ausüben nach festem Recht über eine Gemeinde unternehmender deutscher Kaufherren und Gesellen, die lange Zeit hindurch sich die vorherrschende Stellung auf der Ostsee und im Hofe zu Nowgorod zu wahren verstand. Von Wisby aus aber wurde, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die Livlandfahrt zum ersten Mal von deutschen Kaufleuten unternommen. Jahr und Tag der „Aufsegelung" Livlands werden uns von den Zeitgenossen nicht überliefert; erst mehr als hundert Jahre, nachdem jener Handelsweg aufgekommen war, ist von bremischen Chronisten, vielleicht auf Grund einer wenig wahrscheinlichen Tradition, der Ruhm der Entdeckung Livlands für ihre Vaterstadt in Anspruch genommen worden. Daß aber gerade Wisby den Anlaß zur Gründung Deutsch-Livlands gab, ist wohl verständlich, wenn wir uns der Anfänge des russischen Staates erinnern. Seit den Tagen Ruriks besuchten die russischen Schiffer die Küsten Gothlands und an den politischen Verkehr schloß sich ein reger Handel, der von Schweden und Gothland aus zur Mündung der Newa und von dort über Nowgorod an den Dniepr führte. Vom obern Dniepr aber führten die Handelsstraßen in das Gebiet der Düna, deren Wasserstraße mit Nothwendigkeit nach Smolensk und Polozk leitete. Die Natur selbst wies auf den näheren Weg nach Schweden und es währte nicht lange, so ward dieser Weg eingeschlagen, aber nicht von russischen Fahrzeugen. So lebhaft auch der Verkehr von Nowgorod nach Wisby war, die Geschichte weiß von keinem russischen Schiffe, welches das Wagniß unternommen hätte, die Düna hinab nach Westen zu segeln. Die mit Gothland in Verbindung stehenden deutschen Städte fanden selbst den Weg zur Düna, als sie sich nicht mehr damit begnügen wollten, ihre Waaren aus zweiter Hand zu kaufen. Die Route, welche sie nahmen, ist so stetig dieselbe geblieben, daß wir sie wohl verfolgen können. Von der Trave aus segelte man an den dänischen Inseln vorbei, hielt das Schiff längs der Küste von Schonen, Lister und Bleckingen, bis man zur Westküste Gothlands und nach Wisby gelangte. Dann ging es, nach gewöhnlich längerer Rast, um die Nordspitze Gothlands und die sich daran schließende Insel Faroe über das Meer hinüber nach Oesel. Hier wurde in einem bekannten Hafen Halt gemacht und der Meerbusen der Dünamündung endlich war das Ziel der Reise. So begann der Handel der Deutschen in Livland in bewußter Concurrenz mit den Scandinaviern, und so begann auch der vielhundertjährige Streit um die Küsten der Ostsee, den, wenn wir von den baltischen Slaven absehen, deren Untergang bereits entschieden war — erst Scandinavier und Deutsche und seit dem 15. Jahrhundert Scandinavier, Deutsche und Russen führten.

Es giebt nur wenige Staaten, deren Entstehungsgeschichte sich so bis in die Einzelheiten hinein verfolgen läßt, wie die Livlands. Ein günstiges Geschick hat einen verständigen Zeitgenossen den Reigen der livländischen Chronisten eröffnen lassen, Heinrich von Lettland, und an seiner Hand zumal werden wir versuchen in die Geschichte der Anfänge Livlands einzudringen.

Die Nachricht von der Aufsegelung Livlands muß sich verhältnißmäßig schnell in Norddeutschland verbreitet haben. Die Kaufleute brachten die Erzählung von den Gefahren und dem Gewinn der Reise, von den wilden Bewohnern des Landes, von ihrer fremdklingenden Sprache und ihrem „gottvergessenen“ Heidenthum in die Heimath. Die Kunde hiervon gelangte auch zu den geistlichen Herren. Die Augustiner Chorherrnstifter in Holstein, besonders die rasch im Wendenlande um sich greifenden Orden der Prämonstratenser und Cistercienser hatten die Heidenmission, wenn auch oft in recht ungeistlicher Weise und unter dem Schutze scharfer und rücksichtsloser Schwerter, zu ihrer Hauptaufgabe gemacht. Aber unter den vielen, welche an die Heidenbekehrungen im Stile Heinrich des Löwen gewohnt waren, befanden sich auch Männer echt christlichen Sinnes, die aus lauterer Liebe zum Herrn ausgingen, in Noth und Gefahr das Evangelium zu predigen.

Solch ein Mann war Meinhard, Canonicus vom Augustinerorden in Segeberg.

Schon deckte graues Haar seinen Scheitel, da erfaßte ihn, wie der Chronist sagt, der Geist des Herrn und hieß ihn ausziehen und unter den Heiden in Livland die Saat des Wortes ausstreuen.

Die Livlandfahrer pflegten im Frühling aufzubrechen, um den Sommer über am Dünastrand ihre Kaufbuden aufzuschlagen und im Herbste wieder heimzukehren. Ihnen schloß sich Meinhard an und Dank den schon seit einigen Jahrzehnten gepflegten Handelsbeziehungen fand auch er freundliche Aufnahme. Vom Fürsten Wladimir von Polozk, der eine Art Oberherrlichkeit in diesen Gegenden ausübte, erwirkte er sich die Erlaubniß dauernd im Lande zu bleiben und die heidnischen Liven zum Christenglauben zu führen. Der Fürst hatte sich bisher mit einem Tribut von den Liven begnügt und sich wenig darum bekümmert, daß die Bevölkerung noch in der Nacht des Heidenthums lebte, „denn,“ sagt Heinrich von Lettland, „die russische Kirche ist eine unfruchtbare Mutter, welche nicht in Hoffnung auf die Wiedergeburt durch den Glauben an Jesus Christus, sondern in Hoffnung auf Schatzung und Beute die Heiden zu unterwerfen trachtet.“ Bei dem Livendorfe Uexküll baute Meinhard eine Kirche und bald hatte er auch die Freude, als erste Neophyten zwei Bewohner des Dorfes, Ilo und Viezo, taufen zu können. Kaum aber waren die Kaufleute fortgezogen, so begann für Meinhard die Zeit der Anfechtung. Noch im Winter fiel eine Schaar raubender Letten in das Land der Liven ein; Meinhard mußte, wie das bei solchen Ueberfällen zu geschehen pflegte, mit allen Bewohnern Uexkülls, so viele immer der Kriegsgefangenschaft entronnen waren, in die Wildniß flüchten und als er in das verödete und ausgeplünderte Dorf

nach Abzug der Feinde zurückkehrte, benutzte er die Niedergeschlagenheit seiner Liven, um ihnen von den Steinhäusern in seiner Heimath zu erzählen und sie zu einem Vertrage zu vermögen, dem zu Folge er ihnen eine Steinfeste zu errichten versprach. Sie dagegen verpflichteten sich die Taufe anzunehmen und zwar erfüllte ein Theil gleich im nächsten Frühjahr, als die von Meinhard aus Gothland bestellten Maurer eintrafen, dieses Versprechen, während die Uebrigen sich bereit erklärten, nach Beendigung der Burg ihrer mit doppeltem Eide gefestigten Zusage nachzukommen. So gingen denn die Steinmetzen an ihre Arbeit und da Meinhard ein Fünftel der Kosten des Baues trug, sollte er auch in gleichem Verhältniß Miteigenthümer der Feste sein. Ueberhaupt scheint Meinhard über nicht unbeträchtliche Geldmittel verfügt zu haben, wie, abgesehen von den Geschenken, welche er dem Fürsten von Polozk darbrachte, auch der Umstand erweist, daß er den Grund und Boden, welcher die Kirche trug, käuflich erworben hatte. Man wird dadurch in der ohnehin nahe liegenden Vermuthung bestärkt, daß Meinhard edler Herkunft war. Doch wie dem auch sei, es hatte den Anschein, als seien die Opfer, welche er an den Bau von Uexküll wandte, vergeblich gewesen, denn gleich nach Beendigung der Arbeit kehrten die Neugetauften zu ihren alten Göttern zurück und die Uebrigen dachten nicht daran, ihr Gelöbniß zu erfüllen. Trotzdem verdient das Jahr 1185, in welchem jenes erste steinerne Gebäude auf livländischem Boden errichtet wurde, in unserem Gedächtnisse zu haften. So unscheinbar der Anfang auch war, die deutsche Herrschaft im Lande ist durch denselben gleichsam fundamentirt worden. Jetzt erst begann die Wirksamkeit Meinhards größere Aufmerksamkeit zu erregen. Erzbischof Hartwich II. von Bremen suchte sich, freilich vergebens, vom Papst die seit den Tagen jenes Adalbert, der sich die Gründung eines Patriarchats des Nordens zum Lebensziel gesetzt hatte, „fast zur Fabel gewordenen Herrschaftsrechte seines Stuhls über die nordische Kirche“ bestätigen zu lassen und weihte trotz des abschlägigen Bescheides, der ihm zu Theil wurde, Meinhard zum Bischof von Ikeskola (1186), andrerseits zogen deutsche Männer, darunter auch Bewaffnete, zum Bischof in seine Befestigung. Es war ein Glück und zugleich ein Unglück für ihn, denn während man den alten Priester für zu unbedeutend gehalten haben mochte, um ihm ein Leid anzuthun, begann sich jetzt Mißtrauen gegen ihn zu regen. Eine Schaar Semgaller machte den thörichten Versuch, den Steinbau mit Stricken in die Düna zu ziehen, wurde aber mit blutigen Köpfen von den Armbrustschützen des Bischofs heimgeschickt, und der Steinbau hatte sich nunmehr in den Augen der Eingeborenen so bewährt, daß die Bewohner der Dünainsel Holm unter den gleichen Bedingungen wie die Uexküller den Bischof um eine Befestigung angingen. Schließlich lohnten sie auch mit gleichem Trug, sie ließen sich taufen und fielen dann wieder dem Heidenthum zu.

Es muß ein Trost für Meinhard gewesen sein, daß er in dem Cistercienserмönch Theodorich, der weiter nördlich an der livländischen Aa im Gebiet der Liven von Thoreida missionirte, einen Genossen fand, der Arbeit und

Sorgen mit ihm theilte. Denn immer störriger und unwilliger wurden die Liven. Der fremde Priester war ihnen unbequem geworden; sie plünderten seine Habe, mißhandelten seine Leute und wuschen sich eifrig in der Düna, um das Taufwasser, mit dem sie dem fremden Gott geweiht waren, nach Deutschland zurückzuschicken. Am liebsten wären sie den Bischof selbst losgeworden. Wie durch ein Wunder entging sein Gefährte Theodorich dem Tode und endlich schien auch Meinhard seiner fruchtlosen Arbeit müde zu werden. Zwar hätte er eine Stütze an den Kaufleuten haben können, welche, wie wir beiläufig erfahren, an der Düna so wie im Lande der Esten zu überwintern begannen, doch lag es in deren Interesse, nach Möglichkeit jeden ernsten Conflict zu vermeiden. So rief denn der Bischof seine Genossen zusammen, um mit einem Gothlandfahrer in die Heimath zu ziehen.[1]) Die Liven aber fürchteten — und wahrscheinlich nicht mit Unrecht — daß er mit einem Heere zurückkommen wolle und beschworen ihn unter Thränen, bei ihnen zu bleiben. Sie seien alle bereit, die Taufe anzunehmen. Meinhard ließ sich bethören und kehrte nach Ikeskola zurück. Kaum aber war das Schiff fortgezogen, so trat der Trug zu Tage; ein Fluchtversuch des Bischofs mißglückte gleichfalls, aber es gelang seinem Gefährten Theodorich durch List zu entkommen und nach manchen Fährlichkeiten den Weg nach Rom zu finden. Hier gab er dem Papste, damals Cölestin III., Bericht von dem Fortgange der Mission in Livland und Meinhard hatte die Genugthuung, durch eine päpstliche Bulle zur Anstellung von Gehilfen im Predigtamte ermächtigt zu werden. Es wurde dadurch bestätigt, was Meinhard bereits früher aus eigenem Antriebe gethan hatte, denn Cölestin redet ausdrücklich von den vielen Männern, die Meinhard bereits zu seinem frommen Werke herangezogen habe. Wirksame Hilfe aber wurde ihm nicht geboten. Ein päpstlicher Ablaßbrief lockte nur wenige Pilger nach Livland, ein Kreuzzug mißglückte in Folge bösen Wetters und äußerst langsam nur scheint Meinhard an Boden gewonnen zu haben. So lebte er in Noth und Trübsal noch einige Jahre in dem ungastlichen Lande. Als er seinen Tod herannahen fühlte, rief er die Aeltesten der Dünaliven und der Thoroider zu sich und bewog sie zu dem Versprechen, daß sie einen neuen Bischof annehmen würden. Am 14. August 1196 ist er dann alt und lebensmüde gestorben. Man begrub ihn in Uexküll und brachte in späterer Zeit seine Gebeine nach Riga, wo sich sein Grabstein durch die Unbill der Zeiten bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Man hat die Erfolge der mehr als zehnjährigen Thätigkeit Meinhards geringe genannt. Nur sein redliches Streben, nicht was er geleistet, habe ihm den Ehrennamen des livländischen Apostels eingetragen.

Uns scheint dieses Urtheil hart. In seiner mühevollen Thätigkeit hat Meinhard den Grund zu dem gelegt, was später geworden ist. Er war der Pfadfinder, welcher den Muth hatte, in ganz neue und fremde Verhältnisse

1) Das geschah jedenfalls nach 1191.

hineinzutreten. Darauf aber gerade kam es an. Nachtreter finden sich stets und überall, aber wie selten sind die Männer, die sich ihr Ziel selbst setzen und ihre Wege selbst bahnen? Und nicht in der frischen Begeisterung der Jugend ist er an sein Werk gegangen. Die Jahre rüstiger Manneskraft lagen hinter ihm, als er nach Livland zog, ohne eine andere Waffe als die seiner Ueberzeugungskraft und ohne einen anderen Freund als seinen Gott. Und wie schwer mögen gerade einen Mann seines Charakters die zahlreichen Enttäuschungen getroffen haben, die er erlebte. Gleich zu Anfang scheinbar die glänzendsten Erfolge und dann Mißerfolg über Mißerfolg. Aber allmählich gelang es ihm doch Boden zu gewinnen, wenn auch die Meisten abfielen, einige blieben getreu und sein Beispiel hatte Männer wie Theodorich von Treiden zur Nachfolge begeistert. Bei Uexküll und Holm hatten sich die Wälder gelichtet, der Ackerbau begann nach deutscher Weise getrieben zu werden, Kirchenglocken riefen die kleine Gemeinde der Gläubigen zum Gebet und Steinmauern gewährten Schutz, wo immer das Kreuz sich segnend als das Wahrzeichen abendländischer Cultur erhob. Und wenn Meinhard mehr als einmal meinte, all seine Arbeit sei umsonst gethan, Aberglauben, List und Roheit nicht zu überwinden und in solchen Tagen des Kleinmuths wohl daran dachte, dem undankbaren Lande den Rücken zu kehren, — er blieb schließlich doch und die Saat, welche er gesät hatte, ging auf trotz allem. Und noch Eines verdient Beachtung. Als Meinhard in ärgster Noth nach Hilfe ausschaute, wandte er sich nicht an Erzbischof Hartwich von Bremen, dem er die Weihe verdankte, sondern direkt an den Papst. Der Keim zur künftigen Selbständigkeit der livländischen Kirche ist damit bereits gegeben [1]), es fragte sich nur, ob der rechte Mann sich finden werde, um ihn zu lebenskräftigem Wachsthum auszubilden.

Sein Nachfolger Bischof Berthold, ein Cistercienser, früher Abt in Loccum, war der Mann nicht. Er ist eine jener eigenthümlichen Naturen, die dem Mittelalter seinen Charakter geben. Früher Mönch, jetzt Bischof, aber kampf- und streitlustig, gern bereit zum Schwerte zu greifen, eine Erscheinung, welche an die kriegerischen Bischöfe Friedrich des Rothbartes erinnert. Und so sind auch seine Anfänge und sein Ausgang. Erst freilich kam er ohne Heer hinüber nach Livland. Den Eingeborenen ließ er ein Festessen bereiten; durch Speise und Trank und durch Geschenke wollte er ihre Gunst gewinnen. Sie nahmen ihn auch, wie er glaubte, freundschaftlich auf. Als er aber mit Einweihung eines Kirchhofes seine erste geistliche Handlung verrichten wollte, änderte sich die Stimmung. Die Liven beriethen in einer Versammlung, wie sie den Bischof beseitigen könnten. Die einen wollten ihn verbrennen, die anderen ertränken, darüber, daß er umgebracht werden müsse, waren alle einig. Aber rechtzeitig

1) Man vergleiche das Schreiben Papst Cölestin III. vom 27. April 1193 (L. U. B. I. 11.), welches, obgleich der Anlaß dazu nahe lag, Bremens mit keinem Worte erwähnt und ahnen läßt, daß Livland einst in vorzugsweisem Sinne die Provinz des heil. Petrus werden sollte.

gewarnt, entkam der Bischof glücklich und bei Erzbischof Hartwich von Bremen suchte er Rath und Hilfe. Der aber war im Begriff, sich dem Kreuzheer anzuschließen, das Kaiser Heinrich VI. aufgeboten hatte, so daß auch Berthold sich nun an den Papst wandte. Mit einer Kreuzzugsbulle ausgerüstet, trat er darauf im Winter 1197 seine Wanderung an, durch Niedersachsen, Westphalen und Friesland, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. So sammelte er schließlich doch eine stattliche Schaar, die im Frühjahr 1198 ihm nach Livland folgte. Die Schiffe fuhren die Düna hinauf und blieben, wie es scheint, nicht weit von der Mündung zurück, während der Bischof seine Truppen zu Lande bis gegenüber Holm führte und von hier aus einen Boten auf die Insel schickte, um zu erkunden, ob die bereits Getauften bei ihrem Glauben bleiben und die Uebrigen das Christenthum annehmen wollten. Die Abwesenheit der Schiffe gab den Insulanern den Muth zu einer trotzigen Antwort, so daß Berthold unverrichteter Sache umkehren mußte. An den Ufern der Düna, an der Stelle, wo heute Riga steht, hielt er Kriegsrath, da kam die Kunde, daß alle Liven sich zusammen gethan hätten, um ihn und die Seinigen mit einem Schlage zu vernichten. Auf einem Berge, den der Chronist [1]) mons Zabulus nennt, und dessen Stelle wohl in den Sandhügeln bei Riga zu finden ist, hatten sie sich aufgestellt. Bevor es aber zum Aeußersten kam, knüpften die Liven Unterhandlungen an, die zu einem von ihnen selbst gebrochenen Waffenstillstande führten. So mußte der Kampf beginnen. Die Liven erhoben ihren Schlachtruf und schlugen nach ihrer Weise mit den Schwertern an die Schilde, aber dem jähen Anlauf der schwerbewaffneten deutschen Ritter, den sie nun zum ersten Mal kennen lernten, vermochten sie nicht Stand zu halten. In wilder Flucht stürzten sie davon. Hinter ihnen folgte das Kreuzheer, allen voran Bischof Berthold. Aber im Eifer der Verfolgung hatte er die Zügel fahren lassen, bald konnte er das feurige Schlachtroß nicht mehr zurückhalten, es trug ihn mitten unter die Feinde und während zwei ihn umfassen, durchstößt ein Dritter ihn von hinten mit der Lanze, den Leichnam aber rissen die Uebrigen in Stücke. So endete Bischof Berthold nach livländischer Ueberlieferung am 24. Juli 1198.

Das Kreuzheer aber rächte seinen Fall durch Verwüstung des Landes, bis die Liven, um weiteren Schaden zu verhüten, den Frieden erneuerten. In Holm, wo die deutschen Fahrzeuge inzwischen Anker geworfen hatten, ließen sich fünfzig Liven taufen, am folgenden Tage hundert in Uexküll. Sie öffneten ihre Befestigungen den Priestern und fanden sich bereit, jedem Geistlichen zu seinem Unterhalt einen Scheffel Korn vom Acker zu liefern, auch verstanden sie sich dazu, um einen neuen Bischof zu bitten. Damit gaben sich die Kreuzfahrer zufrieden; sie segelten ab und nur ein Kauffahrer, sowie die Geistlichen blieben zurück. Aber kaum hatten sie die Düna verlassen, so stürzten sich die Neugetauften in den Fluß, um, wie zu Meinhards Zeiten, die Taufe abzuwaschen

1) Hermann von Wartberge S. R. Pr. II. 23.

und sie den Fremden in die Heimath nachzuschicken. Der Chronist führt uns den Gedankenkreis jener Halbwilden lebendig vor, wenn er erzählt, wie die Liven einen Baum auffinden, in welchen einer der Kreuzfahrer ein menschliches Antlitz geschlagen hatte. „Weil nun die Liven diesen für der Sachsen Gott hielten und glaubten, daß sie dadurch Ueberschwemmung und Pestilenz über sich brächten, so kochten sie dem Brauche gemäß einen Meth und zechten und erholten sich Raths, worauf sie den Kopf vom Baume abnahmen, Holz zusammenbanden, den Kopf darauflegten und, als wäre es der Gott der Sachsen, mit dem Christenglauben hinter denen, die wieder abzogen, nach Gothland übers Meer hinüberschickten."

Einen Monat lang hielten sie darauf Frieden. Dann aber überfielen sie die Brüder des Domstiftes zu Uexküll — das noch seit Meinhards Zeiten her bestand — beraubten sie ihrer Pferde, so daß sie ihre Aecker nicht bestellen konnten, plünderten die Häuser und nöthigten sie zur Flucht nach Holm. Dann fand um die Fastenzeit wiederum eine große Versammlung aller Liven statt und um ein Ende mit den Fremden zu machen, beschlossen sie, daß jeder Geistliche, der nach Ostern noch im Lande sei, den Göttern geopfert werden solle. Kein Priester wagte unter diesen Umständen zu bleiben, am 18. April 1199 hatten, wie man glaubte, alle das Land geräumt. Die zurückgebliebenen Kaufleute retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie die Häuptlinge durch Geschenke gewannen.

Damit hatte die Colonie aufgehört zu existiren. Sollte sie wiedererstehen, so mußte sich eine Persönlichkeit finden, welche mit größerer Energie als Meinhard und mit größerer Klugheit als Berthold die ungeheueren Schwierigkeiten zu überwinden verstand, welche sich hier der Gründung eines christlichen Staatswesens entgegenstellten.

Der Held und Staatsmann, der diese schwierige Aufgabe glänzend löste, war der dritte livländische Bischof, Albert. Man hat lange darüber gestritten, ob er ein Herr von Buxhowden oder von Appeldern gewesen ist. Wahrscheinlich hat er aber keinen dieser Namen geführt. Seine Mutter, eine Schwester des Erzbischofs Hartwich II. von Bremen, gehörte dem bremischen Adelsgeschlechte der Utlede an und war zweimal vermählt. Aus ihrer ersten Ehe mit einem Unbekannten stammen Albert, Rotmar und Hermann, aus ihrer zweiten Ehe mit einem Herrn von Appeldern Engelbert, Dietrich, Johann. Jedenfalls war er mit den angesehensten Herren des Landes, den Vögten von Stade, den Utlede, Blidersdorf, Haseldorp, Appeldern und Anderen verwandt. Als Neffe des Erzbischofs scheint er rasch auf der Staffel geistlicher Würden emporgestiegen zu sein. Er war Domherr der Kirche zu Bremen, als die Nachricht von Bertholds Tode in das Erzstift gelangte. Obgleich uns nichts über die früheren Erlebnisse Alberts überliefert wird, können wir uns doch an der Geschichte Erzbischof Hartwichs [1]) ein greifbares Bild der Eindrücke machen,

1) Dehio, G., Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission. Bd. 1—2. Berlin 1877. Eine vortreffliche Arbeit, für die livländische Geschichte jener Zeit das Beste, was darüber geschrieben worden ist.

die den jungen Domherrn zum Staatsmann erzogen. In der Zeit, von der wir reden, war es bereits üblich geworden, daß die Domherren ausschließlich dem hohen Adel Deutschlands angehörten. Sie bildeten den Beirath des Bischofs oder Erzbischofs und hatten es allmählich verstanden, einen sehr wesentlichen Antheil am Kirchenregiment auf das Domcapitel — so hieß ihre Genossenschaft — zu übertragen. Je stürmischer nun die Regierungszeit eines Bischofs war, um so höher stieg die Bedeutung des Capitels, das neben dem Recht der Bischofswahl bald auch die Berechtigung gewann, in Abwesenheit des Bischofs denselben zu vertreten und so die gesammte Verwaltung an sich zog. Nun war das Erzbisthum Bremen seit den Tagen jenes Erzbischofs Adalbert, der in der Geschichte Heinrich III. und Heinrich IV. eine so bedeutsame Rolle spielt, in die Bahnen einer weitblickenden Weltpolitik gelenkt worden. Scheiterte auch Adalberts Plan eines Patriarchats des Nordens, so läßt sich seit seinen Tagen kaum irgend eine bedeutende Action im nördlichen Europa nachweisen, deren Fäden sich nicht bis nach Bremen hin verfolgen ließen. Eine Tradition großer Gedanken, das war das Erbe, welches er seiner Kirche hinterließ. Nur sind von seinen Nachfolgern viele ihrer großen Aufgabe nicht gewachsen gewesen und zumal Erzbischof Hartwich war trotz seines hochfliegenden Ehrgeizes kein Staatsmann. Mit ihm begann für das Erzstift eine unselige friedlose Zeit, deren innerer Grund nächst der unstäten Persönlichkeit Hartwichs in dem Zwiespalt zwischen Staufern und Welfen gesucht werden muß. Hartwich trat mit dem zurückkehrenden Welfen in Verbindung, wurde in dem verwüstenden Parteikriege, der nun ausbrach, vertrieben, vom Domcapitel abgesetzt und ein anderer an seine Stelle gewählt. Als dann später die Geistlichkeit ihn wieder anerkannte, wollten die Laien nichts mehr von ihm wissen. Er gerieth in blutige Fehde mit Herzog Adolf von Holstein, und erst Kaiser Heinrich VI., der die ihm widerstrebenden Kräfte, die Einen durch die Anderen aufzuheben und in die von seinem Willen zugewiesenen Bahnen zu lenken verstand, stellte den Frieden wieder her. Im Frühjahr 1197 nahm Hartwich dann an jenem Kreuzzuge Theil, auf welchem das Hospital der Deutschen in Jerusalem durch Herzog Friedrich umgebildet wurde zum Deutschen Orden.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Bedeutung des Domcapitels nach allen Seiten hin steigen. Zweimal in kurzer Frist hatte es die gesammte Politik und Verwaltung des Erzstiftes in Händen gehabt und in schwerer Zeit lernen müssen, sich in Menschen und Verhältnisse zu schicken. Dies ist die Schule, die der junge Domherr durchgemacht hatte, den ein günstiges Geschick jetzt an die Spitze des nur noch in der Idee existirenden Bisthums Livland stellte.

Zweites Kapitel.

Bischof Albert.

Mit ganz ungewöhnlicher Energie und Umsicht schritt der etwa zu Anfang März 1199 geweihte Bischof ans Werk. Schon im Sommer dieses Jahres finden wir ihn in Gothland, wo er etwa fünfzig Männer mit dem Kreuz zur Livlandfahrt bezeichnete, von dort zog er zum Könige Kanut von Dänemark, zum Herzog Waldemar von Schleswig und zum Erzbischof Absalon von Lund. War Letzterer der mächtige Rival Bremens im Norden, so galt der Schleswiger für einen der unruhigsten Fürsten Norddeutschlands, während König Kanut jederzeit mit seiner Flotte den Hafen an der Trave sperren konnte. Alle drei sich geneigt zu erhalten, mußte für Albert von allergrößter Wichtigkeit sein. Hieß es doch gerade damals mit ganz besonderer Klugheit vorgehen, da der Kampf zwischen Welfen und Staufern neu entbrannt war, hier Philipp von Schwaben, dort Otto von Braunschweig das Losungswort war. Für Livland und die Zukunftspläne Alberts war es geradezu eine Lebensfrage, zu welchem von beiden er sich offen bekannte. Dadurch aber, daß Papst Innocenz III. sich für den Welfen entschieden hatte, wurde seine Situation ganz besonders heikel. Erst nachdem es ihm gelungen war, vom Papste eine Bulle zu erwirken, in welcher dieser die Gläubigen Sachsens und Westphalens aufforderte, zur Vergebung ihrer Sünden die Kirche in Livland gegen die Heiden zu schützen, trat er mit seiner Stellungnahme hervor. Es ist gewiß ein Beweis großer Selbständigkeit, daß er es jetzt, nachdem die Vorbedingungen zu einem gedeihlichen Anfange gesichert schienen, gewagt hat, das Weihnachtsfest in Magdeburg mit König Philipp zu feiern und zwar um so mehr, als hier der König und seine Gemahlin Irene zum ersten Male in den vollen königlichen Insignien auftraten, oder wie Walther von der Vogelweide sich ausdrückt, König Philipp trug hier „des riches zepter und die krône.“

Der Lohn freilich erfolgte erst später. König Philipp konnte jetzt nicht mehr bieten, als das Versprechen, die Güter der abwesenden Pilger in seinen Schutz zu nehmen. Auch das war immerhin etwas und es glückte Bischof Albert, gleich hier am königlichen Hoflager mehrere Ritter für die Livlandfahrt zu gewinnen. Wir sehen, wie umsichtig die Vorbereitungen getroffen waren. Im nächsten Frühjahr folgte der entscheidende Schritt. An der Spitze einer stattlichen Flotte von dreiundzwanzig Schiffen fuhr der Bischof etwa im April 1200 die Düna hinauf. Auch ihm traten die Liven feindlich gegenüber, aber es gelang ihm, mit nur geringen Verlusten den Zugang nach Uexküll zu forciren und dort einige Mönche zu befreien, die sich trotz aller Anfechtung bis dahin behauptet hatten. Einen dreitägigen Stillstand benutzte er, um sich in Holm festzusetzen, wo er jedoch von den wortbrüchigen Liven, denen es gelungen war, sich eines deutschen Schiffes zu bemächtigen, belagert wurde. Erst die nahenden Kreuzfahrer befreiten ihn und zwangen durch Verwüstung der Felder

die Liven zu einem Friedensschluß. Bischof Albert aber verstand es, sich dauernd Sicherheit zu schaffen. Dem treulosen Feinde gegenüber brauchte er List. Es gelang ihm, sich der Häuptlinge und Aeltesten der Dünaliven und Thoreider zu bemächtigen, die sich nun, erschreckt durch die große Zahl der inzwischen von der Dünamündung eingetroffenen Kreuzfahrer, unterwarfen und dreißig Knaben ihrer Vornehmsten als Geiseln stellten. Diese aber nahm Albert mit sich, als er im Herbst wieder nach Deutschland segelte.

Vorher war ein Plan in Angriff genommen worden, der für die Colonie von großer Bedeutung werden sollte. Das canonische Recht verordnet, daß Bischöfe nicht in Burgen oder in kleinen Orten ihren Sitz aufschlagen sollen. Nun gab es keine Städte im Lande. Die einheimische Bevölkerung saß theils in kleinen Befestigungen, theils in Dörfern; der frühere Bischofssitz Ikeskola entsprach seinem Zwecke nicht. Für tiefer gehende Fahrzeuge nicht erreichbar, mochte er wenig geeignet sein, eine größere Anzahl deutscher Ansiedler anzulocken. Wer des Handels wegen die Düna aufsuchte, brauchte einen der See näher gelegenen bequemen Hafen unterhalb des bei Ikeskola flachen und reißenden Stromes. Nun ließ sich in treffender Erkenntniß dieser Verhältnisse, sein Ziel einer dauernden Gründung klar vor Augen haltend, Bischof Albert von den Dünaliven einen Platz abtreten, der ihm zu einer Stadtgründung besonders geeignet schien. Er wählte dazu einen aus Bertholds Geschichte uns bereits bekannten Ort, den die Eingeborenen Rige nannten, und schickte ohne Verzug den Bruder Theodorich von Treyden, denselben, der uns zu Meinhards Zeiten entgegengetreten ist, nach Rom zu Papst Innocenz III., um die Vollmachten zu erwirken, welche ihm zur Ausführung seines Planes unentbehrlich schienen. Vor allem bedurfte er einer neuen Kreuzzugsbulle, da die Kreuzfahrer sich nur auf eine Reise zu verpflichten pflegten, dann mußte die deutsche Bevölkerung an einem Orte concentrirt werden, um einerseits den Handel dorthin zu lenken, andrerseits der unzuverlässigen Bevölkerung gegenüber einen festeren Halt zu haben. Innocenz ging bereitwillig auf Alberts Absichten ein, verlieh ihm die Bulle und verbot den Kaufleuten den Besuch des benachbarten Semgaller Hafens an der kurischen Aa, bei Strafe des Bannes. Inzwischen war Albert durch ganz Norddeutschland gezogen, überall das Kreuz predigend war es ihm gelungen, nicht nur ein zahlreiches Heer zu vereinigen, sondern auch Männer zu gewinnen, die sich bereit erklärten, und darauf kam es vor allem an, Lehnsleute des Bischofs zu werden und als solche dauernd in Livland zu bleiben. Er hatte verstanden die Ueberzeugung zu erwecken, daß es sich hier nicht mehr um Abenteuer handele, sondern um ein Unternehmen, das volle Aussicht auf Erfolg bot. Konrad von Meyendorf — sein Geschlecht blüht noch heute in Livland — und ein Edler Namens Daniel, zogen mit ihm, um mit Uexküll und Lennewarden belehnt zu werden. Sogleich nach seiner Rückkehr, im Sommer 1201, begann Albert mit dem Bau der Stadt. Das Flüßchen Riga, ein Nebenarm oder Nebenfluß der Düna, bildete oberhalb seiner Mündung am rechten Ufer der Düna ein so geräumiges Wasserbecken,

daß in demselben ein bequemer und sicherer Hafen angelegt werden konnte. Die sich daran schließende breite Ebene aber wurde, so weit es nöthig schien, mit einer Mauer umgeben, innerhalb welcher Albert sogleich den Bau des Bischofshauses und der bischöflichen Kathedrale, der Domkirche begann. Nicht in Uexküll sondern hier sollte das Domcapitel seinen Sitz haben. Da nun gleichzeitig der Grund zu vielen Privatbauten gelegt wurde, entstand mit kaum glaublicher Schnelligkeit hier in der Wüstenei eine Stadt — die Hauptstadt des zukünftigen deutschen Livlands — Riga.

Es mag ein reges Leben gewesen sein, das damals am Ufer der Düna sich regte. Die Kreuzfahrer, der Bischof mit seinem Gefolge von Geistlichen, die zahlreichen Steinmetzen und sonstigen Handwerker, die Kaufleute mit ihren Waaren, die ersten Schiffe im Hafen und andrerseits die staunenden und erschrockenen Liven, welche diesmal — zum ersten Mal seit der Aufsegelung Livlands — den beschworenen Frieden nicht zu brechen wagten. Und auch der Verkehr mit den Eingeborenen wurde von Albert in neue Bahnen gelenkt. Immer sein nächstes Ziel im Auge, einen festen Kern zu schaffen, von dem aus er die Colonie zum Staate erweitern könne, trug er kein Bedenken, Frieden und Bündniß mit den heidnischen Kuren und Littauern zu schließen, um in ihnen brauchbare Helfer im Kampfe mit den andern Völkerschaften zu gewinnen. So ging das denkwürdige Jahr 1201 zu Ende, auch der Winter schwand in rüstiger Arbeit, und froher Hoffnungen voll konnte Albert im Frühjahre 1202 nach Deutschland ziehen, um von dort her neue Arbeiter für sein großes Werk zu werben. Die Vorbereitungen dazu müssen schon früher von ihm getroffen worden sein, denn bald nach seiner Abreise langte in Riga sein Stiefbruder Engelbert von Appeldern an, ein Ordensgeistlicher aus Neumünster in Holstein und mit ihm die ersten Bürger, die sich zu dauernder Ansiedlung in Riga entschlossen hatten. Ihre Namen sind uns nicht überliefert worden, doch irrt man wohl nicht mit der Annahme, daß sie aus Hamburg und Bremen kamen, denn das Stadtwappen Rigas zeigt, wohl in Erinnerung an den Ursprung der städtischen Bürgerschaft, die Schlüssel Bremens und die Thürme Hamburgs. Ein Mittelpunkt für die gewerbtreibenden Klassen, ein Zufluchtsort in den Tagen der Noth, ein Hort für das Christenthum Livlands war damit geschaffen. Sollte die Colonie aber gedeihen, so mußte noch mehr geschehen. Um Livland zu erobern und es nicht nur vorübergehend zu schrecken, bedurfte es eines stehenden Heeres, oder — da dieser Begriff der Zeit unbekannt war — des Ersatzes für ein solches. Die rings feindselige Bevölkerung ließ sich nicht durch nur auf ein Jahr verpflichtete Pilger bewältigen. In dieser Erkenntniß hat dann Albert den Orden der Schwertbrüder gestiftet, den Sammelpunkt für den kriegerischen Adel Norddeutschlands, in Wahrheit das Schwert Livlands, das stets zum Schlagen bereit, nicht eher geruht hat, als bis es die Ziele Alberts nach der einen Richtung hin erreichte, bis Livland und Estland erobert waren und alle Völkerschaften, wenn auch widerwillig ihr Haupt dem Christenthume und der Cultur beugten. Zwar fand die Gründung

des Ordens in Alberts Abwesenheit statt, unzweifelhaft aber in seinem Auftrage und in seinem Geiste. Denn das ist das Charakteristische dieses livländischen Ritterordens, daß er, der im Allgemeinen nach dem Muster der Templer geformt wurde, im Gegensatz zu allen älteren Stiftungen dieser Art nicht direct dem Papste unterstellt wurde. Er war zu weltlichem und geistlichem Gehorsam dem Bischof von Livland verpflichtet und damit dem großen Staatsmanne eine Waffe in Händen gegeben, welche ihm in ganz anderer Weise dienen konnte als etwa die Vasallen und Ministerialen den geistlichen Herren im Mutterlande zu schlagfertiger Verfügung standen. Bischof Albert wollte kein störendes Element in den von ihm geplanten livländischen Einheitsstaat hineintragen, ging es nach ihm, so blieb der Orden auch in Zukunft, was er bei seiner Gründung gewesen war, lehnspflichtig dem Bischof, dem alleinigen Herrn des Landes. Wir greifen den Ereignissen voraus, wenn wir schon hier die Grundzüge der Verfassung und Verwaltung des Ordens, wie Papst Innocenz sie durch die Bulle vom 12. October 1204 bestätigte und wie sie im Laufe der weiteren Entwickelung sich ausbildete, zu formuliren versuchen.



Siegel des Meisters und der Brüder der Ritterschaft Christi in Livland.

Im damascirten Felde ein abwärts gekehrtes Schwert mit darüber schwebendem Kreuz. Umschrift: S(igillum) MAGISTRI (ET FR(atr)OR(um) · MILICIE CRI (Christi) · DE) LIVONIA †. An einer Urkunde vom Dezember 1225 im Rathsarchiv zu Riga. (Originalgröße.)

Vermöge der Lehnsherrlichkeit des Bischofs hatte der Orden durch sein Oberhaupt, den Meister, ihm den Huldigungseid zu leisten, ein Gelöbniß der Treue und des Gehorsams, das ihn zunächst zum Lehnsdienst verpflichtete. Es steht im Zusammenhange damit, daß der Orden der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs unterworfen war und zwar nicht nur in der Person des Meisters: sie erstreckte sich über alle Ordensbrüder, so wie über die Bewohner des vom Orden zu Lehen verliehenen oder zu verleihenden Landes; sämmtlich waren sie berechtigt, auch in weltlichen Dingen von der Entscheidung der Ordensrichter sich an den Bischof zu wenden.

So weit wäre das Verhältniß klar gewesen, wenn nicht der Bischof selbst zwei Oberherren gehabt hätte; einmal Kaiser und Reich, von denen er, wie wir sehen werden, Livland zu Lehen trug, dann den Papst, den höchsten Inhaber aller Gewalt nach den Anschauungen der Zeit. Zu Kaiser und Reich stand daher der Orden in der Stellung eines Aftervasallen, indem

zwischen ihn und das Reich der Bischof (in späterer Zeit die Bischöfe) als Reichsvasall und Lehnsherr trat.[1]) Weil nun trotzdem und vielleicht gerade deshalb der Papst sich als Oberherr des ganzen Landes gerirte, in der Folgezeit sogar Livland als das wahre Eigenthum des römischen Stuhles in Anspruch nahm, wurden alle strittigen Fragen, über welche der Orden sich mit seinem Lehnsherrn nicht einigen konnte, vor den Richterstuhl des Papstes gebracht und die Entscheidungen, welche dieser theils unmittelbar, theils durch seine Legaten traf, bildeten dann — wie richtig bemerkt worden ist — die Grundlage der ganzen politischen Gestaltung Livlands. Eine mehr als gewöhnliche Entsagung von Seiten des Ordens wäre es gewesen, wenn er die ihm durch diese eigenthümliche Stellung gebotene Handhabe nicht zur Erweiterung seiner Macht auf Kosten der Bischöflichen benutzt hätte. Daß er es mit Erfolg thun konnte, dazu trug wesentlich seine vortreffliche innere Organisation bei.

Die Mitglieder des Ordens zerfielen in drei Klassen: Ritterbrüder, Priesterbrüder und dienende Brüder und leisteten die vier Ordensgelübde des Gehorsams, der Keuschheit, der Armuth und des Kampfes wider die Ungläubigen. (Das letztgenannte Gelübde galt natürlich für die Priesterbrüder nicht.) An der Spitze des Ganzen stand der Ordensmeister, der von den Ordensbrüdern aus der Zahl der Ordensritter gewählt wurde und wahrscheinlich keiner besonderen Bestätigung bedurfte. Seine Residenz war Riga. Alle Brüder waren ihm Gehorsam schuldig und nur in bestimmten wichtigeren Angelegenheiten war er verpflichtet, die Versammlung der Brüder, das Ordenskapitel, zu berufen, ohne daß er jedoch an den Rath desselben gebunden gewesen wäre. Im Kriege war er Oberbefehlshaber des gesammten christlichen Heeres, wobei jedoch das Aufgebot consequenter Weise nicht von ihm, sondern vom Bischofe auszugehen hatte. In späterer Zeit traten dann als oberste Ordensbeamte dem Meister die Comture zur Seite, welche in Livland ebenfalls den Titel Meister, magister führten. Es gab ihrer fünf, in Reval, Fellin, Wenden, Segewold und Ascheraden, eine Reihenfolge, die wahrscheinlich auch ihre Rangordnung bezeichnet. Am frühsten erwähnt werden die Meister von Wenden und Segewold. Neben ihnen werden dann Vögte, advocati, erwähnt, die wir uns jedoch nicht in Analogie mit dem deutschen Orden als Vorsteher kleinerer Ordensburgen zu denken haben, sondern als Beamte, die neben ihrem militärischen Character hauptsächlich als Steuerbeamte des Ordens fungirten und größeren Gebieten vorstanden.

Genannt werden vier, die Vögte von Harrien, Jerwen, Sakala und Oesel.

Im Allgemeinen galt für jeden Ritterbruder, daß er ritterbürtig sein mußte. Sie trugen einen langen, oben ausgeschnittenen weißen Rock, um die Schulter den sie speciell auszeichnenden weißen Mantel, auf dem ein rothes Kreuz und unter diesem ein mit der Spitze nach unten gerichtetes rothes

---

1) Vgl. Bunge: Der Orden der Schwertbrüder, dessen Stiftung, Verfassung und Auflösung. Lpz. 1875.

Schwert angebracht war.[1]) Wir müssen sie uns in Kriegszeiten beritten, schwergepanzert, mit Schild, Schwert, Lanze und wohl auch Keule bewaffnet denken. Direct unter ihnen standen die dienenden Brüder, die in die angesehenere Gruppe der Brüder Wapener oder Knappen und in die der Brüder Handwerker (zu denen auch die Schmiede, Köche, Bäcker, Hausdiener und dergl. zu rechnen sind) zerfielen. Die Brüder beider Gruppen durften nicht ritterbürtig sein, mußten dagegen den Nachweis freier Geburt liefern können. Die Wapener, in dunklem Waffenkittel, leichter Rüstung, mit Armbrust und Schwert bewaffnet, auch sie mit Schwert und Kreuz als Abzeichen des Ordens, bildeten auf Heereszügen die Vorhut, auch war ihnen das Gepäck und die Pferde der Ritter anvertraut.

Endlich sind noch die Priesterbrüder hervorzuheben, welche auf den Ordensschlössern und Häusern, im Felde und wo sonst es nöthig war bei den Mitgliedern des Ordens — die z. B. nur ihnen beichten durften — ihres Amtes warteten. Die Ritterbürtigkeit war bei ihnen nicht erforderlich, wohl aber zulässig. Das Ordenskleid, welches sie aus der Hand des Meisters empfingen, bestand aus einem engen, geschlossenen weißen Rocke mit dem rothen Kreuz. Mit diesen drei Gruppen ist der engere Kreis des Ordens geschlossen; sie alle unterlagen der gleichen Regel und man thäte sehr Unrecht, sich ihr Leben als leicht und üppig vorzustellen. Die strenge Regel der Templer wurde beobachtet und erst in den letzten Zeiten des Schwertbrüderordens ist Uebermuth und Genußsucht auch hier zur Herrschaft gelangt. Auch darf man nicht glauben, daß ganz besonders angesehene Leute den Bestand der Ritterbrüder des Ordens bildeten. Seine Anfänge waren geringe und äußerst dürftig ist die Zahl der uns erhaltenen Namen von Ordensbrüdern. Selbst die beiden Meister kennen wir nur dem Vornamen nach, außerdem sind uns die Namen von neun Ordensbeamten, fünfzehn Ritterbrüdern und drei Priesterbrüdern erhalten, von keinem derselben können wir die Zugehörigkeit zu einem bekannten ritterbürtigen Geschlecht nachweisen. Daß der Orden und in wetteifernder Entwickelung mit ihm die neugegründete Stadt Riga so rasch aufblühte, ist vor allem der Thätigkeit Bischof Alberts zu danken, der Krieger und Bürger ins Land zog und die geistlichen Congregationen der Cistercienser und Prämonstratenser herbeirief, die bei Bekehrung der Bevölkerung und in Urbarmachung und Cultivirung des Bodens sich unsterbliche Verdienste erwarben. Der Dom in Riga, das Kloster in Dünamünde[2]) wurden die Ausgangspunkte zahlreicher

---

1) Letzteres ist eine Ueberlieferung. Daß die Ordensbrüder außer dem Kreuz der Templer noch ein anderes Abzeichen zum Zeichen ihrer Unabhängigkeit von Letzteren zu tragen berechtigt seien, hat Papst Innocenz III. erst durch Bulle vom 20. October 1210 festgesetzt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß erst von da ab das Schwert als besonderes Merkmal eingeführt wurde.

2) Schon vor 1204 ist Bischof Albert für Errichtung eines Cistercienserklosters thätig gewesen. 1205 begann der Klosterbau in Dünamünde, zum Abt wurde Theodorich eingesetzt. 1208 fand der Einzug des Mönchsconventes ins Klostergebäude statt.

Kirchen, Pfarren und Klöster, die an dem Werke des Bischofs rüstig mit Hand anlegten. Noch ungeschrieben ist die Geschichte der Verdienste, welche sich namentlich die Cistercienser als Baumeister der ältesten Kirchen Livlands erworben haben, die noch heute in ihren Ruinen oder unter der erdrückenden Last späterer An- und Umbauten ein Bild bewunderungswürdiger Technik und großartigen Sinnes zeigen.

Jede der zahlreichen Fahrten des Bischofs nach Deutschland aber trug zur Festigung seines Staates bei. Ihm gebührt der Ruhm, die Kreuzzugsbewegung von den damals bereits wenig Aussicht auf dauernden Erfolg bietenden Palästinazügen nach Nordosten gelenkt zu haben. Dafür ging es auch mit der Eroberung des Landes und mit der Bekehrung der Heiden in ganz anderem Schritt vorwärts wie unter seinen Vorgängern. Nur waren es nicht mehr die Liven allein, welche in den Gesichtskreis der deutschen Colonie an der Düna fielen. Es hatte sich bereits gezeigt, daß, wer hier dauernd Fuß fassen wollte, die Völkerschaften des ganzen Küstengebietes von der Memel zur Narowa im Kampf bestehen und unterwerfen mußte.

Hier halten wir einen Augenblick inne, um uns in großen Zügen Sitze und ethnographische Sonderheiten der einzelnen Volksparcellen, die hier ansässig waren, zu vergegenwärtigen.

Von Samland, der Heimath des Bernsteinhandels, bis nach Lüserort in der Nähe von Domesnäs saßen die Kuren. Sie hatten den unbedeutenden Stamm der Wenden verjagt und nahmen außer dem Küstenstrich noch das Gebiet der Windau und Abau im heutigen Kurland ein. An sie schlossen sich die ihnen stammverwandten Liven, die ebenfalls von der Küste von Lüserort ab den Rigaschen Meerbusen nach Norden hinauf bis über die Salismündung hin umspannten, das Gebiet der livländischen Aa tief landeinwärts hinein, wahrscheinlich bis Ronneburg, einnahmen und dazu am linken Ufer der Düna und die kurische Aa aufwärts ihre Sitze hatten. Dieses Gebiet zerfiel in vier Landschaften: Thoreida, Metsepole, Idumea und das „Land neben der Düna.“

Oestlich von den Liven von Idumea und an den Grenzgebieten mit ihnen vermengt wohnten die Letten bis tief in das heutige Gouvernement Witebsk hinein, am linken Ufer der mittleren Düna die Selen und östlich von den Kuren, sowie südlich von den Liven die Semgaller. An diese schlossen sich dann weiter im Süden und Osten die Littauer. Den ganzen Norden bewohnten wie heut zu Tage in Nordlivland und Estland, so wie auf den anliegenden Inseln zu compacter Masse geeinigt, die Esten.[1] Wenig zahlreich waren Schweden im estnischen Gebiete versprengt, während, wie wir bereits sahen, am rechten Ufer der Düna bis zur Grenze der Liven hin russischer Einfluß sich ausgebreitet hatte.

Jedes dieser Völker sprach seine Sprache oder wenigstens seinen eigenthümlich ausgebildeten Dialect und wich in Kleidung und Sitte von seinen

---

1) Wir können an dieser Stelle selbstverständlich nur die allgemeinen Umrisse geben. Die Grenzgebiete und die landschaftlichen Scheidungen sind fast überall controvers.

Nachbarn ab, wenn auch das gleiche Niveau der Bildung bei fast gleichen climatischen und materiellen Verhältnissen überall ähnliche Lebensformen und Anschauungen hervorgerufen hatte. Die Hauptgegensätze lassen sich dahin feststellen, daß die lettisch-littauischen Völker (Letten, Selen, Semgaller) ausschließlich Ackerbau, Jagd und Viehzucht trieben, während die Stämme finnischen Blutes (Kuren, Oeseler, Liven und Esten) Fischer und Seefahrer, oder was in jener Zeit dasselbe ist, Seeräuber waren. Während wir nun auf Letten, Selen und Semgaller ohne größeren Irrthum die religiösen Vorstellungen übertragen dürfen, welche wir bei den Littauern kennen gelernt haben — einen Naturdienst, welchem bei aller Vielgötterei die Vorstellung von einer obersten Gottheit nicht ganz verloren gegangen war — tritt uns bei jenen finnischen Stämmen eine ganze Schaar von Halbgöttern entgegen, während die Idee der Gottheit als solcher nicht zu rechter Klarheit durchgedrungen ist. Beiden Gruppen war die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode eigen; auch abgesehen von der Ueberlieferung unserer Quellen, lassen die Resultate der Ausgrabungen darüber keinen Zweifel. Sowohl Verbrennen als Begraben der Leichen kam bei beiden Volksgruppen vor. Als wesentlicher Unterschied in ihrem religiösen Leben ist ein dem Schamanenthum verwandtes Zauberwesen bei den finnischen Stämmen hervorzuheben, während bei den lettisch-littauischen besondere Priester nicht hervortraten.

Auch feste Formen staatlichen Lebens lassen sich nicht nachweisen. Keiner der Stämme hat es zu einer monarchischen Einheit gebracht. Das Stammgebiet zerfällt überall in größere oder kleinere Landschaften, deren Zusammenhang zwar unläugbar ist, aber fester Organisation entbehrt. Innerhalb der Landschaften finden wir zahlreiche Häuptlinge, welche sich als Herrenstand auffassen ließen, wenn wir mit Sicherheit eine Erblichkeit dieser Stellung nachweisen könnten. Nach dem heutigen Stande unserer Kenntniß scheint letzteres nur in Ausnahmefällen, nicht in der Regel vorgekommen zu sein.

Die Bevölkerung wohnte in offenen Dörfern oder in Höfen, fand jedoch in Kriegszeiten Schutz in den zahlreichen Holzburgen des Landes, die, auf Hügeln errichtet, mit ihren Vorwerken bei der rohen Kriegskunst dieser Völkerschaften einen Schutz bieten konnten, bis die Kriegsfurie vorübergebraust war. Denn die Kriege hatten hier durchweg den Charakter von Beute- und Rachezügen, die, plötzlich über eine Landschaft einbrechend, ebenso rasch vorüberzogen. Wenn es galt, solch einen gemeinsamen Zug zu unternehmen, traten Häuptlinge und streitbare Männer zu gemeinsamer Berathung zusammen. Dann wurde der anerkannt Tapferste, wir wissen nicht unter welchen Förmlichkeiten, zum Oberhaupte gewählt und ohne vorhergehende Kriegserklärung ging durch Tag und Nacht, zu Fuß und zu Pferde der Zug in das Gebiet der überraschten Feinde. Dort fiel man über die Dörfer her, plünderte, raubte und mordete und kehrte beutebeladen in die Heimath zurück. War die Kunde von dem drohenden Einfall rechtzeitig laut geworden, so fand man die Dörfer leer. Die Bewohner waren in die Burgen oder in das Dunkel der Wälder geflüchtet.

Dann brannte man die Ansiedelungen nieder und suchte durch Martern von den Unglücklichen, deren man sich hatte bemächtigen können, die Stellen zu erkunden, an denen die Flüchtlinge sich selbst und ihre Habe verborgen hielten. Der Marterpfahl spielte auch hier seine unheimliche Rolle und wie bei den wilden Völkerschaften der Jetztzeit sehen wir auch hier unmenschlicher Grausamkeit fast übermenschliche Standhaftigkeit entgegengesetzt. Ein Beispiel mag diese Kriegsführung illustriren.

Im Jahre 1215 unternahmen die Esten zweier Landschaften einen Einfall in das Land der Letten. Es gelang ihnen, den Häuptling der Burg Trikaten, Thalebald zu greifen, der sein Versteck unvorsichtiger Weise zu früh verlassen hatte. „Und sie haben ihn," erzählt die Chronik, „lebendig grausam am Feuer gebrannt und ihn mit dem Tode bedroht, wenn er ihnen nicht all sein Geld weise. Und er wies ihnen 50 Oseringe. Sie aber haben ihn nicht minder gebrannt. Da sagte er: ‚zeige ich euch auch all mein Geld und das meiner Söhne, so brennt ihr mich doch', und wollte ihnen weiter keins angeben. Darum haben sie ihn wieder ans Feuer gelegt und wie einen Fisch gebraten, bis er den Geist aufgab und starb." Schrecklich aber war nun die Rache, welche die Söhne des Gemarterten nahmen. Sie sammelten ein lettisches Heer und verwüsteten nun ihrerseits das estnische Gebiet, verbrannten Burgen und Dörfer, spürten jedes Versteck auf und es gab keine noch so dunkle Wildniß, die ihnen verborgen geblieben wäre. In vier rasch auf einander folgenden Raubzügen tödteten sie jeden Mann, dessen sie habhaft werden konnten, führten Frauen und Kinder in die Knechtschaft, trieben Pferde und Rinder fort und ruhten nicht eher, als bis sie selbst über hundert Mann theils lebendig verbrannt, theils „mit unterschiedlichen anderen Qualen" zu Tode gemartert hatten. Auf dem letzten Zuge, den sie unternahmen, fanden sie, daß weder Menschen noch Speisevorräthe mehr vorhanden waren.

Das Schlimmste dabei war jedoch nicht der einzelne Fall, sondern die Verewigung des Kriegszustandes, der, nur durch kurze Friedensschlüsse unterbrochen, dem Charakter der Bevölkerung jenen Stempel harter Verschlagenheit und bodenloser Treulosigkeit aufprägte, der eine friedliche Entwickelung zu Cultur und Gesittung ganz unmöglich machte. Hier konnte nur die gewaltsame Unterdrückung durch einen Stärkeren Frieden schaffen.

Die ersten, welche sich der größeren sittlichen und materiellen Macht der Deutschen beugen mußten, waren die Liven. Schon zu Ende des Jahres 1206 waren sie alle der deutschen Herrschaft unterworfen und getauft; der angesehenste ihrer Häuptlinge, Kaupo, war zum entschiedenen Freunde der Deutschen geworden, seit ihn Theodorich im Auftrage Alberts nach Rom mitgenommen und dem Papste Innocenz III. vorgestellt hatte. Wie sollte der Barbar auf der Reise durch Deutschland sich der Erkenntniß verschließen, daß seine Stammesgenossen ohnmächtig seien gegenüber der unerschöpflichen Kraft, welche ihm hier an Städten, Burgen und streitbaren Männern entgegentrat. Und vollends da er die Alpen überschritt, die Wunder des Südens kennen

lernte, Rom, die ewige Stadt, und den Stellvertreter Gottes auf Erden sehen, ja sogar mit ihm reden durfte. Huldvoll nahm Innocenz den Livenhäuptling auf, er küßte ihn als den ersten Gläubigen seines Stammes, ließ sich von den Liven und den benachbarten Völkern erzählen und entließ ihn endlich mit einem Geschenk von hundert Goldstücken und einer kostbaren Bibel, die Papst Gregor — wir wissen nicht welcher — eigenhändig geschrieben habe. Das waren Eindrücke, welche sich nicht mehr verwischen ließen und Bischof Albert sorgte, daß zahlreiche Landeseingeborene in Deutschland die Culturwelt kennen lernten, deren Sendlinge ihnen in der Heimath entgegentraten. Sie wurden dann rüstige Mitarbeiter an seinem Werke. Und endlich gelang es dem Bischof, auch die staatsrechtliche Stellung Livlands zu sichern. Im Jahre 1207 war er wieder nach Deutschland gezogen. König Philipp war zwar noch nicht mit dem Papste versöhnt, aber alle Anzeichen wiesen auf eine baldige Ausgleichung des Streites; da wagte es Albert, wiederum an den königlichen Hof zu ziehen und am 1. April 1207 erhielt er Livland von Philipp zu Lehen und wurde somit des deutschen Reiches Fürst.

Als er nach Riga zurückkehrte, empfing ihn frohe Botschaft; auch die Wenden und ein Theil der Letten hatten sich unterworfen und der Boden schien nun zu weiteren Unternehmungen nach Osten, Süden und Norden wohl vorbereitet. Mit Hülfe der eingetroffenen Pilgrime wurden die Mauern Rigas so weit erhöht, daß ein feindlicher Angriff keine Besorgnisse zu erregen brauchte und durch Bestallung von Priestern und Errichtung von Kirchen ward dafür Sorge getragen, daß das junge Christenthum in den neu errungenen Gebieten auch Wurzel fassen könne.

Noch aber mußte eine wichtige Angelegenheit geordnet werden. Der Orden, der — wie Heinrich von Lettland sagt — vom Herrn täglich gemehrt wurde an Rittern und Knechten, verlangte den Lohn seiner Arbeit und zwar den dritten Theil des eroberten wie des noch zu erobernden Landes. Nur ungern kann Bischof Albert sich dazu verstanden haben. Es war der erste Bruch mit dem bis dahin so stetig durchgeführten Plan, keinen anderen Herrn in Livland neben sich zu dulden. Den ersten Theil der Bitte mußte er jedoch gewähren, den zweiten schlug er ab unter dem Vorwande, nicht vergeben zu können, was ihm nicht gehörte. Meister Wenno begnügte sich damit und wählte das Land jenseit der Koiwa — so hieß die livländische Aa damals — und in guter Eintracht schritt man zur Ausführung der weiteren Kriegspläne Alberts. Die Russen, an welchen der Widerstand der Liven bis in die jüngste Zeit hinein eine stets willige, aber nie mit genügender Energie durchgeführte Unterstützung gefunden hatte, wurden aus Kukenois an der Düna verjagt und der Fürst Wissenwald (Wsewolod) von Gercike gezwungen, das ihm bisher tributpflichtige Gebiet der Letten und Liven abzutreten und sein eigenes Land als Fahnenlehen aus der Hand des Bischofs entgegenzunehmen. Damit waren zu Ende des Jahres 1208 die Russen aus ihrem vorgeschobenen Posten an der Düna verdrängt. Dieser Feind, der wegen seines ungeheuren Hinterlandes

und seiner größeren kriegerischen Schulung der gefährlichste zu sein schien, hatte sich am wenigsten widerstandsfähig erwiesen. Dazu gab es noch andere Erfolge aufzuzählen. Ein Heer raubender Littauer, die nach ihrer Art wie hungrige Wölfe ins Land gefallen und bis über die Koiwa hinaus geraubt und gebrandschatzt hatten, wurde auf der Rückkehr geschlagen, und auch im Süden faßte Albert festen Fuß, als es ihm gelang, die Hauptburg der Selen zu erobern. Auch hier erhob sich darauf wie überall an geeigneten Punkten in überraschend kurzer Zeit eine Ritterburg, deren für Jahrhunderte erbaute Mauern Schutz und Halt für künftige Zeiten boten. Die günstigsten Aussichten schienen sich der Colonie zu bieten, da wurde das Land durch die Kunde erschreckt, daß der Meister des Schwertbrüderordens, Wenno, im bischöflichen Schlosse zu Riga ermordet worden sei. Ein wahnsinniger oder wahnsinnig-leidenschaftlicher Ordensbruder hatte ihn mit der Axt erschlagen. Was half es, daß man den Mörder aufs Rad flechten ließ? Die blutige That war geschehen und der Wechsel im Meisteramte, der nun eintrat, war für Bischof Albert kein glücklicher. Der Nachfolger Wennos, Volquin, faßte seine Stellung ganz anders auf als dieser. Sein Ehrgeiz scheint dahin gegangen zu sein, den Orden möglichst selbständig zu stellen, als Gleicher wollte er neben dem Gleichen stehen, nicht in dem Bischofe seinen Herrn erkennen müssen. Wenn auch nach außen hin die Eintracht gewahrt blieb, der principielle Gegensatz der klar blickenden und zäh an ihrem Ziele festhaltenden Männer führte bald zu so unleidlichen Verhältnissen, daß sie im Herbst 1210 sich beide nach Rom begaben, dort die Entscheidung des Papstes einzuholen. Papst Innocenz aber fällte eine Entscheidung, die allen Betheiligten unerwartet kam. Auch ihn lockte der jungfräuliche Boden Livlands, das noch keine Vergangenheit von überkommenen Rechten, Vorurtheilen und Gewohnheiten hinter sich liegen hatte, um hier ein neues Gebilde ins Leben zu rufen. Nicht aber einen Einheitsstaat unter der Oberhoheit eines mächtigen Bischofs oder gar Erzbischofs wollte er dulden, sondern hier im entlegensten Winkel der katholischen Christenheit die Hebel anlegen zur Beseitigung der ihm so oft in seinen Plänen hindernd entgegengetretenen Metropolitangewalt. Eine Reihe geistlicher Herrschaften, die nur im Stuhle Petri ihr Oberhaupt anerkannten, war sein Ziel, und wenn er dem Bischof von Riga die Befugniß ertheilte, „in den überseeischen Landen, welche Gott durch die livländische Kirche dem christlichen Glauben unterwerfen würde, gleich wie ein Erzbischof Bischöfe zu wählen und zu weihen," so war damit nicht eine oberherrliche Stellung des Rigaer Bisthums begründet worden, sondern es wurde dadurch nur — und das ist später in noch präciserer Weise geschehen — die Oberherrlichkeit, welche das Erzstift Bremen bisher beansprucht und ausgeübt hatte, erst in Frage gestellt und darnach einfach ignorirt und negirt.[1]) Nur war aber Innocenz entschlossen, Riga nicht Bremens Nachfolgerin

1) Diese Hypothese ist zum ersten Mal von Dehio in seiner Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen in überzeugender Weise klar gelegt worden.

werden zu lassen. Die Ausdehnung über das Land der Liven und Letten hinaus sollte dem Bischof von Riga verboten, jenseit dieser Grenzlinie dem Orden der Boden zu einer selbständigen Territorialmacht überlassen werden, in welcher von Riga unabhängige Bischöfe sitzen sollten und endlich im nördlichen Estland ein Bisthum entstehen, das weder zu Riga noch zum Orden in irgend welcher Beziehung stand. Hielten, was ja möglich war, alle diese Mächte sich das Gleichgewicht, so konnte, allgewaltig über ihnen stehend, der Papst als alleiniger Herr gebieten. Dann war thatsächlich zum ersten Male in einem geistlichen Staatskörper die Idee der Metropolitangewalt durchbrochen und was in Livland geschehen war, konnte in Deutschland, oder wo sonst immer zum Vorbild dienen. Gewiß ein Plan, der des hochstrebenden und fernblickenden Geistes eines Innocenz nicht unwürdig war.

Nun wird man nicht mit Sicherheit sagen können, daß gerade dies die Erwägungen waren, die ihn zu der berühmten Entscheidung vom 20. October 1210 führten, welche trotz aller Wandelungen das Fundament der späteren livländischen Conföderation bildet. Papst Innocenz liebte es nicht, wie sonst in der päpstlichen Canzlei üblich war, seinen Bullen in den Einleitungssätzen gewissermaßen das Programm seiner Action voraus zu schicken. Er will in seinen Thaten beurtheilt sein und da tritt die Hypothese in ihr Recht. Bei dem größten Staatsmanne des Mittelalters wird man große Pläne vermuthen dürfen.

Es lohnt wohl den vollen Wortlaut dieser Urkunde herzusetzen:

Innocentius Bischof, Knecht der Knechte Gottes, seinem geliebten Bruder Albert dem Bischof von Riga, Gruß und apostolischen Segen.

Da zwischen Dir und den Brüdern der Ritterschaft Christi über das Loos der Länder, die durch die Gnade des heiligen Geistes jüngst zur Ausübung des christlichen Glaubens bekehrt worden sind, in unserer Gegenwart Verhandlungen gepflogen und die Streitfragen geprüft wurden, seid ihr schließlich durch unsere Vermittelung zu der nachfolgenden Einigung gelangt: daß nämlich die Brüder selbst den dritten Theil dieser Länder, Lettlands nämlich und Livlands, vom Bischof von Riga zu Lehen tragen, ihm dafür keine weltlichen Dienste leisten, außer daß sie die Vertheidigung der Kirche und der Provinz gegen die Heiden für ewige Zeiten zu übernehmen haben und ihr jedesmaliger Meister dem Bischof von Riga dafür Obödienz (d. h. geistlichen Gehorsam) geloben wird. Die Brüder aber und die Cleriker, welche sie geistlich bedienen, sollen ihm (dem Bischof) weder den Zehnten, noch die Erstlinge, noch auch Spenden und Stuhlgeld entrichten; die Bauern des (Ordens)landes geben von den ihnen zukommenden Einkünften ihren Kirchen den Zehnten und wenn nicht der Bischof aus zwingenden und vernünftigen Gründen freiwillig darauf verzichtet, soll ihm hiervon der vierte Theil (es ist die übliche quarta decimarum) zufallen. Es sollen aber die Brüder und ihre Nachkommen das Recht haben, im Fall der Vacanz jener Kirchen dem Bischof von Riga geeignete Personen zu präsentiren, die er in seiner Pflicht als Seelsorger zu bestätigen keinen Anstand nehmen wird. Wenn ferner Du oder einer Deiner Nachfolger für

nöthig hält sie zu visitiren, sollen sie euch einmal jährlich in ihrem Hause (d. h. in dem Ordensschloß) mit zwanzig Gespannen verpflegen; in den Pfarrkirchen aber werden sie zweimal im Jahre Sorge tragen euch aufzunehmen.

Von den Ländern aber, welche mit Gottes Hülfe die genannten Brüder außerhalb Livlands oder Lettlands noch erwerben werden, sollen sie dem Bischof von Riga keinerlei Rechenschaft schuldig sein und er sie auf keinerlei Weise wegen derselben beschweren. Sie haben sich mit den dort einzusetzenden Bischöfen in billiger Weise zu vergleichen, oder aber einzuhalten, was der apostolische Stuhl darüber anzuordnen für geboten erachten wird. Und indem sie die Regel der Templer einhalten, sollen sie auf dem Gewande ein anderes Abzeichen tragen, um darzuthun, daß sie ihnen keineswegs unterthan sind. Das Begräbniß für sich, ihr Gesinde, so wie für diejenigen, welche bei ihnen bestattet werden wollen, sollen sie frei haben und nur den Kirchen, welche die Leichen aufnehmen, die canonische Gebühr entrichten. In Billigung dieser Vereinbarung haben wir sie mit apostolischer Autorität bekräftigt und mit dem Schutz dieses Schreibens versehen. Folgen die üblichen Schlußformeln.

Eine zweite, an demselben Tage ausgefertigte Bulle fast wörtlich gleichen Inhalts wurde dem Meister Volquin eingehändigt und am 20. Januar folgenden Jahres bestätigte auch Kaiser Otto dem Orden seine jetzt nach allen Seiten hin rechtlich gesicherten Besitzungen.

Voll trüber Ahnungen mag Albert im Frühjahre 1211 den Weg nach Livland zurückgelegt haben. Ein Stärkerer war ihm in den Weg getreten und hatte ihn von seinen Bahnen abgelenkt. Durfte er hoffen, trotzdem sein Ziel zu erreichen? Zunächst gestalteten sich für ihn die Verhältnisse ungünstig. Schon vor seiner Reise nach Rom hatte er sich mit dem Abt Theodorich von Dünamünde dahin geeinigt, ihn zum Bischof von Estland zu weihen. [1]) Die Weihe wurde jetzt vollzogen unter Assistenz der Bischöfe von Verden, Paderborn und Ratzeburg. Theodorichs Sitz sollte Leal, sein Bisthum ganz allgemein das Estenland sein. Nun waren aber erst Saccala und Ugannien, die südlichsten Landschaften des Estenlandes westlich und östlich vom Wirzjärw, erobert, vom Orden, doch unter thätiger Beihülfe des Bischofs. Volquin verlangte unter Berufung auf jene Entscheidung von 1210 für diese Gebiete einen neuen Bischof, eine Bitte, welcher der Papst nach einigem Zögern nachgab. Die Einsetzung des neuen Bischofs aber übertrug er nicht Albert, sondern dem Erzbischof von Lund, also einer völlig fremden Macht, die mit Livland nichts zu schaffen hatte. Gleichzeitig aber bestätigte Innocenz auch Theodorich von Leal und räumte ihm Machtbefugnisse ein, welche ihn dem Bischofe von Riga völlig gleichstellten und namentlich festsetzten, daß auch der Bischof von Estland fortan keinem Metropoliten unterstellt sein solle. Er übersah dabei, daß er dasselbe Gebiet zweien übertrug, denn das Bisthum Estland, das Theodorich, oder wie er auch genannt wird, Dietrich haben sollte und jenes Bisthum Saccala

1) Das ergiebt sich aus der Urkunde Kaiser Otto's vom 27. Januar 1211.

und Ugaunien, das von Lund her besetzt werden sollte, waren eins und dasselbe. Damit war Unklarheit und Hader in die livländischen Verhältnisse hineingetragen und das um so mehr, als den Geistlichen der Diöcese Lund auch ein Art Schutzrecht über den Orden übertragen wurde. Auch eine Romfahrt, die Albert und Theodorich im Jahre 1215 zum großen Lateranconcil unternahmen, schuf nur nothdürftig Ordnung. Die schon 1213 vorläufig angeordnete Unabhängigkeit der livländischen Kirche vom Erzstift Bremen wurde auch hier nicht definitiv festgestellt, dagegen der Plan eines Bisthums Saccala und Ugaunien aufgegeben und in nicht näher festgesetzter Weise auch das Verhältniß zwischen den Bischöfen und dem Orden geregelt. Darüber ist dann Papst Innocenz gestorben. Nicht eben zum Segen Livlands war er den Plänen Alberts entgegengetreten und ganz besonders verhängnißvoll sollte der Vorschub werden, welchen er der Dänenmacht leistete, die nun auf längere Zeit bestimmend in die Geschicke Livlands eingriff. Auch die Politik König Friedrich II. hat hier der Entwickelung Livlands ein schwer zu überwindendes Hinderniß in den Weg gelegt. Auf einem Hoftage zu Metz, im Januar 1215, war von ihm jene Abtretungsurkunde ausgefertigt worden, durch welche er das Land jenseit Elbe und Elde dem Könige Waldemar von Dänemark für immer cedirte, ein Gebiet, das die Städte Hamburg und Lübek mit umschloß. Behält man dabei im Auge, daß gerade damals Hamburg gegenüber dem von innerem Hader zerissenen Bremen das Metropolitanrecht über den Osten des Reichs geltend zu machen versuchte, daß Livland von Rechts wegen unter Bremen stand und, wenn Hamburg mit seinen Ansprüchen durchdrang, unter der dänischen Metropole zu stehen kam, daß Lübek der Ausgangspunkt aller livländischen Kreuzfahrer war, so erhellt sogleich, von welch' ungeheurer Bedeutung diese Cession König Friedrichs auch für Livland sein mußte. Schon seit einer Reihe von Jahren und zwar wie die Verhältnisse es mit sich brachten, zunächst in Betreff der estnischen Verhältnisse, hatte der dänische Einfluß begonnen sich in Livland fühlbar zu machen.

Den Anfang zur Unterwerfung der Esten hatte im Jahre 1208 der Orden im Verein mit den bekehrten Letten gemacht, die jetzt für die jahrelange Mißhandlung Rache nahmen, welche sie von den Estenstämmen erduldet hatten Bischof Albert hatte sich diesem Unternehmen gegenüber, wir können heute nicht recht erkennen aus welchen Gründen, für's Erste ablehnend verhalten. Für die bischöflichen Letten und Liven hatte er einen Stillstand mit den Esten geschlossen und sich an dem Zuge nicht betheiligt, der unter der Führung Bertholds von Wenden — der die Stellung eines Provinzialmeisters einnahm — sich gegen Ugaunien wandte. Erst ein Angriff der mit aufständischen Liven verbündeten Kuren auf Riga vereinigte die livländischen Machthaber wieder zu gemeinsamer Action. Es hatte sich zu deutlich gezeigt, daß ihre Interessen schließlich doch in der Hauptsache die gleichen waren. So finden wir bald danach die Ordensbrüder mit der Mannschaft des Bischofs in siegreichem Kampfe vor der Burg Odenpäh in Ugaunien und noch mehr mag eine Niederlage, welche die Esten ihnen an der Ymer beibrachten, sie ver-

bunden haben. Es ist ein Zeichen des steigenden Bedürfnisses nach festem Zusammenhalten, daß man damals einem Ordensbruder Rudolf die Führung einer Gesandtschaft zum Fürsten von Polozk übertrug, die zu einem Frieden und zum Abschluß eines für Riga günstigen Handelsvertrages führte, aber insofern als Erfolg der Russen bezeichnet werden muß, als das Recht des Fürsten, von den Liven einen jährlichen Tribut zu erhalten, förmlich anerkannt wurde. So nach Osten hin gesichert, fanden die Deutschen Zeit, in einem Winterfeldzuge den Uebermuth der Strandbewohner nördlich von der Salis zu züchtigen und im März 1211 durch die Eroberung von Fellin in der Landschaft Saccala — die nur fälschlich so lange Zeit für unterworfen gegolten hatte — festen Fuß zu fassen. Noch aber mußten ein Jahr lang die Landschaften Ugaunien und Jerwen verwüstet werden, bevor sich die Esten zu einem dreijährigen Waffenstillstand bequemten, der alles Land bis zur Pala den Deutschen in die Hände lieferte.

Leider wurde der so in Sicht stehende Friede durch die Schuld des Ordens wieder in Frage gestellt. Die Brüder in Wenden geriethen in Streit mit des Bischofs lettischen Unterthanen; noch einmal — es ist das letzte Mal — fand ein Bündniß der Letten und Liven, erst wider den Orden, dann wieder alle Deutschen statt. Als eine zur Ausgleichung der Streitigkeiten berufene Versammlung die rechten Mittel nicht fand, mußte das Schwert entscheiden. Aus den Mitteln, welche in Anwendung kamen, können wir uns eine Vorstellung von der Größe der Gefahr machen, welche die Deutschen bedrohte. Der Vogt des Schlosses in Lennewarden setzte alle Aeltesten der Liven seines Bezirkes gefangen, in Schloß Holm wurde die noch von Bischof Meinhards Zeiten her stehende Befestigung niedergerissen, die Burg Treiden in Brand gesteckt und als das nicht half und es eine Zeit lang schien, als hätten Liven und Letten die völlige Vernichtung der deutschen Colonie im Sinn, fand ein regelrechter Krieg statt, der, wie nicht anders möglich war, mit der Wiederunterwerfung der Aufständischen endigte. Ihre Burgen mußten sich ergeben und die Capitulation von Sattesele brachte die letzte Entscheidung. Als Zeichen vollständiger Unterwerfung verlangte Bischof Albert Geiseln und — was als besonders merkwürdig betont werden muß — die Erneuerung des Taufsacramentes für die vom Christenthum Abgefallenen. Als endlich die Ruhe hergestellt war, benutzte der Bischof sie dazu, im Gebiete von Treiden eine neue Burg zu errichten, Fredeland, dessen festes Gemäuer ein Zeugniß und eine Bürgschaft des Friedens im Lande sein sollte.

Unter diesen schwierigen äußeren und inneren Verhältnissen war die Frist der Waffenruhe mit den Esten abgelaufen. Das Jahr 1215 brachte die Erneuerung des Krieges. Ein Zug der Deutschen nach Rotala (im nordwestlichen Estland) schreckte das ganze Estenland aus seiner Ruhe auf. Ein combinirter Angriff der Oeseler auf Riga und der Esten auf das nördliche Livland wurde zurückgeschlagen und nun folgten von beiden Seiten Raubzüge, grausamer und verheerender als alle früheren. Endlich schien die Widerstandskraft der Esten

gebrochen. Ugaunien bat um den Glauben der Christen, Saccala folgte nach, Rotala, das allein noch Widerstand leistete, wurde zur Taufe gezwungen, selbst in den Strandprovinzen der Wiek begann das Christenthum Boden zu gewinnen. Zu Ende des Jahres 1216 waren die Deutschen überall im Uebergewicht.

Nun aber kam der Rückschlag. Die überraschenden Fortschritte der Deutschen riefen die Russen auf den Kampfplatz. Wladimir von Pskow erhob Ansprüche auf Ugaunien und belagerte die Burg Odenpäh und da zugleich ein durch Zuzug aus Oesel und Estland verstärktes Heer der Nowgoroder ins Land rückte, mußte die Feste im Februar 1217 capituliren. Saccala und Ugaunien gingen damit wieder verloren und Theodorich, der Bruder Bischof Alberts, mußte als Geisel nach Nowgorod ziehen. Groß war der Jubel der Esten. Wieder stand ganz Saccala in Flammen des Aufruhrs, wieder flog Lembito, der Häuptling von Leole, der schon die Seele des vorigen Aufstandes gewesen war, von Dorf zu Dorf, den Rachekrieg gegen die Deutschen zu predigen. Nach Nowgorod gingen reiche Geschenke der Esten, um die mächtige Freistadt zu hülfreicher Unterstützung zu bewegen. Es war ein Glück für die Deutschen, daß der Fürst gerade auf einer Expedition nach Halitsch begriffen war. Sein Stellvertreter Swjätoslaw Mstislawitsch versprach zwar Hülfe, war jedoch nicht zu sofortigem Losschlagen vorbereitet. Die Esten aber hatten die Geduld nicht, ihn zu erwarten.

Schon zu Anfang des Herbstes 1217 stehen sie 6000 Mann stark an der Pala. Doch auch die Deutschen wußten, daß sie keinen Augenblick zu verlieren hatten. Es war Bischof Albert, der wieder rechtzeitig nach Deutschland gezogen war, gelungen, einen dänischen Vasallen, den Grafen Albert von Holstein, mit zehn seiner Mannen zur Annahme des Kreuzes zu bewegen, Meister Volquin hatte seine Ritter aufgeboten, zwei streitbare geistliche Herren, der Abt Bernhard von Dünamünde, — ein Herr von der Lippe, der sein an wilden Abenteuern reiches Leben in Livland im geistlichen Gewande zu sühnen dachte — und der Stiftspropst von Riga, Johannes, dazu die leichten Truppen der Liven und Letten waren wohlgerüstet erschienen, um den Kampf mit den Esten noch vor Eintreffen der Russen aufzunehmen. In Saccala, eine kurze Tagereise vor Fellin, waren sie zusammengetroffen. 3000 Mann stark, erreichten sie Abends die Burg, in der sie nächtigten. Am anderen Morgen wurde in der Frühe das Hochamt celebrirt und frischen Muthes zogen sie den Feinden entgegen. So kam es am Matthеustage (21. September) 1217 zu einer vielgefeierten Schlacht jenseit Fellin, in der Lembito einerseits und der alte Kaupo andererseits den Heldentod fanden. Jeder von ihnen in wahrlich guter Sache. Die Tapferkeit und die bessere Rüstung des christlichen Heeres aber trug den Sieg über die doppelte Zahl der Feinde davon und die Frucht desselben war die Wiedergewinnung von Saccala. Ohne die Theilnahme des holsteiner Grafen, der gern Oesel unterworfen hätte, wurden darauf die Seelandschaften gewonnen, sogar Jerwen, der eigentliche Kern Estlands, schickte Gesandte und unterwarf sich der rigaischen Kirche.

Ugaunien aber blieb frei, die Saccaler hatten sich nur widerwillig dem Zwange gebeugt, der Norden und Nordosten war thatsächlich unabhängig und drohend zog sich von Osten her über den Häuptern der Deutschen eine schwere Wolke zusammen, der Angriff, zu dem die Russen nunmehr zwei Jahre lang mit aller Macht rüsteten.

Achtzehn Jahre waren verflossen, seit Bischof Albert den fast verlorenen Posten an der Düna wieder betreten hatte. Achtzehn Jahre fast ununterbrochener Kämpfe [1]) und athemloser Anspannung aller physischen und geistigen Kräfte für ihn und die Seinen. Aber wie ganz hatte sich auch in dieser Zeit der Charakter und das Aussehen des Landes verändert. Die Wälder begannen sich zu lichten, die Aecker waren bebaut, fahrbare Straßen verbanden die wichtigsten Punkte des Landes. Die Burgen der feindlichen Häuptlinge waren theils gebrochen, theils durch deutsche Festen ersetzt, die den Lauf der Flüsse entlang oder wo sonst ein militärisch wichtiger Mittelpunkt sich bot, in fester Umarmung das Land einschlossen. Gleich bei der Einfahrt in die Düna sah man das gemauerte Kloster Dünamünde, an welches etwas später eine Burg sich lehnte. Dann folgte Riga, die stolzeste Schöpfung Alberts und weiter aufwärts Holm, Uexküll, Lennewarden, Kokenhusen, lauter feste Schlösser mit Thürmen und Zinnen, mit Wall und Graben, Vorrathskammern, Waffen und reisigen Knechten wohl versehen. Das Gebiet der Koiwa aber wurde durch die Schlösser Segewold, Fredeland und Wenden beherrscht, letzteres nächst dem St. Jürgenshof in Riga der Hauptsitz des Ordens, schon von einem Städtchen umgeben und Ausgangspunkt der meisten Unternehmungen der Schwertbrüder. Weiter nach Norden hin aber lag die Burg Fellin, in der damals noch Ordensbrüder und Esten gemeinsam saßen. In diesem Gebiete nun herrschten Bischof und Orden inmitten einer dem Christenthum gewonnenen Bevölkerung von sehr fragwürdiger Zuverlässigkeit, wie der letzte Aufstand bewiesen hatte und wie schon aus der Thatsache folgt, daß es damals noch keinen erwachsenen Liven oder Letten geben konnte, der nicht in seiner Jugend die Opferstätten der heidnischen Götter besucht hätte. Man mag den Einfluß christlicher Cultur noch so hoch anschlagen, und er hatte auch thatsächlich schon damals einen völligen Umschwung im materiellen und geistigen Leben der Eingeborenen hervorgerufen, es blieben doch immer Wilde, denen die Gewähr des Rechts und der Wahrheit in den äußeren Erfolgen ihrer Vertreter lag. Wenn ein Wandel eintrat, Niederlagen statt der Siege der Deutschen, so war das weitere Bestehen der Colonie sonder Zweifel in Frage gestellt. Denn das Eine darf nicht vergessen werden, die Zahl der festen deutschen Ansiedler war doch noch sehr gering im Vergleich zu jener fluctuirenden Bevölkerung von Kreuzfahrern, Abenteurern und Kaufherren, die Jahr für Jahr mit dem Frühling ins Land zogen, um im Herbst oder besten Falls im nächsten Frühjahr wieder heimzukehren. Sobald dieser Zuzug

1) Hier konnten natürlich nur die Hauptsachen hervorgehoben werden.

wegblieb, der Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande unterbrochen wurde, war Gefahr im Verzuge. Trat unter solchen Verhältnissen noch ein Angriff von außen hinzu, etwa von Seiten des russischen Ostens, so war das Häuflein der Deutschen — so müßte man wenigstens annehmen — unwiederbringlich verloren.

Das Jahr 1218 brachte diesen Moment äußerster Gefahr. In Bremen war endlich die Ruhe nothdürftig wieder hergestellt worden, und Erzbischof Gerhard stellte sogleich wieder an Livland das Ansinnen, sich ihm unterzuordnen. Um seiner Forderung Nachdruck zu geben, sperrte er den Kreuzfahrern den Hafen von Lübeck. Man denke sich die Lage Livlands. Gerade jetzt von Deutschland abgeschnitten, da der große Angriff der Russen bereits signalisirt war, das Kreuzzugsjahr Alberts von Holstein ein Ende gefunden hatte, und das ganze Land nach den letzten großen Kämpfen in Erschöpfung dalag. Die Klagen des livländischen Bischofs gegen Bremen konnten im günstigsten Falle zu spät von Erfolg gekrönt werden, so rasch wie es nothwendig gewesen wäre, hier eine günstige Wendung herbeizuführen, lag ganz außerhalb des Bereiches der Möglichkeit.

Bischof Albert konnte sich diesen Erwägungen nicht verschließen und griff in der Noth zu dem letzten verzweifelten Mittel, das ihm blieb, Hülfe zu suchen bei dem Dänenkönige, dem ehrgeizigen ländergierigen Waldemar, der schon längst ein Auge auf Livland geworfen hatte. Schon 1206 hatte er einen ersten Angriff auf Oesel unternommen. Es war ihm auch gelungen, festen Fuß auf der Insel zu fassen und eine Burg zu errichten; da aber Niemand sich fand, der hier bleiben wollte auf die Gefahr hin, den Angriffen der Heiden zu trotzen, ließ der König selbst die Burg wieder anzünden und kehrte so, ohne irgend Wesentliches erreicht zu haben, nach Dänemark zurück. So hatte sich gleich zu Anfang die Untüchtigkeit der Dänen zu colonisatorischer Thätigkeit gezeigt, aber Waldemar ließ sich trotzdem nicht abschrecken. Die beiden Prälaten, welche ihn nach Oesel begleitet hatten, Erzbischof Andreas von Lund und der Kanzler Nicolaus von Schleswig, wurden nach Riga geschickt, wo sie, — höchst anspruchsvoll in ihrem Auftreten — den Winter von 1206 auf 1207 verbrachten. Drei Jahre darauf wurde Andreas zum päpstlichen Legaten für diese heidnischen Gebiete ernannt und seine Kirche angewiesen, in den Streitigkeiten zwischen Albert und Volquin als Schiedsrichter aufzutreten. Selbstverständlich hatte bei allen diesen Dingen König Waldemar die Hand mit im Spiele; nur daß die deutschen Angelegenheiten ihn noch allzusehr in Anspruch nahmen, hatte ihn davon abgehalten, seine kriegerischen Pläne gegen Livland zur Ausführung zu bringen. Jetzt aber war er frei; seine Stellung war mächtiger als je vorher; was konnte ihm da gelegener kommen, als das Hülfsgesuch des livländischen Bischofs? Je hülfsbedürftiger dieser war, um so besser, denn um so theurer konnte die Hülfe verkauft werden.

So erschien bekümmerten Gemüthes mit den beiden anderen Bischöfen der Colonie, dem seit sieben Jahren auf sein Bisthum wartenden Theodorich von Estland und Bernhard von Dünamünde, der eben zum Bischof des Semgaller-

landes geweiht war, Bischof Albert auf dem glänzenden Hoftage, der am 24. Juni 1218 in Schleswig versammelt war. König Waldemar wollte seinen Erstgeborenen hier krönen lassen. Fünfzehn Bischöfe, drei Herzöge, drei Grafen umgaben den Königsthron, vor dem Albert seine Bitte vortragen mußte. Waldemar hörte ihn scheinbar gnädig an. Er versprach zu Ehren der Mutter Gottes und zu seiner Sünden Vergebung die folgenden Jahre mit Heeresmacht nach Estland zu ziehen, aber Albert müßte sich dagegen verpflichten, im Namen der Deutschen auf die Gebiete zu verzichten, welche der König erobern würde.[1]) Daß aber der Angriff des Königs sich auf die noch nicht unterworfenen estnischen Gebiete richten werde, ist wohl ohne Zweifel abgemacht worden. Er bot also fürs Erste nicht mehr als Ablenkung der estnischen Kriegsmacht von Orden und Bischof, nicht eine direkte Unterstützung. Dabei aber konnte dem Könige der Gedanke nicht fern liegen, sobald die Verhältnisse es gestatteten, den Weg von Estland aus über Livland nach Südwesten zu finden und so den Kranz der Ostseeländer in seiner Hand zu vereinigen.

Inzwischen waren die Dinge in Livland ihren Lauf gegangen und es hatte sich gezeigt, daß Bischof Albert sein Opfer ganz unnöthiger Weise gebracht hatte, er hatte seine Livländer unterschätzt. Die kleine Schaar der zurückgebliebenen Helden war stark genug gewesen, dem übermächtigen Feinde Stand zu halten. Bis vor die Thore Wendens freilich waren die 16,000 Russen gedrungen, aber sie konnten die hartnäckig vertheidigte Burg nicht nehmen. Von den Deutschen verfolgt mußten sie abziehen. Mord und Verwüstung des Landes war die einzige Frucht ihres Zuges, keine Saat zu einer dauernden Gründung war für die Zukunft gelegt worden. Als vollends mit dem Frühjahr 1219 der Herzog Albert von Sachsen mit einem starken Kreuzheere herankam und nun auch die Esten nochmals die Schärfe des deutschen Schwertes spüren mußten, war jede dänische Hülfe unnütz geworden. Nur ließ das einmal Geschehene sich nicht rückgängig machen, die Dänen kamen und damit begann eine unheilvolle Entwickelung für Livland.

Mit einer mächtigen Flotte landete König Waldemar „in der Bucht der westlichen Spitze der Landschaft Reval, dort wo die Küste sich nach Süden wendet.“[2]) Da stand, an der Stelle des heutigen Reval, eine Estenburg Lindanissa. Sie wurde niedergerissen und sogleich der Grund zu einer Dänenburg gelegt. Die Esten der angrenzenden Landschaften hatten inzwischen mit Macht gerüstet; doch stellten sie sich Anfangs friedlich, sandten ihre Aeltesten in das Lager des Königs, nahmen die reichen ihnen gebotenen Geschenke an und ließen sich taufen. Man konnte sich der Hoffnung hingeben, daß ein Widerstand der Nationalen überhaupt nicht stattfinden werde. Aber am dritten Tage, als die Dänen sich eben von ihrer Abendmahlzeit erhoben hatten, stürzten

---

1) U. B. XLI. a., unsere einzige Quelle über diese Abtretung. Vgl. Hausmann, Ringen der Deutschen und Dänen. S. 16 Anm. 1.

2) Vgl. Brevern: Liber census Daniae, pag. 96.

in fünf Heerhaufen die Esten über sie her und es begann nun ein wilder erbitterter Kampf. Erst das glückliche Eingreifen des Fürsten Witzlaw von Rügen entschied zu Gunsten der Christen. Eine furchtbare Niederlage der Esten bezeichnete den Ausgang des blutigen Tages, der noch heute in der Erinnerung der Dänen fortlebt. An ihn knüpft sich die Sage vom Danebrog, der rothen Fahne mit dem weißen Kreuz, die im Augenblicke der Noth vom Himmel fiel, um den Dänen zum Siege vorzuleuchten. Das weiße Kreuz im rothen Felde trägt aber heute das Reichspanier Dänemarks und das Wappen — der Stadt Reval. Es scheint nun, daß, als König Waldemar nach Beendigung des Burgbaues im Herbste fortzog, er als Besatzung derselben seine deutschen Mannen zurückließ. Nächst ihnen als Leiter der weiteren Unternehmungen Erzbischof Andreas und Wescelin, den der König und seine Bischöfe an Stelle des von den Esten erschlagenen Theodorich zum Bischof von Estland erhoben hatten. Im Laufe eines Jahres gelang es ihnen, die Landschaft Revele und einen Theil von Harrien zu unterwerfen. Bischof Albert hatte sich mittlerweile abwartend verhalten und seine Kräfte vornehmlich der Christianisirung Semgallens zugewandt. Da führten die weitgehenden Ansprüche Waldemars zu einem Conflikt zwischen Dänen und Deutschen. Der König behauptete nämlich, daß Kraft des Vertrages von Schleswig auch Saccala und Ugaunien, sowie die westlichen Strandprovinzen ihm gebührten. Sowohl der Orden als Bischof Albert wollten von der unbilligen Forderung nichts wissen. Nur das noch nicht eroberte Estland sei Waldemar überlassen worden, nicht mehr aber auch nicht weniger. Sind wir nun auch leider nicht in der Lage, an dem Wortlaut der Vertragsurkunde selbst das Recht beider Theile zu prüfen, so ist doch zweifellos, daß die Ansprüche der Dänen in schroffstem Gegensatze zu dem standen, was sie selbst auf estnischem Grund und Boden zu leisten vermochten. Die eigentliche Eroberung Estlands ging nicht von ihnen, sondern vom Orden aus, der das ganze freie Gebiet, das zwischen dem kleinen Territorium der Dänen und den anerkannt deutschen Landen lag, sich in einer Reihe glücklicher Feldzüge unterwarf. Die Dänen hatten den Erfolgen der Deutschen zugeschaut, ohne den geringsten Widerspruch zu erheben. Jetzt plötzlich wurden sie vom regsten Missionseifer ergriffen. Erzbischof Andreas schickte in die von Deutschen eingenommenen Gebiete nicht nur Priester, sondern sogar Laien, um möglichst rasch zu taufen. Wer bereits aus deutscher Hand die Taufe empfangen hatte, wurde im besten Falle hart bedroht, häufig aber grausam gezüchtigt, ein Aeltester sogar gehenkt. Es kam so zu einem förmlichen Treibjagen um die Seelen der Esten, oder vielmehr um die Frage, ob Dänen oder Deutsche taufen sollten. Davon hing nach den Anschauungen der Zeit die Zugehörigkeit zu dem einen oder zu dem andern Staate ab. Es kam aber noch ein neues Moment des Conflikts hinzu. Bischof Albert hatte zum Nachfolger des erschlagenen Theodorich seinen Bruder Hermann ernannt, während, wie wir sahen, Waldemar schon seinen Caplan Wescolin zum Estenbischof gemacht hatte. Als nun die Deutschen nicht nachgeben wollten,

griff Waldemar zu dem erprobten Mittel, die Ostseehäfen zu sperren und dem neuen Bischof Waldemar den Weg nach Livland zu verlegen. Zwei ziemlich „gewundene" Bullen, welche Albert von Papst Honorius erwirkt hatte, ließ er unberücksichtigt, ja er verstand vom Papste die Anerkennung seines Candidaten als Bischof von Reval zu erwirken [1]), es war für die Curie wichtig, den mächtigen Dänenkönig bei guter Laune zu erhalten.

Im Sommer 1220 erschien dann König Waldemar zum zweiten Mal in Estland und citirte sogleich Bischof Albert und den Orden vor sich. Albert erschien nicht, er war übers Meer gezogen, dort Hülfe zu suchen, wohl aber kam Volquin, der sich in schlimmer Selbstsucht nicht scheute, dafür, daß Saccala und Ugaunien seiner Ritterschaft überlassen wurden, den König als Oberherrn des übrigen Estland anzuerkennen, an dem die Bischöfe Albert und Hermann keinen Theil haben sollten. Alle Schritte, welche Albert that, um dieses verrätherische Abkommen zu nichte zu machen, waren vergeblich. Schon in Lübeck war er nur mit Mühe den Nachstellungen der ihm auflauernden Dänen entronnen, in Rom fand er nirgend Gehör und auch am kaiserlichen Hofe gab es nur Achselzucken und schöne Worte. Friedrich, der eben zum Kaiser gekrönt war, rieth mit den Dänen und mit den Russen Frieden zu halten, bis ein fester Ueberbau die junge Pflanzung decke. Man kann die hülflose Lage des von Allen verlassenen Bischofs nicht besser zeichnen, als mit den Worten des Chronisten: „und da der Bischof keinen Trost empfing, weder vom heiligen Vater noch vom Kaiser, so kehrte er zurück nach Deutschland. Und es däuchte ihn auf guter Männer Rath vortheilhafter, den König von Dänemark anzugehen, als daß die livländische Kirche arge Gefahr liefe. Denn den Lübeckern verbot der König von Dänemark, den Pilgrimmen nach Livland Schiffe zu stellen, bis er den Bischof zu seiner Zustimmung vermocht hätte. Daher ging zuletzt derselbe hochwürdige Bischof mit seinem Bruder, dem Bischof Hermann, den genannten König von Dänemark an und hat sowohl Livland als Estland in seine Botmäßigkeit überlassen, jedoch nur, wenn die Prälaten seiner Convente, wie auch seine Mannen und die Rigaschen alle mit Liven und Letten zu dieser Bestimmung ihre Einwilligung geben würden."

Also nicht das halbe oder ganze Estland, ganz Livland und Estland nannte der König sein. Es war ihm durch Hinterlist und Gewalt gelungen, thatsächlich die ganze deutsche Colonie zu erwerben. Aber dieser Höhepunkt dänischer Macht bezeichnet zugleich den überraschend schnell eintretenden Niedergang. Als Albert in Riga eintraf, wollte Niemand etwas von einer Unterwerfung unter Dänemark hören. Der dänische Vogt, den Waldemar nach Riga schickte, mußte in Schanden wieder abziehen; lieber wolle man das Land verlassen und in die Heimath zurückwandern, von der man ausgegangen sei, als dem Dänenkönige

1) Vgl. Urk. v. 19. März 1220. Man wird wohl berechtigt sein anzunehmen, daß damals die Anfänge einer städtischen Siedelung sich an die Dänenburg Reval schlossen.

dienen. Im Sommer 1221 kam es sogar zu einer Verschwörung, in welcher die Stadt Riga und die Liven und Letten sich zusammenthaten, um den Orden zum Aufgeben seiner dänenfreundlichen Politik zu zwingen. Wenn es dem Orden auch gelang, durch rechtzeitige Gefangennahme der Aeltesten der Liven den Bund zu sprengen, war es doch für ihn wie namentlich für Dänemark eine nicht mißzuverstehende Aeußerung der Stimmung des Landes. Die Noth, in welche gleichzeitig Erzbischof Andreas gerieth, half dann den unmöglichen Vertrag stürzen. Die Flotte der Oeseler war vor der Burg Reval erschienen und das hatte genügt, Revaler, Harrier und Wirländer zum Abfall zu bewegen. Mit äußerster Mühe erwehrte sich der Erzbischof ihrer zwei Wochen lang. Schließlich befreite ihn ein glückliches Ungefähr. Vier Schiffe, welche auf der Höhe von Reval erschienen, wurden von den Esten für die Vorhut König Waldemars gehalten; die Oeseler eilten zu ihren Fahrzeugen und segelten ab. So ward Reval zwar frei, aber zu deutlich hatte Erzbischof Andreas sich von seiner Ohnmacht überzeugen müssen. Kam es jetzt zwischen ihm und den deutschen Livländern zum Bruch, so konnte darüber die ganze dänische Niederlassung zu Grunde gehen. So schickte er Boten nach Riga und gegen das Versprechen, Livland zur vorigen Freiheit zurückzuführen, schlossen Deutsche und Dänen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Heiden und Russen. Im Sommer 1222 entschloß sich auch König Waldemar diesen Vertrag zu ratificiren. Bischof Albert, Meister Volquin mit mehreren Rittern, dazu Abgeordnete der Liven „und Andere" waren in Oesel vor dem Könige erschienen, um einmüthig, wie sie von allen Bewohnern Livlands angewiesen waren, der Abtretung Livlands zu widersprechen. Nach Berathung mit seinen Räthen gab Waldemar Livland frei; auch ihm war das Bündniß mit den Deutschen wichtig. Als sie ihm und den Seinen immerdar getreue Hülfe zu leisten versprachen, schieden beide Theile in Frieden. Als Bürgen des geschlossenen Friedens blieben auf Bitten des Königs in der neu aufgeführten Dänenburg auf Oesel der Bruder Alberts, Dietrich, und einige Ordensritter zurück. Dann segelte Waldemar heim. Auch den Ordensbrüdern ging der Vortheil verloren, den sie aus der heimtückischen Politik des Königs gezogen hatten. Blieben ihnen auch die weltlichen Hoheitsrechte in Saccala und Ugaunien, so mußten sie die geistlichen wieder dem Bischof von Livland überlassen. Der König aber verlor bald danach alle seine Erwerbungen in Folge des großen Estenaufstandes von 1223.

Von Oesel aus ward das Signal dazu gegeben. Die neue Dänenburg mußte nach kurzer Zeit capituliren und die Nachricht von diesem Erfolge setzte sogleich das ganze Estland in Flammen. Harrien, Jerwen, Wirland machten sich frei und bald ergriff die Empörung auch die deutschen Landschaften. Am 29. Januar 1223, einem Sonntage, wurde die Ordensburg Fellin überrumpelt. Ganz Saccala erhob sich wie ein Mann und in Dorpat und Odenpäh, wo seit 1220 ebenfalls Ordensburgen standen, kam der Aufstand augenblicklich zum Ausbruch, als blutige Schwerter den Eingeborenen als Zeugniß der Erfolge

ihrer Landsleute zugesandt wurden. Dann riefen estnische Gesandte die Russen aus Nowgorod und Pleskau herbei, Dorpat, Fellin und die anderen Burgen wurden ihnen übergeben, und die großartigsten Vorbereitungen zum Widerstande getroffen.

Es war ein gewaltiger Anlauf der Esten wider die Fremden, des Heidenthums gegen den verhaßten christlichen Glauben. Da wurden die Weiber wieder aufgenommen, von welchen sie auf das Gebot der christlichen Priester sich hatten scheiden müssen, die Todten aus den christlichen Kirchhöfen gescharrt, daß man sie nach alter Sitte verbrenne, alles Christliche von Haus und Hof sorgfältig abgewaschen. Es war wie zu Meinhards Zeiten: sie warfen den Christennamen aus allen ihren Grenzen. Und in Riga erklärten die Gesandten der Saccaler, sie wollten Frieden halten, nie aber das Christenthum annehmen, so lange noch ein Knabe ein Jahr alt, oder eine Elle hoch im Lande sei. Als dann im Winter von 1222 auf 1223 die gesammte Macht der Esten vor der Burg Reval erschien, da hatte es den Anschein, als solle die Dänenherrschaft für immer ihr Ende in Livland finden. Von König Waldemar, der zunächst berufen war als Retter zu erscheinen, war aber bald keine Hülfe mehr zu erwarten. Am 7. Mai 1223 hatte einer seiner Vasallen, Graf Heinrich der Schwarze von Schwerin, ihn gefangen genommen, und es trat jetzt klar zu Tage, daß die mächtige Persönlichkeit des Königs, nicht die innere Kraft der Nation, Dänemark an die Spitze der nordischen Staaten Europas geführt hatte. Auch für Deutschland war die nun eintretende plötzliche Lähmung der Dänenmacht von höchster Tragweite. Die deutsche Großmacht an der Ostsee ist wesentlich doch von dieser Zeit her zu datiren, denn die Städte, aus denen der Bund der Hanseaten erwuchs, erhielten erst jetzt Luft zu freier Entwickelung und drei Jahre nach der kühnen That des Grafen von Schwerin faßte der deutsche Orden in Preußen festen Fuß.

Nirgends aber machte sich der Umschwung rascher fühlbar als in Livland. Trotz aller Gefahr, die der Estenaufstand und die Russennoth brachten, konnte es nun keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß der Sieg den Deutschen zufallen müsse. Die Verbindung mit Deutschland war wiederhergestellt und damit Livland gerettet.

König Waldemar aber saß inzwischen im Königsloch zu Schloß Dannenberg in der Haft des deutschen Grafen, der, auf sein Fehderecht trotzend, von der gelungenen Gewaltthat für sich sowohl wie für das Reich den möglichsten Nutzen zu ziehen wußte. Der gefangene König ist übrigens in seinem Kerker nicht ohne Zusammenhang mit der Außenwelt geblieben. Uns wird mehrfach von Besuchen berichtet, welche er, meist zum Zweck von Verhandlungen, die seine eventuelle Freilassung betrafen, empfangen hat. Da muß auch die Kunde von den Ereignissen in Livland an sein Ohr gedrungen sein. Wie der schreckliche Estenaufstand am schwersten die dänischen Besitzungen im nördlichen Estland betroffen hatte, wie zwar des Königs Statthalter, der tapfere Bischof Tuvo von Ripen, die Belagerer Revals zurückgeschlagen hatte, aber alles Land

rings umher in den Händen der Aufständischen war. Auch hat es dem Könige Waldemar sicher nicht Freude bereitet, daß ein großes Kreuzheer jetzt gerade die Macht der erst kürzlich von ihm gedemüthigten Deutschen verstärkte. Mit sehr gemischten Empfindungen mußte ihn die Nachricht berühren, daß der alte Hader zwischen Bischof und Orden im Augenblicke der Gefahr verschwunden war; daß sie beschlossen hatten Estland gemeinsam wiederzuerobern und den Bischöfen Albert und Hermann das gleiche Recht an dem wiederzuerobernden Lande zugestanden war. Meister Volquin mit seinen Rittern, unterstützt von den Landmeistern von Segewold und Wenden, die wohlgerüstete Schaar der Kreuzfahrer, der rigasche Dompropst Johannes mit Liven und Letten, sie alle waren ins Feld gezogen, hatten den Feind an der Ymer aufs Haupt geschlagen und endlich nach vierzehntägiger Belagerung, am 15. August 1223, auch das feste Fellin genommen, das von der russischen Besatzung im Verein mit den Esten aufs Hartnäckigste vertheidigt wurde. Es charakterisirt die Stimmung der Sieger aufs Schärfste, daß nach der Erstürmung die Esten begnadigt, die Russen aber vor den Thoren der Burg aufgeknüpft wurden. Nachdem es den Deutschen noch gelungen war eine zweite Burg an der Pala zu brechen, mußte die ganze Landschaft Saccala sich vor ihnen beugen. Dann war den Aufständischen noch einmal Hülfe gekommen. 20,000 Russen, die der Bruder des Großfürsten von Susdal, Jaroslaw, anführte, waren auf den Ruf der Esten erschienen, hatten Dorpat und Odenpäh — das „Bärenhaupt" der russischen Chroniken — besetzt und sich dann nach Süden gegen die Deutschen gewandt, die, nun zurückgedrängt, daran denken mußten den eigenen Heerd zu schützen. Auf Bitten der Oeseler aber, denen ganz besonders an Vernichtung der Machtstellung Dänemarks lag, machten sie plötzlich Kehrt, um Revals feste Mauern niederzulegen. Vier Wochen lang lagen sie vor der Burg; aber alle ihre Angriffe wurden abgeschlagen, und im October mußten sie, mit Schanden — wie der Chronist sagt — abziehen, ohne hier im Norden mehr erreicht zu haben, als Verwüstung und Plünderung des Landes. Dagegen war die Besetzung von Ugannien, namentlich aber von Dorpat und Odenpäh, ein Ereigniß von größter Tragweite. Gelang es den Russen sich hier zu behaupten, so mußte über kurz oder lang das ganze Gebiet bis zur Düna in ihre Hände fallen. Von russischer Seite aber waren alle Anstalten getroffen, um dieses Gebiet für immer dem deutschen Einflusse zu entziehen. Die Nowgoroder hatten Dorpat und was sonst ihnen auf estnischem Boden unterthänig war, dem Fürsten Wiätschko übergeben, dem ehemaligen Beherrscher von Kukenois (Kokenhusen) an der Düna, der im Jahre 1208 durch verrätherische Niedermetzelung der Deutschen, die er laut Vertrag in seine Burg aufgenommen hatte, ein unversöhnlicher Feind der livländischen Colonie geworden war. Zweihundert russische Krieger waren ihm zugewiesen worden und in Dorpat, das er zu seinem Sitze machte, schaarte sich Alles um ihn, was an entschlossenen Feinden der Deutschen noch im Lande war: die estnischen Führer des Aufstandes, sowie alle diejenigen, welche um wilder Thaten wegen keine Verzeihung

und keine Gnade zu erwarten hatten. Es war ein gefährlicher Keil zwischen dem nördlichen und dem südlichen Theile der Provinz und wenn die russische Position auch noch nicht stark genug war, um den Deutschen den Durchzug zu wehren, die Gefahr für die Zukunft war darum nicht geringer.

Die Dänen, kaum stark genug, um sich innerhalb der engsten Grenzen zu behaupten, sahen, nachdem ihnen selbst Hülfe gebracht worden war, mit Neid und Erbitterung, wie gegen Ende des Jahres 1223 ihre Helfer, die Ordensritter, den Kampf wieder aufnehmen konnten und die Gebiete, welche noch kürzlich zu Dänemark gehörten, ihrer Herrschaft unterwarfen. Von Jerwen und Wirland empfingen sie Geiseln, nur Harrien und der Umkreis von Reval wurde den Dänen gelassen, welche, das zeigte sich in Allem, nur eine geduldete Stellung einnahmen. Um dieses Verhältniß zu legalisiren, zog im Frühjahr 1224 der Bischof Albert mit seinem Bruder Hermann, dem Waldemar so lange die Abfahrt aus Lübeck verwehrt hatte, nach Schloß Dannenberg und von dem gefangenen Könige erlangten sie, was er nicht länger verweigern konnte. Hermann wurde als Bischof des südlichen Livland anerkannt, und dadurch stillschweigend zugegeben, daß die Strandprovinzen und Süd-Estland fortan zu Deutsch-Livland gehören sollten. Von fast gleicher Wichtigkeit für die Colonie war es, daß der Hafen von Lübeck frei blieb und das große Kreuzheer, welches Bischof Albert nun mit sich aus Deutschland nach Livland führte, ihn in den Stand setzte, die Erhebung der Esten völlig zu brechen, indem er die Russen aus Ugannien vertrieb. Vorher hatte der Bischof noch eine Genugthuung: der Orden mußte jenen Vortheilen entsagen, die ihm einst der, fast möchte man sagen verrätherische, Anschluß an Dänemark eingetragen hatte. Für den estländischen Antheil wurde er dem Bischof Hermann lehnspflichtig, ganz wie dem Bischof Albert für Livland. Und nun wurde Alles zum letzten entscheidenden Schlage vorbereitet.

Die Eroberung von Dorpat ist von so maßgebender Wichtigkeit, daß sie wohl eine genauere Beschreibung verdient. Dorpat war die stärkste Feste im Lande, vom Orden mit ganz besonderer Sorgfalt erbaut, reichlich mit Waffen und Kriegsmaschinen versehen und jetzt von Russen vertheidigt, die doch ganz anders kriegstüchtig waren als die zwar tapferen, aber militairisch ungeschulten Esten.

Bischof Albert bot diesmal die gesammte Macht des Landes auf: Die Ordensbrüder, die Knechte und Vasallen der Kirche, die Pilger, die Kaufleute und die Bürger Rigas, dazu die Heerhaufen der Liven und Letten.

Am Burtneekschen See war der Sammelplatz. Hier wurde die Messe gefeiert, darauf Kriegsrath gehalten und der beste Theil des Heeres durch Tag und Nacht gegen Dorpat geschickt, die Burg zu umzingeln, während der Rest einen Raubzug nach Wirland unternahm und nach drei Tagen mit dem nöthigen Proviant an Schafen, Rindern und sonstigem Bedarf ebenfalls vor Dorpat eintraf. Ringsum bedeckte sich nun die Ebene mit Zelten. Die umliegenden Wälder lieferten das Holz zu den Kriegsmaschinen, dem schweren Geschütz, das Balken und Steine gegen die Mauern schleudert, den Ballisten

und Patherellen. Die größte Sorgfalt aber wurde auf Errichtung eines Thurmes verwandt, den man aus den höchsten und stärksten Bäumen in acht Tagen so hoch aufrichtete, daß er der äußeren Umfassungsmauer gleich kam. Auf Walzen und Rädern schob man ihn in den Burggraben, hart an den Erdwall und unter seinem Schutz begann man nun die Burg zu unterminiren. Tag und Nacht, ohne Unterbrechung wurde gegraben, und man erreichte wirklich, daß ein Theil des Walles einstürzte. Immer näher rückte der Belagerungsthurm der Mauer. Ein Versuch, die Russen jetzt zu freiwilligem Abzuge zu bewegen, scheiterte an der sicheren Hoffnung derselben auf Entsatz aus Nowgorod, auch verbreitete sich bald im Lager das Gerücht, daß ein russisches Heer plündernd in Ugaunien eingebrochen sei. Der Angriff stockte, bis ausgesandte Späher mit der frohen Nachricht heimkehrten, daß es blinder Lärm gewesen sei und nun ging man wieder rüstig ans Werk. Schon begannen vor dem Steinhagel der Ballisten, den Feuertöpfen und dem glühenden Eisen der Patherellen die Reihen der Vertheidiger auf den Mauern sich zu lichten, dazu verursachten die rings um den Wall aufgethürmten ungeheueren brennenden Holz- und Reisighaufen einen erstickenden Rauch, der die Vertheidigung erschwerte. Aber immer wieder wußte Wiätschko, der die Vertheidigung mit Muth und Geschicklichkeit leitete, seine Esten und Russen zum Kampfe anzustacheln, denn — sagt Heinrich von Lettland, der bei jener Belagerung zugegen war, — er war den Saccalern und andern Esten ein Fallstrick und ein großer Teufel. Den Maschinen der Deutschen setzte er ähnliche Maschinen entgegen und seine Bogenschützen verursachten den Belagerern große Verluste. So wogte der Kampf fast zwei Wochen lang hin und her. Auf keiner Seite gönnte man sich Ruhe und Erholung. Unterbrach die Nacht den Kampf, so loderten rings um die Burg die Lagerfeuer empor und weithin erhob sich ein seltsames Getöse. Liven und Letten schlugen mit Schwertern gegen die Schilde und ließen ihren Schlachtruf hören, von den Feuern der Deutschen ertönte Pauken-, Pfeifen- und Trompetenton und aus der Burg antworteten die Belagerten mit ihrer Kriegsmusik. Endlich war es so weit, daß die Deutschen auf den Antrag des Führers der Kreuzfahrer, Fredehelm, sich zum Sturm entschlossen. Aber die Esten auf der Burg vereitelten den ersten Angriff. Den Deutschen unerwartet öffnete sich plötzlich eine gewaltige Bresche in der Burgmauer und ungeheuere Feuermassen rollten von der Höhe gegen den Belagerungsthurm. Es waren theils Räder, die mit Feuer gefüllt waren, theils brennende Balken und nur mit Mühe gelang es den eisengepanzerten Rittern das Feuer zu dämpfen. Unterdessen war es jedoch einem Theil der Belagerer geglückt, die Fallbrücke der Burg in Brand zu stecken und gegen diesen Angriff eilten nun die Russen aus Thor zusammen. Da ergriff der Stiefbruder des Bischofs, Johann von Appeldern, eine Fackel und stürmte den Wall hinan, hinter ihm sein Knappe Petrus, den die spätere Ueberlieferung Peter Oge nannte. In raschem Anlauf gelangten sie glücklich bis auf die Höhe der Mauer und von ihrem Beispiel entflammt folgten die Uebrigen.

Bald war das ganze Heer im Ansturm. Ueber die Schultern der Genossen wurde die Mauer erstiegen, andere drangen durch die von den Belagerern selbst geöffnete Bresche und nachdem so mit Schwertern und Lanzen die Feinde zurückgedrängt waren, folgte auch der ganze Haufe der Esten und Letten nach. Ein wildes Morden begann. Mehr als tausend Esten wurden erschlagen, alle Männer, aber auch Frauen und Kinder fielen der Erbitterung zum Opfer. Die Sieger mochten jenes Vogtes Hobbo gedenken, dem erst kürzlich Esten das Herz aus dem Leibe gerissen hatten, um es zu braten und dann zu fressen, und der zahllosen anderen Opfer estnischer Grausamkeiten. Wer aus der Burg entkam, fiel denen in die Hände, die draußen standen. Es wurde kein Erbarmen geübt. Am längsten wehrten sich die Russen. Sie hatten sich in die innere Festung zurückgezogen, aber auch sie wurden, den König Wiätschko mit eingeschlossen, erschlagen. Nur einer blieb am Leben, ein Vasall des Großfürsten von Susdal. Den kleideten die Ritter hernach und gaben ihm ein gutes Roß, daß er in Nowgorod und Susdal erzähle, was geschehen sei. So war im September 1224 der große Estenaufstand gebrochen und da gleichzeitig über Rußland das Verhängniß der Tatareninvasion einbrach, hatte Livland auf lange hinaus vor den mächtigen Feinden im Osten Ruhe.

Fast ein Menschenalter hatte so der Krieg um Livland gedauert. Mit der definitiven Unterwerfung der Esten, der Abwehr der Russen war er zu Ende gekämpft und „alles Volk ruhte nun unter dem Schirme des Herrn.“ Bischof Hermann ordnete die Verhältnisse in Ugaunien, der Orden richtete sich in Saccala ein und erbaute aufs Neue das zerstörte Fellin, die Oeseler schickten Albrechts Bruder, Theodorich, aus der Gefangenschaft heim, die Russen hatten Frieden geschlossen und Wirland und Jerwen schickten den Ordensrittern, ihren Herren, Pferde und andere Geschenke. Die Esten verließen ihre Holzburgen, bauten ihre verbrannten Dörfer auf und sahen wieder christliche Kirchen in ihrer Mitte erstehen; die Letten und Liven der Grenzprovinzen kehrten aus ihren Schlupfwinkeln in Wald und Sumpf zu ihren Häusern und Aeckern zurück: es konnte nach langer Zeit endlich das Feld wieder einmal in Frieden bestellt werden.

Eins aber that jetzt vor Allem Noth: Festigung des Friedens, Klärung der Verhältnisse zwischen den einzelnen Machthabern, dem Orden, den Bischöfen, der Stadt Riga und den Dänen, und Feststellung des Verhältnisses der Eingeborenen zu den Deutschen, damit jeder wisse, was er zu leisten und was er zu fordern habe.

Weder Bischof Albert noch sonst irgend jemand in Livland konnte das thun, es bedurfte einer höheren Autorität, der sich alle gleich beugen mußten und deshalb wandte sich Albert an den Papst. Er bat ihn um einen Legaten und Papst Honorius III. schickte mit ausgedehnten Vollmachten den um den Osten Europas hoch verdienten Bischof Wilhelm von Modena, dem als päpstlichem Kanzler die rechtlichen Grundlagen der livländischen Verhältnisse bereits wohl bekannt sein mußten. Am 31. December 1224 erfolgte Wilhelms

Ernennung und schon im Frühjahr 1225 langte er mit Gefolge und Pilgern in Livland an. Wir können hier auf die Einzelheiten seiner tiefgreifenden Wirksamkeit nicht näher eingehen, nur das Wichtigste mag hervorgehoben werden. Nachdem Wilhelm das Land der Letten und Liven, darauf Saccala und Ugaunien genau erkundet und so durch persönliche Anschauung die Verhältnisse kennen gelernt hatte, kehrte er nach Riga zurück und regelte die Jurisdictionsverhältnisse zwischen den Bischöfen von Riga und Dorpat und dem Orden. Eine zweite Reise galt dem oberen Dünagebiet bis nach Kokenhusen hin und nach seiner Rückkehr sicherte er den Bürgern von Riga den Gebrauch des gothländischen Rechtes und entschied den Streit, der zwischen der Stadt Riga und dem Bischof Lambert, dem Nachfolger Bernhards von der Lippe, über einen Landstrich zwischen Düna und semgaller Aa ausgebrochen war. Dann wandte er sich zum schwierigsten Theil seiner Aufgabe, zur Regelung der estländischen Verhältnisse. Das zwischen dem livländischen Bischof und den Dänen strittige Gebiet der Wiek sprach er beiden Theilen ab, um es zu Händen des Papstes an sich zu nehmen. Als darauf die Vasallen Bischof Hermanns, Engelbert von Tiesenhausen, Theodorich von Appeldern, Helmold von Lüneburg und Johann von Dolen, während der Legat in Riga war, die Dänen durch einen raschen Ueberfall aus Wirland vertrieben, citirte Wilhelm die Ruhestörer vor sich und zwang sie durch Androhung des Bannes, das occupirte Land ihm abzutreten. Dann schickte er nach Reval und zwang mit denselben Mitteln die Dänen, auf Wirland, Jerwen, die Wiek und Harrien zu verzichten, so daß nur noch Burg und Landschaft Reval bei ihnen blieben. Mit seinen Mannen, Pilgern und Priestern drängte er darauf Livländer und Dänen aus diesen Landschaften und im Januar 1226 brach er auf, die neuen Erwerbungen des päpstlichen Stuhles zu besichtigen. Er nahm seinen Weg über Fellin, wo er zwei Tage Rast hielt, nach Karethen in Jerwen, zog darauf durch Wirland und endlich nach Reval, nöthigte die Dänen, die Geiseln freizugeben, welche sie noch von den Esten hatten, ordnete die Verwaltung der einzelnen estnischen Landschaften, predigte Eingeborenen und Dänen, sandte deutsche Priester in die noch nicht ganz getaufte Wiek und kehrte Februar 1226 nach Riga zurück, wo er während der Fasten eine Synode in der Marienkirche abhielt. Es handelte sich für ihn dabei besonders darum, neben der materiellen Sicherstellung des Landes auch die sittlichen Schäden desselben zu heilen. Die Erbitterung des langjährigen Krieges hatte besonders in den Kreisen der Ordensbrüder verwildernd gewirkt und vielfache Mißbräuche in Behandlung der Eingeborenen zur Folge gehabt. Versuche der Ritter sie ihrer Freiheit zu berauben hatten stattgefunden, mit der Pflege der Schulen und der Pfarrkirchen lag es im Argen, an die Stelle der ordentlichen Gerichte war die rasche und harte Entscheidung des Kriegsrechts getreten. So wurde denn auf das Nachdrücklichste die persönliche Freiheit der Indigenen gesichert, auch die derjenigen Estenstämme, die bis zuletzt im Widerstande beharrten und wohl aus diesem Grunde hat Wilhelm jene Gebiete fürs Erste unter den directen

Schutz des Papstes gestellt. Eine dauernde Gründung nach dieser Richtung hin ins Leben zu rufen, lag, soweit wir sehen können, nicht in seinen Plänen. Er wollte ein Uebergangsstadium schaffen und die künftigen Herren des Landes in bereits geordnete Verhältnisse treten lassen. Zum Statthalter des Papstes in diesen Gebieten, die das nordöstliche Estland umfaßten, ernannte er, da er selbst im Begriff war, nach Italien zurückzukehren, seinen Caplan Johannes. Es zeigte sich aber bald, daß dieser Mann die Autorität, welche seine Stellung erforderte, nicht besaß. Noch hatte der Legat den Boden Livlands nicht verlassen, so mußte er erfahren, daß Johann von Dolen sich zum zweiten Male in Wirland festgesetzt hatte. Der Bannstrahl, den er gegen ihn schleuderte,



Die Bauernfestung Wolde, der Bauernberg genannt, auf der Insel Oesel.
Nach einer Zeichnung von Carl Baron Ungern-Sternberg, nach der Natur 1826.

that nur geringe Wirkung, da Wilhelm selbst seine Abfahrt nicht länger aufschieben konnte. Er schickte zwar von Gothland aus dem Statthalter Johannes ein Kreuzheer zu Hülfe, es wurde jedoch nicht zu seiner ursprünglichen Bestimmung verwandt. Bischof Albert und die Stadt Riga vermittelten, wir wissen nicht unter welchen Bedingungen, einen Vertrag im Norden und die gesammte Heeresmacht Livlands wandte sich im Januar 1227 gegen Oesel. Auch der greise Bischof Albert hatte sich dem Zuge angeschlossen.

Zwanzigtausend Mann stark zogen sie über das spiegelblanke Eis des Sundes, diesmal nicht nur von Letten und Liven, sondern auch von estnischen Heerhaufen unterstützt und in kurzem Feldzuge gelang es, sämmtliche Burgen der Oeseler zu brechen und das ganze Land zur Annahme des Christenthums

zu nöthigen. Der Vicelegat Magister Johannes und Gandulf, ein Mann des Bischofs von Modena, der die Kirchenfahne dem Heere vorantrug, gaben dem Zuge die höhere geistliche Weihe, eine Thatsache, an welche die Curie später höchst unbequeme materielle Ansprüche knüpfte.

Die Eroberung Oesels ist ein Ereigniß von größter Tragweite. Livland war jetzt ganz gesichert, der Handel der Ostsee frei, die Küsten Schwedens und Dänemarks von der entsetzlichen Geißel erlöst, welche dies schlimme Raubnest ihnen und den Ihrigen immer wieder gewesen war. War doch noch Wilhelm von Modena bei seiner Heimfahrt einer Seeräuberflotte begegnet, aus der ihm das Jammern geraubter schwedischer Frauen und Jungfrauen entgegentönte. Die Unterwerfung dieses Raubstaates ist der politische Abschluß der Gründung Deutsch-Livlands, das nun in seinen Grundzügen fertig dastand. Wenn auch in der Folgezeit noch Großes geschah und namentlich der Süden noch der Unterwerfung harrte, im Wesentlichen blieben die Verhältnisse so wie sie zu Bischof Alberts Zeiten sich gestaltet hatten.

Die Dänenherrschaft im Norden und jener merkwürdige päpstliche Staat zwischen dem deutschen und dem dänischen Gebiet fielen noch bei seinen Lebzeiten. Johannes erkannte, daß er sich gegenüber den Anfeindungen der bischöflichen Vasallen und der Dänen nicht behaupten könne und trat, vielleicht noch im Laufe des Jahres 1227, seine Statthalterschaft der deutschen Gesammtheit ab, jedoch so, daß die oberherrlichen Rechte des Papstes aufrecht blieben. Man wird sich der Annahme nicht entziehen können, daß er dabei im Auftrage des Legaten handelte. Harrien war den Dänen wieder zugefallen, aber Wirland, Jerwen und die Wiek erhielten die Deutschen. Der größte Theil des abgetretenen Landes kam in den Besitz des Ordens. Nur die Wiek nahm Albert für sich in Anspruch, um aus ihr und der Insel Oesel ein neues Bisthum zu errichten, die Stadt Riga aber verzichtete auf jeden Erwerb in diesen entlegenen Gegenden. Dann geriethen noch in demselben Jahre die Dänen mit dem Orden aneinander, der sie vor den Mauern Revals schlug und damit nöthigte, ihm Reval und Alles, was sie in Estland besaßen, abzutreten. Mit ihren Bischöfen Wescelin und Ostrad wurden die Dänen in ihre Heimath zurückgeschickt. Als sie heimkehrten, hatte die Schlacht bei Bornhöved die Großmachtsstellung Dänemarks endgültig gebrochen. Die livländischen Dinge stehen auch hier in engem Zusammenhange mit den deutschen. Wahrscheinlich zählte auch Livland zu der Conföderation, welcher Waldemar unterlag, so daß die Einnahme Revals mit zu der kriegerischen Combination gehörte, die im Plan der Verbündeten lag. Noch ist der Brief erhalten, den vor der Entscheidung der Bischof Albert, Meister Volquin, die Bürger zu Riga und die übrigen Deutschen in Livland den ehrsamen Bürgern in Lübeck schrieben: „Da wir euere Drangsal kennen, wollen wir niemals, ohne euch mit einzuschließen, Frieden mit dem Könige von Dänemark und seinem Volke machen. Nun bitten wir aber auch euch, daß ihr ebenso verfahret. Wisset, daß die Oeseler euere Briefe gut aufgenommen haben und euch Hülfe zu

leisten, sowie uns in allen Dingen unterthänig zu sein versprochen haben und entschlossen sind, mit uns in Krieg und Frieden zusammenzustehen."

Ein Jahr darauf hat dann König Heinrich VII. von Deutschland, aus königlicher Gnade und Machtvollkommenheit zu seiner und seiner Vorfahren Seelenheil die ganze Provinz Reval, die Burg mit eingeschlossen, dazu Jerwen, Harrien und Wirland dem Meister Volquin und seinen Brüdern zu ewigem Besitz verliehen. Damit war auch den neuen Erwerbungen des Ordens der Rechtstitel gegeben, nachdem schon am 1. December 1224 Bischof Albert auf seine Bitte erlangt hatte, daß Lettland, Leal und die Wiek zu einer Markgrafschaft des Reichs erhoben wurden. Albert aber war zum Reichsfürsten ernannt worden mit der Befugniß, Münzen zu schlagen und Stadtrechte zu verleihen. Der Zusammenhang Livlands mit Deutschland war so nochmals in feierlichster Weise bestätigt worden.



Siegel der Domkirche zu Riga.
Im Felde Maria mit dem Kinde auf einem Thronsessel zwischen zwei Sternen. Umschrift: †: SIGILLVM · ECCLESIE · S(an)C(t)E · MARIE IN RIGA. Von einer Urkunde vom 24. Juli 1224. Toll'sche Sammlung. Originalgröße.

Albert konnte, wenn er auf sein Lebenswerk zurückblickte, wohl zufrieden sein. Vieles war ihm gelungen, wenn auch nicht Alles. Seinen Plan, Riga zum Erzbisthum zu erheben, hatte er nicht durchsetzen können, aber auch Bremens oberherrliche Ansprüche waren nicht zur Geltung gekommen. Der Orden war nicht in dem Sinne, wie er wohl gewünscht hatte, ihm unterthan; des harten und eigenwilligen Volquin war er nicht Herr geworden und es mochte ihn wohl schmerzen, wenn er sah, wie die vom Orden den Dänen entrissenen Gebiete auch in geistlicher Beziehung den Rittern unterstellt waren. Die Keime eines künftigen Ringens zwischen dem Orden und dem Bischof von Riga lagen dem scharfen Auge bereits erkennbar vor. Aber Albert wollte nicht agressiv vorgehen und einen Streit in Angriff nehmen, dessen Ende er voraussichtlich nicht erleben konnte. Der Zug gegen Oesel war seine letzte kriegerische Unternehmung. Von da ab blieb er ruhig in Riga, nur mit der Seelsorge und mit der Ordnung seines weiten Bisthums beschäftigt. Ueber diesen Arbeiten hat ihn am 17. Januar 1229 der Tod überrascht. In der Domkirche zu Riga wurde der große Bischof, der geistige und geistliche Vater Livlands, beigesetzt.

Man kann die Zeit der Regierung Alberts füglich die heroische Periode der livländischen Geschichte nennen. Was hier in einem Menschenalter geschah, hat sich in dieser Weise nicht wiederholt; der freudige Muth, die Schaffenskraft und der religiöse Impuls der Zeit wirkten zusammen, um dem Unternehmen diejenige Weihe zu geben, ohne welche es ein Frevel gewesen wäre.

Wer sich von diesem Geiste durchdringen will, der lese die Chronik Heinrichs von Lettland, der die Wunder jener Tage mit erlebte und in unbefangener Wahrheitsliebe aufzeichnete. Eingehendes Studium seines Buches ist die Brücke zum Verständniß der Geschichte Livlands, das einen Hauch des Geistes, der in ihm und seinen Zeitgenossen lebte, sich bis zuletzt bewahrt hat.

Drittes Kapitel.

Der Untergang der Schwertbrüder.

Alberts Tod war ein Unglück für das ganze Land, zumal eine strittige Bischofswahl Unzufriedenheit und Unruhe hervorrief. Der Erzbischof von Bremen fand die Gelegenheit günstig, jetzt endlich seine alten Ansprüche zur Geltung zu bringen. Auf die erste Kunde von Alberts Tode ernannte er den Domherrn Albert Suerbeer zum livländischen Bischof, während das Rigasche Domkapitel Nicolaus, Domherrn zu St. Marien in Magdeburg vom Prämonstratenserorden zu seinem Nachfolger wählte. Mit der Ausgleichung des Streites beauftragte Papst Gregor IX. seinen Legaten, den Cardinaldiacon Otto. Dieser suspendirte zunächst beide Bischöfe und übertrug die Verwaltung Livlands seinem Beichtiger, dem Mönche Balduin von Alna. Es war keine glückliche Wahl und in Livland erwartete man nichts Gutes von ihr.



Majestätssiegel des Erzbischofs Albert Suerbeer.

Im Felde der Erzbischof stehend, mit der Rechten einen Krug Wasser ausgießend, in der Linken das Evangelium. Zu jeder Seite des Erzbischofs ein Neubekehrter in einer Kapelle, der eine den Krummstab, der andere das Kreuz haltend. Unter der Kapelle rechts PCIA (provincia), links LIVOI (Livonie). In dem durch einen dreigetheilten Bogen vom Siegelfelde getrennten Abschnitte sind vier Täuflinge in einem Flusse dargestellt, über denen die Rechte Gottes aus dem Himmel hervorragt. Darunter (ES)TOI (Estoni): Umschrift: (ALB(er)T(us) D(e)I : GRA(cia) :) ARCHIEP(iscopu)S PR(im)VS (BATIZO GE(n)TES) QVARV(m). D(eu)S : ABLVE ME(NTES). An einer Urkunde vom 12. December 1254 in der öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Toll'sche Sammlung. Originalgröße.

Noch bevor Balduin im Jahre 1230 in Riga eintraf, hatten sich die Livländer von ihm in Gothland das eidliche Versprechen geben lassen, daß er ihre Rechte nicht antasten werde. Trotzdem begann er seine Thätigkeit mit einer Reihe von Gewaltsamkeiten, durch welche er bald das ganze Land erbitterte. Unser Material ist zu dürftig, um ein Urtheil über den Plan seines Vorgehens zu gestatten. Den Rigensern nahm er die weiten Landstrecken, welche sie in Kurland besaßen, und als sie ihn immer dringender an sein Versprechen erinnerten, zog er in das feste Kloster Dünamünde und führte beim Papste bittere Klagen über die Städter,

welche ihm nach dem Leben getrachtet hätten. Dann wußte er es durch eine Reihe geschickter Unterhandlungen dahin zu bringen, daß sich die Kuren ihm persönlich oder vielmehr direkt dem Papste unterwarfen und so jedem Einfluß der deutschen Livländer entzogen wurden. Die Proteste der Letzteren ließ er unbeachtet, ja sogar das östliche Kurland, das schon zu Alberts Zeiten vom Orden der Stadt Riga und der Kirche unterworfen war, wußte er heimtückisch ihnen zu entziehen und namentlich dadurch an sich zu fesseln, daß er die Geiseln der Kuren nach Dünamünde brachte, wo er unumschränkt herrschte. So dauerte der Streit fort, bis die endliche Entscheidung der Bischofswahl ihn vorläufig zum Schweigen brachte. Nicolaus, der Anfangs geneigt schien zurückzutreten, zog seine dem Vicelegaten Balduin ertheilte Zusage zurück, weil er eine Wendung zu seinen Gunsten vorhersah. Er täuschte sich nicht. Der Cardinal Otto cassirte die Wahl Suerbeers und bestätigte darauf den vom Rigaer Kapitel gewählten Nicolaus, Papst Gregor IX. aber legte dem Bremer Erzbisthum ewiges Schweigen auf.

Nicolaus trat sogleich im Interesse der Livländer gegen Balduin auf, war aber so unvorsichtig dabei, weit über seine Machtbefugnisse hinaus zu gehen. Er verlieh nämlich durch Urkunde vom 9. August 1231 den Bürgern Rigas, neben einem Drittel von Semgallen und Oesel auch ein Sechstel Kurlands und die zwölf Rathsherren der Stadt zögerten nicht, das Land von ihm zu Lehen zu nehmen. Sie belehnten siebzig Kaufleute in Kurland und Semgallen, sechsundfünfzig außerdem in Kurland; Nicolaus sowie der Orden bekräftigten diese Verfügungen und als Balduin Einspruch erhob, wurde er durch einen, wie er behauptete, parteiischen Schiedsspruch genöthigt, die aus Kurland empfangenen Geiseln auszuliefern. Jerwen und Wirland wurden zwar auf Verlangen Balduins demselben zugewiesen, aber der Orden hatte sich durch Belehnung von zweihundert gothländischen Kaufleuten in Jerwen eines zuverläßigen Anhanges versichert und rechnete offenbar darauf, in besseren Tagen den verlorenen Posten zurückzugewinnen. Die Art und Weise endlich, wie Balduin für die Neophyten gegen die Landesherren Partei nahm, steigerte den Gegensatz so sehr, daß der Vice-Legat wohl einsah, daß er weitergehender Vollmachten bedürfe.

Balduin ging nun nach Rom und verstand es so sehr, den Papst für sich zu gewinnen, daß dieser nicht nur sein bisheriges Verfahren billigte, sondern ihn sogar eigenhändig zum Bischof von Semgallen weihte und ihn zugleich zum päpstlichen Legaten für Gothland, Finnland, Estland, Kurland und Semgallen ernannte. Es liegt auf der Hand, daß dadurch Balduin mit einem Schlage zum Herrn seiner livländischen Gegner gemacht wurde. Die päpstlichen Bullen, welche er nach Livland, gleichsam als Rüstzeug mitbrachte, illustriren uns die Pläne Gregors. Wo ihm Widerstand begegnet, soll Balduin mit den geistlichen Waffen der Excommunication, der Suspension und des Interdictes vorgehen. Seine Forderungen aber waren derart, daß eine willige Fügsamkeit der Livländer ganz außerhalb der Möglichkeit lag. Semgallen

sollten sie zunächst ausliefern und alle Geiseln dem Legaten übergeben. Denn die Wahl des Bischofs Lambert von Semgallen sei als null und nichtig zu betrachten, ebenso alle Amtshandlungen desselben und die seine Diöcese betreffenden Verfügungen Papst Innocenz III., Wilhelms von Modena, ja sogar die von Gregor IX. selbst erlassenen Bestätigungen dieser Rechtsurkunden. Durch eine andere Bulle wurde dem neuen Legaten ganz Kurland übertragen und ihm zugleich der Auftrag ertheilt, wo in Livland und Estland noch keine begrenzten Diöcesen seien, diese für den Papst in Besitz zu nehmen. Den Livländern aber wurde befohlen, Wirland, Jerwen und die Wiek herauszugeben, für Wirland und Reval solle Balduin persönlich Sorge tragen. Endlich seien ihm die Geiseln auszuliefern, welche Oesel gestellt hatte. Man staunt, wenn man diese päpstlichen Bullen liest. Wie leicht geht doch Papst Gregor über die Gnadenbriefe Kaiser Friedrich II. und Heinrich VII., über die Privilegien seiner Vorgänger und über die Ordnungen Wilhelms von Modena hinweg. Aber nicht genug damit: zuletzt wird Allen, die innerhalb Balduins Legationsbezirk wohnen, verboten, ohne seine Einwilligung mit den Russen oder mit den Heiden Frieden und Verträge zu schließen.

Was blieb da von der Selbständigkeit Livlands übrig? Der Norden und Süden sollten dem Papste ganz in die Hand fallen, das Land in der Mitte unter Vormundschaft gestellt werden, und über dem Ganzen der Mönch von Alna gebieten wie ein König. Ueberbrachte er doch gleich, um die Situation zu kennzeichnen, dem neu gewählten Bischofe von Riga einen scharfen päpstlichen Verweis.

Es war, darüber kann kein Zweifel walten, ein nochmaliger Versuch des Papstthums, sich auf livländischem Boden einen Vasallenstaat zu gründen.

Aber Balduin, obgleich vielleicht der Urheber des Planes, war nicht der Mann ihn durchzuführen. Auch war der Bogen zu straff gespannt. Gehorchten die Livländer, so war ihre Selbständigkeit dahin. Sie waren entschlossen, bis aufs Aeußerste Widerstand zu leisten.

Suchen wir heute die rechtliche Seite dieser Gegensätze zu verstehen, so läßt sich nicht bestreiten, daß der Papst berechtigt war, eine oberherrliche Stellung in Livland einzunehmen, aber doch nur insoweit er einmal Errungenes nicht in Frage stellte. Livland aber hatte noch einen zweiten Oberherrn, den Kaiser. Von diesem ließ sich zunächst der Orden einen Schutzbrief für seine Besitzungen ertheilen, einen zweiten, der ihm den Besitzstand förmlich garantirte, stellte der Herzog von Sachsen aus. Sie hatten dann gleich nach der Abreise des Vice-Legaten einen Einfall nach Kurland gemacht und den Eingeborenen die ihnen von Balduin verliehenen Freibriefe abgenommen.

Als nun zu Anfang des Jahres 1232 Balduin als voller Legat mit den oben aufgeführten weitgehenden Vollmachten zurückkehrte, schien anfänglich die Scheu vor der Autorität des päpstlichen Stuhles zu überwiegen. Jerwen und Kurland wurden dem Legaten nochmals ausgeliefert, an der Frage über

das Eigenthumsrecht an der Burg Reval aber entzündete sich der feindselige Gegensatz der Tendenzen zu neuer Gluth.

Reval war, wie wir gesehen haben, 1227 vom Orden den Dänen abgenommen und auf dem, Meister Volquin zugefallenen, vierten Theile des Domes eine Burg errichtet worden, während die übrigen drei Theile des Domes den Vasallen von Harrien, Wirland und Reval übergeben waren. Auf das Verlangen des Legaten wurden ihm zwar von den Vasallen die ihnen gehörigen drei Viertheile der Burg ausgeliefert — er gab sie ihnen dann zur Bewahrung zurück — die Ordensbrüder aber weigerten sich energisch, ein Gleiches zu thun. Endlich verständigte man sich auf ein Schiedsgericht, in welchem wahrscheinlich der Bischof von Leal den Ausschlag gab und zwar im Sinne Balduins, jedoch so, daß Meister Volquin sich damit zufrieden erklärte. Er war, wie Balduin sich später ausdrückte, der römischen Kirche günstiger gesinnt, als die Brüder. In den Kreisen der Ordensbrüder erregte die Nachgiebigkeit des Meisters den äußersten Zorn. Man bemächtigte sich seiner, warf ihn in den Kerker und während der drei Monate, die er in der Gefangenschaft verbrachte, erfolgte eine Reihe wilder Gewaltthaten. Die Brüder bemächtigten sich des ganzen Domes; die Vasallen, welche ihnen Widerstand zu leisten versuchten, wurden erschlagen und die Umgegend Revals verwüstet. Gegen hundert Vasallen sollen bei dieser Gelegenheit umgekommen sein, die Brüder thürmten die Leichen zu einer Pyramide auf, deren Spitze die aufrechtstehende Leiche des Führers der Vasallen bildete. Zweihundert andere Vasallen wurden gefangen genommen und erst später gegen hohes Lösegeld freigegeben, zweihundert Streitrosse, zweihundertundfünfzig Pferde, vierhundert Rüstungen, dazu Kaufmannsgut und die Habe der Revaler Bürger fielen den Siegern zur Beute.

Man schätzte den Gesammtschaden auf die ungeheure Summe von 15 000 Mark.

Der chronologische Zusammenhang der nun folgenden Ereignisse ist nicht mit Sicherheit herzustellen.

Der Orden bemächtigte sich des noch vom Magister Johannes errichteten und von Balduin allein wiederhergestellten Schosses Hagelithe, welches einen Stützpunkt der päpstlichen Herrschaft in Estland bilden sollte und zerstörte es bis auf den Grund. Die päpstlichen Vasallen in Harrien, Wirland und Revele wurden gezwungen, dem Orden den Lehnseid zu leisten, und wer irgend widerstrebte, verjagt; in Jerwen belehnte der Orden noch vierzig Kaufleute, mit je zwanzig Haken Landes, um seine Herrschaft dauernd zu sichern. Die Burg Goldenbeck ward zerstört, und das Kloster Dünamünde hart bedrängt. Ein Aufstand der Esten in Wirland, dem gegen hundert der päpstlichen Vasallen zum Opfer fielen und ein Einfall der Russen und mit ihnen verbündeter Heiden (Karelen oder Finnen) in das Gebiet des Bisthums Leal, wurden von Balduin ebenfalls auf Machinationen der Ordensbrüder zurückgeführt. Er behauptete, sie seien es gewesen, welche die Russen bis vor Dorpat gelockt, ja sie seien ihnen bei Belagerung der Burg behülflich gewesen und trügen die Schuld,

daß das Kloster Falkenau während dieses Kriegszuges von den Schismatikern und Heiden zerstört worden sei.

Wir erfahren aus der interessanten Urkunde, der wir die Schilderung dieser Ereignisse entnehmen [1]), nichts Genaueres über den weiteren Verlauf dieser Wirren. Es scheint, daß Balduin ein Provinzialconcil zusammenrief und auf demselben sämmtliche Gebietiger des Schwertbrüderordens bannte, ihre Geistlichen suspendirte und degradirte und, auf seine Vollmachten und seine Anhänger gestützt, dem Orden Abbruch zu thun bestrebt war. Nur war die factische Macht in Händen seine Gegnerr, die mit größter Rücksichtslosigkeit ihren Zielen nachgingen. Der Ritter Johann von Buxhöwden, ein Bruder Bischof Alberts, dessen Söhne sich dem Legaten angeschlossen hatten, wurde um 200 Mark geschädigt, ein gewisser Leuderus, Vasall der Rigaer Kirche, der als erster die Ankunft des Legaten gemeldet und wahrscheinlich zum Widerstande gegen den Orden aufgereizt hatte, mußte mit seinem Augenlicht dafür büßen, und der Versuch Balduins, Eingeborene außer Landes zu senden, um sie gegen den Orden in Rom zu verwenden, wurde zunichte gemacht. Man holte sie sogar von Holland nach Livland zurück. Es war ein Zustand allgemeiner Verwirrung und Rechtlosigkeit, wie er unmöglich ohne Schädigung der wichtigsten Interessen der Kirche weitergehen durfte. Die Händel nahmen einen so bösartigen Charakter an, daß Papst Gregor schließlich nicht umhin konnte, Balduin seines Legatenamtes zu entheben, und die Entwirrung der unendlich verwickelten Verhältnisse dem bewährten Kenner livländischer Zustände, Wilhelm von Modena, zu übertragen. Bevor aber dieser Freund Livlands dort entscheidend einzugreifen vermochte, setzte Balduin beim Papste noch durch, daß Bischof Nicolaus von Riga, neun Ordensgebietiger und sechs Ordensgeistliche persönlich, der ganze Orden und die Stadt Riga durch geeignete Procuratoren zum 8. September 1235 vor den päpstlichen Stuhl gefordert wurden, um sich wegen der Anklagen zu rechtfertigen, welche Balduin gegen sie erhoben hatte.

Zum Richter in dieser Sache wurde der Bischof von Sabina bestimmt und schon vorläufig eine Reihe von Bestimmungen erlassen, welche für Livland, dem Gregor nie wohlwollte, nichts weniger als günstig waren, wenn sie auch lange nicht an die ursprünglichen Pläne heranreichten, die Balduin hatte durchführen sollen.

Gleichzeitig begann auch Waldemar von Dänemark sich zu regen, den Alter und Unglück noch nicht gebrochen hatten. Er hoffte, daß der Papst ihm Estland wiedergeben werde und hatte zu dem oft erprobten Mittel gegriffen, den Hafen von Lübeck zu blokiren. Aber Wilhelm von Modena fuhr mit so scharfen Drohungen drein, daß er sich doch veranlaßt sah nachzugeben und seine Kriegsmacht wieder zurückzuziehen. Immerhin erreichte Waldemar, daß an der Kurie ein Proceß wegen seiner estländischen Ansprüche anhängig

1) H. Hildebrand, Livonica, vornehmlich aus dem 13. Jahrhundert, im vatikanischen Archiv. No. 21, S. 39 ff

gemacht wurde, der dahin führte, daß Wilhelm von Modena den Befehl erhielt, Reval nebst allem Zubehör im Namen des Papstes an sich zu nehmen und es dem Könige Waldemar, dem es gehöre, auszuliefern. Zugleich wurde dem Erzbischof von Lund die geistliche Oberhoheit über Wirland und Reval übertragen. Wahrscheinlich hätte hier noch ein hartnäckiger Widerstand des Ordens überwunden werden müssen, wenn nicht eine schreckliche Katastrophe seiner Existenz plötzlich ein Ende bereitet hätte.

Die Geschichte und die Organisation des Ordens der Schwertbrüder sind lange noch nicht zur Genüge aufgehellt. Die dürftigen Nachrichten unserer Urkunden und die gelegentlichen Bemerkungen Heinrichs von Lettland — die übrigens noch nicht erschöpfend ausgenutzt sind — geben doch nur ein unvollständiges Gerippe. Ein Gebilde von Fleisch und Blut läßt sich aus ihnen nicht abstrahiren. Soviel aber dürfte feststehen, daß mit der wachsenden territorialen Ausbreitung die Macht und die Ansprüche des Ordens in einer Weise sich steigerten, welche mit dem livländischen Staatsgedanken, wie er in Bischof Albert lebte, in immer gespannteren Widersatz trat. Neben dem Bischof von Riga saßen noch Bischöfe in Dorpat (der Bischof führte ursprünglich den Titel Bischof von Leal) und in Oesel, wozu auch die Wiek gehörte, während für Reval und Wirland seit 1227 ein geistlicher Oberhirte fehlte. Dazu kam noch das Bisthum in Semgallen und eine zunächst vom Legaten Balduin seit Ende 1236 von einem Bischof geleitete Diöcese Kurland. Man hat den Umfang dieser geistlichen Besitzungen annähernd zu schätzen versucht. Danach umfaßte das Territorium des Bischofs von Riga 260 Quadratmeilen, Dorpat 170, Oesel 140, Semgallen 120, Kurland 180, oder in Summa der bischöfliche Besitz 870 Quadratmeilen. Dem stand der Besitz des Ordens mit gegen 730 Quadratmeilen gegenüber, so daß er jedem der Bischöfe einzeln genommen weit überlegen war, ja wohl auch ihrer Gesammtmacht mindestens ebenbürtig zur Seite stand. Dazu kam dann das Bewußtsein, daß der Orden im Kampfe gegen die Eingeborenen wie gegen die auswärtigen Feinde das Beste gethan hatte. Weder die Heere der Pilger, noch auch die Mannschaft der bischöflichen Lehnsleute und der Stadt Riga wären allein der Aufgabe gewachsen gewesen. Sie stellten nicht in gleicher Weise den Gedanken der einheitlichen Interessen des Landes dar und der Orden, dessen Burgen wie ein Netz von Süden nach Norden hin alle strategisch wichtigen Punkte beherrschten, mochte wohl das Gefühl haben, daß er es sei, der das Ganze zusammenhalte. Namentlich seit Albert gestorben war, in dessen Person sich die Idee bischöflicher Oberherrlichkeit verkörperte, trat das Bestreben nach landesherrlicher Selbständigkeit beim Orden mehr in den Vordergrund. Wir sahen schon, wie der dreißigjährige Krieg mit den Eingeborenen und die bösen Tage der Legation Balduins auf den Orden verwildernd gewirkt hatte. Die weltliche Seite seiner Aufgabe hatte sich auf Kosten der geistlichen einseitig entwickelt. Wo uns die Ordensbrüder entgegentreten, finden wir in ihnen wohl entschlossene Krieger, gewandte Diplomaten, die den rechten Augenblick zu nutzen verstehen, aber auch störrige,

unfügsame Unterthanen der Bischöfe, deren oberste Gerichtsbarkeit, wie es scheint, allmählich ganz illusorisch wurde. Und als harte Herren werden sie geschildert, welche die Eingeborenen mit Frohnen und Abgaben arg plagten und sich lange nicht in genügender Weise um das Seelenheil ihrer Untergebenen kümmerten. Daß unter dem Zeichen der Schwertbrüder weniger gut wohnen sei als unter dem Krummstabe, hatte sich zumal in denjenigen Landschaften gezeigt, welche nach der Niederwerfung des letzten Aufstandes in die Hände des Ordens gerathen waren. Die Bischöfe haben nun vielfach versucht hier einzugreifen. Die lästige Vormundschaft derselben loszuwerden, bemühte sich Volquin beim Meister des deutschen Ordens Hermann von Salza um die Vereinigung beider Ritterorden. Denn da der deutsche Orden keinen geistlichen Herrn außer dem Papste über sich hatte, mochte Volquin hoffen, nach vollzogener Vereinigung in ähnlich freier Stellung den livländischen und estländischen Bischöfen gegenübertreten zu können. Die Bestrebungen Balduins von Alna und Papst Gregors IX., das Wiedererstarken Dänemarks und vor Allem die staatliche Einigung Littauens brachten dem Orden Gefahren, welche ein straffes Zusammenfassen der Gesammtkraft des Landes gebieterisch zu fordern schienen. Dies mochten die Erwägungen sein, welche — wahrscheinlich im Jahre 1231 — Volquin bestimmten, sich mit seinem Anliegen an Salza zu wenden, aber dieser lehnte zunächst ab. Sein Orden hatte eben erst angefangen in Preußen festen Fuß zu fassen, er fühlte sich in dem neuen Besitz noch nicht genügend gesichert und vertröstete die Gesandten der Schwertbrüder auf spätere Zeit.

Erst 1235, während seines Aufenthaltes in Deutschland, griff er die Frage wieder ernstlich an und schickte zwei Brüder des deutschen Ordens, die Comture von Altenburg und Nagelstädt nach Livland, damit sie aus eigener Anschauung einen Einblick in die livländischen Verhältnisse gewönnen. Diesen gefielen die Zustände in Livland garnicht und es wäre höchst wahrscheinlich zu einer völligen Ablehnung der Bitte Volquins gekommen, wenn nicht die unerwartete, fast gänzliche Vernichtung des Schwertbrüderordens durch die Littauer es zu einer unabweislichen Pflicht gemacht hätte, sich des seiner besten Stütze beraubten Landes anzunehmen.

Im Jahre 1236 waren nämlich wieder zahlreiche Pilger nach Livland gekommen und diese hatten den Meister halb wider seinen Willen zu einem Herbstfeldzuge gegen die Littauer gedrängt. Auf dem Rückwege von der feindlichen Uebermacht eingeholt, weigerten sich die Pilger im entscheidenden Augenblicke, den Geboten Volquins Folge zu leisten und anzugreifen. Der nächste Abend brachte dann das Verderben. Den Kriegsgästen sank der Muth, als sie von den Littauern angegriffen wurden; fast ohne Widerstand ließen sie sich niedermetzeln und Volquin mit seiner Schaar vermochte das Verhängniß trotz aller Tapferkeit nicht aufzuhalten. Mit fünfzig seiner Ritter ist er erschlagen worden, am 22. September 1236. Saule, eine Oertlichkeit, deren Namen sich noch heute in der Nähe von Bauske an der kurländischen Aa

erhalten hat, nennt die Reimchronik die Stätte, an welcher so der Kern des Ordens der Schwertbrüder in nicht unrühmlicher Weise sein Ende fand.

Da nun Rath und Hülfe im Lande selbst nicht mehr zu finden war, schickten die übrig gebliebenen Schwertbrüder einen der Ihrigen, Bruder Gerlach Rothe, direkt an den Papst mit der Bitte, ihre Incorporation in den deutschen Orden durchzusetzen. Ihre Bitte unterstützten die erschreckten Bischöfe von Riga, Dorpat und Oesel. Ein Zeitgenosse, in dem man den späteren Deutschmeister Hartmann von Heldrungen erkennen will, erzählt uns den Verlauf des hochbedeutsamen Ereignisses. „Da warb man," sagt er, „an den Papst von der Brüder wegen, auf daß sie Aufnahme in den Orden fänden. Noch zog der Papst diese Dinge hin, denn des Königs Boten von Dänemark waren bei Hofe und hinderten uns, wie sie mochten. Das geschah um der Burg Reval willen, welche die Brüder in Livland hielten, der König aber sagte, daß sie sein wäre. Darum wollte der Papst das nicht thun, der Meister (es ist natürlich Hermann von Salza gemeint) und die Brüder müßten sie dem Könige wieder ausliefern. Da sich der Meister mit dem Papste berieth, ging er eines Tages zu Hofe und fand den Papst allein, also, daß Niemand bei ihm war als der Cardinal von Antiochia und der Erzbischof von Bar und unserer Brüder einer, der hieß Bruder Konrad von Straßburg, der war des Papstes Marschalk und ein Bruder des Johanniterordens, der Kämmerer des Papstes war. Und der Hofmeister rief uns vor den Papst und sprach: Bruder Hermann, sind die Mäntel zur Hand? Da sagte ich, ja. Er aber hieß die Brüder rasch kommen und sprach: der Papst will unsere Bitte thun. Da kamen die Brüder von Livland und knieten vor ihnen. Da hielt der Papst ihnen all ihre Sünden vor, die sie begangen hatten, vor und nach ihrem Eintritt in den Schwertorden und befahl ihnen fleißig, daß sie die neue Regel wohl hielten und gab ihnen den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz ...... Da wir in unsere Herberge kamen, sprach der Meister: Nun sagt mir, Bruder, was haben wir an Burgen und Landen? Das wollte ich auch sagen, aber die anderen erzählten, wie reich wir wären. Der Meister sprach, der Papst habe nicht nachgegeben und sie müßten dem Könige sein Haus (Reval) wieder ausliefern. Das rief mir Bruder Gerlach zu: „Bruder Hermann, wäre es nicht geschehen, es geschähe jetzt nimmermehr!"

„Kurz darauf sandte mich der Meister zu (seinem Stellvertreter in Preußen) Bruder Ludwig von Oettingen und hieß ihn sechzig Brüder nehmen und sie nach Livland führen, an die Stelle derer, die erschlagen waren und gebot, sie mit Kleidern und Kost zu versehen und mit Roß und Harnisch versorgte der Meister sie selbst, und der Kaiser gab ihnen 500 Mark zu Hülfe." In diesem ursprünglich wahrscheinlich in gebundener Sprache verfaßten Bericht, der das Wesentliche treffend hervorhebt, ist eines Punktes nicht Erwähnung geschehen, der den Livländern gleich schmerzlich sein mußte, wie die Rückgabe des nördlichen Estenlandes an Dänemark. Der deutsche Orden in Livland sollte nach ausdrücklicher Bestimmung des Papstes den Bischöfen gegenüber in

dem alten Verhältnisse bleiben. „Ihr und die übrigen Glieder des deutschen Ordens in Livland, sollt unter der Jurisdiktion der Bischöfe und der übrigen Prälaten bleiben," hatte der Papst in der entscheidenden Urkunde gesagt und dabei mußte es zunächst bleiben, so daß auch der bewegende Anlaß zur Vereinigung beider Ritterorden keinerlei Berücksichtigung fand. Daran aber hat die livländische Entwickelung der folgenden drei Jahrhunderte gekrankt.

Der deutsche Orden trat das Erbe der Schwertbrüder an und wie wichtig Hermann von Salza den Posten schätzte, den es nun zu vertheidigen galt, geht daraus hervor, daß kein Geringerer als der preußische Landmeister selbst den Auftrag erhielt, nach Livland zu ziehen, um die Leitung der neuen Ordensprovinz zu übernehmen. Hermann Balk, der in preußischen Dingen sich überall als umsichtiger und thatkräftiger Mann bewährt hatte, brach ohne Zögern auf, Livland mit seinen Schlössern, Burgen und Leben für den deutschen Orden in Besitz zu nehmen. Aber nicht eben freudig wurde er in Livland empfangen. Der Preis der Rettung erschien zu hoch und auch jetzt noch scheint man daran gedacht zu haben, sich nicht willig zu fügen. Selbst Wilhelm von Modena nahm die Partei der Livländer, zwischen denen und dem neuen Ordensmeister es zu scharfen Gegensätzen kam. Im März 1238 mußte der Papst einen neuen verschärften Befehl wegen Uebergabe des Schlosses Reval erlassen und erst als König Waldemar Miene machte, mit einer Flotte nach Livland hinüberzusegeln, fügte man sich in das Unvermeidliche. Der Meister und der Legat, der noch kürzlich einen Streit zwischen Ersterem und dem Bischof Nicolaus ausgetragen hatte, begaben sich an das königliche Hoflager in Steenby (im südlichen Seeland) und hier kam am 7. Juni 1238 der Friedensschluß zu Stande, durch welchen die Landschaften Reval, Harrien und Wirland definitiv mit Dänemark verbunden wurden. Dänemark überkam damit ein bereits deutsch colonisirtes Gebiet und hat in den hundert und einigen Jahren, in denen es hier die Herrschaft ausübte, keinerlei heterogene Elemente ins Land zu ziehen vermocht. Zur Ausführung der Friedensbedingungen begab sich der Legat Wilhelm, wahrscheinlich in Begleitung des Meisters, nach Reval, wo damals außer der Burg am Fuß des sogenannten Domes bereits eine Stadt mit deutscher Bürgerschaft ins Leben getreten war. Die Waffen, Lebensmittel und Geräthschaften, die dem Orden gehörten, mußten fortgeführt, die Burg selbst dem Dänenkönige übergeben werden, der fortan durch einen Präfecten oder Hauptmann das Land verwalten ließ. Die dänischen Ansprüche waren aber keineswegs in ihrem vollen Umfange anerkannt worden. Jerwen wurde dem Orden zurückgegeben und nur die eine Bedingung daran geknüpft, daß ohne dänische Erlaubniß keine Ordensburgen dort errichtet werden sollten. Auch kirchlich wurde diese Landschaft den Brüdern unterstellt, während das Bisthum Reval fortan natürlich zum Erzbisthum Lund gehörte. Im Ganzen aber gestalteten sich nach der schmerzlichen Abtretung die Beziehungen zwischen Dänen und Deutschen möglichst freundschaftlich und das zeigte sich namentlich an der Art und Weise, wie beide dem gemeinschaftlichen Feinde im Osten

entgegentraten. Denn nach zwei Seiten war der deutsche Orden genöthigt, seine livländische Erwerbung zu vertheidigen: Gegen die Nowgoroder und Pleskauer, welche nach der Schlacht an der Saule neuen Muth gefaßt hatten, und gegen die im vollen Aufruhr begriffenen Landschaften südlich von der Düna und von der semgaller Aa.

Viertes Kapitel.

Die Anfänge des deutschen Ordens in Livland.

Wir wissen aus der Geschichte Rußlands[1]), daß es den Nowgorodern gelungen war, die von Finnland aus vordringenden Schweden an den Ufern der Newa aufs Haupt zu schlagen. Zwei Monate darauf gelang es nun dem Orden, im Bunde mit den dänischen Vasallen, der Mannschaft des Bischofs von Dorpat und eines russischen Fürsten sich erst der Burg Isborsk zu bemächtigen und dann, nachdem das ihnen entgegenrückende Heer der Pleskauer geschlagen war, auch in Pleskau selbst einzudringen. Es scheint, daß eine unzufriedene Partei in der Stadt den Deutschen dabei die Wege ebnete. Von einer vollständigen Unterwerfung Pleskaus durch den Orden kann jedenfalls nicht die Rede sein. Er legte zur Stütze seiner Anhänger eine wenig zahlreiche Besatzung in die Stadt, und ließ sich durch Geiseln für die Sicherheit derselben Bürgschaft leisten, während er den Kern seiner Macht dazu verwandte, die deutsche Herrschaft auf nowgoroder Boden auszudehnen. Der Orden wollte die benachbarten finnischen Stämme unterwerfen, und wirklich gelang es ihm auch, jenseit der Narowa, unter den Woten Fuß zu fassen und eine Burg zu errichten, die den Ausgangspunkt weiterer Unternehmungen bilden konnte. Hat man doch allen Ernstes an die Gründung eines Bisthums in jenen abgelegenen Gegenden gedacht. In dieser Noth rief das auch von Pleskau aus geängstigte Nowgorod Alexander Newski herbei und damit wandte sich gleich das Glück. Die schwache Niederlassung auf finnischem Boden fiel beim ersten Ansturm, im folgenden Jahre wurde Pleskau befreit und bald darnach, am 5. April 1242, erlitt das Ordensheer auf dem Eise des Peipus eine so schlimme Niederlage, daß die Deutschen all' ihren Eroberungen entsagen mußten. Bis nach Riga hin fühlte man sich bedroht und Eilboten wurden beauftragt in Dänemark um Hülfe nachzusuchen. Es war ein Glück für Livland, daß Alexander Newski seinen Sieg nicht nachdrücklich verfolgte. Er begnügte sich damit, daß der Orden auf die von ihm eroberten Gebiete, sowie auf einen Theil von Lettland Verzicht leistete und wandte seine Aufmerksamkeit wieder mehr dem Osten zu.

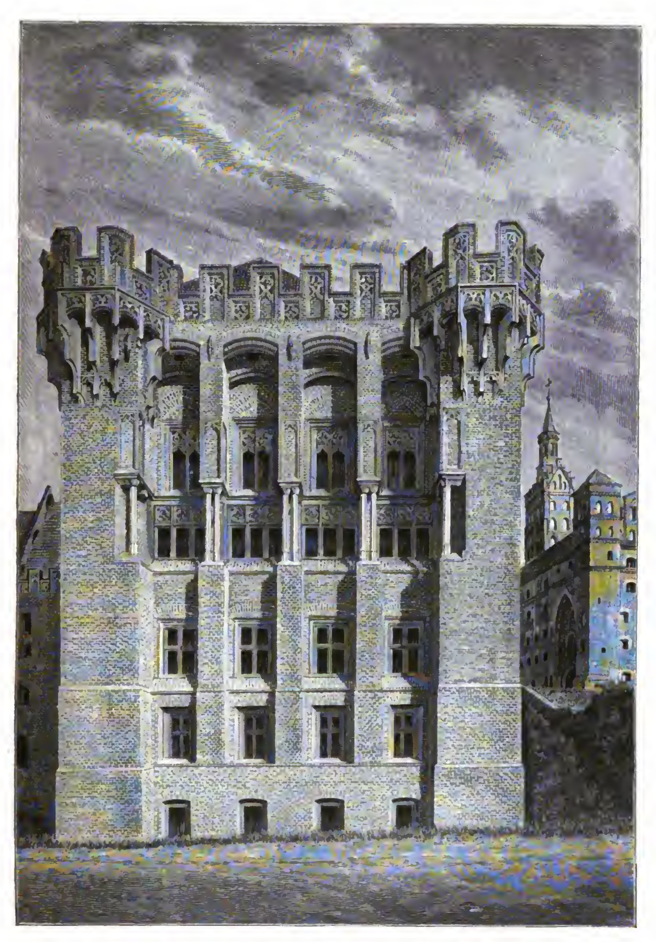
---

1) S. 194 ff.

Der Orden hatte so hier im Norden nach glänzenden Anfängen und darauf folgenden Verlusten umsomehr Grund, mit dem Abschluß des billigen Friedens sich genügen zu lassen, als gerade damals die Entwickelung der kurländischen Angelegenheiten gebieterisch Concentrirung all' seiner Kräfte forderte. Die Kuren waren, seit sie in der Schlacht an der Saule abgefallen waren, und ihren Bischof ermordet hatten, zwar wieder unterworfen worden, auch hatte man durch den Bau der großen Jesus-Burg (es ist das spätere Goldingen) und des Schlosses Amboten dem Lande Fesseln angelegt, aber Kurland blieb trotz Allem unzuverlässig und von Süden her begann sich ein neuer gefährlicher Feind in der Person Mindowes von Littauen zu regen. Es kostete die allergrößte Anstrengung, hier die gefährdete Stellung zu behaupten; von der Jesus-Burg aus die bereits eroberten Gebiete in Zaum zu halten, Mindowe an weiterem Vordringen zu hindern und die neuerworbenen Landstriche dauernd zu sichern.

Auch die Frage der Stellung des Ordens zu den Bischöfen machte sich geltend. Ließen sich in dem Lande nördlich der Düna die Ansprüche des deutschen Ordens auf kirchliche Selbständigkeit nicht durchführen, und mußte er in Livland, Estland und Oesel die Lehnsherrlichkeit der Bischöfe anerkennen, so lagen die Dinge in Kurland doch anders. Das war Neu-Land und zur Zeit nicht einmal ein Bischof in demselben vorhanden. Es lag nahe, auf diesen Boden die für das Ordensland Preußen geltenden Grundsätze in Anwendung zu bringen.

So tritt der Orden mit der Behauptung auf, Kurland sei ein Theil von Preußen und wolle als solcher behandelt werden, d. h. dem Orden sollten zwei Drittel des Landes zu vollem Eigenthum gehören, dem Bischof nur ein Drittel. Es wurde nun entscheidend, daß Papst Innocenz IV. sich dieser Anschauung anschloß und Wilhelm von Modena am 7. Februar 1245 als päpstlicher Legat in diesem Sinne die Theilung vornahm. Im Juni desselben Jahres hat danach auch Kaiser Friedrich II. dem Hochmeister den neuen Besitz bestätigt. Obgleich damit die beiden höchsten Autoritäten der Christenheit die Auffassung des Ordens, daß nämlich Kurland ein Theil von Preußen sei, legitimirt hatten, wollte doch der Bischof von Riga deshalb seinen Standpunkt nicht aufgeben. Er fand eine Unterstützung bei dem uns bereits bekannten Albert Suerbeer, den Papst Innocenz IV. zu Ende des Jahres 1245 zum Erzbischof von Preußen, Livland, Estland, Kurland und Semgallen und bald darauf auch zum Legaten für diese Gegenden ernannte. Wegen dieser Gegensätze, denen eine noch größere principielle als praktische Tragweite zukam, ist es zwischen dem Erzbischof und dem Orden zu erbitterten Streitigkeiten gekommen, welche für die preußische Geschichte von noch tieferer Bedeutung sind als für die livländische. Der Erzbischof hat in dem Bestreben, seine Macht zu erweitern, längst verbriefte Rechte und Privilegien des Ordens in Frage gestellt, der Kreuzpredigt ganz vergessen, den Orden geschädigt, wo immer es ihm möglich war, wahrscheinlich sogar ein Bündniß mit den Heiden



Fassade der Hochmeisterwohnung in der Marienburg; zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts.

gegen denselben geschlossen. Der Orden dagegen setzte sich über die Bannflüche des Legaten hinweg, so daß zu einer Zeit, da Kaiserthum und Papstthum in bitterem Haß einander gegenüberstanden, in dem nordöstlichen Ausläufer germanischer Zunge und lateinischen Bekenntnisses in seltsamer Verschiebung verwandte Gegensätze mit einander rangen. Die Verwirrung wurde schließlich so unerträglich, daß der Papst sich genöthigt sah, zu Lyon ein Schiedsgericht einzusetzen, welches einen am 24. Februar 1251 von beiden Theilen angenommenen Vertrag zu Stande brachte. Man legte demselben ein Erkenntniß Wilhelms von Modena zu Grunde, dem zu Folge Kurland zwar als ein Theil Preußens anerkannt wurde, aber zugleich festgesetzt ward, daß es nicht von Livland getrennt und zum preußischen Ordenslande geschlagen werden dürfe. In Bezug auf die Landestheilung zwischen Orden und Bischof aber sei nach den für Preußen geltenden Normen zu verfahren. Der leerstehende bischöfliche Stuhl in Kurland solle besetzt werden und zwar erhielt Erzbischof Albert den Auftrag, den Minoriten Heinrich von Luxenburg zum Bischof von Kurland zu wählen. Zum Schluß aber wurde — und das ist die wichtigste Bestimmung des Schiedsspruches von 1251 — Riga zum Sitz des Erzbischofs Albert bestimmt und diesem zugleich die Anwartschaft gegeben, das Bisthum Riga nach dem Tode des derzeitigen Inhabers, Bischof Nicolaus, als Erzstift zu erlangen. Man wollte durch diese Bestimmung den unruhigen Albert Suerbeer für immer aus Preußen entfernen, andrerseits aber auch Livland endlich einen eigenen Metropoliten geben. War auch die Stellung des künftigen Erzbischofs von Livland lange nicht die, welche der große Bischof Albert erstrebt hatte, immerhin waren damit die stets wieder auftauchenden Ansprüche Bremens endgiltig abgewiesen.

Uebrigens ist Albert Suerbeer noch bis 1253 in Lübeck geblieben, wo er in einer Stellung lästiger Abhängigkeit von Bremen trübe Tage verlebte. Erst als um die Mitte des Jahres 1253 der wegen seiner persönlichen Eigenschaften in Livland hochgeschätzte Bischof Nicolaus starb, ohne irgend nachhaltige Spuren seiner Thätigkeit zu hinterlassen, siedelte Suerbeer nach Riga über. In einer Bulle Innocenz IV. vom 28. Januar 1254 finden wir zum ersten Mal die Bezeichnung Erzbischof von Riga. Albert selbst nannte sich Erzbischof von Livland, Estland, Preußen und der rigischen Kirche.

Die Stellung des ganzen Gebietes, in welchem der deutsche Orden um diese Zeit Fuß gefaßt hatte, war scheinbar eine sehr günstige. In Preußen glaubte man die Heiden endgiltig niedergeworfen zu haben; der alte Hader mit Swantopluk von Pommern war durch einen vortheilhaften Frieden ausgeglichen, der Zusammenhang zwischen Preußen und Kurland, zwischen der livländischen Colonie und dem östlichen Vorposten des Mutterlandes angebahnt, seit die stolze Memelburg durch Meister Eberhard von Sayn errichtet worden war. Die Theilung Kurlands zwischen Orden und Bischof hatte man in Eintracht vollzogen, die Beziehungen zu den Dänen in Estland waren die bestmöglichen, und die von Littauen her drohende Gefahr schien ebenfalls be-

schworen, als Mindowe von Littauen, gewissermaßen als Taufkind des Ordens, das Christenthum annahm.[1]) Gerade an diese letztere Thatsache knüpfte sich jedoch eine für die Deutschen höchst unheilvolle Verwickelung. Die heidnischen Samaiten, die directen Nachbarn des Ordens in Preußen und Kurland, entzogen sich dem Einfluß Mindowes fast völlig. Einer ihrer Großen unternahm auf eigene Faust einen verwüstenden Raubzug nach Kurland und die Vergeltungszüge der Ritter waren nicht eben von glänzendem Erfolge gekrönt. Es ist für Livland von schädlicher Wirkung gewesen, daß gerade in dieser Zeit die Meister einander rasch ablösten. Alle haben sie gegen die Samaiten kämpfen müssen. Meister Burchard von Hornhusen, früher Comtur von Königsberg, mußte nach einer Niederlage, in welcher er selbst schwer verwundet wurde, einen zweijährigen Stillstand abschließen. Er mochte hoffen, daß es in der Zwischenzeit gelingen werde, entweder die Samaiten zu bekehren oder Alles zu einer großen Entscheidung vorzubereiten. Die erste Hoffnung erwies sich als trüglich. Die Samaiten hielten zwar den Stillstand gewissenhaft ein und es kam sogar zu einem lebhaften Verkehr zwischen ihnen und Livland. Kaum aber waren die zwei Jahre verflossen, so begannen sie die Feindseligkeiten aufs Neue. Nun war der Orden inzwischen nicht unthätig gewesen. Er hatte in Kurland eine Reihe von Befestigungen an der samaitischen Grenze errichtet und sich darauf mitten im Feindeslande festgesetzt. Zwei Burgen wurden erbaut: die eine im Norden, die andere am rechten Ufer der Memel im äußersten Südwesten Samaitens. Man nannte sie die Georgenburg. Während nun seit Ende 1259 die Heiden diese Burgen bedrängten, hatte Meister Burchard die Streitkräfte Livlands und Kurlands aufgeboten und sich der Hülfe der dänischen Vasallen in Estland, sowie der Brüder in Preußen versichert. Bevor aber der Entscheidungskampf gekämpft wurde, begann in Kurland ein Vorspiel übeler Vorbedeutung.

Dreitausend Samaiten waren ins Land gefallen und hatten in alter Weise verheert und gemordet. Die ihnen nachrückenden Ordensritter unter Bernhard von Harens Führung erlitten trotz aller Tapferkeit bei Schoden hart an der kurländischen Ostgrenze, eine Niederlage, weil im entscheidenden Augenblick die unzuverlässigen Kuren sie im Stich ließen. Auf dem Schlachtfelde blieben dreiunddreißig Ordensritter, ein schwerer Verlust, wenn man im Auge behält, wie gering die Zahl der Ritterbrüder war. Einen gleich darauf folgenden zweiten Raubzug der Samaiten vereitelte der Meister durch seine rechtzeitige Ankunft. Die Samaiten machten Kehrt, bevor es zum Kampfe kam. Wir können heute nicht erkennen, was den Meister bewog, von einer Verfolgung derselben abzustehen. Er ließ einen Theil des Heeres in den kurländischen Burgen zurück, zog mit dem Rest nach Riga und entließ die Krieger in ihre Heimath, als sei nun weiter nichts zu befürchten. Es war ein Fehler, der sich sogleich schwer rächen sollte. Die erst seit einem Jahr-

1) Vgl. Geschichte Rußlands, S. 216 ff.

zehnt ganz unterworfenen Semgallen erhoben sich, vertrieben ihre Vögte und fielen ins Heidenthum zurück. Der Meister erkannte sogleich, daß er nun nicht länger zögern dürfe, sollte die Bewegung dem Orden nicht über das Haupt wachsen. Wieder gingen Boten nach Estland; in Livland und Kurland griff Alles zum Schwert, auch die Geistlichkeit, die in Semgallen große Besitzungen hatte, that das Ihrige. Man begann damit, in Semgallen eine Burg — Doben — zu errichten und militairisch zu besetzen. Dann eilte der Meister nach Preußen und es gelang ihm, den Ordensmarschall Heinrich Botel für einen gemeinsamen Feldzug zu gewinnen. In Memel vereinigten sich beide Heere und im Juli 1260 zogen sie von dort aus der gefährdeten Georgenburg zu Hülfe. Aber schon hatten die Samaiten von ihrer Ankunft gehört und die Belagerung aufgegeben, um einen ihrer gewöhnlichen Raubzüge nach Kurland zu unternehmen. Bei Durben aber wurden sie eingeholt und hier fiel am 13. Juli 1260 die Entscheidung. Wie bei allen Heeren des Ordens bestand die ungeheure Mehrzahl der Streiter aus Eingeborenen. Unter diesen aber herrschte ein verrätherisches Einverständniß. Die Kuren wichen gleich beim Beginn der Schlacht, ihrem Beispiele folgten die Esten und wenn nun auch die Preußen Stand hielten, das geschwächte und entmuthigte Heer vermochte der Uebermacht nicht zu widerstehen. Meister Burchard von Hornhusen, der alte preußische Marschall Botel und mit ihnen einhundertundfünfzig Ritter fielen, dazu viele Kreuzfahrer. Nur Wenigen gelang es, in abenteuerlicher Flucht durch die Wildniß zu entkommen und die Nachricht von der schrecklichen Niederlage in die Heimath zu tragen.

Die Folgen der Schlacht aber wurden für die gesammte Stellung des deutschen Ordens ungemein gefährlich. In ganz Preußen brach ein furchtbarer Aufstand der Eingeborenen aus, der erst nach dreiundzwanzigjährigem Ringen im Jahre 1283 mit dem Siege der Deutschen endete.[1]) Und fast noch schlimmer schien sich, zunächst wenigstens, die Lage Livlands zu gestalten. Daß gleich nach der Schlacht bei Durben die verrätherischen Kuren vollends abfielen, konnte nicht Wunder nehmen. Sie schworen das Christenthum ab und sandten Boten zu ihren alten Feinden, den Littauern, um ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen zu schließen. Semgallen war im Aufruhr, die Burgen im Lande der Samaiten mußten aufgegeben werden, im ganzen südlichen Kurland behauptete sich nur Memel. Und wilder als je kam die altheidnische Grausamkeit und Treulosigkeit der Eingeborenen zum Ausdruck. In Goldingen z. B. bewog ein Kure, der sich den Anschein gab, zu den Deutschen zu halten, den Comtur, acht Brüder zum Entsatz der Burg Wardach zu schicken, die, ohne daß man in Goldingen davon wußte, in die Hände der Aufständischen gerathen war. Als die nichts ahnenden Ritter dort eintrafen, wurden sie ergriffen, die Einen lebendig verbrannt, die Anderen in Stücke gehauen.

1) Vgl. hierfür, wie überhaupt für die Verhältnisse des Deutschen Ordens in Preußen, die gut zusammenfassende Darstellung von K. Lohmeyer.

Weitere Unglücksfälle mehrten die Bestürzung des Landes. Ein littauisches Heer drang bis zur Düna vor und schlug das Ordensheer bei Lenwarden in einer Schlacht, die wiederum durch die Flucht des Landvolkes verloren ging. Darauf empörten sich noch in demselben Winter die Oeseler und endlich sagte sich auch König Mindowe vom Orden und vom Christenthum los.

Wir haben bereits gesehen, wie er sogleich Boten zu Alexander Newski schickte und mit ihm ein Bündniß gegen Livland abschloß.[1]) Vor Wenden sollten die russischen und littauischen Streitkräfte sich die Hand reichen. Zum Glück ging Mindowe zu früh auf den Kriegspfad. Die Russen waren noch nicht erschienen, Letten und Liven zeigten sich treu und ohne irgend namhafte Erfolge mußte er heimkehren. Der Einfall der Russen, der gleich nach Mindowe's Rückzug stattfand, brachte wenigstens nicht dauernden Schaden. Zwar wurde Dorpat trotz seiner dreifachen Mauern eingenommen und niedergebrannt, aber die Bewohner der Stadt konnten in die Burg flüchten, die trotz allen Anstürmens der Russen sich behauptete. Nach schrecklicher Verwüstung des Landes mußten sie Kehrt machen. Fast gleichzeitig fand auch die junge Stadt Pernau ihren Untergang. Ein Haufe Littauer brannte sie zu Anfang des Jahres 1263 nieder. Es gelang den Deutschen nicht einmal, den Räubern ihre Beute abzujagen. In einer mondhellen Nacht hatten sie sich bei Dünamünde den Abziehenden entgegengestellt und tapfer gestritten. Neun Ordensbrüder und viele Bürger Riga's fanden hier ihren Tod, die Littauer aber schlugen sich durch.

Es ist unter diesen Umständen wahrhaft bewunderungswürdig, wie Livland sich all diesen Feinden gegenüber behauptete. Noch im Winter 1261 wurden die Oeseler mit Hülfe dänischer Vasallen unterworfen, die littauische Grenze wurde scharf bewacht und vor Allem Kurland vertheidigt. Von Memel aus, das, fast ganz auf sich selbst angewiesen, heldenmüthig alle Angriffe zurückschlug gelang es allmählich Luft zu gewinnen. Zwar fiel der Comtur von Memel in die Hände der Samaiten, die ihn auf einem glühenden Rost lebendig gebraten haben, aber seine Ritter rächten ihn blutig. Die Heidenburgen Kretenen und Ampillen wurden erobert, in das pleskausche Gebiet ein Rachezug unternommen und endlich auch Kurland wiedergewonnen. Die Wirren, welche in Littauen nach dem Tode Mindowe's ausbrachen, schwächten auf einige Zeit die Wucht der Angriffe dieses gefährlichsten Feindes und nun gelang es auch des südlichen Kurland Herr zu werden. Die Erstürmung der Burg Grösen durch den Ordensmeister Konrad von Mandern ist hier das entscheidende Ereigniß. Von Goldingen und Memel aus wurde das Land endgiltig unterworfen. So stand man in Livland viel früher als in Preußen wieder auf festem Boden. Schon 1267 sichert Meister Otto von Lutterberg den Kuren einen ewigen Frieden zu.

Die Urkunde, welche diesen Frieden bekräftigt und die Leistungen der

1) Vgl. Geschichte Rußlands, S. 217.

nach achtjährigem erbitterten und verlustreichen Kampfe Unterworfenen festsetzt, ist uns erhalten. Man ist erstaunt über den Geist der Milde und Versöhnung, der aus ihr spricht.

„Wir, Otto von Lutterbergh, Meister der Brüder des Deutschen Hauses in Livland, schreiben allen Christenleuten, welche diesen Brief sehen oder lesen hören, einen Gruß im Namen Jesu Christi.

Auf daß die gegenwärtige That den Nachkommen zum Gedächtniß bleibe, soll man sie sicher festigen mit Zeugnissen und Briefen. Deshalb sei Allen kund und zu wissen, daß wir mit gemeinem Rath des ganzen Landes zu Kurland, den Kuren vergeben und vergessen haben, allen Abbruch, den sie uns insgemein und sonderlich in der Zeit des Aufstandes gethan haben und nunmehr von keinem der beiden Theile mehr an Rache gedacht werden soll.

Wenn einer von ihnen dem Andern unter guten Treuen seine Pferde stiehlt oder nimmt, so soll der Schuldige sie bezahlen und wiedergeben, oder er soll bleiben in einer unfreundlichen Minne. Von einem jeglichen Haken in Kurland soll man den Brüdern zu Zins geben zwei Loof Roggen, oder wer keinen Roggen hat, ein Loof Weizen und ein Loof Gerste. Und zwar soll jedes Pferd, mit dem man egget, den vorgenannten Zins geben. Vier Tage jährlich soll ein Jeder in dem Lande, in dem er seinen Sitz hat, den Brüdern Frohnarbeit leisten und zwar zwei Tage im Sommer und zwei Tage im Winter. Wenn die Brüder ein Schloß gegen die Heiden bauen, so sollen Diejenigen, welche den Christenglauben aufgegeben haben, einen Monat bei eigener Kost dienen; von anderer Burgarbeit, so wie vom Zehnten in Kriegszeiten sind sie für immer befreit. Jedes Erbe sollen sie erheben dürfen bis ins vierte Glied, jedoch so, daß ihr Herr dabei keinen Schaden in seinem Recht nimmt. Die Stätte, auf welcher ein Kure sich zum Wohnen niederläßt, soll ihm zu ewigem Erbe gehören, wenn es nicht schon eines Anderen Erbe ist."

Es folgen noch Bestimmungen über das Strandrecht (ein Drittel des Strandgutes gehört dem Finder, der zwei Drittel dem Vogt abliefert, dieser bewahrt es Jahr und Tag für etwaige Reclamanten, dann fällt es dem Landesherrn zu), über Gelöbnisse in Lebensgefahr und endlich als letzter Punkt, daß die Kuren dem livischen Recht unterthänig sein sollen.

Es ist gewiß mit die Wirkung dieses Vertrages, daß während der schweren noch bis 1290 fortdauernden Kämpfe in Semgallen die Kuren sich ruhig verhielten, obgleich mehr als einmal die Gelegenheit zu erneutem Aufstande sich geboten hätte. Denn im Norden heerten die Russen bis tief nach Estland hinein und Meister Otto hatte seine ganze Heeresmacht gegen diesen gefährlichen Gegner wenden müssen, da ein deutsches Heer unter Führung des Bischofs Alexander von Dorpat in blutiger Schlacht am 18. Februar 1268, wenn auch nicht völlig geschlagen, so doch sehr geschwächt worden war. Der Bischof selbst fiel im Kampfe und nur die heldenmüthige Vertheidigung der Brücke, die über den Bach Kebola führte, durch achtzig Deutsche wider fünftausend Russen, hatte

das Gros des Heeres gerettet. Nun schritt der Meister gegen Rußland vor, zerstörte Isborsk, verbrannte die Stadt Pleskau und schritt an die Belagerung der Burg. Als jedoch ein nowgoroder Heer zum Entsatz anrückte, ging er auf einen Waffenstillstand ein, dem nach langwierigen Verhandlungen erst im Frühjahr 1270 der definitive Friede folgte.

Inzwischen hatte sich das wieder heidnische Littauen von den inneren Wirren erholt, welche die Thronstreitigkeiten hervorgerufen hatten und über das Eis der Ostsee einen Raubzug nach Oesel unternommen. Auf dem Rückwege trat ihnen der Meister mit einem eilig gesammelten Heere entgegen und am 16. Februar 1271 kam es auf dem Eise zu einer Schlacht, welche durch den Ungestüm der zu früh anstürmenden Ritter verloren ging. Otto von Lutterberg mit zweiundfünfzig Rittern, sechshundert Deutschen und ungezähltem Landvolk wurden erschlagen und noch in demselben Jahre von den siegesfrohen Littauern auch der Nachfolger Otto's, der Vicemeister Andreas, mit zwanzig Brüdern in offener Feldschlacht getödtet. In Livland folgen nun in der Zeit von 1271 bis 1297, da der Kampf zwischen dem Orden und der Stadt Riga zum Ausbruch kommt, acht Meister auf einander, von denen Ernst von Raßburg 1279 im Kampf gegen die Littauer fällt, Gerhard von Katzenellenbogen in littauischer Gefangenschaft stirbt, Willeken von Endorp am 26. März 1287 von den Semgallen erschlagen wird, Meister Bruno endlich im Kampfe gegen Riga und die mit der Stadt verbündeten Littauer fällt. Greifen wir bis auf das Jahr 1260 zurück, so sind in dieser Zeit sieben Meister von den Heiden erschlagen worden. Wir können auf die Einzelheiten all' dieser Kämpfe nicht eingehen. Es war ein Ringen um die Existenz der Colonie, in welchem Livland trotz der ungeheuren Verluste, die es erlitt, schließlich nicht nur die abgefallenen Landschaften wiedereroberte, sondern noch die Kraft fand, durch neue Festungsanlagen sich dauernd zu sichern. Semgallen wurde 1290 ganz unterworfen und gegen Littauen eine Reihe von Vertheidigungslinien gezogen, welche die einzelnen Streif- und Stoßzüge zwar nicht völlig verhindern konnten, die Gefahr derselben aber wesentlich einschränkten. Meister Conrad von Mandern hatte schon 1266 Schloß Mitau an der semgaller Aa erbaut und das eingeäscherte Pernau wiederaufgerichtet, 1273 wurde Dünaburg, 1283 Schloß Wolmar, 1286 Schloß Heiligenberg in Kurland errichtet. Auch die früher von den Kuren zerstörten Grenzburgen waren aus der Asche wieder erstanden.

Es unterliegt keinem Zweifel: der Orden hatte eine Aufopferung und eine Thatkraft gezeigt, der Livland seine Rettung verdankte. Daß den Erfolgen im Felde nicht auch eine Erhebung und Kräftigung im Innern entsprach, daran trug der böse Gegensatz schuld, der gerade damals zwischen Orden und Erzbischof zum Ausbruch kam und bald ganz Livland in Mitleidenschaft zog.

Fünftes Kapitel.

Der Kampf mit dem Erzbischof und die Bewältigung Riga's durch den Orden.

Neben dem Orden und den geistlichen Herren mit ihren Lehnsleuten und Unterthanen bäuerlichen Standes, den Undeutschen wie man sie wohl mit gemeinsamer Bezeichnung zusammenfaßte, hatte sich in der livländischen Colonie auch ein lebenskräftiges Bürgerthum in den Städten entwickelt, dem wir bisher nur beiläufig unsere Aufmerksamkeit zuwenden konnten. In der Zeit, von der wir reden, sind das unter dänischer Herrschaft stehende Reval, die Bischofsstadt Dorpat, und Riga, die Residenz des Erzbischofs und des Ordensmeisters, die einzig hervorragenden Städte. Außer ihnen wären nur noch die größeren Ansiedlungen zu erwähnen, welche sich an die Ordensburgen in Pernau und Wenden und an den Dom in Hapsal schlossen, obgleich nicht zu bezweifeln ist, daß auch die übrigen Ordensburgen ein Hakelwerk schützten, das sich eng an ihre schirmenden Mauern schmiegte. Lebendiges, städtisches Leben aber pulsirte damals nur in den drei erstgenannten Orten, die zugleich die Mittelpunkte des rasch aufblühenden livländischen Handels waren.

Die Stadt Reval scheint in der Zeit zwischen 1227 und 1228 sich gebildet und noch vor Ablauf des nächsten Jahrzehntes das Stadtrecht erhalten zu haben. Sie nahm zuerst das rigische Recht an, erhielt aber im Jahre 1248 durch König Erich Plogpennig das lübische Recht verliehen, so daß das Verfassungsleben der Stadt nach lübischem Muster sich entwickelte. Trotz der dänischen Herrschaft war die Stadt ganz deutsch und der wohlgelegene, sichere Hafen vermittelte einen ununterbrochenen Zudrang frischen Blutes aus dem Mutterlande. Eine weit ausgedehnte Stadtmark und eine wohlgegliederte Verwaltung, feste Mauern und kräftiger Bürgersinn sicherten der Stadt ein schnelles Aufblühen, während die Zugehörigkeit zum dänischen Staate sie von den Wirren fernhielt, welche das übrige Livland gegen Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine schwere Krisis durchmachen ließen.

Dorpat als deutsche Stadt ist wohl erst von dem Anfang der dreißiger Jahre zu datiren. Sichere Angaben fehlen und erst 1248 tritt uns ein städtischer Vogt Heinrich entgegen. Dagegen kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Stadt als Sitz eines Bischofs und als wichtigster Handelsplatz an der großen Straße nach Pleskau hin sich rasch entwickelte.

Immerhin können die beiden erstgenannten Städte an innerer Kraft sich nicht mit Riga vergleichen, das ihnen in allen Dingen um ein Menschenalter voraus war und recht eigentlich die Hauptstadt und den Mittelpunkt der Colonie bildete. Während Reval und Dorpat durch ihre Stellung mehr in den Rahmen einer Provinzialentwickelung gewiesen waren, wurde Riga in allen entscheidenden Fragen in Mitleidenschaft gezogen und kam hier das bürgerlich städtische Bewußtsein am schärfsten zum Ausdruck. Durch Urkunde vom

1. December 1225 verlieh Kaiser Friedrich II. dem Bischof Albert das Recht, seiner Metropole das Stadtrecht zu ertheilen und unter seiner, so wie des Legaten Wilhelm von Modena fördernder Thätigkeit wurde darnach wie erwähnt im Laufe des folgenden Jahres das gothländische Recht in Riga zur Geltung gebracht, die Stadtmark definitiv gerichtet und der Rath eingesetzt. Als erste Bürgermeister treten uns Th. von Berewich und Johann von Hornhusen entgegen. Landesherr war der Bischof, der seine Residenz in der Stadt hatte und seine Hoheitsrechte in weltlichen und geistlichen Dingen zur Geltung brachte, ohne deswegen mit der Stadt selbst in Widersatz zu gerathen. Der Orden, dessen Meister damals ebenfalls in Riga seinen Sitz hatte, übte aber auch seinerseits einen Einfluß aus, der u. A. zur Zeit des Schwertbrüderordens darin seinen Ausdruck fand, daß die Ordensbrüder als echte Bürger Riga's galten und zwei aus ihrer Mitte das Recht hatten, im rigaer Rath zu sitzen. Die St. Jürgensburg, die Residenz des Meisters, lag innerhalb der städtischen Mauern und die Stellung des Meisters als obersten Befehlshabers der Kriegsmacht des Landes brachte es mit sich, daß bei den Heerfahrten wider die Heiden die Bürger sich ihm unterordnen mußten. Wir wissen nicht mit Sicherheit, wie die Verhältnisse sich gestalteten, seit der Deutsche Orden in Livland an die Stelle der Schwertbrüder trat. Doch weisen einzelne Anzeichen darauf hin, daß die für den Orden maßgebenden militairischen Gesichtspunkte dem stetig an Umfang zunehmenden Handel der reichen Stadt lästig wurden. Dazu kam das Selbstgefühl der Stadt, die sich bewußt war, an der Eroberung und Behauptung Livlands wesentlich mitgewirkt zu haben, und der durch eine Entscheidung des Legaten Wilhelm vom 11. April 1226 ein Drittel der künftigen Erwerbungen an Land zugesichert wurde. Wirklich ist ihr auch im Jahre 1231 in die Hand ihrer Rathsherren je ein Drittel von Oesel, Kurland und Semgallen verliehen worden. Aber nur kurze Zeit konnte sie diese Stellung behaupten, theils ohne jede Entschädigung, theils gegen die Belehnung einzelner Bürger mit großen Gütern mußte sie noch im Jahre vor der unglücklichen Schlacht, die dem Schwertbrüderorden ein Ende bereitete, auf ihre Lehen verzichten. Ließ Riga seine Ansprüche auch mehrere Menschenalter hindurch nicht fallen, von praktischer Bedeutung konnten sie nicht mehr werden. Wohl aber mußte



Majestätssiegel von Friedrich von Haseldorpe, Bischof von Dorpat.

Im Felde der Bischof auf einer Console stehend, in der Linken den Krummstab, in der Rechten das Kreuz. Umschrift: FRIDERICVS DEI GRA (Gracia) TARBATENSIS EPC : (Episcopus). Von einer Urkunde vom 15. December 1284. Toll'sche Sammlung. Originalgröße.

die Stellung Riga's gefährdet erscheinen, sobald Orden und Erzbischof aneinanderkamen. Zu Zeiten Albert Suerbeers kam der lang verhaltene Gegensatz zwischen den beiden Vormächten Livlands zum Ausbruch. Nächst der Stellung, welche der Erzbischof als Oberhirte den Bischöfen und dem Orden gegenüber einnahm, lag auch, abgesehen von seinem Verhältniß zu Riga, eine sehr beträchtliche reale Macht in seinen Händen. Ein kriegskundiger Adel hatte Lehen von ihm in Händen und ein Kranz stattlicher Burgen schützte seine Besitzungen. In Livland gehörten ihm ausschließlich: Treiden, Lennewarden, Uexküll, Ronneburg, Dahlen, Kirchholm, Kokenhusen, Seswegen, Luban, dazu die Burg Gerzike mit all' ihren Dependentien und endlich in Semgallen: Uppemele, Tolowe und Selburg. Dazu kamen die geistlichen Waffen des Interdictes und der Excommunication. Nur in äußerster Todesgefahr war es gestattet, einen vom Erzbischof Gebannten freizusprechen und wer den Rechten der erzbischöflichen Kirche zu nahe trat oder gar ihren Besitzstand schmälerte, sollte nach dreimaliger Ermahnung all' seiner Würden verlustig gehen und dem Kirchenbanne verfallen.

Allen diesen Bestimmungen ist aber der Zusatz angehängt „unbeschadet der Rechte unserer geliebten Söhne des Meisters und der Brüder vom Deutschen Orden.“.

Der unversöhnliche Gegensatz zwischen Orden und Erzbischof lag nun darin, daß beide nach der Herrschaft über ganz Livland strebten. Daß es keinem Theile gelang, des Andern Herr zu werden, ist das Verhängniß des livländischen Mittelalters.

Wir können hier die ersten Stadien des Kampfes zwischen Orden und Erzbischof nicht verfolgen. Mehrfach ist von Seiten des Ordens eine Ausgleichung der Differenzen angestrebt worden. Das Schlimmste war, daß der Erzbischof die Pflicht der Kreuzpredigt lässig betrieb, obgleich sie gerade damals nach den großen Verlusten des Ordens ganz besonders geboten war. Der Orden warf ihm sogar vor, daß er gegen Zahlung von Geldsummen Pilger von ihrem Gelübde gegen die Ungläubigen löse. Der Orden rächte sich durch rücksichtslose Eingriffe in die Befugnisse der Geistlichkeit, die ihrerseits mit dem Banne antwortete. Als der Papst diesem Mißbrauch der bischöflichen Gewalt durch das Verbot, Glieder des Deutschen Ordens ohne päpstliche Genehmigung mit Bann oder Interdict zu belegen, Einhalt zu thun versuchte, wurden die Bäcker und Müller des Ordens gebannt und die mit ihnen umgehenden Ordensbrüder verfielen dann trotz des päpstlichen Verbotes ebenfalls dem Bann. Es war eine Maßregel, wie sie schon in früherer Zeit gegen die Cluguiacenser in Anwendung gebracht worden war und eine Abschrift der zum Schutz der Cluguiacenser erlassenen Bulle mußte denn auch in Livland Erzbischof und Bischöfe zur Ruhe weisen. Ebenso wirkungslos blieb eine gegen den Orden in Rom anhängig gemachte Klage. Der Orden fand Vertheidiger, deren Glaubwürdigkeit sich nicht anfechten ließ und so ging die Gefahr an ihm vorüber.

Nun hatte allerdings der Orden sich in seinem Bestande nicht zum Vortheil verändert. Die großen Verluste, die er im Kampfe gegen die Ungläubigen erlitten hatte, veranlaßten den Papst ein Privileg zu ertheilen, das, wie richtig bemerkt worden ist — die Sittlichkeit des Ordens untergraben mußte. Jeder Gebannte konnte durch Eintritt in den Orden des Bannes ledig werden, wer vor dem Eintritt in den Orden Raub, Brand oder Wucher getrieben hatte, durfte durch die Priesterbrüder absolvirt werden; wer durch Simonie Ordensbruder geworden war, erlitt keine andere Strafe, als daß man ihn in den Ordensversammlungen den untersten Platz einnehmen ließ. Wenn all' diese Dinge zunächst nur für den preußischen Theil des Ordens galten, so haben sie doch ohne Zweifel auch in Livland, das zu Suerbeer in viel näherer Beziehung stand, eine bedeutsame Rolle gespielt. Zerwürfnisse und vorübergehende Vereinigungen lösen einander in den ersten Jahren des Erzbischofs ununterbrochen ab, bis es im Jahre 1268 zu einer Katastrophe kam, die ein eigenthümliches Schlaglicht auf die bis ins Unleidliche gesteigerte Spannung zwischen beiden Parteien wirft. Otto von Lutterberg war damals Meister in Livland, ein milder, versöhnlicher Herr, den die livländische Reimchronik einen „suneman," d. h. einen Friedensstifter nennt. Auch aus den von ihm erhaltenen Urkunden athmet dieser Geist und doch wurde gerade dieser Mann zu einer unerhörten Gewaltmaßregel gegen Erzbischof Albert bewogen.

Der Zusammenhang, der wohl nie ganz aufzuklärenden Angelegenheit scheint nun folgender gewesen zu sein. Es war nichts Ungewöhnliches, daß wenn ein Bischof aus irgend welchem Grunde seinem Stift nicht vorstehen konnte, er zeitweilig dem Ordensmeister die weltliche Verwaltung desselben übertrug. Erzbischof Albert scheint nun den Plan gefaßt zu haben, einem auswärtigen Fürsten unter dem Vorwande zeitweiliger Vertretung eine dauernde Schutzherrschaft zu übertragen, um auf diesem Wege dem Orden einen mehr als ebenbürtigen Gegner zu schaffen. Er wandte sich an den Sohn jenes Heinrich von Schwerin, der einst den König Waldemar gefangen genommen hatte, an den Grafen Gunzel. Wir wissen nicht eben viel von ihm. Er galt für einen tapferen Ritter, der an seinem kleinen Hofe die Dichtkunst schätzte und pflegte, in seinen kriegerischen Unternehmungen bisher aber nicht glücklich gewesen war. Im Jahre 1267 finden wir ihn in Riga und am 21. December des Jahres ernannte der Erzbischof auf Anrathen seines Kapitels eben jenen Gunzel zum Verweser, Vertheidiger und Berather des Erzstifts mit all' seinen Landen, Schlössern, Leuten und Vasallen und zum Schirmherrn wider die Barbaren und jeden andern feindlichen Andrang. Der Graf solle nur verpflichtet sein, dem Erzbischof eine jährliche Summe Geldes auszuzahlen, im Uebrigen über die Einkünfte des Erzstiftes nach seinem Ermessen zum Besten der Kirche verfügen.

Man kann das Unerhörte dieses Vertrages gar nicht stark genug betonen. Der Erzbischof begiebt sich in demselben förmlich seiner ganzen weltlichen Gewalt, ohne irgend Garantien zu haben, daß der Schirmherr die ihm hier

in den Schooß geworfene Macht zum Besten des Erzstifts und nicht etwa zum eigenen Nutz und Frommen ausbeuten werde.

Eine Stellung, wie Gunzel sie erhielt, wäre das Ziel aller Wünsche des Ordens gewesen, aber gegen ihn gerade war die Spitze dieses Vergleiches gerichtet. Unter den „anderen Feinden“ sind nur die Ordensbrüder zu verstehen und um ihnen zu schaden, war dem Erzbischof eben jedes Mittel recht. Zum Glück stellten sich allerlei Hindernisse den Plänen Suerbeers in den Weg. Die Uebersiedelung Gunzels ließ sich nicht gleich bewerkstelligen, auch war man zur Ueberzeugung gekommen, daß der Graf Sicherheiten für die Rückgabe des Erzstifts stellen müsse und die konnte er nicht so rasch, als wohl beiden Theilen erwünscht gewesen wäre, beschaffen. Uebrigens schien die Angelegenheit zunächst noch nicht zu drängen. Der Meister hatte erst kürzlich einen Vergleich mit dem Erzbischof geschlossen und war gerade damals zum Kampfe wider die Russen ins Feld gezogen. Als er jedoch im Herbst 1268 nach Riga zurückkehrte, scheint er trotz aller Heimlichkeit von jenem Vertrage Nachricht erhalten zu haben. Da wäre jede Verzögerung ein unverzeihlicher Fehler gewesen; nur rasches Handeln konnte die Gefahr beseitigen. Und Meister Otto handelte.



Siegel der Comturs zu Wenden.

Im Felde die heilige Catharina, gekrönt, in ganzer Figur, in der Rechten eine Palme, in der Linken ein Buch. Umschrift: S(igillum) COMMENDATORIS D(e) WENDA †. An einer Urkunde vom 27. August 1271 in der öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Originalgröße. Toll'sche Sammlung.

Dem Erzbischof völlig unerwartet drangen Ordensritter plötzlich in die inmitten des erzbischöflichen Hofes zu Riga gelegene Michaeliscapelle und entführten den überraschten Prälaten zunächst in den Jürgenshof. Von hier wurde er nach kurzer Mittagsrast über Segewold nach Schloß Wenden gebracht. Man hatte dem Erzbischof einen Mantel umgeworfen und von nur zwei Rittern geleitet, mußte er — voll bitterer Gedanken — den schweren Ritt zurücklegen. Mit ihm wurde der Dompropst Johann von Vechte und ein Domherr, der später im Gefängnisse starb, aufgehoben.

Schon sehr bald darauf finden wir den Erzbischof wieder in Riga. Von Gunzel war weiter nicht die Rede und mit dem Orden hielt Albert Suerbeer fortan fein säuberlich Frieden. Wie eine Ausgleichung stattfand und durch welche Mittel der gewiß tief erbitterte Prälat von allen Recriminationen abgehalten wurde, ist uns nicht überliefert worden.

Zwei Jahre nach diesen Ereignissen starb Meister Otto den Heldentod auf dem Schlachtfelde. Mit seinem Nachfolger, Meister Walter, lebte Albert in guter Eintracht. Nach Bewältigung der Semgallen bestimmten sie in Gemeinschaft die Pflichten der Neuunterworfenen und in einer noch erhaltenen Urkunde nennt Walter den Erzbischof „unsern ehrwürdigen Vater und Herren.“

Es ist das aber das letzte Mal, daß der Orden den Erzbischof seinen Herren nennt. Eine Urkunde, in welcher der Meister einen zwischen dem Erzbischof und der Stadt Riga ausgebrochenen Streit schlichtet und in welcher Albert Suerbeer seit mehr als zwanzig Jahren wieder als Legat des päpstlichen Stuhles zeichnet, ist die letzte von ihm erhaltene Nachricht. Ende 1272 oder Anfang 1273 starb der erste Erzbischof Riga's. Unter dem Hochaltar der Domkirche hat er die letzte Ruhestatt gefunden.

Seine beiden nächsten Nachfolger im Erzstift haben leidlich Frieden gehalten, unter dem vierten Erzbischof aber, Johann III. Grafen von Schwerin, der im Jahre 1295 gewählt wurde, entbrannte der Kampf aufs Neue. Vorher sind jedoch noch zwei Ereignisse zu verzeichnen, welche die Entwickelung der Dinge wesentlich bedingt haben. Am 23. November 1274 ließ sich der Orden durch König Rudolf von Habsburg die Handhabung der weltlichen Gerichtsbarkeit in der Stadt Riga übertragen. Da der Orden gerade damals durch den Krieg mit Littauen in Spannung gehalten wurde, wurde anfänglich von dieser principiell hochbedeutsamen Bestimmung in der Praxis keinerlei Notiz genommen; die Erzbischöfe fuhren fort, nach wie vor ihre Hoheitsrechte über Riga auszuüben. Doch scheint die Stadt gegen den Befehl des Königs an den Papst appellirt zu haben, da wir noch 1292 einen Syndicus Riga's am päpstlichen Hofe finden. Vielleicht gehört es auch in diesen Zusammenhang, daß zweitens am 8. September 1282 Riga dem Bunde der Hanseaten beitrat. Die Zugehörigkeit zu der mächtigen Genossenschaft der Ostseestädte konnte in Zeiten der Noth einen wirksamen Rückhalt bieten. Finden wir doch, daß gleich nach Ausbruch des Kampfes ein Bericht an Lübeck der erste Schritt der gefährdeten rigischen Bürgergemeinde ist.



Majestätssiegel des Rigaer Erzbischofs Johann II. von Vechten.

In dem gerauteten, mit Rosetten ornamentirten Felde sitzt der Erzbischof auf einem mit Brackenköpfen verzierten Throne, welcher mit einem gerauteten und mit Sternen verzierten Teppiche überdeckt ist; in der Linken hält er den Krummstab, die Rechte ist zum Segen erhoben. Umschrift: IOH'(ann)ES DEI GRA(tia) S(an)C(t)E RIGEN(sis) ECCL'(es)IE ARCHIEP(iscopu)S TERCIVS †. Abdruck in rothem Wachs in grüner Wachsschale an einer Urkunde vom 5. Februar 1294 in der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg. Originalgröße.

Der äußere Anlaß des schon längst vorbereiteten Unheils aber war der folgende.

Erzbischof Johann III. hatte sich im Jahre 1297 das Schienbein gebrochen und, um ärztliche Hülfe zu finden, eine Reise nach Flandern unternommen. Während seiner Abwesenheit übertrug er die Verwaltung der erzbischöflichen Gebiete dem Vicemeister des Deutschen Ordens in Livland, Bruno, während die Stadt Riga inzwischen durch Vogt und Rath regiert werden sollte. Der wohl nicht den vollen Thatbestand wiedergebende Bericht Riga's erzählt nun, daß die Stadt, um ein Bollwerk gegen den oft sehr gefährlichen Eisgang der Düna zu errichten, zu größerer Bequemlichkeit bei Anfuhr des Baumaterials eine Brücke über den Rigebach geschlagen hatte, welche der Hauscomtur von Riga in der Absicht, den Bau zu vernichten, arg beschädigen ließ. Eine Klage des Raths beim Vicemeister hatte nur zur Folge, daß dieser alle Freiheiten und Gerechtsame zurücknahm, welche der Stadt auf Ordensgebiet zustanden, und ankündigte, er werde alles Eigenthum der Stadt, das seine Straßen und Lande passire, so lange mit Beschlag belegen, bis die Brücke wieder ganz abgetragen sei. Geschehe es nicht, so wolle er selbst die Brücke abbrechen und sollte der ganze Orden darüber zu Grunde gehen. Nur mit Mühe wurde ein Stillstand bis zum 15. Juni vereinbart. Nach Ablauf dieser Frist aber verstärkte der Orden seine Besatzung auf dem St. Jürgenshof bis auf 500 Mann, Steine und anderes Kriegsmaterial wurden herbeigeführt und neue Befestigungen gegen die Stadt errichtet. Bald kamen auch trotz einer abermaligen Gesandtschaft an den Vicemeister die Feindseligkeiten zum Ausbruch. Nach anfänglichen Vortheilen des Ordens gelang es schließlich der Stadt, sich des Jürgenshofes zu bemächtigen, aber auch sie selbst war schwer geschädigt worden. Während des Kampfes brach am 20. Juli Feuer aus und der größte Theil Riga's brannte in einer schrecklichen Nacht nieder. Da endlich schien mit der Rückkehr des Erzbischofs Hülfe zu kommen und wirklich gelang es ihm, erst einen Stillstand bis zum 29. September zu vereinbaren und darnach zu erreichen, daß man ihn zum Schiedsrichter in der vorliegenden Streitsache wählte. Mit Hinzuziehung des Bischofs Konrad von Oesel, des Abtes von Dünamünde, sowie der Pröpste von Riga und Dorpat und Delegirter des Ordens wie der Stadt erkannte er nach langen und schwierigen Verhandlungen dahin, daß Riga die zerstörte Brücke wieder aufrichten dürfe, dagegen neue Mühlen und Fischwehren in Zukunft nicht anders, als mit Einwilligung des Domkapitels und des Ordens errichten solle.

Der Kern der Frage, der Anspruch des Ordens auf eine Mitherrschaft in der Stadt, war gar nicht berührt worden, ohne Zweifel aber hat der Orden in der nächstfolgenden Zeit Vorbereitungen getroffen, um nicht nur in Riga, sondern in ganz Livland eine herrschende Stellung zu gewinnen. Wir erfahren, daß es ihm gelang, in Oesel den Dompropst für sich zu gewinnen und daß es in Riga große Erbitterung erregte, daß er sich auch mit Handelsgeschäften in großem Stil zu befassen begann. Diese und andere Dinge — vielleicht

der Versuch, die weltliche Gerichtsbarkeit in Riga an sich zu reißen — steigerten den gegenseitigen Haß so sehr, daß eine neue Katastrophe unvermeidlich war. Diesmal scheint Riga der angreifende Theil gewesen zu sein. In der Nacht auf St. Michaelis steckten die Bürger den Marstall des Ordens in Brand, verheerten und zerstörten seine der Stadt zunächst gelegenen Besitzungen und rissen an dem darauf folgenden Tage den Jürgenshof nebst der Ordenskirche nieder. Ja, als wollten sie jede Versöhnung unmöglich machen, nahmen sie den Hauscomtur und sechzig Brüder gefangen und ließen sie sämmtlich in Riga enthaupten.

Der unerhörte Frevel hatte einen wilden Bruderkrieg zu Folge. Die Sendboten der Hanseaten vermochten den lohenden Brand nicht zu stillen, der Erzbischof und die Bischöfe von Oesel und Dorpat schlossen ein Bündniß mit Riga und zugleich mit Dänemark, das gegen Abtretung von Semgallen und zweier anstoßenden Landschaften sich verpflichtete, mit seiner estländischen Kriegsmacht den bedrängten Prälaten und der Stadt zu Hülfe zu eilen. Aber der Erzbischof wurde vom Orden in blutiger Schlacht besiegt, der Bischof von Dorpat sagte sich darauf vom Bündniß los und die dänische Hülfe traf nicht ein. So war die Stadt auf ihre eigenen Machtmittel angewiesen und ihre Lage wurde um so bedenklicher, als es den Ordensbrüdern gelang, sich der erzbischöflichen Schlösser Treiden und Kokenhusen zu bemächtigen und den Erzbischof selbst gefangen zu nehmen. Man brachte ihn nach Fellin, wo er in strenger Haft gehalten wurde. Dazu wurden in nächster Nähe Riga's neue Befestigungen errichtet und durch Sperrung der Düna der Versuch gemacht, die Stadt ganz vom Meere abzuschneiden. Sie sollte ausgehungert werden.

In dieser Noth, von Haß und vom Triebe der Selbsterhaltung geleitet, schloß Riga ein Bündniß mit den gefährlichsten Feinden des Ordens, den Littauern, ab. Alles was Waffen tragen konnte, rüstete in der Stadt, das vom Orden zur Bewältigung derselben erbaute Neuermühlen wurde zerstört und als um Pfingsten 1298 ein littauisches Heer zum Entsatz anlangte, nicht nur die Belagerungslinie des Ordens durchbrochen, sondern noch bis nach Karkus hinauf das Ordensgebiet verheert. Die alten Feinde Livlands standen im Bunde mit Riga, das ihnen so oft entgegengetreten war! Diese Thatsache allein genügt, um die Rücksichtslosigkeit der bestehenden Gegensätze zu zeichnen. Als der Orden sich den mit Beute beladenen Schaaren der Rigenser und Littauer entgegenwarf, erlitt er eine Niederlage, in der auch Meister Bruno fiel. Erst als Hülfe aus Preußen kam, gelang es in einer zweiten Schlacht am 29. Juni, die Stadt mit ihren heidnischen Verbündeten zu schlagen und letztere bis über die Grenzen des Landes hinaus zu verfolgen. Riga gerieth jetzt in die äußerste Bedrängniß. Es ist das Verdienst der Hanseaten, trotz dieser schwierigen Verhältnisse auf einem Tage zu Lübeck, den Orden und Stadt beschickten, eine Waffenruhe bis zum 6. December 1299 zur Annahme gebracht zu haben. Gleichzeitig griff Papst Bonifaz ein und seine scharfen Gebote mögen mit dazu beigetragen haben, daß der Orden sich zu einem Ver-

gleich mit dem Erzbischof herbeiließ, der letzterem die Freiheit wiedergab. Ein thatsächlicher Stillstand trat ein, ohne daß jedoch eine Einigung mit Riga, das an dem littauischen Bündnisse festhielt, stattgefunden hätte. Erzbischof Johann, der, um seine Sache persönlich zu betreiben, nach Italien gezogen war, starb noch im Jahre 1300 in Rom; sein Nachfolger Isarn hielt in den folgenden Jahren den Friedenszustand leidlich aufrecht und auch dessen Nachfolger Friedrich wußte anfänglich den offenen Kampf niederzuhalten. Inzwischen hatte der Orden jedoch die politische Lage zu seinen Gunsten zu wenden verstanden. Es war ihm gelungen, ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Bischöfen von Dorpat und Oesel, sowie mit den dänischen Vasallen abzuschließen, dessen Spitze sich nur gegen Riga richten konnte. Eine für Riga im Ganzen günstige Entscheidung, welche der frühere Erzbischof Isarn im Auftrage des Papstes fällte, genügte keinem von beiden Theilen und so bedurfte es nur eines äußeren Anstoßes, um die Zwietracht aufs Neue zu erregen.

Nun war durch einen Vertrag, der noch auf das Jahr 1263 zurückging, das Kloster Dünamünde verpflichtet, von seinem Gebiete ohne Genehmigung des Rathes der Stadt Riga weder zu verkaufen, noch sonst Liegenschaften zu veräußern. Die den Zugang zur Düna beherrschende Lage Dünamünde's läßt die Wichtigkeit dieser Bestimmung sogleich in die Augen fallen. Als daher nach Verhandlungen, die schon 1303 einen vorläufigen Abschluß gefunden hatten, um Himmelfahrt des Jahres 1305 der Orden das ganze Gebiet von Dünamünde zwischen semgaller und treider Aa einerseits und dem Meer andrerseits, nebst dem festen Kloster für 4000 Mark erstand, sah darin die Stadt eine Kriegserklärung und auch der Erzbischof, auf dessen Grund und Boden Dünamünde lag und hinter dessen Rücken der Verkauf mit aller Heimlichkeit betrieben worden war, fühlte sich tief verletzt. Die Erbitterung wuchs, als der Orden durch Erhebung Dünamünde's zu einer Comturei seine Machtstellung in einer für die Stadt und das Erzbisthum bedrohlichen Weise erweiterte.

Wieder rief nun Riga die Littauer herbei, wieder zog der Erzbischof persönlich zum Papst und wieder lag ganz Livland in Krieg und Fehden. Man kämpfte in gleicher Erbitterung mit dem Schwert und mit der Feder. Denn von dem päpstlichen Stuhle zu Avignon mußte die Entscheidung kommen und in endlosen Klageschriften, die Wahres mit Falschem vermengen und es schwer machen, den richtigen Sachverhalt festzustellen, suchten die Parteien sich gegenseitig den Boden streitig zu machen. Bei der schamlosen Käuflichkeit des päpstlichen Hofes wechselte die Stimmung an demselben fortwährend. Heute wurde verworfen, was gestern bestimmt war, ja es wurden in einem Athem die widerspruchvollsten Entscheidungen getroffen, da es im Interesse der Curie lag, den Handel ins Endlose zu zerren. Endlich im Juni 1310 ernannte der Papst Schiedsrichter, aber zwei weitere Jahre gingen ins Land, ehe der päpstliche Auditor Franciscus de Moliano in Riga eintraf und jenes ungeheuerliche Verhör anstellte, das auf einer Pergamentrolle von $1\frac{1}{2}$ Ellen Breite und 50 Ellen Länge — trotz des fehlenden Anfanges und Endes —

im Ordensarchiv zu Königsberg erhalten ist. In 230 Klagepunkten wurde das Material in parteiischster Weise gegen den Orden zusammengefaßt, den der Richter von vornherein wie einen Verurtheilten behandelte und von dem er schließlich auch die Rückgabe Dünamünde's verlangte. Als nun der Orden, wie sich voraussehen ließ, nicht gehorchte, wurde er in aller Form in den Bann gethan. Nun starb aber Papst Clemens V., es folgte eine zweijährige Sedisvacanz, während welcher der Bann kaum praktische Bedeutung gewann; erst Papst Johann XXII. nahm die Geldforderungen, welche die Curie in Anlaß des Processes erhob, mit frischem Eifer wieder auf.

Der Orden aber hatte inzwischen seine politische und militairische Stellung durch Bündnisse mit den übrigen Ständen Livlands so sehr gekräftigt, daß es ihm gelang, unter Vermittelung der Bischöfe von Dorpat und Oesel einen Frieden mit Riga zu schließen, demzufolge die Stadt gegen Wiedererstattung ihrer alten Rechte und Freiheiten sich von der Verbindung mit den Littauern loszusagen versprach. Dieser „ewige Friede“ wurde durch das Eingreifen des Papstes in schlimmster Weise getrübt. Er befahl nicht nur dem Ordensmeister, sein Bündniß mit den Bischöfen und Vasallen aufzulösen, sondern gebot ihm auch, Dünamünde auszuliefern. Es konnte dem Meister — damals Gerhard von Jorke — nicht zweifelhaft sein, daß er ohne gewissenlose Preisgebung der Interessen des Ordens diesem Befehl nicht nachkommen durfte. Die Auflösung des Bündnisses bedeutete Isolirung, die Rückgabe Dünamünde's — Verzicht auf die Errungenschaften eines zwanzigjährigen Kampfes.

So mußte, da Riga jetzt sein Bündniß mit Littauen wieder erneuerte, der Kampf nochmals entbrennen. Wir haben diese Verhältnisse, soweit sie für die Entwickelung der littauischen Dinge in Betracht kommen, eingehend kennen gelernt [1]); der Orden beantwortete das rigisch-littauische Einverständniß mit einem am 28. Januar 1323 mit Nowgorod zu gegenseitiger Hülfe gegen die Littauer abgeschlossenen ewigen Bündniß und erreichte dadurch, daß Gedimin sich bereit fand, am 2. October desselben Jahres mit den vom Landtage zu Ermis an ihn abgefertigten Boten der livländischen Stände ebenfalls einen Frieden abzuschließen, welcher sowohl den Erzbischof und die Stadt Riga, als auch den Orden und dessen Anhang umfaßte. Daneben aber bestand auch das geheime Einverständniß zwischen Riga und Littauen fort, die erbitternden Processe vor der Curie nahmen ihren Verlauf und der zu nicht geringem Theil durch Handelseifersucht lebendig erhaltene Gegensatz zwischen Stadt und Orden spitzte sich immer mehr zu. Dazu kam die vermeintliche Absicht Gedimins zum Christenthum überzutreten, deren Erfindung wohl von den Feinden des Ordens ausging und zur Schädigung desselben in gehässigster Weise ausgebeutet wurde.

Ende November 1324 fand der erste Einfall der Littauer in das Ordensgebiet statt, wenige Monate danach sprach der Erzbischof von Riga über den

1) Vgl. Bd. I, S. 223—230.

Orden den Bann und über seine Gebiete das Interdict aus. Nun mußten die Feindseligkeiten ihren weiteren Verlauf nehmen. Als der Orden in Preußen gerade mit Polen, Littauen und Ungarn im heftigsten Kampfe lag [1]), glaubten die Rigenser den Augenblick gekommen, um wieder zu gewinnen, was sie in schlimmen Tagen verloren hatten. Im Sommer 1328 unternahmen sie zur Nachtzeit einen Zug gegen Dünamünde und verbrannten das unter den Mauern der Burg liegende Hakelwerk. Schon vorher hatten ihre Boten durch große Zusagen — der Orden behauptete später, sie hätten sich verpflichtet, die erzbischöflichen Schlösser den Heiden in die Hand zu spielen — Gedimin bewogen, in Livland einzufallen.

An der Spitze des Ordens stand aber ein thatkräftiger Mann, Meister Eberhard von Munheim. In raschem Entschluß nahm er fünf der Grenze zunächst gelegene Schlösser gewaltsam in Besitz und als nun Gedimin mit Heeresmacht an die Düna rückte, fand er Alles von Ordensbrüdern wohl besetzt. Die Bürger, die er zornig zur Rede stellte, gaben ihm Verpflegung und Führer, die ihn nach Karkus führten, wo seine Truppen vom 15. bis 20. September harrten, um darauf noch das „herrliche Kirchspiel Helmet" — wie es in der Urkunde heißt — zu verheeren. Von dort ging es nach Paistel: „In derselben Kirchen lag der König der Ungetreuen mit zween seiner Brüder über zwei Nächte und fütterte seine Pferde. Und das ist das Allerlästerlichste, daß sie vor dem Sacramente der Eucharistie unzähliche Bosheiten verübten, Kelche, Bücher und alle Zierrath der Kirche, kostbare Glasfenster und herrliche Orgeln zerschlugen und verdarben." Zuletzt verbrannten sie die Kirche und hausten darauf in ähnlicher Weise in Tarwast.

Nun hatte zwar Meister Eberhard sein Möglichstes gethan, um dem rückkehrenden Feinde die Spitze zu bieten. Es gelang ihm aber in der Eile nicht, die genügende Truppenzahl aufzubringen und unbehindert zog Gedimin mit seinem Raube ab. Nur 500 Littauer waren vor Helmet gefallen.

Ueber Riga aber brach jetzt ein furchtbares Strafgericht herein.

Mit seinem ganzen Heere zog Eberhard von Munheim vor die Stadt und schloß sie von allen Seiten her ein. Ein Einfall der Littauer in Kurland, wo sie das Hakelwerk Pilten verbrannten, aber das feste Schloß nicht nehmen konnten, vermochte den Meister nicht, die Belagerung aufzuheben, die volle sechs Monate dauerte. Die Noth stieg in der Stadt so hoch, daß Viele Hungers starben und der Meister, der den Jammer nicht ansehen mochte, einen Ordensbruder vor die Stadt schickte und den armen Leuten sagen ließ, sie möchten aus der Stadt ziehen und sich Brod holen, wo sie es finden könnten. Das geschah zu fünf Malen. Endlich, am 18. März 1330, war die Noth so unerträglich geworden, daß der Rath und die angesehensten Bürger sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnten, daß nur die Unterwerfung unter den Orden übrig bleibe. Der wortführende Bürgermeister Heinrich Meye

1) Vgl. Bd. I, S. 480.

eröffnete die Sitzung. „Edle Herren und fürsichtige Männer" — sprach er — „versammelt seid ihr, Geistliche und Weltliche, um einander in dem Elend, in das wir gerathen sind, zu trösten." Doch er konnte nicht weiter reden. Thränen erstickten seine Stimme, und für ihn ergriff nun der zweite Bürgermeister Heinrich von Fellin das Wort: „Wir stehen hier, wie schon Heinrich Meye sagte, in tiefer Kümmerniß. Alle unsere Freunde haben uns verlassen. Glaubt aber darum nicht, wir seien nachlässig gewesen in Betreibung dieses Krieges. Dem Papste und den Cardinälen haben wir in unserer Trübsal geschrieben und sie demüthig um Rath und Hülfe gebeten, den Seestädten sowie den Herren und Städten im Lande haben wir mehr als einmal unser Leid geklagt. Weder mit Wort noch mit der That hat auch nur einer von ihnen uns Trost geboten. Auch sehet ihr, daß leider gar keine Lebensmittel in der Stadt sind, die Vorrathshäuser stehen leer, selbst in den Privathäusern ist nichts mehr zu finden, wie wir nach genauester Durchsuchung eines jeden Hauses uns überzeugt haben. Die ganze Stadt zu erhalten ist, Gott sei dessen Zeuge, nicht mehr übrig denn $3^1/_2$ Last Mehl. Viele sind vor Hunger aus der Stadt entflohen, viele Andere, wie ihr wißt, gestorben. Was endlich das Schlimmste ist, es steht zu befürchten, daß es in der Stadt selbst zu offenem Kampfe kommt und wir einander gegenseitig umbringen. Und um euch nichts zu verbergen, wir haben mehrfach versucht, mit dem Meister in Verhandlung zu treten, aber nur das Eine ersehen, daß uns schließlich nichts übrig bleibt, als einen ganz unleidlichen Vertrag zu schließen." Darauf beschwor er die Anwesenden nochmals, falls einer im Geheimen Lebensmittel versteckt halte, solle er sie zum Besten der Stadt herausgeben. Als sich aber herausstellte, daß durchaus garnichts mehr vorhanden sei, richtete Johann von Fellin unter Thränen die Frage an sie, was man denn in dieser Noth thun solle? Sie aber antworteten, wie es schon früher die ganze Gemeinde gethan hatte: die Bürgermeister möchten möglichst bald ein Ende machen, man werde erfüllen und halten, worauf sie sich mit dem Meister einigten.

Zum Zeugniß dessen aber wurde ein Notariatsinstrument über diese Verhandlung aufgenommen und von allen Anwesenden unterschrieben. Ihm verdanken wir den obigen Bericht.

So erfolgte am 20. März 1330 auf Gnade und Ungnade die Unterwerfung der Stadt Riga unter den Orden.

Am Mühlgraben trafen Rath und Gemeinde der Stadt mit dem Meister und den Brüdern des Ordens zusammen. Die Bürger befahlen und untergaben sich und die Stadt Gott und der heil. Jungfrau und der Gnade des Meisters und der Brüder, mit' all ihren Freiheiten und Gütern, nur Leib und Leben vorbehalten.

Am 23. März stellte dann die Stadt dem Orden den sogenannten „nackenden" Brief aus, und am 30. März formulirte in dem sogenannten „Sühnebrief" der Meister endgültig seine im Voraus bewilligten Forderungen. Die Stadt mußte ihm huldigen. Dem Orden wurde zur Erbauung eines

Schlosses ein Platz in der Stadt abgetreten, die Hälfte aller Gerichtsgefälle wurde ihm zugesprochen, das Bündniß mit Littauen gelöst und endlich die Verpflichtung übernommen, ihm in Vertheidigung und Angriff Heeresfolge zu leisten, es sei denn gegen den Erzbischof.

Am 15. Juni legte Meister Eberhard den Grundstein zum neuen Ordensschloß, und zwei Jahre später, am 8. Mai 1332, bestätigte Kaiser Ludwig von Baiern die Unterwerfungsverträge, mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß dem Orden die volle Landeshoheit über die Stadt, deren Bewohner und Gebiet gebühre.

Damit hatte der Orden ein lang erstrebtes Ziel erreicht, gelang es ihm noch, die geistlichen Herren — wie in Kurland bereits geschehen war — ihrer weltlichen Stellung zu entkleiden, so mußte in Livland die Macht des Ordens ihren Gipfel erreichen.

Sechstes Kapitel.

Staatliches Leben.

Die Zeit jenes erbitterten Kampfes zwischen dem Orden und Riga ist dadurch von besonderer Tragweite geworden, daß in jenem mehr als dreißigjährigen Kriege die staatlichen Formen Livlands zu voller Durchbildung kamen.

Man kann den Verlauf der livländischen Geschichte nicht verstehen, wenn man nicht eine klare Vorstellung von den ständischen Verhältnissen gewonnen hat, wie sie auf Grund des Lehnsrechts sich allmählich entwickelten. [1]) Wir müssen dabei vor allen Dingen einen wesentlichen Unterschied zwischen Livland und Deutschland hervorheben. Es hat in Livland, oder wie man wohl sagte „in den Livlanden,“ nie eine unfreie oder auch nur halbfreie deutsche Bevölkerung gegeben. Rechtlich standen diese livländischen Deutschen aber insofern alle einander gleich, als nur die Fähigkeit, Waffendienst zu leisten, die Lehnsfähigkeit bedingte; der in Deutschland geforderte Nachweis der Ritterbürtigkeit wurde nicht verlangt, der wehrhafte Bürger konnte in gleicher Weise Vasall eines der Landesherren werden, wie der aus Deutschland eingewanderte Ritter oder Ministeriale.

Nun ist mit überzeugenden Gründen nachgewiesen worden, daß die übergroße Zahl der livländischen Vasallen von westfälischen Familien abstammt, welche, wie wir wissen, im 12. und 13. Jahrhundert in Deutschland eine ritterliche Lebensweise führten. Die Buxhöwden, Brakel, Bardewich oder Uexküll,

1) Obgleich wir in dieser Uebersicht livländischer Geschichte uns aller Citate enthalten, müssen wir doch das ganz vortreffliche Buch von Carl Schilling: „Die Lehn- und Erbrechtlichen Satzungen des Waldemar-Erich'schen Rechts,“ Mitau bei Steffenhagen s. a. hervorheben. Es ist die beste Arbeit, die wir auf dem Gebiete livländischer Rechtsgeschichte überhaupt besitzen.

die Dalen, Hahn, Ludinghausen, Rosen, Zöghe, Scherenbek und Tiesenhausen, und wie sie alle heißen, führen ihren Ursprung auf Westfalen zurück, wo wir ihr Geschlecht in der Stellung bischöflicher Ministerialität wiederfinden. Das Institut der Ministerialität aber hat auf livländischem Boden nie Wurzel gefaßt; aus den Nachkommen der westfälischen Ministerialen wurden livländische Vasallen: in Estland Vasallen des Königs von Dänemark, in Livland Vasallen des Ordens oder eines der geistlichen Herren des Landes.

In welcher Form die Belehnung stattfand, zeigt ein urkundlich erhaltenes Beispiel aus dem Jahre 1385, das, weil es ohne Zweifel die alten Gebräuche wiedergiebt, hier angezogen werden kann:

Henneke Pitkever, der es versäumt hatte, nach des Vaters Tode sein Lehn von dem Erzbischof, seinem Herrn, zu muthen (d. h. um die Belehnung nachzusuchen), mußte auf Grund eines Vergleiches nachträglich die Belehnung einholen und that es in folgender Weise: er legte seinen Mantel, seinen Gürtel und sein Messer ab, warf sich mit gebeugten Knieen vor seinem Herrn, dem Erzbischof, auf die Erde nieder, unterwarf sich mit Leib und Leben seiner Gnade, und bat mit ehrfurchtsvoll gefalteten Händen demüthig, ihn in Gnaden aufzunehmen. Der Erzbischof nahm den vor ihm Knieenden und um die Belehnung mit seinen väterlichen Gütern Bittenden in Gnaden auf, und ertheilte ihm über die rechten väterlichen Güter durch Darreichung eines Kusses die Belehnung. Nachdem Henneke sodann aufgestanden, leistete er seinem Herrn, dem Erzbischof, mit aufgehobenen Fingern den ihm vorgesprochenen Lehnseid.

Letzterer aber lautete dahin, daß der Belehnte versprach, „sobald er dazu geeschet wurde," treuen und willigen Dienst und Mannrecht zu thun, nach Pflicht und Gewohnheit der Mannschaft des Stiftes, oder in anderer älterer Fassung, „dem Herrn so treu und hold zu sein, als ein Mann gegen seinen Herrn sein soll."

Es kommt nun Alles darauf an, sich eine klare Vorstellung davon zu machen, welches die von dem Vasallen durch den Lehnseid erworbenen Rechte waren; oder anders formulirt, welche Rechte er auf dem ihm vom Lehnsherrn verliehenen Grund und Boden ausüben durfte. Die Rechte, welche die Bischöfe und in den Theilungen der Orden bei der Einnahme des Landes erwarben, waren das Aufgebot zur Heeresfolge, der Anspruch auf die Leistung gewisser Arbeiten und die sogenannten lehnbaren Rechte, d. h. der Zins, der Zehnte und die Gerichtsbarkeit. Von diesen ist der Zins ein fiskalischer Anspruch, der Zehnte eine der Kirche zu entrichtende Leistung. Die lehnbaren Rechte wurden nun mit dem nach Haken berechneten Grund und Boden auf die Vasallen übertragen. Man unterschied dabei das Allod. d. h. das ursprünglich unangebaute Land, welches der Vasall nach Belieben zu seinem „Hof" ziehen konnte, und das zinspflichtige Land der Eingeborenen, über welches der Vasall die lehnbaren Rechte in größerem oder geringerem Umfang ausübte.

„Darauf, daß die Jurisdiktion, der Zins und Zehnte in der Hand der

Vasallen vereinigt sind, beruht die Eigenartigkeit des livländischen Mannlehens."

Die livländischen Bischöfe, welche über keine, oder doch nur über eine sehr unbedeutende kriegsfähige Mannschaft geboten, hatten sich genötigt gesehen, ihre staatlichen Hoheitsrechte auf die Vasallen zu übertragen, denn nur auf diesem Wege konnten sie sich eine weltliche Macht sichern, die sich nun einmal nicht entbehren ließ. Die Folge war, daß einmal die Vasallen zu ihren Hintersassen in das Verhältniß von Landesherren traten, und daß andrerseits der Stand der Vasallen in seiner Gesammtheit den Bischöfen an Macht weit überlegen war. Ein ungeheurer Landbesitz kam in die Hände bestimmter Vasallenfamilien; das geschah aber nur in den Stiftern, während auf dem Gebiet des Ordens und besonders in Kurland, dessen Bischof in völliger Abhängigkeit vom Orden stand', das Vasallenthum nie zur Ausbildung gelangen konnte. Die Erklärung dieser Thatsache ist darin zu finden, daß für den wehrhaften Orden die Notwendigkeit nicht vorlag, seine Hoheitsrechte preiszugeben, und daß er in Folge dessen nie größere Gebiete aus der Hand gegeben hat. Die Ordenslehen waren so klein, daß sie das Fundament zu einer Machtentwickelung der Lehnsleute nicht boten. Der Wendepunkt der Macht des Vasallenthums aber ist darin zu sehen, daß im 14. Jahrhundert während der geschilderten Kämpfe zwischen dem Orden, dem Erzbischof und der Stadt Riga die Bischöfe zugeben mußten, die Vasallen von sich aus ihre Hintersassen zur Landesvertheidigung aufriefen.

Neben den Vasallen der Bischöfe von Riga, Dorpat und Oesel kommen aber noch ganz besonders in Betracht die des Königs von Dänemark in Harrien und Wirland. Die Genesis der Harrisch-Wirländischen Ritterschaft läßt sich nicht verstehen, ohne einen Einblick in die recht complicirte Geschichte des dänischen Estland. Wir erinnern uns, daß Estland seit dem Jahre 1238 mit der Krone Dänemark vereinigt war. Es bildete keine dänische Provinz, sondern war ein selbständiges Territorium, dessen Herrscher den Titel dux Estoniae, Herzog von Estland führte. Nie haben die dänischen Gesetze in Estland Geltung gehabt, und unter nahe an zweihundert Namen estländischer Grundbesitzer lassen sich nicht mehr als zwölf mit einiger Sicherheit als dänisch bezeichnen. In der Reihe der Revaler Rathsherren vollends weist in den Jahren bis 1347 höchstens ein Name auf die Möglichkeit dänischer Herkunft. An der Spitze des Landes stand ein vom Könige ernannter Hauptmann, der als Oberrichter, oberster Polizeiherr und als Heerführer im Kriege fungirte. Die Beziehungen zu Dänemark waren in höchstem Grade locker und schon im Jahre 1259 treten uns die königlichen Vasallen als eine geschlossene Corporation (universitas vasallorum per Estoniam constituta) entgegen, welche bald landständische Rechte zu erwerben wußte. Die Wirren, welche das dänische Königshaus zerrütteten und schwächten, trugen nicht unwesentlich zur Kräftigung der dänischen Vasallen bei. Seit dem Tode König Waldemar II. bietet die dänische Geschichte ein äußerst trübes Bild. Erich V. wurde 1250 ermordet; sein

Nachfolger Abel 1252 von den Friesen erschlagen; Christoph I. starb 1259 wahrscheinlich an Gift; Erich VI., der als Minderjähriger den Thron bestieg, wurde 1286 ermordet. Dann folgte Erich VII. Menved, dessen kriegerische Erfolge wesentlich bedingt waren durch seine Reichthümer, die er auf dem Wege schwerer Schatzung ohne Rücksicht auf herkömmliche Vorrechte aufzulegen pflegte. Sein schlimmer Bruder und Nachfolger Christoph wurde 1326 vom Grafen Gerhard von Rendsburg („dem großen Ghert") vertrieben, der die Wahl seines Mündels Waldemar III. von Schleswig durchsetzte und sich zum Vormund des Reiches Dänemark machte. Unter solchen Verhältnissen nahm der Adel an Macht und Uebermuth immer zu, und nur unter den drückendsten Bedingungen konnte Christoph Anfang 1330 den Königstitel wieder erringen. Als er aber den Versuch machte, den Grafen Gerhard zu beseitigen, wurde er am Danewirk geschlagen, und als er 1332 starb, war Dänemark nunmehr ganz ohne König. Die holsteinschen Grafen waren thatsächlich die Herren, und Reichsverweser Graf Gerhard.



Siegel der Königin Margaretha von Dänemark, Mutter Erich Glippings.
Originalgröße.
Im Felde Maria mit dem Kinde auf einem Throne, in der erhobenen Rechten eine Lilie, über ihr ein Stern; vor ihr kniet Margaretha, von einem herabschwebenden Engel gekrönt. Im Abschnitt eine Thiergestalt. Umschrift: MARGARETA · DEI · GRACIA · DANORVM · SCLAVORVM · Q(ue) · REGINA†. An einer Urkunde vom 29. September 1274. Stockholm, Reichsarchiv. Toll'sche Sammlung.

Es war unter diesen Umständen von außerordentlicher geschichtlicher Bedeutung, daß am 1. April 1340 Niels Ebbeson den großen Grafen erschlug. Die kühne, noch heute in dänischen Volksliedern gefeierte That bahnte dem Könige Waldemar IV. Atterdag den Weg zum Throne seiner Väter. Erst Waldemar Atterdag hat dann des Königthum wieder zu einer Wahrheit in Dänemark gemacht. Aber wie unsäglich verwilderte und verkommene Zustände mußte er übernehmen. Ein hervorragender Kenner dieser Zeit schildert sie folgendermaßen: „Besitz, Kriegsruhm und Macht waren die einzigen Triebfedern des Adels. Es blieb daher nicht nur bei harter Bedrückung der Untergebenen, bei Geringschätzung und Mißachtung alter Rechte an Gütern und Einkünften gegenüber der Kirche und den einheimischen Herren — Raub und Plünderung nahmen überhand . . . . nie war die Unsicherheit größer gewesen."

Eine Rückwirkung dieser Verhältnisse auf Estland fand natürlich statt. Die dänischen Hauptleute wechselten so häufig im Amt, daß sie zu durchgreifendem Einflusse nicht gelangen konnten. In einhundertundsieben Jahren

werden uns siebenundzwanzig Hauptleute genannt; durchschnittlich wurde also dies hohe Amt alle vier Jahre von einem anderen bekleidet. Auch der Bischof von Reval brachte es zu keiner selbständigen Machtstellung. So geschah es, daß die estländischen Vasallen zu immer größerem Einfluß emporstiegen; sie wählten sich Vorstände, traten in die engsten Beziehungen zu den Deutschen des eigentlichen Livland; führten Kriege und schlossen Verträge, ohne viel des Königs zu achten, dessen Räthe vielmehr mit den Vasallen Hand in Hand gingen. Die entscheidende Wendung fand jedoch im Jahre 1304 statt. König Erich Menved hatte nämlich im Jahre 1303 die Ansprüche seines Bruders Christoph dadurch befriedigen wollen, daß er ihm Estland verlehnte. Geschah das fürs Erste auch nur auf sechs Jahre, so sahen die estländischen Vasallen sich dadurch doch in ihrer Stellung gefährdet. Sie bemächtigten sich der königlichen Schlösser, um den neuen Herrn, wenn nötig, mit Gewalt zurückzuweisen. In der Befürchtung jedoch, daß ihre Macht zur Abwehr Dänemarks nicht reichen dürfte, sahen sie sich genöthigt, sich an den Orden zu wenden, der allein stark genug war, ihnen den erforderlichen Schutz zu gewähren. So kam es zum berühmten Dorpater Bündniß vom 25. Februar 1304. Der Orden einerseits, die Bischöfe von Dorpat und Oesel mit all' ihren Vasallen und die dänischen Vasallen Estlands andrerseits, schließen einen Bund zu Schutz und Trutz, nicht nur gegen Dänemark, sondern auch gegen Russen, Littauer und die Stadt Riga, mit der, wie wir wissen, der Entscheidungskampf sich vorbereitete. Die Leitung lag dabei in Händen des Ordens, an dessen Seite wir also zwei Bischöfe, zwei stiftische Ritterschaften und die dänischen Vasallen finden. Auch die Vasallen des Erzstifts Riga sind damals bereits eine geschlossene Körperschaft und dem Orden gelang es bald danach, auch diese stiftische Ritterschaft an sich heranzuziehen. Am 23. April 1316 fand ein Bündniß zwischen dem Orden, dem ganzen Kapitel der Riga'schen Kirche und den erzstiftischen Vasallen statt, als deren Vertreter uns ein Palen, ein Rosen, zwei Ungern, ein Uexküll und ein Ostinghusen entgegentreten. Jede Partei verspricht der anderen treu anzuhängen, mit Rath und That ihre Freiheiten gegen Jedermann zu vertheidigen, Verträge nur in Uebereinstimmung mit den übrigen Contrahenten zu schließen, Streitigkeiten durch Schiedsrichter beizulegen und alle Gegner dieser Conföderation mit gemeinsamen Kräften niederzuwerfen. Diese Artikel sollten auch für die Nachkommen der Contrahenten verbindlich sein und wurden auf das Evangelium beschworen. Damit hatte der Orden mit Ausnahme des Erzbischofs und der Stadt Riga „alle Livlande" unter seiner Führung vereinigt, und es muß als ein ganz besonderer Erfolg desselben bezeichnet werden, daß es ihm gelungen war, die stiftische Ritterschaft von ihrem Lehnsherrn, dem Erzbischof, zu lösen. Das ist nun freilich nicht von Dauer gewesen. Schon am 21. December 1317 hat Papst Johann XXII. jene Conföderation für null und nichtig erklärt, weil sie der Kirchenfreiheit nachtheilig sei. Er entband die Einzelnen des von ihnen geleisteten Eides und verbot für alle Zukunft derartige Verbindungen. Das Rigasche Kapitel

zog sich noch einen besonderen Verweis von Seiten des Papstes zu. Damit ist nun jener Plan des Ordens als gescheitert zu betrachten. Die stiftischen Ritterschaften aber waren zu nicht geringem Theil durch die geschilderten politischen Verhältnisse zu Faktoren herangewachsen, mit welchen unter allen Umständen gerechnet werden mußte. In diese Zeit fällt dann auch, wenn man von jener Zusammenkunft absieht, aus welcher das Dorpater Bündniß vom 25. Februar 1304 hervorging, der erste Landtag von dem wir wissen; er fand im Februar 1314 bei Pernau statt. Wer an demselben theilgenommen hat, wird nicht überliefert, wir erfahren nur, daß die Landesherren (domini terrae) beisammen gewesen sind, und daß auf demselben strittige Besitzfragen geregelt wurden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß neben dem Orden und den Bischöfen hier auch die stiftischen Vasallen vertreten waren, vielleicht auch Vertreter der Städte sich eingefunden hatten. Regelmäßig wiederkehrende Landtage sind damals nicht nachweisbar, dagegen ist in dieser Zeit die Hauptnrkunde der livländischen Rechtsgeschichte, das berühmte Waldemar Erich'sche Lehnsrecht entstanden (wahrscheinlich 1315), welches dem Vasallenthum einen rechtlich unanfechtbaren, fortan nicht mehr verlassenen Boden gegeben hat. Es ist im Wesentlichen eine Codificirung des auch in den übrigen Livlanden geltenden, aus dem Landrechte Westfalens abgeleiteten Rechtes. Ohne auf die näheren Bestimmungen desselben einzugehen, heben wir hervor, daß die von Anfang an in Livland feststehende Erblichkeit der Lehen auch hier ihren Ausdruck gefunden hat, wie denn überhaupt das Lehnswesen sich nach der Richtung entwickelte, daß das Lehen zu einem unveräußerlichen, auch auf die weibliche Linie übergehenden Besitz des Vasallen wurde. Der an denselben geknüpfte Lehnsdienst bestand wie überall in Heerfahrt und Hoffahrt. Während letzterer die Verpflichtung von Ehrenleistungen in sich schloß, verstand man unter der Heerfahrt den Reiterdienst, den die Vasallen in Person, ganz abgesehen von der Größe ihres Lehens, zu leisten hatten.



Majestätssiegel Heinrichs I. Bischof von Reval. Originalgröße.
In einem Tabernakel die Apostel Petrus und Paulus; darüber Maria mit dem Kinde; darunter der knieende Bischof. Umschrift: S(igillum): FR(atr)IS HENRICI : DEI : GRA(tia) : EPI(scopus) : REVALIEN(sis): An einer Urkunde vom 15. Mai 1313; Reval, Rathsarchiv.

In etwas späterer Zeit (1350) erließ der Hochmeister Heinrich Tusmer für Harrien und Wirland die folgende, das Kriegswesen der Zeit gut charakterisirende Verordnung. Von je hundert Haken Landes sollen die

Bewohner jener Landschaften, ganz abgesehen von ihrem Stande, je drei Mann stellen, und zwar „einen redlichen, frischen, tapferen, wohlbewaffneten Deutschen“ und zwei Esten, die mindestens mit Schild und Helm versehen sein müssen. Es handelt sich hierbei natürlich nicht um den Lehnsdienst, sondern gewissermaßen um eine von den Grundbesitzern ausgerüstete Söldnertruppe, die jährlich zu stellen war. Wichtiger ist die zweite Bestimmung, daß alle und jede Leute zwischen Narowa und Düna gehalten sein sollen, mit all' ihren Kräften und ganzer Macht dem Ordensmeister und den Brüdern des Ordens in Livland zu folgen, und ihnen wider alle Ordensfeinde zu helfen, wann, so oft und wo sie vom Orden dazu aufgefordert werden; jedoch so, daß erst wenn sie die Düna überschreiten, der Meister die Kosten ihres Unterhaltes trägt. Der Schwerpunkt fiel auch bei solchen allgemeinen Aufgeboten auf die deutsche Mannschaft, während die ungeregelten Heerhaufen der Eingeborenen mehr durch das Gewicht ihrer Masse, als durch ihre militärische Tüchtigkeit von Bedeutung waren. Auch kam im Verlauf der Zeit jener „Landsturm“ immer mehr in Abnahme. Was im 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts noch Regel war, schwand von da ab immer mehr. Es ist noch nicht genügend aufgeklärt, ob und in welchem Verhältniß hierzu die allmähliche Abnahme der rechtlich gesicherten Stellung der Eingeborenen gestanden hat. Es mag hier noch einmal hervorgehoben werden, daß nach Eroberung Livlands die Eingeborenen weder zu Knechten, noch gar zu Leibeigenen herabgewürdigt wurden. Theils Unkenntniß, theils tendenziöse Auffassung haben dieser Anschauung allgemeine Geltung geschafft. Thatsächlich lagen die Verhältnisse so, daß die Eingeborenen Zinsleute der Eroberer wurden, die ihrerseits durch festes, schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts aufgezeichnetes Landrecht die Verpflichtung übernahmen und hielten, innerhalb bestimmter Grenzen denselben freies Eigenthum und freie Bewegung zu lassen. Namentlich in Kurland finden wir zahlreiche Beispiele, die uns Eingeborene als Lehnsleute des Ordens zeigen; und auch da, wo sie Hintersassen der Vasallen sind, finden wir ihr Eigenthumsrecht an Haus, Acker, Honigbäumen, sowie ihren Anspruch auf gemeine Weide und Hölzung, auf Fischerei und Wildfang fortbestehen. Sie durften es frei bis ins fünfte Glied der Verwandtschaft vererben, nur wenn kein Verwandter im fünften Gliede sich fand, kam das Heimfallsrecht desjenigen zur Geltung, zu dessen Jurisdiction das erblose Gut gehörte. Erst sehr allmählich haben sich diese Verhältnisse geändert; der ökonomische Leichtsinn der bäuerlichen Bevölkerung einerseits und das Eindringen des lombardischen Lehnsrechts andrerseits haben die Stellung des Landvolks verschlechtert. Indem die Eingeborenen als Hintersassen unter die Gerichtsbarkeit der Vasallen traten, büßten sie an ihrer Freiheit nicht unwesentlich ein, obgleich auch dann noch stets bäuerliche Beisitzer das Urtheil fanden und nur in Harrien und Wirland das Recht über Hals und Hand den Vasallen zukam. Außerdem ging nicht aller Grundbesitz der Eingeborenen in hofrechtlichen und ordensrechtlichen Besitz über; ein nicht geringer Grundbesitz blieb ihnen als nicht zinspflichtiges Erbe und ging erst

allmählich in die Mark (d. h. in das Gesammtgebiet eines Vasallen an Hof und Zinsland) auf. Endlich muß in Betracht gezogen werden, daß auch in den Livlanden die Uebersiedelung eines Bauern auf Stadtgrund ihn von allen Verpflichtungen seiner Herrschaft gegenüber löste.

Das 14. Jahrhundert ist die Zeit, in welcher das Städtewesen in Livland durch seine Verbindung mit der Hansa sich zu mächtiger Blüte emporschwang. Alle irgend bedeutenderen Städte waren Mitglieder des hansischen Bundes. Nicht nur Riga, Reval und Dorpat, sondern auch die kleineren, welche ihre Entstehung der Anlage von Ordensburgen oder Bischofsschlössern verdankten, wie: Pernau, Fellin, Wolmar, Wenden, Walk, Kokenhusen und Lemsal. Die drei erstgenannten nahmen die Stellung von Vororten ein und auf den in Deutschland stattfindenden Hansetagen sind sie die Vertreter der anderen. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurden dann die Hansetage, welche ausschließlich die Angelegenheiten des Handels mit Rußland betrafen, meist auf livländischem Boden und zwar in Pernau, Dorpat, Walk, Wolmar und Fellin abgehalten. Der erste livländische Hansetag fand 1352 in Fellin statt. Hier führte die große Handelsstraße über Pernau und Fellin nach Dorpat, dann weiter über den Embachfluß und Peipussee nach Pleskau, wo die Hanseaten eines ihrer Hauptcomtoire hatten. Ein zweiter Weg führte von Narva auf der Jamburg'schen Straße direkt nach Nowgorod; und eben dahin gelangte man drittens über Reval und Weißenstein. Auch von Riga aus ging eine Ueberlandstraße nach diesem Centrum hansischer Thätigkeit. Wichtiger war jedoch für Riga die natürliche Straße, auf welcher der Kaufmann seine Waaren zu Wasser nach Polock und Witebsk, von dort auf kurzem Landwege nach Smolensk beförderte. In Nowgorod mußten die Rigenser die Concurrenz der übrigen Hanseaten ertragen, während sie hier keinen anderen Mitbewerber als den Orden hatten, der, wie wir gesehen haben, den Handel keineswegs verschmähte. Uebrigens war der Handel mit den russischen Städten nicht gefahrlos; es bedurfte nur geringen Anlasses, um die starken nationalen Antipathien zum Ausbruch zu bringen und in Nowgorod pflegte man stets das wirkliche oder angebliche Vergehen des Einzelnen an der Gesammtheit der Hanseaten zu strafen.



Siegel des Comturs zu Pernau. Originalgröße.
Im Felde ein nach vorn gewandter Krieger in bis zum Knie reichenden Wappenrocke, in der Rechten den Speer, in der Linken den Schild mit dem Ordenskreuz; der Helm ist von einem wulstartigen Kreise umgeben. Umschrift: S! (igillum) COMENDATORIS · Ĩ(n). PERONA : †. An einer Urkunde vom 4. October 1349. Stockholm, Reichsarchiv. Toll'sche Sammlung.

Ein neuerer Schriftsteller charakterisirt die Ordensritter jener Zeit sehr treffend folgendermaßen: „Räthselhafte Menschen, zugleich rauflustige Soldaten und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und mehr als all' dies, kühne weitaussehende Staatsmänner.“ Fast

mit denselben Worten aber ließe sich auch das Bürgervolk in den livländischen Städten zeichnen. Ein Beispiel für viele mag uns jenen Sinn vergegenwärtigen. Im Jahre 1335 ereignete sich in Livland folgender Fall: Gerhard von Moden, ein Räuber, hatte einen gewissen Heinrich Lucower in Livland überfallen und mit sechs Messerstichen verwundet. Auf der Flucht wurde Gerhard von Ordensangehörigen ergriffen und in Gewahrsam gebracht, dann von Lucower öffentlich angeklagt und nach gerichtlicher Verhandlung vor allen Bürgern und Gästen in Pernau zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Nun hatte der Räuber Gerhard einen Verwandten, den Schneider Gottfried,



Ruine des Schlosses Wenden; Ansicht von Süd-West.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1810.

welcher den Heinrich dafür zu tödten drohte. Als dieser ihn fragte, heißt es in der uns erhaltenen Urkunde, ob er ihm drohe, antwortete Gottfried, er wolle ihm das Leben nehmen, wo er ihn fände und verbot ihm die Länder Flandern, Holland, Schonen und Norwegen. Es ereignete sich aber, daß Gottfried den Heinrich im Hafen Molesund an der damaligen norwegischen, jetzt schwedischen Küste auf dem Lande stehend antraf. Sogleich wandte sich Gottfried gegen ihn, ihn zu tödten. Heinrich vertheidigte sich, siegte und tödtete den Gottfried. Nun zog ihn der königliche Vogt darüber zur Rechenschaft; da bezeugten Johann Kaufmann, Rathsherr zu Riga, Gottfried von Unna, Rathmann zu Reval und Berthold Krukenberg, daß Gottfried dem Heinrich abgesagt habe, wie ein Feind dem Feinde und daß diese That daher Nothwehr

sei. Heinrich Lucower wurde darauf nach Erlegung der sogenannten Königsbuße freigesprochen. Das ist der Geist, wie er damals im Kaufmanns- und Handwerkerstande lebte, sie wußten Degen und Handbeil zu schwingen und es ist ein Beispiel zugleich, daß die Leute nicht still an einem Orte zu sitzen pflegten.

Die Erben des reichen Kaufmanns, der in Riga, Reval oder Dorpat gestorben war, saßen daheim in irgend einem Städtchen Westfalens. Es ist ein ewiges Hinüber und Herüber, vermittelt und hervorgerufen durch die Gemeinsamkeit der Interessen, wie die Zugehörigkeit zum Bunde der Hanseaten sie bedingte. Die auf lübischem oder gotländischem Recht gegründete Freiheit der Städte entwickelte ein Bewußtsein eigener Kraft und stolzen Selbstvertrauens, deren Früchte uns auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens entgegentreten. Welch glänzendes Zeugniß für den religiösen Sinn, für die pecuniäre Leistungsfähigkeit und für den idealen Kunstgeschmack der Zeit legen die herrlichen Kirchen, der Dom in Dorpat und Riga, St. Olaf und St. Nicolaus in Reval, der Dom in Hapsal und all' die kleinen Kirchenbauten auf dem Lande ab, die, wie jüngst[1]) erwiesen wurde, zum größeren Theil noch im 13. und 14. Jahrhundert entstanden sind. Zwar griff das Kunstgewerbe, wo es sich um Arbeiten großen Stils handelte, noch mit Vorliebe auf Deutschland und Flandern zurück, aber in den Städten Livlands läßt sich doch überall ein kräftig emporstrebender Handwerkerstand nachweisen, der sich früh zu Gilden und Genossenschaften zusammengethan hatte. In allen Städten finden wir Schulen und wenn auch die bürgerliche Bildung der Zeit meist auf dem Wege lebendiger Anschauung erworben wurde, steht doch fest, daß Kaufleute und Handwerker des Lesens und Schreibens kundig waren. Schon die Handelsgeschäfte verlangten, daß der Kaufmann im Stande sei, einen deutschen oder gar einen kurzen lateinischen Geschäftsbrief abzufassen. Ein Rathsherr vollends mußte des Lateinischen mächtig sein, obgleich für den diplomatischen Verkehr die niederdeutsche Sprache je länger je mehr an Boden gewann. Es war, mit Differenzen, die sich doch nur als dialectische bezeichnen lassen, dieselbe Sprache, welche von Brügge bis nach Narva hin in den Städten gesprochen wurde, während in den Kreisen des Ordens das Mitteldeutsche allmählich die Ueberhand gewann. Lag nun der Natur der Dinge entsprechend der Schwerpunkt wissenschaftlicher Bildung in Klöstern und Stiftern, so wird uns doch vielfach überliefert, daß auch in Ordenskreisen das Streben nach Bildung nicht fehlte. Die Combination kriegerischer, politischer, administrativer und commercieller Thätigkeit, welche der Wirkungskreis des Ordens beanspruchte, brachte es mit sich, daß die Ordensherren einer ins Tiefe gehenden juristischen und theologischen Bildung nicht entbehren konnten. Ein sachkundiger Beirath stand dem Meister und den Comturen zur Seite, und es scheint, daß man in den Priesterbrüdern die entsprechenden Persönlichkeiten fand. Für die

1) Vom Architecten Guleke in einer noch ungedruckten Schrift.

Pflege historischer Studien in Ordenskreisen liegen uns zwei Beispiele für unsere Periode vor. Einmal die vortreffliche ältere livländische Reimchronik, deren Verfasser ein Ordensbruder im Kurländischen gewesen ist; danach die in prosaischer niederdeutscher Umarbeitung erhaltene Reimchronik des Bartholomäus Höneken, der wahrscheinlich Priesterbruder in dem Ordensschlosse Weißenstein gewesen ist. Sein Werk schließt mit dem 9. März 1348 und bildet die Grundlage unserer Kenntniß von der Geschichte der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Können wir in der Ueberarbeitung auch nicht den Maßstab für eine Würdigung der dichterischen Vorzüge des Werkes finden, so läßt doch die Gestalt, in der es uns vorliegt, die Darstellungskraft des Dichters, seine Wahrheitsliebe und seinen historischen Sinn in bestem Licht erscheinen.

Es war, wohin immer man blickt, ein Emporstreben der materiellen und geistigen Kräfte des Landes, dem es jedoch, vielleicht zu seinem Heil, nie vergönnt war, sich in Ruhe der Früchte seiner Arbeit zu freuen.

Siebentes Kapitel.

Der Estenaufstand und seine Folgen.

Meister Eberhard von Munheim, der den alten Streit mit der Stadt Riga zum Austrag brachte, hat zwölf Jahre lang in Ehren über Liland gewaltet. Sein Regiment ist es namentlich gewesen, das durch straffere Zusammenfassung der militairischen Kräfte des Ordens, durch rasches und energisches Niederdrücken jeden Widerstandes das Uebergewicht der Ritterbrüder dauernd sicherte. In der letzten Zeit seines Wirkens hat er die Ordensherrschaft namentlich im Süden gefestigt. Schon 1335 hat er den Bau der Burg Doblen in Semgallen begonnen; 1339 das Schloß Terweten eben daselbst befestigt und durch Züge nach Pleskau, Littauen, Samaiten seinen Feinden Schrecken eingeflößt.

König Gedimin von Littauen war alt geworden und hatte einen zehnjährigen Frieden mit dem Meister von Livland geschlossen, so daß die Herrschaft der Deutschen nach allen Richtungen hin wieder gesichert schien. Aber auch Munheim war der steten Anspannung müde geworden. Als er nun, erzählt Höneken, all' seine Tage viel Arbeit und Ungemach gelitten, auch Alters halber schwach war, so sandte nicht lange hiernach der Hochmeister von Preußen, Dietrich von Altenburg, Visitirer, daß der Meister nach Preußen zu einem Ordenskapitel kommen sollte. Da nahm er etliche Brüder zu sich, zog nach Preußen und bat sich des Amtes los. Wiewohl ihn nun der Hochmeister des Amtes nicht gern entließ, wandte er doch seine Unvermögenheit vor und ward derentwegen los. Das geschah im Sommer 1340 und zu seinem Nachfolger ward Burchard von Dreyenleven gewählt. Der war, erzählt

die Chronik, ein feiner Mann und stieg in kurzer Zeit also zu Ehren, daß jedermann des Wunder nahm, denn er kam noch als Kind nach Livland, richtete aber von Jugend auf all' sein Leben von Lastern ab und trachtete der Tugend dermaßen nach, daß er als junger Mann sehr gerühmt und gelobt wurde. Deshalb sandte ihn der Meister nach Fellin, wo er zum Kumpan des Comturs erhoben wurde. Kurz darauf machte man ihn zum Comtur von Windau, wo er sich so bewährte, daß ihn Munheim zum Comtur von Mitau erhob. Im Kampfe gegen Littauen glänzte er durch persönliche Tapferkeit und als er endlich als Begleiter Munheims jenes große Kapitel zu Marienburg mitmachte, in welchem der alte Meister abdankte, wurde er auf Empfehlung desselben zu seinem Nachfolger gewählt. Die sechs Jahre seines Regiments gehören zu den wichtigsten der livländischen Geschichte und müssen auch in unserer Skizze eingehender betrachtet werden.

Bevor der neue Meister in Livland eintreffen konnte, hatten die Pleskauer die Grenze des Erzstifts Riga überschritten, um ihm dort durch Anlage von Befestigungen ein Stück Land, wahrscheinlich in der Nähe von Marienhausen, abzudrängen. Die Zeitumstände schienen günstig, da der Erzbischof seit Jahren in Avignon weilte. Dompropst und Domkapitel fühlten sich dem Feinde nicht gewachsen. Sie baten den Meister um Hülfe und dieser suchte zunächst auf dem Wege des Vergleiches den Streit beizulegen. Zwei Gesandte des Stifts und eine Bote des Ordens, der der russischen Sprache kundig war, trafen mit den russischen Abgeordneten zusammen und zogen gemeinsam an die Grenze. Ein gütlicher Ausgleich kam jedoch nicht zu Stande, vielmehr führte ein Wortwechsel zuletzt zum Kampfe und nur mit Mühe gelang es dem Meister, durch eine an Nowgorod gerichtete Botschaft zu erreichen, daß die große Republik durch ihren Einfluß die abhängige Schwesterstadt bewog, eine Zeit lang stille zu halten. Als aber im October 1341 der Hochmeister in Preußen starb und nun der livländische Meister mit fünf seiner Gebietiger zur Neuwahl nach Marienburg gezogen war, fielen die Russen zum zweiten Mal in deutsches Gebiet ein. Meister Burchard nahm vom neugewählten Hochmeister Ludolf König eiligen Abschied, berief die Ordensbrüder zur Berathung nach Wolmar und zog darauf nach Fellin, in dessen Umgegend er Kapitel und Vasallen des Stiftes und den Rath der Stadt Dorpat verschrieben hatte. Der Sprecher der Stiftsvasallen, Johann Uexküll, aber schlug dem Meister jede Hülfe ab und erst als dieser sich entschlossen zeigte, jeden, der nicht mit dem Orden gehe, als Ordensfeind zu betrachten, gelang es, die störrrigen Vasallen gefügig zu machen. Man beschloß zwei Festungen gegen den Feind zu errichten und vertraute das Oberkommando über die Kriegsmacht des Stiftes dem tapfern Comtur von Fellin, Goswin von Herike, an. Wir haben mehrfach Beispiele für die große Schnelligkeit, mit der solche Ordensburgen entstanden. Comture und Vögte wurden aufgeboten; mit bewaffneten Schaaren und zahlreichen Arbeitern eilten sie herbei, so daß meist in wenigen Wochen der Wall aufgeschlagen, die Burg gefestet und mit allem Zubehör wohl versehen sein

konnte. So entstanden auch jetzt an der russischen Grenze Marienburg, von nun ab der Sitz eines Comturs und im Stifte Dorpat das später Neuhausen genannte Frauenburg auf einem Gebiete, welches die Pleskauer für sich in Anspruch nahmen. Um beide Burgen ist es nun zu heftigen Kämpfen gekommen, bei welchen das Uebergewicht trotz der Hülfe, die den Russen von Littauen aus wurde, auf Seiten des Ordens war, der die Russen zurückschlug und das gewonnene Gebiet behauptete.

Inzwischen aber hatte sich im Stillen eine Bewegung vorbereitet, welche die deutsche Herrschaft an der Ostsee noch einmal aufs Heftigste bedrohte.

Obgleich über ein Jahrhundert seit der Unterwerfung der Esten verflossen war, hatte dieser zäheste und kräftigste der finnischen Stämme des Landes der alten Freiheit nicht vergessen. Nur unwillig ertrug er die Herrschaft der Deutschen, die wie es scheint von Seiten der dänischen Vasallen in härterer Weise zur Geltung gebracht wurde, wie im übrigen Livland. Es zeugt nicht nur von der Sorglosigkeit der Deutschen, sondern auch von der Klugheit und Verschlagenheit der Esten, daß es diesen gelang, eine über das ganze Land organisirte Verschwörung zu Stande zu bringen, ohne daß auch nur das Geringste von derselben verlautete. In der Nacht vom 23. auf den 24. April 1343 flammte auf einer weithin sichtbaren Höhe in Harrien plötzlich ein Haus in Feuer auf. Es war das verabredete Signal, auf welches hin die Esten sich auf die deutsche Bevölkerung des Landes stürzten und die nichts Ahnenden im Schlafe niedermetzelten. Frauen und Jungfrauen, Knechte und Mägde, Edle und Unedle, Jung und Alt, Alles was deutschen Geblütes war, mußte da sterben. Das Kloster zu Padis wurde verbrannt, alle Edelhöfe eingeäschert und das Land auf und nieder von den blutgierigen, von Rache und Mordlust berauschten Haufen durchstreift. Die Aufrührer wählten hierauf vier estnische Bauern zu Königen, legten ihnen vergoldete Sporen und bunte Mäntel an, umgürteten sie mit goldenen Gürteln und setzten ihnen die Jungfernkrone aufs Haupt, wie die Bräute sie zur Hochzeit zu tragen pflegten. Die Könige führten ihr Volk, 10000 Mann stark, vor Reval und schickten von dort aus Boten an den schwedischen Vogt zu Åbo in Finnland mit der Meldung, daß sie alle Deutschen in Harrien umgebracht hätten. Gäbe er guten Rath und Beistand, so wollten sie ihm unterthan sein und ihm Reval ohne Schwertschlag überantworten. Da der Vogt gelobte, in Kurzem mit großem Volk bei ihnen zu sein, verbreitete sich der Aufstand weiter über Wirland und die Wiek. Dort lag ein estnisches Heer vor Hapsal, das sich tapfer behauptete; in der Wiek allein wurden gegen 1800 Deutsche umgebracht. Was fliehen konnte, floh in solcher Not nach Weißenstein und der dortige Ordensvogt rief eilig den Meister um Hülfe heran. Diesem lag vor Allem daran, zu retten, was noch zu retten war. Er schickte daher einen des Estnischen kundigen Bruder zu den Aufständischen und entbot sie auf Sonntag den 4. nach Weißenstein: läge die Schuld an den Deutschen, so wolle er allen Fleiß anwenden, daß die Sachen wieder gut würden.

Die Esten, welche wohl einsahen, daß sie der Macht des Ordens auf die Dauer nicht würden widerstehen können, nahmen die Vermittlung an. Am festgesetzten Termin erschien Burchard von Dreyenleven in Weißenstein. Welche Bedeutung er der Angelegenheit beilegte, ergiebt sich schon daraus, daß die hervorragendsten seiner Gebietiger, viele Herren und auch der flüchtige Bischof von Reval ihn umgaben.

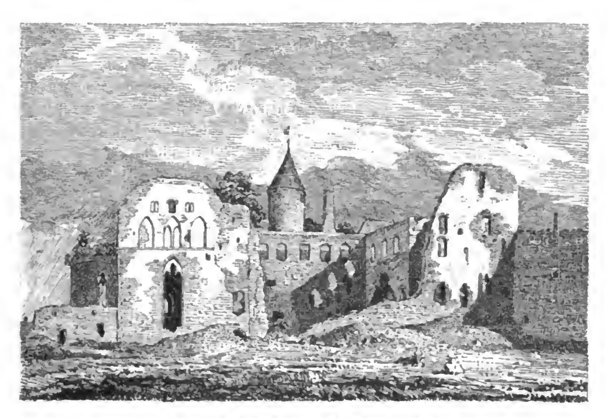
Die vier Könige der Esten erschienen mit drei Knechten. In der Laube des Schlosses zu Weißenstein empfing sie der Meister vor großer Versammlung und nun entspann sich das folgende Gespräch: Weshalb, fragte der Meister, habt Ihr doch die Deutschen, Jung und Alt, so jämmerlich ermordet und todtgeschlagen? Da antwortete ihrer Einer: Man hat uns so lange gemartert und geplagt, daß wir es nicht länger dulden konnten. Fragte der Meister wiederum: Aus welchen Ursachen sie die armen Mönche in Padis todtgeschlagen? Die haben Schuld genug gehabt, lautete die Antwort und wäre noch ein Deutscher vorhanden, einer Elle lang, der solle auch sterben. Wolle der Meister sie zu Unterthanen annehmen, so wollten sie ihm gehorsam sein, sonst aber keine Junker oder Herrn dulden. Der Meister antwortete, es wolle ihm nicht gebühren, solche Mörder ungestraft zu lassen, die eine That begangen hätten, wie sie seit Anbeginn der Welt unerhört sei. Sie, die Könige, aber sollten frei und sicher hier bleiben, bis er mit Freuden heimkehre, nachdem er an den Esten Rache genommen. Dann übergab er sie dem Vogt zu Jerwen, Wilken von Ilsede, daß er dieser Gäste wohl pflege.



Siegel des Vogts zu Jerwen.
Originalgröße.
Im Felde ein aus Arabesken gebildeter Baum. Umschrift: SIGILLVM ADVOCATI YERWIE. † An einer Urkunde vom 4. October 1349. Stockholm, Reichsarchiv.

Augenscheinlich liegt hier von Seiten des Meisters ein Treubruch vor; denn obgleich es uns nicht überliefert wird, müssen wir annehmen, daß den Esten freies Geleite zugesichert war. So ist es wohl verständlich, daß die Könige in Zorn geriethen und verlangten, daß man sie zu ihrem Heere zurückziehen lasse. Als ihnen das verweigert wurde, stürzte sich einer der Esten auf den Vogt von Jerwen, um diesen niederzustoßen, doch der Knappe des Vogtes sprang vor seinen Herrn und empfing für diesen eine tiefe Wunde in die Brust und zwei in den Arm. Die Herren aber griffen zu den Waffen und schlugen die Könige mit ihren Knechten nieder. Nun rückte der Meister mit der Heeresmacht, die sich allmählich um ihn geschaart hatte, gegen Reval vor. Unterwegs vernichtete er einige kleinere Haufen und Mittwoch den 14. Mai machte er eine Meile vor der Stadt Halt. Zwei Abtheilungen unter Führung der Vögte von Treiden und von Wenden besetzten einen großen Moor im Rücken der Feinde. Es scheint, daß die Esten bereits entmuthigt waren, denn als der Vogt von Wenden ihnen Gnade versprach, wenn sie die Rädelsführer

ausliefern wollten, gingen sie hierauf ein. Aber das Heer der Deutschen war zu erbittert und verlangte Rache für das Blut der ermordeten Freunde und Verwandten. Der Vogt mußte zu den Esten zurück, ihnen die Gnade abzusagen, sie möchten sich wehren; so kam es noch am 14. Mai zur Entscheidungsschlacht. 3000 Esten fielen, von den Ordensbrüdern ein einziger, denn der undisciplinirte Haufe war den wohlgerüsteten Rittern durchaus nicht gewachsen. Reval war damit entsetzt und vor den Thoren der Stadt empfing der Meister in seinem Zelt den dänischen Hauptmann Bertram Parembek und die dänischen Vasallen, um ihren Dank für die Rettung Revals entgegenzunehmen. Zugleich baten



Ruinen des Schlosses Hapsal; Ansicht gegen Osten.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1805.

sie um seinen ferneren Schutz, denn man hatte durch einen Ueberläufer in Erfahrung gebracht, daß der Vogt von Åbo binnen fünf Tagen mit großer Macht anlangen werde, um Reval für Schweden einzunehmen. Unter solchen Umständen kam am 16. Mai ein Vertrag zu Stande, der uns urkundlich erhalten ist. Die Urkunde ist ausgestellt von Bischof, Dekan und Kapitel von Reval, von den Aebten von Ruma und Padis, dem Viceprior von Reval, den Rittern Johann Sorsefer, Hermann von Tois, Otto von Rosen, Heinrich und Johann Parembek, Heinrich von Virkes, Heinrich von Rode und Titrich Tolk und endlich von den königlich dänischen Räten Johannes von Mekes, Johannes Wacke, Robert von Alwen, Christian von Scherenbeck, Asser von Neuhof, Tilo von Sorsefer und Heinrich von Buxhöwden, dazu von Bürgermeistern

und Rathsherren der Stadt Reval. Sie alle bezeugen, daß, da sie außer Stande gewesen seien, das Land anders zu retten, sie den livländischen Ordensmeister zum Beschützer, Hauptmann und Vertheidiger ihres Landes gewählt hätten. Sie übergeben ihm die Schlösser Reval und Wesenberg dergestalt, daß er sie für die Krone Dänemark getreulich bewahre und sobald verlangt würde, binnen Monatsfrist wieder zurückgebe, nachdem ihm vorher all' seine Kosten und Auslagen wiedererstattet wären. Auf ihre ausdrückliche Bitte wurde der tapfere Goswin von Herike, Comtur von Fellin, zu ihrem Hauptmann gesetzt. Noch an demselben Tage brach der Meister gen Hapsal auf, während Goswin von Herike in Reval zurückblieb. Die Stadt sollte seiner bald bedürfen, denn schon am 19. Mai traf der Vogt von Åbo, Dan Niklisson, mit Heeresmacht ein, den Esten zu helfen. Nur der Geschicklichkeit Goswins, der als Vermittler zwischen Schweden und Dänemark aufzutreten versprach, gelang es, einen Waffenstillstand bis zum März des nächsten Jahres zum Abschluß zu bringen und die Schweden zur Heimkehr zu bewegen. Dieser Erfolg war um so wichtiger, als bald darauf auch von anderer Seite den Esten Hülfe kam. 5000 Russen waren in das Stift Dorpat gedrungen und hatten bis nach Odenpäh hin alles Land verwüstet. Zum Glück lag der Comtur von Riga gerade in Kirempäh. Er raffte an sich, was von Ordensbrüdern, Knappen und Stiftsmannschaften zu Händen war, zog die Vögte von Operpahlen, Karkus und Saccala an sich und schickte Boten nach Tarwast; dann rückte er den Russen entgegen, die nach blutiger Schlacht, in welcher beide Theile sich den Sieg zuschrieben, das Land räumten.



Siegel Goswins von Herike, als Capitaneus von Reval.
Originalgröße.
Im Felde die Auferstehung Christi. Umschrift: S'(igillum) MINORIS CASTRI REVALIE. An einer Urkunde vom 26. September 1345. Reval, Rathsarchiv.

Noch war jedoch Harrien nicht bezwungen, da brach Ende Juli der Aufstand auch in Oesel aus. Die Deutschen, Jung und Alt, wurden auch hier erschlagen, die Priester im Meer ertränkt, die Ordensburg Poide durch schändliche Treulosigkeit genommen, der Vogt, fünf Ordensbrüder und alles Gesinde ermordet.

In dieser Noth schrieb Burchard an den Hochmeister in Preußen um Hülfe. Drei Comture, siebenundzwanzig Ordensritter und 600 wohl gerüstete Krieger trafen Ende October zu Schiff in Riga ein, so daß der Meister frischen Muthes den Kampf wieder aufnehmen konnte. Die Esten in Harrien sowohl wie in Oesel hatten große Verhaue angelegt und in denselben Weiber und Kinder, sowie ihre Habe in Sicherheit gebracht. Es galt zunächst diese Positionen zu nehmen. Ohne zu zögern rückte der Meister, dessen bewunderungswürdige Schnelligkeit überhaupt am meisten zur Entscheidung des Kampfes beigetragen hat, zunächst nach Harrien, verheerte das Land und nahm das befestigte Lager mit Sturm; erst im Februar war der Sund so weit gefroren, daß der Meister, dem, wie er meinte, eine Kreuzfahrt des Hochmeisters nach

Littauen den Rücken sicherte, nach Oesel hinüber konnte. Auch hier wurde erst nach vorausgegangener Verheerung des Landes der Angriff auf den Haag unternommen. Es war eine schwierige Arbeit, denn die Oeseler hatten den Hagen „mit Bäumen wohl verknicket und mit einer Brustwehr befestiget.“ Endlich gelang es, mit langen Haken eine Bresche zu reißen. Der Kumpan des Comturs von Segewold drang mit der Ordensfahne in der Hand in den Verhau; ihm folgten die Uebrigen und in blutigem Kampfe fielen 9000 Oeseler. Als der Meister Miene machte, noch weiter durchs Land zu ziehen, baten die Aufständischen um Gnade und erhielten Verzeihung. Ein Versuch, welchen kurz vorher harrische Bauern machten, die Burg Fellin zu überrumpeln, mißglückte, dagegen brach die Empörung im Jahre 1345 noch einmal in Oesel aus, aber sie wurde von Burchard, der wieder über den Sund zog, bewältigt und durch Erbauung der Sonnenburg für immer jeder weitere Widerstand gebrochen.

Inzwischen war aber von anderer Seite ein schweres Unheil über Livland hereingebrochen. Jener Feldzug, den der Hochmeister nach Littauen unternommen hatte, war nicht mit der gehörigen Energie geführt worden.[1]) Das preußische Kreuzheer kehrte auf die Nachricht von einem Einfall der Feinde in das Ordensland um, ohne irgend Erhebliches geleistet zu haben und gab dadurch Livland den Littauern preis. Unter Olgerds Führung setzten ihre Schaaren sich in Bewegung. Erst wurde Semgallen verheert und Terweten durch den Verrath eines Knechtes genommen und verbrannt; im Februar 1344 sind sie vor Mitau, wo die entstehende Stadt und das Ordensschloß in Flammen aufgingen und bis auf zwei Brüder, einen Schreiber und sechzehn Semgaller alles Volk niedergemetzelt wurde. Rasch drangen die Littauer dann weiter vor; eine halbe Nacht lagen sie vor Riga, dann nahmen sie die Vorburg von Neuermühlen, dessen Besatzung sich zum Glück noch rechtzeitig auf den hohen Schloßthurm retten konnte und zogen so sengend und raubend weiter bis nach Segewold und Walk. Ungefährdet konnten sie mit unermeßlicher Beute heimkehren. Aus dem Segewold'schen allein trieben sie 2600 Menschen wie das Vieh vor sich her, aus dem Stift Riga 1000 Gefangene. Endlich wurde noch der den Littauern nachjagende Vogt von Wenden in einen Hinterhalt gelockt, er selbst getödtet und seine Schaar fast völlig aufgerieben.

Das Unglück Livlands traf beide Häupter des Ordens, den Hochmeister wie den Meister von Livland, aufs Tiefste. Ludolf König verfiel in Schwermuth und dankte auf dem großen Kapitel, das am 13. December 1345 zu Marienburg gehalten wurde, ab und auch Burchard von Dreyenleven wollte nicht länger im Amte bleiben. Er trat zurück und an seine Stelle wurde Goswin von Herike zum Meister erhoben. Hochmeister wurde Heinrich Dusemer.

Zur Zeit dieser Männer hat die definitive Vereinigung des deutschen Estland mit Livland stattgefunden.

---

1) Vgl. Band I, pag 232.

Die Angelegenheit ist eine so verwickelte, daß wir hier nur die Hauptsachen hervorheben können.

Schon König Christoph II. von Dänemark hatte im Jahre 1329 das Herzogthum Estland wider Recht und eidliche Zusagen einem der Mörder Erich Glippings, dem Herzoge von Halland, Knud Porse, verliehen. Als dieser 1330 starb, gelang es den unwilligen estnischen Ständen einen Verzicht seiner damals noch unmündigen Söhne zu erlangen. Aber 1333 erfolgte ein neuer Versuch, Estland von der Krone Dänemark zu trennen: Otto, der Sohn Christophs, verlieh seinem Schwager, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, Estland als Mitgift seiner Schwester Margarethe und berichtete darüber dem Kaiser. Wegen dieser Dinge brachen Unruhen in Estland aus. Der dänische Hauptmann in Reval fühlte sich in seiner Stellung so unsicher, daß er Schutz beim deutschen Orden in Livland suchte und ihm einige Schlösser übergab, während die unzufriedenen Vasallen sich um einen Rückhalt bei Schweden bemühten. Kaiser Ludwig wollte nun, um den Vortheil seines Sohnes, des Markgrafen, zu wahren, den Deutschen Orden bewegen, Estland anzukaufen; aber der Orden zögerte und die Verhandlungen rückten nur langsam vorwärts. Erst der große Estenaufstand brachte die Frage wieder in Fluß. Der Orden war unter großen Opfern zum factischen Besitzer des Landes geworden und König Waldemar von Dänemark, der damals im Kriege mit Schweden lag, konnte den estländischen Angelegenheiten nicht die nöthige Aufmerksamkeit zuwenden. Erst im Juni 1344 sagte er dem Orden für die Niederwerfung der Esten Dank und forderte ihn auf, seinem Versprechen gemäß das Land wieder auszuliefern. Da jedoch der Orden für seine Auslage nicht entschädigt wurde, blieb er im Besitz der von ihm occupirten Schlösser und erhielt sogar Narva nebst dem zugehörigen Gebiet „zur Bewahrung für den König von Dänemark," denn so lautete nun einmal die Formel.



Siegel Burchards von Treyenleven als Provincial zu Reval.

Im gegitterten und mit Rautenkreuzchen verzierten Felde steht auf einer Console ein Bruder des deutschen Ordens in Preußen; er trägt einen Kettenpanzer, darüber den Waffenrock, auf welchem das ? kreuz von Jerusalem, belegt mit einem Adlerschilde, angebracht ist. Die Rechte hält das nach oben gekehrte Schwert, die Linke ruht auf dem Wappenschilde des deutschen Ordens in Preußen. Umschrift: † SIGILLVM † PROVINCIALIS · DE · REVALIA. An einer Urkunde vom 4. November 1346. Reval, Rathsarchiv.

Die Zeit vom September 1345 bis zum Mai 1346 hat darauf König Waldemar selbst in Reval verbracht[1]), und es scheint, daß der Aufenthalt in Estland ihn zur Erkenntniß führte, daß diese ferne Besitzung sich für Dänemark

1) Bevor die Unechtheit der in Reval liegenden Urkunden erwiesen ist — und sie ist meiner Meinung nach nicht zu erweisen — halte ich an dieser Ansicht fest.

auf die Dauer nicht behaupten lasse. So kamen die Verhandlungen wieder in Gang und über alles Erwarten rasch wurden die Ansprüche beseitigt, welche die übrigen Prätendenten auf Estland erhoben. Die Söhne Knud Porses verzichteten nochmals; Markgraf Ludwig billigte den Verkauf Estlands an den Orden unter der Bedingung, daß ihm sechstausend Mark reinen Silbers ausbezahlt wurden und Junker Otto, der ältere Bruder des Königs, trat in den Deutschen Orden und wurde später Vogt zu Karkus. Am 15. August 1346 zu Kopenhagen entband König Waldemar alle seine Unterthanen in Estland ihres Eides, und vierzehn Tage später wurde zu Marienburg in Preußen die Urkunde ausgefertigt, durch welche Waldemar dem Hochmeister Heinrich Dusemer und dessen Nachfolgern Estland gegen Zahlung von 19,000 Mark Silber Kölnischen Gewichts überließ. Der alte livländische Meister Burchard erhielt den ehrenvollen Auftrag, nach Reval zu ziehen und das Land vom Könige in Empfang zu nehmen. Ein Jahr darauf, am 7. Juni 1347, wurde Estland vom Hochmeister auf den Deutschen Orden in Livland übertragen. Der Hochmeister blieb zwar dem Namen nach Landesherr in Estland, in Wirklichkeit war aber die gesammte Verwaltung in Händen des livländischen Meisters.



Amtssiegel des Landmarschalls. Originalgröße.

Im Felde ein rechtssprengender Reiter mit eingelegter Lanze, Topfhelm und dreieckigem Ordensschilde. Umschrift: † S'(igillum) MARSCALICI DE LIVONIA. An einer Urkunde vom 8. October 1348. Reval, Rathsarchiv.

Wir stehen hiermit an einem bedeutsamen Abschnitt der livländischen Geschichte. Durch die Vereinigung der drei Lande Kurland, Livland und Estland zu einem Ganzen ist die Grenze gezogen, über welche die deutsche Colonisation im Osten nie hinausgekommen ist. Die Zeit des Vordringens hört für den livländischen Zweig des Deutschen Ordens auf. Seine Aufgabe ist nunmehr wesentlich, das Errungene der aufstrebenden Macht Littauens und Moskaus gegenüber zu behaupten, was um so schwieriger wurde, als der Deutsche Orden in Preußen genöthigt war, alle seine Kraft gegen Polen zu wenden. Kann auch die Unterwerfung der Eingeborenen als vollendet gelten, und ist der zähe Widerstand gebrochen, den sie dem Christenthum und der deutschen Herrschaft entgegensetzten, so treten andere, nicht geringere Schwierigkeiten dem Bestreben des Ordens entgegen, sich die führende und gebietende Stellung im Lande zu sichern. In dem nun folgenden Jahrhundert erstarkten die centrifugalen Elemente, die der Orden scheinbar bereits niedergedrückt hatte, so sehr, daß er die errungene Stellung nur mit äußerster Mühe behaupten konnte. Chronistische Aufzeichnungen sind für die Folgezeit nicht erhalten und den urkundlichen Nachrichten fehlt, so reich sie uns auch erhalten sind, oft der Faden des inneren Zusammenhangs. Im Allgemeinen trägt auch die livländische Geschichte, wenn man von den hanseatischen Verhältnissen absieht, an deren großartigem Auf-

schwunge auch die livländischen Städte theilnahmen, denselben Charakter des Verfalls, der die deutsche Geschichte in der zweiten Hälfte des vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert kennzeichnet.

Achtes Kapitel.

Der Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts.

Die nächste Sorge des Ordens nach der Erwerbung Estlands war natürlich, seine Stellung dem Bischof, den Vasallen und den Städten gegenüber zu regeln. Blieb auch zunächst der letzte dänische Bischof, Olav, im Amte, so wurde nach seinem, bald nach 1350 erfolgten Tode ein Bruder des Deutschen Ordens, Ludwig, auf den bischöflichen Stuhl erhoben, so daß von dieser Seite her der Ordenspolitik keine Schwierigkeiten erwachsen konnten. An Stelle des dänischen Hauptmanns hielt ein Comtur seinen Einzug auf Schloß Reval und mit der Stadt wurde im October 1348 eine Vereinbarung getroffen, durch welche nicht nur die Freiheiten, welche das lübische Recht und die Privilegien der dänischen Könige der Bürgerschaft sicherten, bestätigt wurden, sondern auch für alle Zeiten festgesetzt wurde, in welcher Weise sie ihren militairischen und finanziellen Verpflichtungen dem Orden gegenüber nachzukommen habe. Daß hierbei den beiderseitigen Ansprüchen in billiger Weise Rechnung getragen wurde, ergibt sich schon daraus, daß im ganzen weiteren Verlauf der Ordensgeschichte die Eintracht mit der Stadt Reval nie mehr als vorübergehend getrübt werden konnte. Im Wesentlichen läßt sich das Verhältniß dahin fixiren, daß der Stadt in allen Fragen innerer Verwaltung und des Handels im weitesten Sinn des Wortes keine Schranken gesetzt waren, daß sie von der Theilnahme an Feldzügen gegen Russen und Littauer befreit wurde, es sei denn, daß die Feinde in das Gebiet zwischen Narowa und Lugheda einfielen; daß ihr im Uebrigen die Vertheidigung der Stadt und die Leistung von zweihundert Mark jährlich an den Orden oblag. Unternahm letzterer einen Feldzug zur See, so hatte die Stadt ein Schiff mit achtundzwanzig Mann zu stellen.

Anderthalb Jahre darauf fand dann die Vereinbarung mit den harrisch-wirischen Vasallen statt, die deren Kriegsleistung regelte. Wir haben dieser Dinge im Wesentlichen bereits Erwähnung gethan. Man hatte in den Kreisen der Vasallen sich nicht gern dem Orden angeschlossen; noch im Mai 1348 hatten sie sich von König Magnus von Schweden ein Transsumpt der Urkunde geholt, in welcher Christoph von Dänemark am 21. September 1329 verspricht, daß Estland nie von Dänemark getrennt werden solle. Hatte dieser Schritt auch keine praktischen Folgen, so kennzeichnet er doch die Stimmung. Dadurch nun, daß die harrisch-wirische Ritterschaft in keinem Abhängigkeitsverhältnisse vom Bischof von Reval stand und zur Zeit ihrer Vereinigung mit dem übrigen

Livland bereits eine feste Organisation besaß, ist sie an Macht und Geschlossenheit den stiftischen Ritterschaften stets überlegen geblieben. Ueberraschend schnell scheint sie die Nachwirkungen des schrecklichen Gemetzels von 1343 verwunden zu haben; wir finden sie in allen Fragen innerer und äußerer Politik als wesentlich mitentscheidenden Factor im Vordergrunde stehen.

Während nun in den folgenden Jahrzehnten die volle Energie des Ordens nach außen hin durch die Anstrengungen, welche die Aggression Littauens und die beginnende Sammlung Rußlands unter den Fahnen Moskaus bedingten, in Anspruch genommen wurde, fand ein nicht minder erbitterter Kampf in Livland selbst statt; ein Kampf, der zwar nicht mit dem Schwerte ausgetragen wurde, der aber die Gemüther in äußerste Erregung setzte. Es sind die fortdauernden Streitigkeiten zwischen der livländischen Kirche und dem Orden. Im Jahre 1354 war über den letzteren wieder einmal Bann und Interdict verhängt worden. Die Veranlassung dazu lag nicht in dem alten Streite um den Besitz der Stadt Riga, die der Papst jetzt wieder dem Erzbischof zugesprochen hatte und der Orden auszuliefern verweigerte. Schon im Jahre 1325 war ein Dorpater Domherr beim Prokurator des Meisters erschienen und hatte vom Meister, es war damals Reymer Hane, den Lehnseid gefordert: der Meister solle versprechen, dem Bischof immer treu zu dienen. Es war, als wolle der Bischof von Dorpat die Ansprüche erneuern, mit welchen vor mehr als hundert Jahren der große Bischof Albert sich getragen hatte. Das war aber mehr als ein Anachronismus, da die Lehnspflicht des Ordens rechtlich nie eine andere Bedeutung gehabt hat, als die, wo nöthig, den geistlichen Herren seinen Schutz zu gewähren. So wurde denn die Forderung des Bischofs einfach zurückgewiesen. Viel schlimmer aber gestalteten sich die Verhältnisse, als eben jener Bischof von Dorpat, Engelbert von Dolen, von Papst Benedict XII. am 18. October 1341 zum Erzbischof von Riga erhoben wurde und als solcher die Ansprüche auf seine Oberlehnsherrlichkeit dem Orden gegenüber erneuerte. Der Weg des Processes wurde eingeschlagen und von beiden Seiten das vermeintliche wie das wirkliche Recht mit äußerster Hartnäckigkeit vertheidigt. Darüber starb Engelbert 1348 und Papst Clemens XII., wieder einer jener avignonischen Päpste, die in ihren theoretischen Ansprüchen weder Maaß noch Ziel kannten, ernannte den Lübecker Fromhold von Vifſhusen zum Erzbischof von Riga. Engelbert hatte sich, solange er Erzbischof war, ununterbrochen in Avignon aufgehalten, Fromhold machte wenigstens den Versuch, in seiner Diöcese Fuß zu fassen. Nachdem Livland fünfundzwanzig Jahre lang keinen seiner Erzbischöfe gesehen, finden wir ihn zu Anfang des Jahres 1350 in Treiden; in demselben Jahre läßt er sich noch in Riga und Kokenhusen nachweisen. Von da ab bis zu seinem 1370 erfolgten Tode ist er bald in Avignon, bald in seiner Vaterstadt Lübek eifrig bemüht, wo irgend möglich dem Orden zu schaden. Auch setzte er wirklich durch, daß der Papst ihm sowohl die Stadt Riga als die Gerichtsbarkeit über den Orden zusprach, und als letzterer in seinem Widerstande beharrte, durch den schwedischen Bischof

Magnus Bann und Interdict über den Orden und sein Gebiet aussprechen ließ. An allen Sonn- und Festtagen, in den Synoden und bei allen festlichen Acten solle bei Glockengeläute unter angezündeten und wieder ausgelöschten Kerzen die Excommunikation über den Meister, alle Gebietiger und Brüder des Ordens ausgesprochen werden.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß man von Seiten des Ordens sich diesen übertriebenen Strafmaßregeln gegenüber verstockte. So erklärte z. B. im Jahre 1361 der Landmarschall Andreas vor Notar und Zeugen, daß, wenngleich der Erzbischof vierzig mit päpstlichen Bullen beladene Wagen nach Livland schickte, man sich doch wenig drum kümmern wolle; dem Orden wäre es recht, wenn seine Gegner die Briefe hätten, er wolle dagegen behaupten, was er besitze. Dazu kam, daß der Orden Unterstützung im feindlichen Lager sebst fand. Gerade in den Kreisen der Geistlichkeit empfand man die Gewaltsamkeiten schwer, die von Avignon ausgingen. Hatten doch die Päpste in das Recht der Domkapitel, Erzbischof und Bischöfe zu wählen, tief eingegriffen; während die Päpste früher für sich nur das Bestätigungsrecht der von den Kapiteln gewählten geistlichen Würdenträger in Anspruch nahmen, ernannten sie nunmehr von Avignon aus nicht nur die Erzbischöfe, sondern auch die Bischöfe, ohne dabei auf Bedürfniß und Wünsche der Kapitel Rücksicht zu nehmen. Die Folge hiervon war, daß sich im Schooße der Geistlichkeit selbst eine dem Orden günstig gesinnte Partei bildete und die Excommunikationsbullen wirkungslos blieben; es erfolgten von dieser Seite her sogar förmliche Proteste gegen dieselben. Erst im Juli 1365 schien sich ein Vergleich zwischen Orden und Erzbischof anzubahnen, da das Interdict zeitweilig aufgehoben wurde. Die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch und Fromhold suchte nunmehr Hülfe beim Kaiser. Karl IV. erklärte denn auch alle Laien, welche einem Geistlichen Fehde ansagen, ihn ächten oder gefangen nehmen, für infam und ehrlos; auch sollten sie weder zu Landtagen, noch zu irgend welchen Versammlungen von Edelleuten zugelassen werden. Das half jedoch ebensowenig wie die Vermittelung der Könige von Dänemark, Schweden, Norwegen und Polen, oder die Fürsprache der Hanseaten. Erst Winrich von Kniprode brachte einen Vergleich zu Stande, der beide Theile, namentlich jedoch den Orden befriedigen mußte. Der Vertrag zu Danzig am 7. Mai 1366 bestimmt: daß Meister und Orden in Livland sich zwar völlig der Herrschaft über die Stadt Riga begeben und entbindet die Stadt von dem Eide, den sie dem Orden geleistet hat, doch



Siegel der Stadt Riga; im Gebrauch von 1368—1577. Originalgröße.
Im gegitterten und mit Rosetten verzierten Felde zwei gekreuzte Schlüssel, darüber ein Kreuz. Reval, Rathsarchiv.

verbleiben letzterem das Ordensschloß mit der Vorburg und allen dazu gehörigen Gebäuden; die Bürger der Stadt sind nach wie vor verpflichtet, dem Orden Kriegsdienste zu leisten und was das Wichtigste ist, der Erzbischof soll den Orden nie mehr in Anspruch nehmen wegen des ihm zu leistenden Gehorsam- und Huldigungseides. Damit war der Orden in Livland ganz wie in Preußen von der geistlichen Macht eximirt.

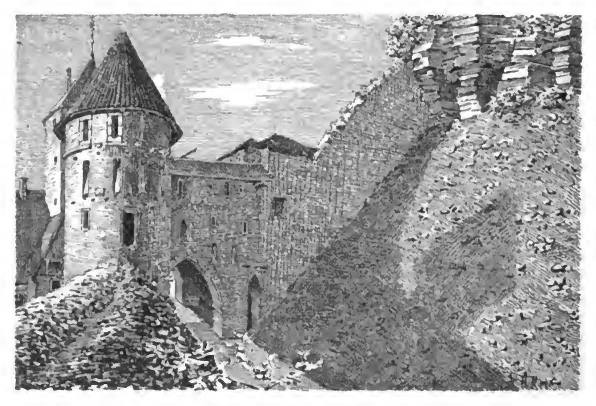
Ein aus sehr viel späterer Zeit stammendes Memoir, das sich die Aufgabe stellt, zu zeigen, wie der Orden stets treulos am Erzbischof gehandelt habe, verweilt mit ganz besonderem Nachdruck bei diesem Danziger Tage, bei welchem es auf „gut ordensch" zugegangen sei, und faßt nicht unzutreffend das Resultat in den Satz zusammen: „Der Erzbischof hat den Namen, der Orden die That." Auch war man in Avignon durchaus nicht zufrieden. Schon im April 1367 wurde dem Erzbischof wie dem Orden verboten, den zum Nachtheil der rigaischen Kirche errichteten Vergleich zu vollziehen, ehe derselbe vom apostolischen Stuhl berathen und geprüft worden sei. Beiden Theilen wurden darauf Termine gestellt, um sich in Avignon zu verantworten. Damit war der Weg des Processes eingeschlagen. Die nur zeitweilig aufgehobene Excommunication des Ordens wurde erneuert und neunundvierzig Jahre hat es gedauert, bis endlich Papst Bonifaz IX. alle wider den Meister und den Orden erlassenen Straffentenzen aufhob. Wir besitzen für diesen Streit, auf dessen Verlauf wir nicht eingehen können, die höchst interessante Correspondenz zwischen den livländischen Ordensmeistern und ihren Procuratoren am päpstlichen Hofe; sie gewährt einen tiefen Einblick in die maßlose Verwirrung, welche zur Zeit dieser Streitigkeiten das kirchliche Leben Livlands zerrüttete, das außerdem durch eine entsetzliche Pest verheert wurde. „Mehr als man sagen kann," schreibt am 29. Juni 1379 der Ordensmeister dem Papst, „ist das ganze Land durch Sterblichkeit und Pest verwüstet. Kaum der zehnte Mann ist am Leben geblieben." Einige Beispiele mögen die Gefahr illustriren, mit welcher das gewissenlose Spiel der Curie Livland bedrohte: Als im Jahr 1378 Clemens VII. in Avignon zum Gegenpapst gegen Urban VI. erhoben wurde, ernannte er nach dem Tode Heinrichs von Velde zum Bischof von Dorpat Albert Hecht, der dem recht-



Majestätssiegel Bischofs Heinrichs I. de Velde von Dorpat. Originalgröße.

In einem Tabernakel die beiden Apostel Petrus und Paulus, über ihnen Maria mit dem Kinde. Im Abschnitt der betende Bischof auf den Knieen, rechts von ihm das Stiftswappen, links das Familienwappen, ein Hirschgeweih. Umschrift: S(igillum) HENRICI · DEI : GRACIA : EPI(scopus) TARBATEN(sis). An einer Urkunde vom 3. März 1376. Toll'sche Sammlung.

mäßigen Bischof, Dietrich Damerow, zuvorkam und sich der wichtigsten bischöflichen Schlösser an der Grenze, namentlich aber Neuhausens bemächtigte, und von hier aus in verrätherische Verhandlung mit den Russen trat. Er stand mit ihnen wegen des Verkaufs von Neuhausen in Verhandlung und nur durch große Geldzahlungen und durch das Versprechen völliger Straflosigkeit für ihn und seine Anhänger, gelang es dem Orden, ihn zur Auslieferung seiner Usurpationen zu bewegen. Man wußte dem Meister dafür wenig Dank, denn Dietrich Damerow, der rechtmäßige Bischof, war ein erbitterter Gegner des Ordens. Ebenso schlimm sah es in Oesel aus, wo der mit seinem Kapitel in Streit



Die Gister-Pforte in Reval.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1825.

gerathene achtzigjährige Bischof Heinrich, vom Domherrn Hermann Bolne gefangen genommen und wahrscheinlich im Kerker erdrosselt wurde; so warf das päpstliche Schisma seine Schatten nach Livland hinüber. Die Streitigkeiten der geistlichen Herren gingen auf ihre Vasallen über, und auch der Orden war unter solchen Verhältnissen nicht im Stande, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Es steht im Zusammenhang mit jenen Oeseler Wirren, wenn im Jahre 1383 Dietrich Uexküll im Bunde mit Johann Scherembeke, unterstützt von einer Schaar geworbener Knechte, in einer dunklen Nacht auf Leitern das Schloß Hapsal erstieg, Geistliche und Laien, die ihm entgegentraten, theils niederschlug, theils gefangen nahm, Kirche und Zeughaus beraubte und schließlich das Schloß und alle Höfe der Domherren in Brand steckte.

Dem gegenüber ist es begreiflich, daß die Städte um so enger zusammen hielten, und es ist ein Zeichen der tüchtigen Kraft, die in ihren Mauern lebte, daß gerade in dieser Periode der Wirren ein hoher materieller Aufschwung des livländischen Städtelebens stattfand.

Die Erklärung dieser Erscheinung ist auch, abgesehen von der relativ sittlich tüchtigeren Zusammensetzung der Stadtbevölkerung, von der besseren Organisation der städtischen Verwaltungskörper und der regelmäßigeren Handhabung von Gesetz und Recht, zumal darin zu suchen, daß die Zugehörigkeit zur Genossenschaft der deutschen Hanse in allen städtischen Gemeinschaften



Alter Theil der Schloßmauer von Reval.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1818.

einen lebendigen politischen Geist groß zog. Dazu kam, daß die lockere Beziehung, in welcher die livländischen Städte zu den Herren des Landes standen, Raum zu einer selbständigen städtischen Politik ließ. Der egoistische Geist, der Handelsrepubliken eigenthümlich zu sein pflegt, fehlte natürlich auch in Livland nicht, fand jedoch seine Grenze in der Nothwendigkeit, den oft divergirenden Interessen der Hanse einerseits, des Ordens und der übrigen livländischen Handelsherren andrerseits Rechnung zu tragen. Auch das mag hervorgehoben werden, daß in den livländischen Städten das aristokratische Regiment des Rathes noch ungebrochen war, und daß so die politische Tradition der leitenden Kreise keine Unterbrechung erlitt. Die Weisheit jener städtischen Staatsmänner des 14. und 15. Jahrhunderts hat ihr Fundament in einem

vielleicht nie vorher und nie nachher in gleichem Grade entwickelten Rechtsbewußtsein, welches das Recht nicht nur um des materiellen Vortheils Willen vertrat, der mit demselben verknüpft war, sondern um des nackten Rechtes selber willen. Die nahe liegende Gefahr einer Verknöcherung aber wurde durch die unabweisbare Nothwendigkeit, sich der großen Politik der Hanseaten anzuschließen, verringert, während der berechtigte livländische Egoismus in dem mit großer Consequenz verfolgten Bestreben seinen Ausdruck fand, sich in Bezug auf den russischen Handel der Vormundschaft Wisby's und Lübecks zu entziehen. Wenn dieses Ziel auch erst in viel späterer Zeit ganz erreicht wurde, die Anfänge solchen Strebens lassen sich schon jetzt nachweisen.

Der große Aufschwung, den die Hanse im Kriege gegen Dänemark nahm, hat mittelbar in folgenreichster Weise zur Stärkung des livländischen Städtewesens beigetragen.

Eben jener Waldemar IV. Atterdag, durch den Estland an den Orden gekommen war, hatte in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung in Dänemark wieder aufgerichtet, was seine Vorgänger niedergerissen hatten. Nicht nur Handel und Wandel, auch die militairische Tüchtigkeit Dänemarks war neu erstanden, er fühlte sich stark genug, weiter zu greifen und den alten Wunsch aller Gebieter an der Ostsee, des ganzen Meeres Herr zu werden, zu verwirklichen. So zog er im Jahre 1361 gegen Gothland und am 27. Juli gelang es ihm, sich des reichen Wisby zu bemächtigen. Die Antwort der Hanseaten war eine Handelssperre und ein Offensivbündniß mit Schweden und Norwegen gegen König Waldemar. Der Feldzug, den sie Anfang 1362 mit einer Flotte von gegen dreitausend Mann und zweiundfünfzig Segeln unter der Führung Lübecks unternahmen, hatte jedoch einen unglücklichen Verlauf. Es gelang Waldemar, die Hanseaten zu überraschen und ihre Flotte fast vollständig zu vernichten. Die Städte mußten einen ungünstigen Waffenstillstand schließen, der den Uebergang zu einem künftigen Definitivfrieden bilden sollte. Zwar hofften sie Zeit zu gewinnen und bei nächster Gelegenheit besser gerüstet und angeführt den Dänenkönig zu demüthigen. Sehr bald aber zeigte sich, daß ein großer Theil der Hanseaten entmuthigt und durch die nachträgliche Beitreibung der Kriegskosten verstimmt war, so daß ein sonst ungewohntes Schwanken in die hansische Politik kam. Je verzagter sich die Städte zeigten, um so übermüthiger wurde Waldemar, welcher gerade damals eine dynastische Verbindung schloß, welche nicht nur die Hanseaten ihrer besten Bundesgenossen beraubte, sondern überhaupt in der Geschichte des nördlichen Europa Epoche machte.

Am 9. April 1363 wurde Hakon, der Erbe des schwedischen und norwegischen Reiches, mit Margarethe, der elfjährigen Tochter Waldemars, vermählt. Es war jene Verbindung, welche die kalmarische Union, die Vereinigung der drei skandinavischen Reiche unter einem Oberhaupt zur Folge haben sollte. Durch die so gewonnene Stellung noch hochfahrender geworden, ließ Waldemar die Hanseaten bei jeder Gelegenheit fühlen, daß er nunmehr

der Herr sei. In Schonen wurden sie mit unerhörten Zöllen gebrandschatzt und dem dänischen Adel volle Freiheit gelassen, dem Kaufmann Unrecht und Gewalt anzuthun. Unter diesen Umständen wurde es den Städten immer klarer, daß nur die Entscheidung der Waffen hier helfen könne. Dennoch kam es im Jahre 1365 zu einem Stillstande, dem auch die sieben livländischen Städte Riga, Wenden, Wolmar, Reval, Dorpat, Pernau und Fellin beitraten. Erst am 19. November 1367 einigten sich die Städte in der berühmten Kölner Conföderation zu einem Bündnisse gegen die Könige von Dänemark und Norwegen: „Um mancherlei Unrecht und Schaden, den die Könige dem gemeinen Kaufmann thun und gethan haben, wollen die Städte ihre Feinde werden und eine der anderen freudig helfen. Welche Stadt von der wendischen Seite, von Preußen, von Livland und von der deutschen Hanse im Allgemeinen, von der Sudersee, von Holland und von Seeland nicht dazu thun will .... deren Bürger und Kaufleute sollen keine Gemeinschaft mehr haben mit allen Städten in diesem Bunde; man soll ihnen nicht abkaufen noch verkaufen und in keinen Hafen sollen sie aus- oder einfahren, laden oder löschen zehn Jahre lang." So heißt es in der uns erhaltenen Vertragsurkunde. Die wendischen Städte sollten mit den livländischen zehn Koggen (Kriegsschiffe) stellen und zu jeder Kogge zwei kleinere Schiffe, eine Schute und eine Snikke; die Gesammtstreitmacht belief sich auf 40 Schiffe und 1950 Gewaffnete; ein Pfundzoll sollte die Kosten decken. Gleichzeitig vereinigte sich unabhängig von der Hanse eine Anzahl Fürsten gegen Waldemar, dem dieser Coalition gegenüber allmählich der Muth zu schwinden begann. Zwar spöttelte er über die Hanseaten; die siebenundsiebzig Gänse, pflegte er zu sagen, wenn er von ihnen sprach; als aber die Gänse angeflogen kamen, ergriff er die Flucht.

Wir können hier den Verlauf des Feldzugs nicht erzählen, der mit der völligen Niederlage Waldemars endigte. Nachdem zuletzt auch Helsingborg capitulirt hatte, ward zuerst ein Waffenstillstand, und ein halbes Jahr darauf, am 24. Mai 1370, der Definitivfriede von Stralsund geschlossen, der die Schutzherrschaft der Hanseaten über die nordischen Königreiche auf lange hinaus begründete. Dreiundzwanzig Städte waren in Stralsund erschienen, die Livländer durch Riga, Reval und Dorpat vertreten, deren Sendboten übrigens unzweifelhaft für die kleineren livländischen Hanseaten, Lemsal, Kokenhusen, Wenden, Pernau, Fellin, Walk, Wolmar und Roop bevollmächtigt waren. Allen wurde freier Handel durch das ganze Reich gestattet, auf fünfzehn Jahre ward ihnen zwei Drittel von Schonen eingeräumt, und durch eine Reihe fester Plätze gesichert. Waldemar sollte Alles besiegeln, wenn er sein Reich behalten wolle und auch in Zukunft Niemand ohne Zustimmung der Hanseaten König von Dänemark werden. Erst nachdem die Frist, welche dem Könige zur Besiegelung des Vertrages gestellt wurde, längst verstrichen war und keine Aussicht auf auswärtige Hülfe sich zeigte, entschloß sich Waldemar im October 1371, den Friedensschluß zu ratificiren. Die Versuche, welche er machte, den Hanseaten

die Ausbeutung der von ihnen errungenen Vortheile zu bestreiten, sind alle gescheitert. Als er am 24. October 1375 auf Schloß Gurre starb, stand es, wie er selbst vorher gesagt hatte, übel um sein Reich.

Auch die nun folgenden Wirren haben in eigenthümlicher Weise auf Livland eingewirkt, so daß wir sie nicht übergehen können. Zwei Prätendenten auf die dänische Krone, Albrecht von Mecklenburg und Olav, der Sohn Hakons von Norwegen und Margarethens, standen einander gegenüber. Wenn auch Olav die Ueberhand behauptete, und nach seinem 1387 erfolgten Tode die kräftige Margarethe selbst die Regierung in Händen nahm, so war doch während der Zeit des Kampfes in der Ostsee ein Seeräuberwesen entstanden, das unter dem Vorwande, Albrecht von Mecklenburg zu unterstützen, zu einer furchtbaren Plage aller Ostseefahrer und auch Livlands heranwuchs. Das aber war um so bedenklicher, als gleichzeitig durch die Vereinigung Polens und Littauens in Jagiello's Händen[1]) dem Orden nicht nur in Preußen, sondern auch in Livland eine ungeheure Gefahr erwachsen war, die den Ordensmeistern vollauf zu thun gab. Es kam jedoch noch ein Zweites hinzu; in seinem Streite mit dem Erzbischof von Riga hatte der Orden, vor Allem Dank seiner pecuniären Leistungsfähigkeit, am päpstlichen Hofe einen so vollständigen Sieg davongetragen, daß eben deshalb neue Verwickelungen und Wirren unvermeidlich waren. In denselben haben dann jene im dänischen Kriege großgezogenen Seeräuber eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Der Zusammenhang dieser Dinge aber ist der folgende: Papst Bonifaz IX. hatte am 24. September 1393 den dem Orden feindlichen Erzbischof Johann IV. Sinten zum Patriarchen von Alexandria ernannt und an seine Stelle einen Vetter des verstorbenen Hochmeisters und Zögling des Ordens, Johann von Wallenrode, zum Erzbischof von Riga gemacht; Wallenrode aber ließ sich noch im December desselben Jahres zu Marienburg in den Deutschen Orden einkleiden. Am 10. März 1394 erließ dann der Papst eine Reihe von Bullen, durch welche er einmal dem Orden Alles vergab, was dieser sich gegen das Erzbisthum Riga hatte zu Schulden kommen lassen und den an der Curie schwebenden Proceß beider Parteien auf ein Jahr vertagte; zugleich wurde angeordnet, daß alle Geistlichen der Rigaer Kirche, namentlich Propst, Dekan, Kustos und die übrigen Domherren, in Zukunft Brüder des Deutschen Ordens sein sollten. Der Preis, welchen der Papst sich dagegen ausbedang, bestand in den Einkünften des Erzstiftes von der Zeit ab, da Johann von Sinten dasselbe verlassen hatte, bis zum 1. October 1393. Das machte die stattliche Summe von 11,500 römischen Goldgulden aus, welche der Orden, der in Abwesenheit des Erzbischofs das Stift in seine Hand genommen hatte, ihm auszahlen sollte. Aus der Thatsache, daß diese finanziellen Angelegenheiten bereits im März 1394 zu beiderseitiger Zufriedenheit geregelt sind, erhellt zur Genüge, welchen Werth man in Ordenskreisen der Sache beilegte. Der Papst ging aber in seinen

1) Vgl. Bd. I., S. 517 ff.

Gunstbezeugungen noch weiter; er setzte fest, daß, sobald die Majorität der Domherren aus Ordensbrüdern bestehe, die Riga'sche Kirche aus einem Augustinerstift in ein Ordensstift umzuwandeln sei und daß dann Alle, die irgend ein Amt im Stifte inne hätten, das Ordenskleid tragen sollten; ja im Jahre 1397 ordnete Bonifaz an, daß auch in Zukunft nur ein Bruder des Deutschen Ordens den erzbischöflichen Stuhl in Riga bekleiden dürfe.

Der Sieg des Ordens schien vollkommen zu sein. Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß die Gegenpartei jedes Mittel für erlaubt hielt, um die Uebermacht des Ordens zu brechen. An die Spitze der Feinde desselben trat Theodorich Damerow, seit 1379 Bischof von Dorpat; es ist derselbe, gegen welchen der uns bekannte Albert Hecht sich in Dorpat festgesetzt hatte, und gegen dessen Wahl der Ordensmeister damals vergeblich Einspruch gethan hatte. Es war ein weit angelegter Plan, mit welchem Damerow hervortrat. Noch bevor Johann von Wallenrode vom Papste zum Erzbischof ernannt worden war, hatte der dem Orden feindlich gesinnte Theil der Rigaer Domherren den Sohn des Herzogs von Stettin, Otto, zum Erzbischof gewählt. Für diesen Candidaten, den auch der römische König begünstigte, erklärte sich Wallenrode und alle Anhänger des Alten, sowie die übrigen Gegner des Ordens standen dabei auf seiner Seite; die dörptischen Stiftsvasallen hielten treu zu ihm und im Erzstift war es namentlich die mächtige Familie der Rosen, welche für seine Pläne eintrat. Der Bischof ging in seinem Haß gegen den Orden so weit, daß er sein eigenes Bisthum dem Herzoge Albrecht von Mecklenburg versprach und dadurch auch die Unterstützung der Mecklenburger für Otto gewann. Eines seiner Hauptwerkzeuge im Kampfe gegen den Orden aber sollten die Vitalienbrüder werden, die nach dem Frieden von Skanoer und Falsterbö, der ihnen den Schein der Legalität nahm, welche sie für ihre räuberische Thätigkeit bis dahin als Verbündete der Mecklenburger beanspruchen durften, ein Bündniß mit dem Bischofe von Dorpat als hohes Glück betrachten mußten. Gelang es Damerow, sein Ziel zu erreichen, so stand eine Wandlung in der politischen Constellation Nordeuropas bevor, deren weittragende Bedeutung sich nicht verkennen läßt. Nur wenn die Macht des Ordens völlig gebrochen war, hätte der Stettiner den erzbischöflichen Sitz erhalten können. Theodorich von Damerow hat dabei sogar an Unterstützung von Seiten König Richards II. von England gedacht.

Der Orden war sich der großen Gefahr, welche in dieser Combination lag, der die Russen und Littauer als gebotene Verbündete angehören mußten, sehr wohl bewußt. Auch die Seemacht der Vitalienbrüder unterschätzte er keineswegs. Schon im October 1392 schrieb der livländische Meister dem Ordensprocurator: „Ungefähr 1500 Piraten haben ihren Standplatz in unserer Nähe und beabsichtigen einen Einfall in das Revaler Bisthum, so daß wir genöthigt sind, unser Volk in steter Wachsamkeit und Rüstung zu halten ... Sie haben, wie man sagt, öffentlich kund gethan, daß alle Verbrecher, Flüchtlinge und Verbannte bei ihnen sichere Zuflucht finden sollen. Es nennen

sich aber diese Piraten Vitalienbrüder und schonen Niemandes. Sie berauben uns, die Unsrigen und Jedermann; ja jene Räuber haben sogar mit einem Schiffe, das sie unsern Unterthanen gewaltsam abgenommen haben, noch neulich den Bischof von Strengnäs, der mit Geld und vielem Volke reiste, überfallen und ihn mit seiner ganzen Mannschaft gefangen genommen und noch heute halten sie ihn in schweren Fesseln um Hals und Füße in Haft." Das waren die Leute, mit denen der Bischof von Dorpat 1395 in Verbindung trat. Im Juni dieses Jahres finden wir den Herzog Albrecht von Mecklenburg in Reval, wo er mit nur zwei Begleitern in größter Heimlichkeit einige Tage verbrachte, um von dort nach Dorpat zum Bischofe zu ziehen. Auch der Prätendent auf den erzbischöflichen Stuhl, der kaum vierzehnjährige Otto von Stettin, ist damals, oder bald danach in Dorpat eingetroffen. Der Hochmeister entwickelte nun eine ungemein rührige diplomatische Thätigkeit, um die Allianzen des Bischofs zu sprengen; der aber ließ sich in seinem Vorhaben nicht beirren. Schon hatten sich die Vitalienbrüder in Åbo und Wiborg festgesetzt. Fünfhundert von ihnen standen im Solde Theodorichs und alle Anerbietungen des Hochmeisters, der als Unterhändler auftrat, wurden schroff abgewiesen. Als daraufhin am 26. Februar 1396 die Kriegserklärung des Ordens an Damerow erfolgte, war die Antwort der Abschluß eines Doppelvertrages mit Witowt von Littauen einerseits von Otto, Herzog von Stettin, der sich Vorständer und gekorener Herr des Stifts zu Riga nannte, andrerseits von Bischof Theodorich, an dessen Seite wir den Herzog Albrecht von Mecklenburg finden, den er seinen geistlichen Sohn nannte, eine Bezeichnung, welche offenbar andeuten sollte, daß er ihn zu seinem Nachfolger im Stifte Dorpat machen wolle. Mit Otto unterzeichnen die Vasallen des Stiftes Riga: Bartholomäus von Tiesenhausen, Johann und Woldemar von Rosen, Hermann Uexküll, und Vasallen aus den Geschlechtern der Salza, Pael, Koscul, Orges, Ungern, Aderkas, Azegalle. Zu Theodorich stehen außer der Stadt Dorpat die dörptischen Stiftsmannen, an deren Spitze wir wieder einen Tiesenhausen und Uexküll finden. Der Plan ging dahin, daß Theodorich mit den Russen von Osten her das Erzstift Riga angreifen sollte, während die Littauer von Süden her durch Kurland gegen Riga vorzudringen versprachen. Es war, wer wollte es leugnen, eine ungeheure Gefahr, welche dem Orden drohte. Schweren Herzens entschloß sich daher der Hochmeister, mit Littauen in Verhandlung zu treten, und am 28. Juli gelang es ihm wirklich, einen Waffenstillstand abzuschließen, der im Januar des folgenden Jahres erneuert wurde. Da Reval und die harrisch-wirische Ritterschaft treu zum Orden hielten, konnte derselbe jetzt mit aller Wucht sich gegen Dorpat wenden. Ein verwüstender Einfall ins Dörptische, an welchem Meister und Erzbischof persönlich Theil nahmen, die Einziehung der Güter der unbotmäßigen Vasallen und die Entmuthigung, welche das Zurücktreten Witowts vom Dorpater Bündniß zur Folge hatten, sicherten dem Orden die Ueberhand. Theodorich konnte sich den Ordenstruppen gegenüber im offenen Felde nicht behaupten und griff zu immer

verzweifelteren Mitteln. Der alte Erzbischof, Johann von Sinten, wurde nach Dorpat geladen, mit Pleskau ein Bündniß abgeschlossen und von den Vitalienbrüdern das Ordensgebiet, wo immer sie es erreichen konnten, verheert. Da jedoch, Dank der Energie des Ordens, weder Albrecht noch Otto außerhalb Dorpats Anhänger fanden, und die Vitalienbrüder durch Interessen, die ihnen näher lagen, von Dorpat abgezogen wurden, gerieth Theodorich immer mehr in die Enge. So entschloß er sich, Verhandlungen mit dem Orden anzuknüpfen und da dieser allen Grund hatte, die mächtigen Gönner des Bischofs zu fürchten, ihm auch vor Allem daran liegen mußte, wieder freie Hand gegen Littauen zu gewinnen, vereinbarte man eine Zusammenkunft in Danzig auf den Juni 1397. Theodorich erschien selbst und zunächst wurde erreicht, daß die zu ihm übergegangenen Vasallen des Erzstifts Wallenrode anerkannten. Darauf, am 14. Juli, kam unter Assistenz des Hochmeisters, des livländischen Meisters, des Erzbischofs, des Comturs zu Danzig, des livländischen Landmarschalls und des Comturs von Fellin einerseits, und des Bischofs von Braunsberg, als erbetenen Vermittlers andrerseits, der Definitivfriede zu Stande. Während der Bischof die Stellung Wallenrode's und die von Bonifaz IX. dem Orden verliehenen Privilegien feierlich anerkannte, versprach der Orden völlige Straflosigkeit für alles Vorgefallene und verpflichtete sich zugleich, die Unterthanen der geistlichen Stifter in Zukunft nicht mehr zu Kriegsdiensten auszuheben. Ein Jahr darauf, am 15. Juli 1398, fand ein neuer Vergleich zu Langenbrücke statt, der den Danziger Frieden erläuterte und festigte. Aber trotz alledem wußte Theodorich immer nicht Ruhe zu halten; da stellte der Erzbischof, dem die auswärtigen Feinde zunächst keine Sorge machten, den alten Bischof unter Vormundschaft. Das Kapitel, die Ritterschaft und die Stadt Dorpat, die an einem Herrn genug haben mochten, verlangten darauf seinen Rücktritt. Gewiß nicht ohne Bitterkeit entschloß er sich dazu am 2. Juni 1400. Sein Nachfolger, Heinrich Wrangel, setzte ihm ein Jahrgeld von 350 Mark aus, das in Riga gezahlt werden sollte. Wahrscheinlich dort wird der unruhige Mann sein Ende gefunden haben; eine Nachricht, wann und wo er gestorben ist, hat sich nicht erhalten.

Dieser Dorpater Krieg hat übrigens noch in anderer Beziehung eine ungemein weitgehende Bedeutung. Wir sahen, wie der Orden im Danziger Frieden auf das Recht verzichtete, die stiftischen Ritterschaften zum Kriege aufzubieten. Wenige Tage darauf, am 13. Juli 1397, verlieh der Hochmeister, Konrad von Jungingen, aus sonderlicher Gnade all' seinen lieben getreuen Rittern und Knechten in den Landen Harrien und Wirland das berühmte Privileg, welches bestimmte, „daß sie all' ihr Gut, liegende Gründe und fahrende Habe erben mögen und sollen an ihre Kinder, beide, Söhne und Töchter." Dadurch, daß das Lehen nunmehr auch in weiblicher Linie erblich war, bahnte sich eine Umwälzung des gesammten Kriegswesens in Livland an, welche einer parallelen Entwickelung im deutschen Reich zur Seite steht. Sehr treffend ist das Resultat folgendermaßen zusammengefaßt worden:

„Als beim Verfall des Heerbannes die Wehrkraft der Nation sich in der Ritterschaft concentrirte, genügten Erbrechtsordnungen, welche, den Lehnsbesitz beim Mannesstamme erhaltend, den erbrechtlichen Erwerb allodialen Grundbesitzes mehr als früher den Frauen zugängig machten.

Als endlich auch das Lehen der Frauenerbfolge zugängig wurde, war die Zeit vorüber, in welcher der vom Lehen zu leistende Ritterdienst für die Landesvertheidigung nicht entbehrt werden konnte.

Eine neue Zeit brach an, deren Schlachten Söldnerheere schlugen.“ [1])

Neuntes Kapitel.

Die Folgen des Niederganges in Preußen für Livland.

Wir kennen aus der Geschichte Polens die politischen Verwickelungen, welche den Deutschen Orden in Preußen zum Entscheidungskampfe mit Littauen und Polen drängten. [2]) Das der Schlacht bei Tannenberg vorausgehende Jahrzehnt ist für Livland in vieler Beziehung ein schwieriges gewesen. Die kommenden Ereignisse warfen ihren Schatten voraus; unter dem Einflusse Littauens fanden stete Empörungen der Samaiten statt, die nur mit Mühe niedergeworfen wurden, während andrerseits Nowgoroder und Pleskauer, bald im Frieden, bald in offenem Kriege die Aufmerksamkeit des Ordens, der Stifter und der Städte in Spannung hielten. Doch diese Ereignisse haben nur in einer detaillirten Provinzialgeschichte ihren Raum. Von größerer allgemeiner Bedeutung ist es, daß uns jetzt zum ersten Mal Söldner im Dienste des Ordens begegnen, und daß während des Schwankens in den Beziehungen zwischen dem Orden und Littauen der Erzbischof von Riga eine zweideutige Rolle spielte. Ein dem Orden unbedingt ergebener Erzbischof von Riga, das zeigte sich klar, war ebenso undenkbar wie ein ghibellinischer Papst. Schon im November 1400 verhandeln Gesandte des Erzbischofs in Tracken mit Witowt, um die Ordensburg Riga zurückzugewinnen; und wenn es damals auch gelang, den drohenden Schlag zu pariren, mußte der Orden sich doch an den Gedanken gewöhnen, daß er an seinem Bruder, dem Erzbischof, einen gefährlichen Feind habe. Wallenrode knüpfte hinter dem Rücken des Meisters aufs Neue Verhandlungen mit der Curie an; er trug sich mit der Absicht, das Land zu verlassen und im Januar 1403 schickte der Procurator die dringende Warnung nach Wenden, nur ja dafür Sorge zu tragen, daß der Erzbischof in Livland bleibe. Trotzdem gelang es ihm im Herbst desselben Jahres, nach Deutschland zu entkommen und von dort aus mit größerem Nachdruck seine Ansprüche geltend zu machen. Es haben in dieser Sache vielfältige Verhandlungen statt-

---

1) Vgl. Schilling, Woldemar-Erichsches Recht, S. 450.
2) Band I, S. 520 ff.

gefunden. Auf einer Zusammenkunft in Danzig sollten alle Streitigkeiten beigelegt werden, aber der Orden in Livland zog die Verhandlungen absichtlich hin, ihm lag nicht an der Rückkehr des Erzbischofs, denn komme es zu keiner Einigung mit ihm, so wäre es nicht gut; kehrte er aber in sein Stift zurück, so stehe zu fürchten, daß alle Bischöfe und sonstigen Gegner der Ordenspolitik an ihm einen Führer und ein Haupt gewinnen würden. Es war ein Zustand des Halbfriedens, der, da beide Theile den endgültigen Bruch scheuten, künstlich erhalten wurde. So lagen die Dinge, als im August 1409 der große Krieg mit Polen begann.

Die Kriegserklärung Livlands an Littauen erfolgte im Mai 1410. Konrad von Vitinghove hatte bei Kündigung des Friedens an Witowt dem Hochmeister versprochen, daß er bis in den Tod ihm gehorsamen wolle, und sollte er alle Livlande darum zu Schande lassen; auch trafen Mitte Juni die livländischen Streitkräfte in Preußen ein, zu spät, um in der Hauptschlacht mitzuwirken, aber noch rechtzeitig, um durch kühnes Vorgehen und geschickte Verhandlungen mit Witowt den völligen Untergang des Deutschen Ordens in Preußen verhindern zu helfen. Es war ein Glück für Livland, daß, bevor die Nachricht von der Niederlage bei Tannenberg landkundig wurde, am 27. Juli 1410 — also zwölf Tage nach der Schlacht — ein fester Friede mit den russischen Gesandten von Pskow und Isborsk zu Stande kam. Immerhin bedeutete die Niederlage auch für Livland eine ernste Gefahr. Ein Vetter Witowts saß als Hauptmann in Nowgorod und man konnte sich nicht verhehlen, daß trotz aller Kreuzküssungen auch der Friede mit Pleskau auf „losem Grunde" stand. Dazu verlautete, daß der König von Dänemark Ansprüche auf Harrien und Wirland zu erheben gedenke; so trug man Sorge, die Schlösser an der Düna neu zu befestigen und für alle Eventualitäten Söldner ins Land zu ziehen. Der Abschluß des Friedens von Thorn am 1. Februar 1411 [1]) brachte neue Sorgen. Die ungeheure Kriegsschatzung mußte von Livland mit getragen werden, und da der Orden kein Recht hatte, die Städte und die Ritterschaften zu besteuern, mußte er seine eigenen Lande schatzen und auf die bevorstehende Ernte Geld aufnehmen, um das Nöthigste zu beschaffen. In solchen Nöthen ist Meister Konrad 1413 gestorben; sein Nachfolger Dietrich Tork scheint im Anschluß an den Hochmeister dafür gewesen zu sein, daß man die unerträglichen Bedingungen des Thorner Friedens durch einen neuen Krieg zu brechen suche. Die Dispositionen zum Einfall in das feindliche Land waren bereits getroffen, als der Sturz Heinrichs von Plauen und die Wahl Michael Küchmeisters zum Hochmeister Deutschen Ordens die Situation völlig veränderte und eine Politik zur Herrschaft führte, die durch stete Compromisse, durch Vermittelung Dritter und durch Stillstände, die von Jahr zu Jahr unter den größten Opfern verlängert werden mußten, sich einen bösen Frieden unter währender Kriegsangst zu erhalten suchte. Den Wirkungen dieser Schaukel-

---

1) Band I, S. 528.

politik konnte auch Livland sich nicht entziehen, doch lagen dort die Verhältnisse im Ganzen günstiger. Der Druck Polens und Littauens mußte nicht so unmittelbar empfunden werden; die Folgen der Niederlage hatten die Ordenslande allein, nicht die Stifter und Städte betroffen.

Auf Dietrich Tork war Sifrid Lander von Spanheim 1415—1424 und diesem Cysse von Rutenberg bis 1435 gefolgt. Das Bild dieser Meister ist bei dem Mangel aller chronikalischer Nachrichten so verblaßt, daß es schwer fällt, sich eine greifbare Vorstellung von ihnen zu machen.

In den Fragen der auswärtigen Politik kommen sie stets nur in zweiter Linie in Betracht, da der Deutsche Orden in Preußen, der in jener Periode der Schwäche und Zerfahrenheit selbst ein Spielball der anderen Mächte war, mit Eifersucht darauf sah, daß die Gebietiger in Livland nicht selbständige Politik trieben. Als nun das Concil zu Costnitz sich gewissermaßen als ein Parlament der gesammten katholischen Christenheit constituirte, wurden sowohl die Beziehungen zwischen dem Orden und seinen polnisch-littauischen Nachbarn, als auch die alten Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof von Riga und dem livländischen Meister dieser heiligen Versammlung zur Entscheidung vorgelegt. Es ist bisher wenig bemerkt worden, daß gerade diese livländischen Dinge für den Ausgang des Concils von maßgebender Bedeutung gewesen sind. Damit aber verhält es sich folgendermaßen.[1])

Nach längeren Streitigkeiten hatten sich die heiligen Väter in Costnitz gegen den Wunsch des Papstes dahin geeinigt, daß die Abstimmungen auf dem Concil nach Nationen, nicht nach Köpfen stattfinden sollten. Nun zählte man vier Nationen: die italienische, französische, englische und deutsche und zu letzterer rechnete man auch die Skandinavier, Ungarn und Polen, die Hauptgegner des Ordens. Während diese in kirchlichen Dingen unter einen Hut gebracht werden mußten, standen sie in Fragen weltlicher Politik einander schroff gegenüber. Der Orden arbeitete darauf hin, die Entscheidung seiner Streitigkeiten mit Polen dem Spruche des Concils zu unterstellen; die polnischen Delegirten suchten dagegen unter Beihülfe König Sigismunds mit allen Mitteln ihm entgegen zu wirken. Sie schlugen Klagebriefe wider den Orden an die Kirchenthüren und der Erzbischof Johann Wallenrode, der, soweit nicht seine eigenen Interessen ins Spiel kamen, Hand in Hand mit dem Orden ging, rieth dringend vor Allem Geld nach Costnitz zu schicken, denn Groß und Klein und Jedermann wolle Vortheil vom Orden ziehen und ohne Geschenke und Protection werde er zu seinem Recht nicht kommen.

Gleichzeitig aber trat Wallenrode in Beziehungen zu den mit seinem Vorgänger Johann von Sinten vertriebenen Riga'schen Domherren, welche vom Concil Wiedereinsetzung in ihre früheren Würden und Anerkennung ihrer Entschädigungsansprüche zu erlangen suchten. Die Angelegenheit nahm eine so

---

1) Vgl. des Verfassers historische Darstellungen und archivalische Studien. Mitau. Behre's Verlag 1886.

bedenkliche Wendung, daß Sifrid Lander von Spanheim nun auch seinerseits für nothwendig hielt, Gesandte nach Costnitz abzufertigen. Am 1. Januar 1416 schickte er den Vogt zu Wenden nebst einem der estländischen Vasallen, Otto von Brakele, mit 600 Gulden, die er, „weiß Gott! kümmerlich genug zusammen gebracht habe.“ Aber der Erzbischof rieth entschieden zum Nachgeben, was um so mehr auffallen mußte, als Wallenrode sich bisher als entschiedener Gegner der alten Domherren gezeigt hatte. Daß die Klage der Letzteren auf dem Concil nicht zum Austrag kam, hatte der Orden nur einem glücklichen Zufall zu danken. Die Klage der Domherren war bereits zur Verhandlung angemeldet, aber vor ihnen brachten die Polen ihre Beschwerden wider den Orden vor und das in so weitläufiger Weise, daß allmählich einer nach dem andern die Sitzung verließ und die Domherren nicht mehr Gehör fanden.

Inzwischen war Papst Johann XXIII. nach seinem verunglückten Fluchtversuch abgesetzt und darauf der Proceß gegen Johann Huß wieder in Angriff genommen worden. Johann Wallenrode war der Erste, der Huß zur Abschwörung seiner Lehren bewegen sollte, doch erhielt er nichts von ihm als einen Zettel, welchen ihm Huß am 1. Juli zuschickte und in welchem er bat, ihn von der Unrichtigkeit seiner Lehrsätze aus dem Wort Gottes zu überzeugen, dann wolle er widerrufen. Wenige Tage darauf wurde er verbrannt.

Während der 2½ Jahre, die das Concil nunmehr ohne Papst tagte, stieg naturgemäß der Einfluß der einzelnen, höher gestellten Prälaten und auch die Stimme des Erzbischofs von Riga gewann an Bedeutung. Der Hochmeister, dem Alles daran lag, in den polnisch-littauischen Angelegenheiten einen günstigen Spruch zu erlangen, war deshalb sehr geneigt, mit dem Erzbischof zu paktiren. Auch der Ordensprocurator arbeitete in seinen Briefen nach Livland auf dasselbe Ziel hin. So wurde eine Zusammenkunft in Danzig vereinbart, aber die Beschickung derselben verschoben, weil inzwischen trotz aller Bemühungen des livländischen Meisters und trotz aller Verhandlungen in Costnitz der Ausbruch eines Krieges mit Polen unmittelbar bevorzustehen schien. Das aber war um so bedenklicher für Livland, als dort unausgetragene Streitigkeiten einen Zustand äußerster Spannung hervorgerufen hatten. Noch zu Zeiten des Hochmeisters Heinrich von Plauen nämlich war ein Vasall des Bischofs von Dorpat, Johann von Dolen, in Preußen, auf Grund und Boden des Deutschen Ordens, wie man vermuthete auf Anstiften des Hochmeisters oder seiner nächsten Vertrauten, in nächtlichem Ueberfall seiner Habe beraubt und erschlagen worden. Das gesammte Stift Dorpat, besonders aber die stiftische Ritterschaft gerieth darüber in die größte Aufregung. Auch die harrisch-wirische Ritterschaft fühlte sich mit gekränkt, da gleiche Interessen und Familienbande die mächtigen Vasallenfamilien mit einander verknüpften. Die Wittwe und der Sohn Dolens erhoben maßlose Entschädigungsansprüche und wurden dabei vom Bischof, der Stadt Dorpat und den Ritterschaften unterstützt; man scheute sich nicht, den Schutz und die Fürsprache auswärtiger

Monarchen einzuholen. Nun suchte zwar der livländische Meister sich von der ganzen Angelegenheit fern zu halten, weil der Todtschlag außerhalb Livlands geschehen war, und der Hochmeister wies jede Verantwortung ab, weil das traurige Ereigniß in Heinrich von Plauens Regierungszeit falle, dieser aber abgesetzt sei und gefangen gehalten werde. Nichts desto weniger aber nahm die ganze Angelegenheit einen äußerst bösartigen Charakter an und steigerte den ohnehin nicht geringen Gegensatz zwischen Ritterschaft und Orden. Während diese Händel noch in der Schwebe waren, fand der Bischof von Dorpat Theodorich Resler für gut, sich den Großfürsten Witold, den Feind des Ordens, zum Schutzherrn gegen etwaige Angriffe der Pleskauer — Russen zu erbitten und gleichzeitig ging das Gerücht, König Erich von Dänemark trage sich mit dem Plan eines Angriffs auf Harrien und Wirland. In Reval fürchtete man, das in nächster Nähe der Stadt, an einem schiffbaren Bach 1407 von Wadstena aus gegründete Brigittenkloster sei dazu bestimmt, einer dänischen Unternehmung gegen Reval zum Ausgangspunkt zu dienen. Man mißtraute den zahlreich aus dem Norden dem Kloster zuströmenden Gästen um so mehr, als die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Dänemark und Polen-Littauen allbekannt waren. Gerade in diesen gefährlichen Zeiten suchte der Hochmeister die harrisch-wirische Ritterschaft zu dem seiner Meinung nach vor der Thür stehenden polnisch-littauischen Kriege nach Preußen zu ziehen. Der Meister von Livland trat mit aller Entschiedenheit dagegen auf und erreichte schließlich, daß der Hochmeister ihn zu neuen Verhandlungen mit Witold bevollmächtigte. Es kam dann Dank seiner Geschicklichkeit dazu, daß ein Tag zu Memel vereinbart wurde, auf welchem Jagiello, Witold, Michael Küchmeister und Sifrid persönlich ihre Mißhelligkeiten ausgleichen sollten. Im entscheidenden Augenblick trat der Hochmeister jedoch wieder zurück. Die Pest sei in Preußen ausgebrochen und er könne deshalb das Land nicht verlassen. Der wahre Grund war aber der, daß es jetzt möglich schien, auf dem Concil eine günstige Entscheidung zu erlangen und daß der Hochmeister derselben in keiner Weise präjudiciren wollte. Es ist kein Wunder, daß bei diesem ewigen Schwanken Polen und Littauen nahe daran waren, die Geduld zu verlieren. Sifrid mußte anhören, wie Witold ihm verächtlich zurief: „Wie sollen wir noch unsere Friedensschlüsse befestigen, damit sie gehalten werden, von allen früheren Abmachungen hat keine gedauert.“ Es blieb unter diesen Umständen dem Orden in Livland nichts übrig als die Vermittelung des Bischofs von Dorpat zu suchen und so im Mai 1417 zwar nicht einen Frieden, aber doch die Verlängerung des Waffenstillstandes auf ein weiteres Jahr zu erlangen. So unsicher aber schien dem Meister diese Stille, so gewiß sah er den kommenden Sturm voraus, daß er, um seinen Rücken gegen Littauen und Polen zu decken, einen zehnjährigen Frieden mit Pleskau zum Abschluß brachte. Dieser Zug war um so geschickter, als Witold trotz der Dorpat gegenüber eingegangenen Verpflichtungen alle Hebel angesetzt hatte, um die Pleskauer zu einem Einfall ins Ordensland zu bewegen.

Während so der Orden mühsam bestrebt war, sich einen schlechten Frieden zu sichern, nutzte Wallenrode die Verlegenheiten desselben nach Kräften aus. Die alten, wie man hätte glauben sollen, verjährten Ansprüche des Erzbischofs auf die Stadt Riga lebten wieder auf. Zu Costnitz hatte der Erzbischof Ordenshabit und Ordenskreuz abgelegt und die Proteste des Ordens, der sich mit vollem Recht auf die Entscheidung Bonifaz IX. berufen konnte, verhallten wirkungslos auf dem Concil. Unter allgemeinem Beifall konnte Wallenrode erklären, daß der Orden die Kirche zu Riga, welche früher die Hausfrau gewesen, widerrechtlich zur Magd erniedrigt habe. In diesen Zwistigkeiten rieth der Ordensprocurator zu einem Vergleich und schon hatte der Meister einen besonderen Gesandten nach Costnitz geschickt, um die schwebenden Verhandlungen zu Ende zu führen, da tauchte zuerst am 4. Februar 1418 das Gerücht auf, der Erzbischof denke daran, seinen Sitz in Riga mit einem anderen zu vertauschen oder gar abzudanken. Damit trat die ganze Angelegenheit in ein neues Stadium, dem man eine welthistorische Bedeutung nicht absprechen kann.

Im Concil lag die wichtige Frage zur Entscheidung vor, ob die Reform der Kirche vor oder nach der Wahl eines neuen Papstes stattzufinden habe. Die erstere Ansicht wurde von der deutschen Nation vertreten, während es den Cardinälen, aus deren Mitte der künftige Papst hervorgehen mußte, gelungen war, die übrigen Nationen davon zu überzeugen, daß vor allen Dingen der Kirche wieder ein Haupt gegeben werden müsse. „Die fromme, geduldige, demüthige deutsche Nation“ verstand sich endlich dazu, daß nur die Grundzüge einer Reform ausgearbeitet und dem nach dieser Reform gewählten Papst die Specialreform und die Durchführung der Kirchenreformation überlassen bleiben sollte. Aber auch diese billigen und bescheidenen Forderungen konnten nicht durchgesetzt werden und mit die Hauptschuld trifft Johann Wallenrode. Die Streitigkeiten des Letzteren mit dem Orden und der Stadt Riga waren allbekannt, allbekannt auch, daß er sich in steten pecuniären Verlegenheiten befand, da ein großer Theil der Einkünfte des Erzstifts in Händen des Ordens geblieben war. Die Cardinäle machten ihm den Vorschlag, ihn in das Bisthum Lüttich zu versetzen, wenn er seinen Widerspruch gegen die Papstwahl fallen lasse. Dem ehrgeizigen Bischof des kleinen Bisthums Chur, Johannes Habundi oder Ambundi, stellte man den erzbischöflichen Titel und Riga für denselben Preis in Sicht. Beide vermochten der Versuchung nicht zu widerstehen; sie verkauften ihre bessere Ueberzeugung und damit die Reform der Kirche, so daß die durch ihren Abfall gesprengte deutsche Nation jetzt nachgab und nur die eine Bedingung stellte, daß der neue Papst sogleich an die Reform gehen solle. Allein auch darüber wußte man sich hinwegzusetzen. Die Cardinäle gaben zu verstehen, daß man dem Papste bindende Bedingungen nicht auferlegen könne. Ein Schiedsgericht erledigte dann die Frage in der Weise, daß die Wahl des Papstes der Reform vorausgehen solle und darauf die von den Nationen beschlossenen Reformpunkte vom Concil oder von Deputierten des Concils in Gemeinschaft mit dem Papste zu erledigen seien. Wie

dann Otto Colonna als Martin V. auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, und die gesammte Reformarbeit des Concils zu Schanden machte, ist bekannt, und fällt nicht in den Rahmen unserer Betrachtungen; wohl aber muß uns das verächtliche Spiel beschäftigen, das Martin V. gleichzeitig mit dem Deutschen Orden in Livland spielte.

Kaum war nach Riga die Kunde gekommen, daß Wallenrode abzutreten gedenke, so war man natürlich um einen Nachfolger für den erzbischöflichen Stuhl besorgt. Der livländische Meister schrieb dem Hochmeister, dieser dem Procurator des Ordens. Candidaten wurden in Vorschlag gebracht, Audienzen beim Papst erbeten, Geld an die einflußreichen Personen vertheilt, um womöglich wieder einen Ordensbruder zum Erzbischof zu erlangen. Weder in Riga noch in Marienburg, noch auch in Costnitz beim Ordensprocurator regte sich der Verdacht, daß man hier einem abgekarteten Spiele gegenüberstehe; sogar der Ordenscaplan Kaspar Schuwenpflug, der sich in nächster Umgebung des Papstes aufhielt, ahnte nichts vom Betruge und hoffte selbst das Erzbisthum zu erlangen. Auch König Sigismund, der drei ihm genehme Candidaten vorstellte, wurde betrogen; ja noch am Tage seiner Abreise machte der Papst dem Ordensprocurator, der gegen die ihm inzwischen bekannt gewordene Candidatur des Bischofs von Chur protestirte, die allerbündigsten Versprechungen: „da verlasset Euch darauf," sagte der Papst, „lasset mich damit umgehen; die Kirche soll Keiner haben, er trete denn in den Deutschen Orden, das nehme ich auf mich." Da, schreibt der Ordensprocurator, dankte ich seiner Heiligkeit und schied getrost von ihm.

Noch waren nicht acht Wochen ins Land gegangen, so ernannte der Papst den Bischof von Chur, Johannes Habundi, ohne ihm irgend welche Verpflichtungen in Bezug auf den Eintritt in den Orden aufzulegen, zum Erzbischof von Riga. Als dann der neue Erzbischof im November 1418 in Livland eintraf, weigerte er sich das weiße Ordensgewand anzulegen und die Visitation seines Kapitels durch den Orden zu dulden. Die Domherren schlossen sich ihm an und da ihre Sache in Rom den geschickten Händen der Domherren Brink und Patkul anvertraut war, während der Ordensprocurator Johann Tiergart nur schlecht seine Aufgabe erfüllte, verlor der Orden immer mehr an Boden. Der alte Streit entbrannte aufs Neue; ehe der Procurator etwas merkte, gelang es den Prälaten zu erreichen, daß Martin V. die Wirksamkeit der Bullen Bonifaz IX., welche die Oberhoheit des Ordens begründet hatten, erst suspendirte und endlich völlig aufhob.

Wie sehr demoralisirend diese Unsittlichkeit der päpstlichen Politik auf den Orden zurückwirkte, mußten freilich die Prälaten bald an sich selbst erfahren.

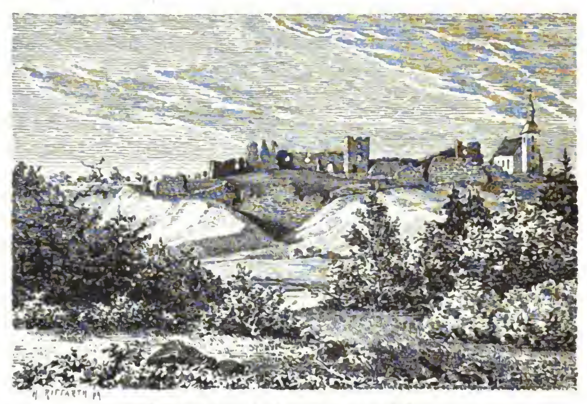
Es waren damals böse Tage für Livland, wie für Preußen. In beiden Staaten wüthete die Pest. „Das Sterben," schreibt Lander von Spanheim dem Hochmeister, „ist leider an allen Enden dieser Lande so groß und unmäßig in allen Winkeln, daß wir es kaum genügend beklagen können; so daß das

Volk fast aus allen Städten, sowohl von Dorpat, von Reval als von Riga geflohen ist, Jedermann seinen Weg und keine gemeinsame Berathung zu Stande zu bringen ist.“ Livland hatte zwar 1417 mit Pleskau einen zehnjährigen Stillstand geschlossen und 1421 auch mit Nowgorod einen Frieden vereinbart, wie denn überhaupt die Ordenspolitik in Livland damals eine zweifellos friedliche war. Dagegen war der Bischof von Dorpat kriegerisch gesinnt und ordensfeindlich; er hat sogar den alten verjährten Anspruch wieder erhoben, daß der Orden ihm lehnspflichtig sei. Aber in verhängnißvollster Weise wirkten die preußischen Verhältnisse auf Livland zurück, das alle jene Schwankungen zwischen Krieg und Frieden mitmachen mußte, in denen die Beziehungen zu Polen-Littauen sich bewegten, solange Michael Küchmeister an der Spitze stand. Als er im März 1422 endlich abdankte, trat in Paul von Rußdorf ein tüchtiger Mann an die Spitze des Ordens, das demselben drohende Verhängniß vermochte er aber nicht zu wenden. Im Verlauf der neu angeknüpften Verhandlungen spannten Witold und Jagiello ihre Forderungen so hoch, daß es ehrlos gewesen wäre, ihnen nachzugeben; so erfolgte der Bruch. Am 14. Juli traf die Kriegserklärung Littauens ein, Ende des Monats die von Polen.

Nun hatte zwar der Hochmeister all' sein Volk aufgeboten, auch nach Livland geschrieben und dem Meister befohlen, mit aller Macht zu ihm zu stoßen. Aber alle Maßregeln waren zu spät getroffen. Das Gros der livländischen Mannschaft unter Anführung Otto's von Brakel und des Hauptmanns Lubeke Wacke mußte aus dem nördlichen Estland den weiten Weg bis nach Preußen machen; es war kaum darauf zu rechnen, daß sie zur Zeit eintreffen würden. Schändlich aber hatte der Papst im letzten entscheidenden Augenblicke dem Orden eine lähmende Fessel angelegt. Als Sifrid den Erzbischof von Riga und den Bischof von Dorpat zur Heeresfolge aufbot, erklärten diese, ihr heiliger Vater, der Papst, habe ihnen geschrieben und streng verboten, dem Orden irgend welche Hülfe im Kampfe gegen Polen und Littauen zu leisten. „Dazu," schreibt Sifrid dem Hochmeister, „ist unser Land zu Livland also sehr verwüstet und verelendet von Hunger und Pestilenz, daß Gott weiß und sich darüber erbarmen muß. Wir können unseres Ordens Häuser in Livland kaum bemannen und können nicht einmal in eigener Person Ew. Gnaden zu Hülfe reisen, denn wir dürfen das Land und die Schlösser um solcher Untreue der Prälaten nicht verlassen.“ Dennoch hat er zwei Heerhaufen aufgebracht, um in Littauen einzufallen. Ein drittes Heer war in Aufrüstung begriffen; die Feinde aber hatten bereits Preußen in schrecklichster Weise verheert. Angeblich 100,000 Mann, eine Macht, die der des Ordens weit überlegen war, hatte die Grenze bei Lauterburg überschritten, während der Hochmeister den Angriff im Kulmer Lande erwartete. Dort waren die Livländer unter Führung des Ordensmarschalls zu ihm gestoßen, aber sie und die übrigen Ordenstruppen wurden unter großen Verlusten überall zurückgeschlagen und da die aus Deutschland von König Sigismund versprochene Hülfe nicht eintraf,

sah Paul von Rußdorf sich genöthigt, den Frieden am Melnosee zu schließen, in welchem er den halben Weichselstrom, ganz Samojitien und Sudau dem Feinde abtreten mußte, der schimpflichen Bedingungen nicht zu gedenken, die außerdem besiegelt wurden.

Auch Livland wurde schwer getroffen. Die ungeschickten Dispositionen des Hochmeisters hatten die Kraft der Ordenstruppen gelähmt, ohne daß es zu einer eigentlichen Schlacht gekommen wäre. Die Vögte von Sonneburg und Jerwen waren gefangen, mit ihnen viele Edele, wie Wilhelm von Hahn, Dietrich von der Recke und andere. Daß sie sich tapfer gehalten



Ruinen des Schlosses Karkus im Pernau'schen Kreise.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1817.

hatten, bezeugte ihnen der Hochmeister ausdrücklich: „Der Landmarschall, die Vögte von Wenden und Karkus, Ritter und Knechte aus Harrien und Wirland," schreibt er dem livländischen Meister, „sind so gehorsam und gutwillig gewesen und haben uns solchen Fleiß, Ernst und Treue in diesem Kriege erwiesen, daß wir und alle unsere Gebietiger es Euch und ihnen nicht genug danken können."

In dieser schwierigen Lage hat Sifrid Lander von Spanheim dem Hochmeister einen Rath ertheilt, der ein eigenthümliches Licht auf die Stimmung wirft, die sich des ganzen Ordensstaates bemächtigt hatte. Zur Berathung der verzweifelten Lage hatte der Meister alle seine Gebietiger zusammenberufen und nach reiflicher Erwägung schickten sie dem Hochmeister ein Gutachten folgenden Inhalts: Sollte es nochmals zu einem Kriege kommen, so möge er

sich an Fürsten, Churfürsten und die trefflichsten Ritter und Knechte, die er habe, wenden und ihnen sagen, wie dem Orden allewege Trost und Hülfe sei zugesagt worden von beiden Häuptern der Christenheit, dem geistlichen wie dem weltlichen und wann es dann zu Nöthen gekommen, habe man Meister und Orden dahinten gesetzt und verlassen; als man jüngst meinte am heil. Stuhl in Rom Trost zu haben, schrieb der Papst den Herren und Prälaten in Livland, daß sie stille sitzen sollten und gegen Polen, Littauen und Heiden keine Hülfe leisten; dasselbe habe das weltliche Haupt, der Kaiser gethan; dann solle er jenen Herren des Ordens Privilegien und Gerechtigkeiten vorlegen, seine Nöthe und Gebrechen, sowie seine Machtmittel ihnen zu erkennen geben, auf daß sie sehen, mit welchen Aussichten auf Erfolg der Krieg wieder aufgenommen werden könne. Rathen sie dann zum Kriege, so solle er Krieg führen, Livland werde treu zu ihm stehen; rathen sie aber anders und vernehme er keinen wahrhaftigen Trost oder Hülfe, so solle er das Ordensland, das von Grafen, Fürsten und von einer werthen Ritterschaft zur Beschirmung des heil. Christenglaubens erobert worden, ihnen zu Theil geben. Jeder möge dann mit aller Macht vertheidigen, was sein geworden, der Orden werde mit Blut, Leib und Leben den Kampf unterstützen. Immer noch besser das Ordensland gehe so in deutsche Hände über, als daß es den Polen, Littauern und Heiden zufalle.

Dieser merkwürdige Brief des livländischen Meisters, der zugleich der Meinung seiner Gebietiger Ausdruck giebt, läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß er eine ehrliche Aufforderung zum Kampf auf Leben und Tod enthält. Nach all' den mattherzigen Verhandlungen klingt diese Sprache wie Erlösung, aber sie fand kein Gehör. Am 28. April 1423 wurde der Friedensschluß im Beisein des livländischen Meisters zu Welun ratificirt. Da der Großfürst Witold durch die Erwerbung von Samaiten Alles erreicht hatte, was für's Erste als mögliches Ziel der littauischen Politik angesehen werden konnte, so wurden seine Beziehungen zum Orden fortan freundliche. Der trotzdem fortdauernde Gegensatz zu Polen war für Livland nur indirect von Bedeutung, so daß in den auswärtigen Beziehungen eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe eintritt. Der Tod Spanheims und die am 3. April 1424 erfolgte Wahl Cysse von Rutenbergs bezeichnen auch äußerlich einen Abschnitt in der Entwickelung der livländischen Dinge.

Zehntes Kapitel.

Erzbischof Henning Scharffenbergs Zeit.

Dem streitbaren Meister ist nach wenigen Monden der streitbare Erzbischof ins Jenseit gefolgt. Wie die Verhältnisse lagen, mußte die Entscheidung über seine Nachfolge die Parteien in Livland zu neuem Gegensatze bringen. Der Orden wünschte den ihm treu ergebenen Bischof von Kurland, Gotschalk

Schütz, während das Kapitel den Dompropst der rigaschen Kirche, Henning Scharffenberg, wählte, und Papst Martin V. am 13. October 1324 diese Wahl bestätigte. Dem Orden konnte die Persönlichkeit des Erzbischofs um so weniger genehm sein, als derselbe ein Verwandter Christian Kubands war, den der Papst im September 1423 zum Bischof von Oesel ernannt hatte. Kuband war Beichtiger des Papstes gewesen und als offenkundiger Gegner des Ordens bekannt. Die Gefahr einer Coalition der Prälaten wider den Orden war so augenscheinlich, daß Letzterer alle Mittel in Bewegung setzen mußte, um einen Anderen an Kubands Stelle zu setzen. Nicht ohne Zuthun des Ordens wählten die öselschen Stiftsstände einen Bruder jenes Bischofs von Kurland, den der Orden später als Candidaten für den erzbischöflichen Stuhl aufstellte. Dem Elect von Oesel, Johann Schutte oder Schütz, wurden die Stiftsschlösser eingeräumt und da Kuband trotz aller Bemühungen des Ordens sich weigerte zurückzutreten, war ein Conflict unvermeidlich. Die Chancen aber lagen für den Orden insofern nicht günstig, als Erzbischof Henning nur zum Schein und nur auf kurze Zeit mit seiner Feindschaft zurückhielt, während der achtzigjährige Bischof Dietrich von Dorpat aus derselben nach wie vor kein Hehl machte. Als im Januar 1426 auf einem Landtage zu Walk die Prälaten sich weigerten, ihr Schutz- und Trutzbündniß mit dem Orden zu erneuern, wurde damit der innere Gegensatz offenkundig und wir wissen heute, daß der Erzbischof bereits damals eine vom 12. Mai 1424 datirte Bulle in Händen hatte, durch welche der Papst anordnete, daß Riga von dem Eide, den es dem Orden geleistet, zu entbinden sei und dem Erzbischof als geistlichem und weltlichem Herrn gehorsamen solle. Eine zweite, ebenfalls geheim gehaltene Urkunde vom 15. November 1426 bestimmte, daß alle künftig zu erwählenden Domherren das Habit des Ordens nicht mehr tragen sollten und daß der Erzbischof, sowie alle gleich ihm in den Deutschen Orden aufgenommenen Glieder des Kapitels das Ordenskleid ablegen und zum Augustinerhabit übergehen



Majestätssiegel des Erzbischofs Henning Scharffenberg. Originalgröße.

In einem Tabernakel der Erzbischof mit zum Segen erhobener Rechten, in der Linken den Kreuzstab. Darüber die Krönung Marias. Zu beiden Seiten des Erzbischofs ein betender Engel, über diesem unter Baldachinen rechts ein Engel mit einem Horn, links ein Engel mit einer Geige. Im Abschnitt zwei Schilde, das rechts mit dem Stiftswappen, das links mit der Lilie, dem Familienwappen. Dazwischen ein herabhängender Zweig mit drei gestielten Blüthen. Umschrift: sigillum † henninghi † dei † gratie † rigensis † eccl † archiepi. An einer Urkunde vom 23. März 1442. Riga, Rathsarchiv. Toll'sche Sammlung.

dürften. Es war, wie Hildebrand, dem wir hier folgen, treffend bemerkt: die Emancipation der Kirche vom Orden damit vollendet. Daß der Papst gleichzeitig Witold aufforderte, die livländische Kirche in ihren Rechten zu schützen, wirft ein grelles Schlaglicht auf die Situation. Doch, wie wir bemerkten, diese Bullen wurden zunächst geheim gehalten; den Anlaß zu ihrer Veröffentlichung gab ein böses Nachspiel, welches dem zu Anfang des Jahres 1428 in Riga abgehaltenen Provinzialconcil folgte. Es war unzweifelhaft ein verdienstlicher Gedanke des Erzbischofs, durch ein Concil eine Reformation der arg verweltlichten livländischen Kirche anzubahnen und die uns erhaltenen Beschlüsse desselben zeugen entschieden von dem ernsten Bestreben, wirkliche Schäden zu beseitigen. Es muß doch besonders hervorgehoben werden, daß das Concil sich ernstlich angelegen sein ließ, für das geistliche Leben der indigenen Bevölkerung Sorge zu tragen. Die Geistlichen wurden verpflichtet, der Landessprachen mächtig zu sein; wer binnen Jahresfrist noch nicht so weit sei, sollte sich einen sprachkundigen Caplan annehmen. Ausdrücklich wird dem Volke Sonntags- und Feiertagsruhe ausbedungen und dafür Sorge getragen, daß die noch weit verbreiteten heidnischen Gebräuche desselben beseitigt, die Verehrung von Schlangen, Würmern und Bäumen oder „des Donners, den sie ihren Gott nennen," wenn nöthig, mit Anrufung der weltlichen Gerichte ausgerottet werden. Eine andere Bestimmung des Concils schützt sie vor dem damals noch üblichen Gottesgericht des glühenden Eisens, des heißen oder kalten Wassers. Sehr scharf und ausführlich sind die Bestimmungen, welche sich gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen richten. Auch das Tragen rother und grüner Gewänder, geschlitzter Mäntel und Kleider, langer Aermel, seien sie nun offen oder geschlossen, u. s. w. wird verboten. Bestimmungen gegen Simonie, Ketzerei, Wucher, Münzfälschung und andere Landesschäden bilden den Inhalt der achtundvierzig Punkte, in welchen die Concilsbeschlüsse zusammengefaßt wurden. Im Allgemeinen wird man angenehm überrascht durch den milden und aufgeklärten Geist, der aus dem Ganzen athmet.

Neben jenen öffentlichen Verhandlungen, die uns hier formulirt vorliegen, sind aber geheime Besprechungen der Prälaten gegangen, deren Spitze sich gegen den Orden richtete und die ihren Ausdruck in einer Gesandtschaft fanden, welche nach Rom mit dem Auftrage geschickt wurde, die Hülfe des Papstes gegen die Bedrücker der Kirche anzurufen. An der Spitze derselben stand der Revaler Decan Faulhafer. Mitte Februar hatte die Deputation sich auf den Weg gemacht, in der Nähe von Libau aber wurde sie von Ordensleuten, an deren Spitze der Vogt von Grobin, Goswin von Ascheberg, stand, ergriffen, ihrer Briefschaften beraubt und unter dem Eise eines nahen Sees erträukt. Daß der Vogt zu diesem Frevel einen Auftrag des Meisters gehabt haben sollte, ist nicht erwiesen und höchst unwahrscheinlich; wohl aber wird man nicht in Abrede stellen können, daß dem Orden an jenen Briefschaften gelegen sein mußte, und da er später den Vogt, welcher bald nach seiner That die Flucht ergriff, soviel an ihm lag, zu schützen suchte, liegt die Annahme nicht fern,

daß Ascheberg den Auftrag erhielt, sich der Documente zu bemächtigen. Die später zwischen dem Ordensprocurator und dem Meister in dieser Angelegenheit geführte Correspondenz kann keinen Zweifel darüber lassen, daß man in Ordenskreisen die That nicht aus sittlichen Gründen mißbilligte, sondern nur wegen des ungeheuren Lärmes verurtheilte, den sie hervorrief; denn das ist das Betrübliche in jenem Machtstreit zwischen Orden und Prälaten, daß sittliche Bedenken, wo es sich um praktische Fragen handelte, hintangesetzt wurden. Die Verhandlungen am römischen Hof mit der grundverdorbenen italienischen Geistlichkeit erstreckten so ihren vergiftenden Hauch bis in den äußersten Norden des deutsch-katholischen Abendlandes. Ascheberg mußte sogleich aus dem Orden austreten; man wollte nicht wissen, wo er geblieben sei und suchte, um ein drohendes Interdict zu vermeiden, den Streit mit dem Erzbischof irgendwie zu beendigen. Henning hatte die Nachricht von der Ermordung der Prälaten mit Veröffentlichung jener beiden geheimen Bullen beantwortet, das Ordenshabit abgelegt und Augustinertracht angenommen. Um nun einen Druck auf den Erzbischof auszuüben, betrieb der Orden in ostentativer Weise Kriegsrüstungen, während er gleichzeitig auf Antrieb des Hochmeisters, welcher der Ansicht war, daß in der Habitsfrage die Position nun einmal verloren sei, im Uebrigen aber der Kern des Streites sich retten ließe, dem Erzbischof ein Schiedsgericht in Vorschlag brachte. Dem Drucke weichend, ging Henning auf den Vorschlag ein und am 14. August traten vierundzwanzig rittermäßige Mannen in Walk zusammen, um über alle, in Folge der Abwerfung des Habits ausgebrochenen Streitigkeiten das Urtheil zu finden. In dieser Versammlung, deren Majorität aus Stiftsvasallen bestand, wurde in allen wesentlichen Punkten zu Gunsten des Ordens entschieden. Mit Recht hat man hierin eine moralische Demüthigung der Geistlichkeit durch die Stimme des Landes gesehen und von besonderer Bedeutung war es, daß durch den Schiedsspruch der Orden von aller Verantwortung für die That Aschebergs befreit wurde.

Trotzdem nahmen die Dinge einen für den Orden schlimmen Verlauf, seit Dietrich Nagel als Vertreter des Erzstifts in Rom gegen den Orden wirkte und namentlich seit es dem Bischof von Oesel, Christian Kuband, im Frühjahr 1429 gelungen war, aus seinem Stift nach Rom zu entkommen, um dort wider den Orden Klage zu führen. Die Sorge, mit welcher der Ordensprocurator in Rom seinem Kommen entgegensah, findet ihren cynischen Ausdruck in einem Schreiben, welches er am 12. Juli an den Hochmeister Paul von Rußdorf richtete. „Erwürdiger, gnädiger, lieber Herr Hochmeister,“ schreibt er, „da, wie ihr berichtet, der Bischof von Oesel sich aus dem Lande Livland erhoben hat, kommen, soviel ich weis, höchstens drei Wege in Betracht, die aus Livland gehen, andere gibt es weder zu Wasser noch zu Lande. Wollte man Fleis dabei haben, so könnte Niemand hinauskommen, man möchte sie hindern, nämlich Kuband und die andern Pfaffen, die dem Orden feind sind. Hätte man Kuband unterwegs auf der See .. aus dem Schiffe fallen lassen, es wäre hier in Ordnung gebracht worden. Wer da tod ist, der thut

seinem Widersacher keinen Verdruß an, das ist allhier ein Sprichwort. Wer im Kriege die Oberhand behält, der wird gerecht, ob er gleich ungerecht wäre... Hätte Ascheberg seine That geleugnet und wäre er auf sein Schloß zurückgeritten, da hätten viele Jahre dazu gehört, ihm etwas zu beweisen .... Aber haben wir denn keine anderen Mittel als nur Schwert oder Waßer?

Wer einen bösen Menschen mit den seinen tödten will, dem soll es gleich sein, welchen Tod er ihm anlegt: man sollte solchen Leuten zu essen oder zu trinken geben, daß sie nimmermehr danach hungerte oder dürstete und auf andere Weise die Bösen ausjäten." Die Frage des inneren Rechts der Ansprüche des Ordens hat ihm eine ganz nebensächliche Bedeutung. Nicht darauf komme es an, sondern auf das Geld, das man für eine Sache aufwende. Man müsse die Zeit nehmen, wie sie gerade sei!

Wer die Berichte über das rücksichtslose Vorgehen beider Parteien an der Hand der geheimen Correspondenzen jener Tage verfolgt, gewinnt ein geradezu erschütterndes Bild von der sittlichen Verworfenheit der päpstlichen Politik, die den Maßstab für die sittliche Zurechnungsfähigkeit aller Derjenigen giebt, welche in Abhängigkeit von ihr standen und nach dem Rathe Wandofens die Zeit nahmen, wie sie eben war! Der Raum verbietet uns hier in das Detail einzugehen Als der Ordensprocurator sah, wie Kubant immer mehr Boden gewann, rieth er, ein weiteres Betreiben der Habitsfrage fürs Erste fallen zu lassen. Man solle einen Vergleich mit Erzbischof und Kapitel zu Stande zu bringen suchen und sich damit begnügen, drei bis vier Ordensbrüder in das Kapitel zu setzen. Habe man erst einmal festen Fuß gefaßt, so werde es später schon wieder möglich sein, sich allmählich der Kirche wieder zu bemächtigen. „Gelobt dem Erzbischof und den Domherren was ihr wollt, und wenn die Zeit gekommen ist, so haltet davon, was euch recht ist."



Secretsiegel des Bischofs Johannes Tirgart von Kurland. Originalgröße. Im Felde Maria mit dem Kinde in der Strahlenglorie auf einem gestürzten Halbmonde stehend, in der Rechten ein Liliensce pter; ihr zu Füßen rechts ein Adlerschild, links der Schild mit dem Familienwappen: oben zwei Rosenkränze aus je drei Rosen, unten mit fünf zu einer Rose geschlossenen Kugeln. Umschrift: · S : JOH(ann)IS · dei · gra · : epi · curonieū : An einer Urkunde vom 17. Januar 1427. Stockholm, Reichsarchiv. Toll'sche Sammlung.

Darauf hin rüstete der Orden wieder gegen das Erzstift und schrieb zugleich einen Verhandlungstag auf den 1. October 1430 aus. Hier nun legten sich die Ritterschaften von Harrien-Wirland und Dorpat ins Mittel, um einen allgemeinen Brand zu verhindern. Auf einer Versammlung zu Fellin, am 17. September, haben sie wahrscheinlich den Bischof von Dorpat bewogen, für den Fall eines Krieges neutral zu bleiben und dadurch indirect auch auf den Erzbischof einen Druck ausgeübt, dem dieser nicht widerstehen konnte. Vom Bischof von Dorpat verlassen, mußte er auf dem Tage zu Wolmar in die Forderungen des ihm in seiner Isolirung militairisch weit überlegenen Ordens

willigen. Es blieb ihm nichts übrig, als den Bullen Martin V. zu entsagen und sein Kapitel wieder dem Einfluß des Ordens zu unterwerfen. Ein neuer Vergleich vom November 1431 regelte endlich die gegenseitigen Beziehungen dahin, daß man dem Erzbischof und den Domherren gestattete, das Augustinergewand für ihre Lebenszeit zu behalten. Dagegen sollten alle künftig zu wählenden Kanoniker Ordensbrüder sein und sofort nachdem man die Bestätigung des Papstes erlangt hätte, vier Ordensbrüder zu Gliedern des Kapitels erkoren werden. Der Orden seinerseits verzichtete auf den ganz besonders verhaßten Anspruch auf Visitationen.



Hauptsiegel des Domkapitels zu Riga. Originalgröße.

Im gegitterten und mit Sternen verzierten Felde ein prachtvoller Chorbau, in dessen Abtheilungen oben die Krönung Mariens, unten der Evangelist Johannes, Johannes der Täufer und ein segnender Erzbischof dargestellt sind. Umschrift: SIGILLVM ∴ CAPITVLI ∴ SCE ∴ RIGENSIS ∴ ECCLESIE ∴ Von einer Urkunde von etwa 1434. Toll'sche Sammlung.

Als die beiderseitigen Boten in Rom mit diesem Vertrage eintrafen, war Papst Martin V. gestorben. Der ordensfreundliche Eugen IV. bestätigte am 22. Februar 1432 mit geringen Aenderungen die Wolmarer Einigung, aber sein Spruch blieb ohne alle Folgen. Der Erzbischof und das Kapitel appellirten an das Concil zu Basel und dieses begünstigte wieder die Prälaten. Ein neuer Conflict schien sich zuzuspitzen, als die Niederlage des Ordens an der Swienta eine neue Situation schuf. Wir haben die Beziehungen des deutschen Ordens zu Polen und Littauen bereits kennen gelernt.[1] Das Bündniß

1) Bd. I, S. 552 ff.

Switrigails mit dem Deutschen Orden umfaßte auch Livland, das seiner ganzen Stellung nach ein zuverlässigerer Verbündeter war, als das stets polnischen Einflüssen ausgesetzte Ordensland Preußen. Trotz aller inneren Wirren fand der livländische Orden Zeit und Mittel, im wohlverstandenen Interesse seiner Selbsterhaltung Switrigail auch dann noch zu unterstützen, als der Hochmeister die Sache desselben bereits verloren gab.

Der Gegensatz zwischen der preußischen und livländischen Politik fand übrigens auch in den inneren livländischen Angelegenheiten seinen Ausdruck. Als Cysse von Rutenberg 1433 starb, wählte die westfälische Partei der Ordensgebietiger den Landmarschall Franke Kerskorf zum Meister, während die Rheinländer — denn in diesen landschaftlichen Gegensätzen spitzten sich die Differenzen innerhalb des Ordens zu — den Comtur von Reval, Heinrich von Bockenvorde, genannt Schungel, erhoben. Der Hochmeister zog die Entscheidung hin; erst Ende Februar 1434 ist Kerskorf bestätigt worden. Nun war am 15. December 1433 zu Lenczic ein zwölfjähriger Stillstand zwischen dem Orden und Polen abgeschlossen worden, „dessen Bestimmungen den Orden in Zukunft nach außen und innen zur Ohnmacht verurtheilten.“ Als nun der Hochmeister seiner Verpflichtung gemäß die Annahme des Stillstandes auch von Livland zu erlangen suchte, begegnete er entschiedener Abneigung. Man fand die Bedingungen des Stillstandes unerträglich, und da im Grunde dem Hochmeister daran gelegen sein mußte, daß Livland ihm einen Theil der polnisch-littauischen Macht in Schach hielt, verständigte er sich insgeheim mit Kerskorf dahin, daß dieser den Kampf im Bunde mit Switrigail fortsetzen solle. Schon im Mai 1434 finden wir die livländischen Grenzschlösser nach Littauen zu bemannt. Zu größeren Unternehmungen aber konnte es für's Erste schon deshalb nicht kommen, weil die livländischen Vasallen unwillig waren. Der Orden hatte sich lässig gezeigt und die Gefangenen, welche in den letzten Kämpfen in die Hände der Polen gerathen waren, nicht ausgelöst. Dazu kam noch, daß der Spätsommer feuchte Witterung brachte, so daß bis auf sogenannte Stoßreisen (Streifzüge) nach Samaiten hin nichts Erhebliches geschah; und auch hierbei erlitt man namhafte Verluste. Ein Heerhaufe von vierzig Reitern und siebenhundert Fußgängern, den der Comtur von Goldingen befehligte, gerieth in einen Hinterhalt und wurde



Hauptseite des Hochmeister-Siegels. Originalgröße.

Im Felde Maria mit dem Kinde auf einem Throne, in der Rechten ein Lilienscepter. Umschrift: S(igillum) : MAG(ist)RI : GENERAL : HOSPITAL : S. MARIE : THEVT : IERLMTAN (Jerusalemitanus) †. An einer Urkunde vom 13. Juli 1397. Est. R.-A. Toll'sche Sammlung.

verrätherisch niedergemacht. Ein volles Jahr ging darauf mit Verhandlungen hin; erst im August 1435 stand der Meister wieder in Rüstung. Er vereinigte sich mit den von Switrigail geführten russisch-littauischen Truppen, erlitt aber an der Swienta am 1. September des Jahres eine vernichtende Niederlage, die ihm und einem großen Theil der Ritter den Tod brachte. Es scheint, daß hierbei der Gegensatz zwischen Rheinländern und Westfalen von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Während von den Ersteren fast alle fielen, kamen, wie unser Berichterstatter meldet, die Westfälinger alle wiederum nach Hause.

Wir kennen aus der polnischen Geschichte die universelle Bedeutung, welche der Schlacht an der Swienta zukommt: sie bezeichnet den Niedergang der russischen Elemente in Littauen, den Sieg des polnisch-littauischen Unionsgedankens und hat im Ordensland Preußen den Widerstand des Hochmeisters gegen den polnischen Druck gebrochen. Für Livland, das dem Feinde schutzlos offen zu stehen schien, sind die Folgen geringere gewesen, als man erwartete und heute bei rückschauender Betrachtung läßt sich nicht verkennen, daß für das innere Leben des Landes der 1. September 1435 ein segensreicher Tag gewesen ist.

Die große Gefahr, der man gegenüberstand, ließ für den Augenblick allen Hader schweigen. Prälaten und Ritterschaften erklärten, mit allen ihren Kräften für die Vertheidigung des Landes einstehen zu wollen. Großfürst Sigmund aber wandte sein siegreiches Heer nicht gegen Livland, sondern gegen Switrigail. Es war möglich, die zerstreuten Kräfte zu sammeln und neue heranzuziehen, Verhandlungen wurden angeknüpft, schon am 27. September zur Meisterwahl geschritten und einmüthig jener Heinrich von Bokenvorde erkoren, der vor zweieinhalb Jahren gegen Meister Franke hatte zurückstehen müssen. Der Hochmeister, dem die Wahl nicht genehm war, hatte erst nach zwei Monaten zögernd seine Zustimmung ertheilt, aber doch dafür Sorge tragen können, daß einer seiner Anhänger, Gottfried von Roddenberge, dem Meister als Landmarschall aufgenöthigt wurde. Wir finden jedoch nicht, daß der Letztere die livländischen Interessen den preußischen gegenüber hintangesetzt hätte. Vielmehr wurden die Verhandlungen mit Polozk und Switrigail wieder aufgenommen und man gewinnt den Eindruck, als habe man es auf eine neue Entscheidung ankommen lassen wollen. Nur daß die Friedenssehnsucht des Landes sich nicht umgehen ließ, daß Ritterschaften und Prälaten wohl zu einem Vertheidigungskriege, nicht zum Angriffe sich wollten gebrauchen lassen, bewog den Orden auch seinerseits, an den Thorner Verhandlungen vom December 1435 theilzunehmen und den Frieden von Brzesc (31. December 1435) wenn auch widerwillig, anzuerkennen. Das Wesentliche desselben lag darin, daß Livland „seine bisherigen politischen Ziele aufzugeben, den Switrigail fallen zu lassen und für alle Zukunft nur einen mit Zustimmung des Königs von Polen erhobenen Großfürsten von Littauen anzuerkennen“ sich verpflichten mußte.

Dieser Rückschritt aber wurde reichlich durch das Einverständniß auf-

gewogen, welches der denkwürdige Landtag zu Walk am 4. December 1435 zwischen den bisher in so bitterem Gegensatz einander gegenüberstehenden politischen Machthabern Livlands zu Stande brachte. Während in Preußen die Stände den politischen Niedergang des Ordens dazu ausbeuteten, um sich von demselben in landesverrätherischer Weise zu lösen, findet in Livland durch das Unglück der Zeit ein Zusammenschluß statt, aus welchem die Colonie gekräftigter hervorgegangen ist, als wenn sie einen glänzenden Sieg nach außen hin zu verzeichnen gehabt hätte. Die Bedeutung des Tages mag entschuldigen, wenn wir einen Augenblick bei demselben verweilen.



Siegel des Domkapitels von Reval. Originalgröße.

In einem Tabernakel Maria mit dem Kinde auf einem Throne, in ihrer Rechten einen Reichsapfel haltend. Rechts ein achtstrahliger Stern, links ein Halbmond, in welchen später ein Nagelkreuz hineingestochen ist. Umschrift: SIGILLVM : CAPIT . . . . ENSIS : ECCLIE · Im Gebrauch von 1337—1525. An einer Urkunde vom 9. Januar 1401. Reval, Rathsarchiv.

In der kleinen, dem Bischof von Dorpat untergebenen Stadt Walk, welche durch ihre Lage in der Mitte des Landes dazu besonders geeignet schien, waren von nah und fern die Landesherren, die Städte und Ritterschaften herbeigeeilt. Der Erzbischof und die vier Bischöfe des Landes von Dorpat, Reval, Kurland und Oesel mit ihren Pröpsten, Decanen und ganzem Kapitel, waren erschienen, die stiftischen Ritterschaften von Riga, Dorpat und Oesel hatten je vier vollmächtige Vertreter gesandt, die harrisch-wirische Ritterschaft, ihrer größeren Bedeutung entsprechend, acht ihrer angesehensten Glieder in Namen und Auftrag der übrigen, während der Orden durch Meister, Landmarschall, die Comture von Fellin, Reval und Goldingen sowie durch die Vögte von Jerwen und Wenden vertreten war. Endlich hatten die drei

großen Städte Riga, Dorpat und Reval — das ist ihre Rangfolge — wenn wir nach späteren Analogien schließen dürfen, je zwei Boten geschickt, einen Bürgermeister und einen Rathmann. Es ist höchlich zu bedauern, daß der Receß dieses Landtages nicht erhalten ist, nur die Beschlüsse desselben liegen uns in sechs Urkunden vor, von welchen die eine am 3., die übrigen am 5. December ausgefertigt wurden. Wir wissen daher nicht, ob gesonderte oder gemeinsame Berathungen stattfanden; wahrscheinlich aber ist der Hergang folgender gewesen: Die Gruppen der Prälaten, der stiftischen Ritterschaften, der harrisch-wirischen Ritterschaft, des Ordens und der Städte bildeten ursprünglich fünf verschiedene Berathungskörper, die je nach den behandelten Fragen sich zu gemeinsamen Berathungen vereinigten und erst in der Schlußberathung sich zu einem Ganzen zusammenthaten. Wissen wir doch aus späterer Zeit, daß jede der Städte ihre besondere Herberge hatte und daß auch sie nach der Combination des Verhandlungsgegenstandes zusammentraten oder auseinandergingen. Man wird nicht irre gehen, wenn man für diesen Landtag zu Walk, auf dem schroff einander widerstreitende Interessen auszugleichen waren, für die Gesammtheit der tagenden Herren einen ähnlichen Gang der Verhandlungen annimmt; nur das kann zweifelhaft erscheinen, ob die harrisch-wirische Ritterschaft mit den stiftischen Ritterschaften gemeinsam tagte oder ein Besonderes bildete. Doch spricht die Thatsache ihrer doppelt so starken Deputation dafür, daß sie zusammen gingen.



Siegel des Comturs zu Fellin.
Originalgröße.

Im Felde zwischen zwei Säulen Gott Vater und Maria thronend. Darüber der heilige Geist in Gestalt einer Taube herabschwebend. Umschrift auf einem um einen Reifen des Siegelrandes geschlungenen Bande: S · DN · COMENDATORIS · IN · WELI. An einer Urkunde vom 13. Januar 1538. Toll'sche Sammlung.

In den Ritterschaften und Städten haben wir dasjenige Element zu suchen, das für eine friedliche Ausgleichung der Gegensätze den Ausschlag gab. Die Hauptfrage war immer die, wie Orden und Erzbischof sich verständigten; und es kamen hiebei vor Allem zwei Dinge in Betracht: die Frage des Ordenshabits und die unerledigten Ansprüche auf die Oberherrlichkeit über die Stadt Riga. Ward in Betreff des Habits ein wirklicher Friede geschlossen, so kann man die Einigung in Betreff Riga's nur einen Waffenstillstand nennen. Der Erzbischof und sein Kapitel sowie der deutsche Orden in Livland einigten sich dahin, daß die ersteren ihre Ansprüche in Betreff Riga's zwölf



Siegel des Ordensmeisters über Livland; das sogen. Puerperium.
Originalgröße.

Im Felde Maria, die dem am Fußende ihres Bettes stehenden Joseph das in der Krippe liegende Christkind zeigt. Ueber der Krippe sind der Kopf eines Ochsen und eines Esels sichtbar. Umschrift: † S'. COMENDATORIS. DOM THEVTOL: IN LIVONIA ·.· Im Gebrauch von 1320—1468. An einer Urkunde vom 24. Juni 1371. Reval, Rathsarchiv.

Jahre lang ruhen lassen wollten und daß keiner von beiden Theilen in der Zwischenzeit befugt sein solle, neue Privilegien und Rechte zu erwerben; doch bestätigte schon vorher der Erzbischof der Stadt alle von seinen Vorgängern verliehenen Privilegien. In der Frage des Habits gab der Orden ohne alle Einschränkung nach: Erzbischof und Kapitel sollen zu ewigen Zeiten das Augustinergewand beibehalten; in den übrigen Streitpunkten hielt man sich an den Entwurf eines Ausgleichs, den der Cardinal von Arles und der Bischof von Lübeck im Auftrage der ehrwürdigen Väter des Concils zu Basel schon im April 1435 formulirt hatten. Dünamünde sollte fortan offen stehen und, von einigen minder wichtigen Bestimmungen abgesehen, den Ansprüchen des Erzbischofs dadurch ein Genüge gethan werden, daß ihm der Orden ein für allemal 20,000 Mark auszahlte. Auch die Forderungen des Riga'schen Propstes in Betreff strittiger Güter konnten zu beiderseitiger Befriedigung ausgeglichen werden, während das Riga'sche Kapitel alle seine Ansprüche auf Semgallen und auf die Güter südlich der Düna gegen eine entsprechende Geldentschädigung zu Gunsten des Ordens fallen ließ.



Siegel des Comturs von Reval. Originalgröße.

Im Felde: Auferstehung Christi. Umschrift: S' : COMMENDATORIS : REVALIE †. Im Gebrauch von 1348—1456. An einer Urkunde vom 24. Juni 1415. Reval, Rathsarchiv.

Die erfreulichste Erscheinung dieses Landtages und die innere Ursache der versöhnlichen Stimmung desselben ist in der Landeseinigung zu finden, welche die Herren und Stände von Livland auf sechs Jahre abschlossen, „Gott zu Lobe und diesem armen Lande zu Livland zu Bequemheit und zu Gute." Alle zwischen den Bundesmitgliedern vorhandenen oder etwa entstehenden Streitigkeiten sollen fortan entweder durch den Schiedsspruch der Unbetheiligten oder durch die zuständigen Gerichte entschieden werden. Niemand solle sich am Anderen mit Selbstgewalt erholen, sondern man soll sich am Rechte genügen lassen, wider den dagegen Handelnden wollen Alle zusammenstehen. Klagen der Herren gegen ihre Untersassen sollen nach dem Rechte, mit dem diese bewidmet sind, entschieden werden. Die Kapitelswahlen der Domkirchen sollen nicht behindert werden und endlich „es soll nach dieser Zeit kein Herr, noch jemand anders von uns Vorbenannten eigene Kriege noch Fehden machen außer Landes ohne unser Aller Rath, Zustimmung und Wille; und würde Jemand .... es dennoch thun, so sollen wir Anderen nichts damit zu schaffen haben. Ferner, würde irgend ein Herr mit Gewalt dies Land zu Livland anfertigen, um es zu beschädigen oder Schlösser und Städte darin zu belegen, wenn das uns zu wissen wird, so sollen wir dazu ziehen oder die Unsern dazu schicken insgesammt das Land zu vertheidigen nach unserem redlichen Vermögen, wo es dem Lande Noth und Behuf sein wird." Endlich verbürgte man sich in derselben Urkunde gegenseitig, daß die redlichen Freiheiten, Rechte

und Privilegien aller Bundesglieder bei voller Macht unversehrt und unbehindert bleiben.

Im Gegensatz zu den bisherigen Bündnissen und Vereinigungen tritt uns hier zum erstenmal eine Conföderation der gesammten Livlande entgegen, in welcher als Bindeglied zwischen Geistlichkeit und Orden die Ritterschaften und Städte erscheinen. Eine denkwürdige Entwickelung, deren Eigenartigkeit umsomehr auffällt, wenn man den Blick auf das benachbarte Ordensland Preußen wirft, in dem die analogen Elemente den staatlichen Zusammenhang des Ganzen auseinandersprengten.

Elftes Kapitel.

Silvester Stodewescher und der Krieg des deutschen Ordens mit dem preußischen Bunde.

Nach der Einigung zu Walk nahmen die Dinge in Livland anfänglich eine günstige Wendung. Im September 1436 bestätigte das Concil zu Basel alle Vereinbarungen der livländischen Stände, der Meister beschwor einen ewigen Frieden mit Littauen und der Erzbischof trug sich mit dem Plan, auf einem Provinzialconcil die Reform seiner Kirche energisch in die Hand zu nehmen. Der Gegensatz der Parteien innerhalb des Ordens aber war nicht gehoben und der Zusammenhang zwischen Livland und Preußen ein viel zu enger, als daß nicht der böse Hader, der in Folge des Friedens von Brzesc zwischen dem Hochmeister und dem Deutschmeister ausgebrochen war, sowie die in Zusammenhang damit stehenden Differenzen zwischen dem deutschen Orden in Preußen und den preußischen Ständen eine Rückwirkung auf Livland hätten ausüben müssen. Zu Ende des Jahres 1437 hielt das Concil zu Basel für nothwendig, alle drei Meister vor sich zu citiren, um die Einigkeit zwischen den Häuptern des Ordens wieder herzustellen. Da starb zu allem Unglück der livländische Meister noch im December des Jahres und über der Frage seiner Nachfolgerschaft geriethen die Parteien in Livland aufs Neue an einander. Eine Doppelwahl fand statt, die Rheinländer wählten den Vogt zu Jerwen, Heinrich Nothleben zum Meister, die Westfalen, welche die Majorität hatten, den Vogt von Wenden, Heidenreich Vinke von Overberg. Da nun die Abgesandten des Hochmeisters den Minoritätscandidaten bestätigten, legten die Westfalen Protest ein und die schwächeren Rheinländer verstanden sich nunmehr dazu, bis zum nächsten Generalkapitel auch ihrerseits Vinke von Overberg als „Statthalter des Meisters“ anzuerkennen. Trotz des Versuches der livländischen Stände, auf zwei Tagfahrten, die im Juli und September des Jahres 1438 zu Pernau stattfanden, einen der beiden Candidaten für das Meisteramt zum Rücktritt zu bewegen, blieb es bei dem ursprünglichen Be-

schluß und da der Statthalter für den Deutschmeister Partei ergriff, machte der Hochmeister Miene, sich mit Heeresmacht in Livland Gehorsam zu erzwingen. In dieser Noth wandten die livländischen Stände sich an die Ritterschaft und an die Städte Preußens und wiesen darauf hin, daß sie entschlossen seien, ihre vor drei Jahren gemachte Einigung aufrecht zu erhalten und, wenn erforderlich, auch gegen den Hochmeister Hand in Hand mit dem Orden zu stehen. Ein inhaltlich gleiches Schreiben an den Hochmeister sowie die directe Correspondenz des Statthalters mußten in Preußen abkühlend wirken und die Erhebung Vinkes zum livländischen Meister konnte als gesichert betrachtet werden, nachdem im October die livländischen Stände ihn als Meister anerkannt und Heinrich von Rothleben sich die Versetzung als Vogt nach Rossiten hatte gefallen lassen. Das noch durch mancherlei Zwischenfälle aufgehaltene Ergebniß dieses festen Zusammenstehens der Livländer war denn auch, daß im Sommer 39 der Deutschmeister und im November 1440 endlich auch der Hochmeister Vinke von Overberg anerkannte.

Bald danach, am 2. Januar 1441, wurde der Hochmeister Paul von Rußdorf seines Amtes entlassen und an die beiden Meister von Livland und Deutschland ging die Aufforderung, sich zum Sonntag Lätare in Marienburg zur Wahl eines neuen Hochmeisters einzufinden. Vinke verließ Livland nur ungern; der preußische Bund, der seit 1440 im Gegensatz zum deutschen Orden immer greifbarere Gestalt anzunehmen begann, schien für seine Bestrebungen auch in Livland günstigen Boden zu gewinnen. Der Meister fürchtete, daß, wenn er das Land verlasse, die Städte etwas Neues wider den Orden anstiften dürften. So einig sie einer Einmischung Preußens in die inneren Angelegenheiten Livlands widerstrebt hatten, so wenig zuverlässig erschienen sie, wo es galt, im eigenen Interesse die Machtstellung des Ordens zu schwächen. Schon ging das Gerücht, daß sie nächstens zusammentreten würden und auch dadurch fühlte der Meister sich beunruhigt, daß der Erzbischof im Verein mit anderen Prälaten einen Landtag begehrt hatte. Man führe, meinte er, nichts Gutes im Schilde. Endlich mißtraute er den preußischen Verhältnissen. Erst nachdem ihm seine persönliche Sicherheit feierlich verbürgt war, entschloß er sich zur Reise. Anfang April finden wir ihn in Marienburg und hier wurde, wie aus der preußischen Geschichte hinlänglich bekannt ist, Konrad von Erlichshausen zum Hochmeister erwählt.

Mit großem Geschick und feinem Takt verstand es der neue Hochmeister, den unendlich verfahrenen Streit mit dem Deutschmeister und mit Livland beizulegen. Heidenreich Vinke wurde als Meister von Livland in aller Form Rechtens bestätigt, die strittigen Statuten Werners von Orseln erkannte der Hochmeister an und am 28. April 1441 wurden für Livland neue Statuten erlassen, welche im Wesentlichen dahin zielten, die Zucht innerhalb des Ordens zu kräftigen und dem Parteiwesen der Rheinländer und Westfalen entgegen zu wirken. Es wird nöthig sein, einen Augenblick bei dem Inhalt derselben zu verweilen.

Die Statuten Konrads von Erlichshausen bestimmten zunächst, daß in allen Ordensconventen je zwei Priesterbrüder ihren Sitz haben sollten, wo aber auf einem Ordensschlosse kein Convent, wohl aber ein Gebietiger sei, ein Priesterbruder. Jeder Ordensbruder solle fortan vier Ahnen aufweisen — eine Bestimmung, die offenbar bezweckte, durch schärfere Betonung des aristokratischen Elementes dem Orden sein Ansehen zu sichern — Ordensgüter sollen nicht vergeben werden, die Ordensbrüder nicht ohne besondere Erlaubniß des Meisters in Harrien, Wirland und Kurland „spazieren reiten."

Ausdrücklich wurde verboten, Brüder, die ein wildes Leben führen auf den Schlössern, welche in der Nähe der Ordensstädte Pernau, Reval und Narva lagen, unterzubringen. Man wollte eben auf den dem Orden direct unterthänigen Gebieten nach Möglichkeit jeden Anlaß zum Hader vermieden wissen. Auch daß verboten wurde die Bauern unmenschlich zu bedrücken, hat sonder Zweifel mehr in politischen als in ethischen Erwägungen seinen Grund. Von größerer Tragweite aber waren die Bestimmungen, welche darauf ausgingen, den Gegensatz zwischen Rheinländern und Westfalen, wenn auch nicht zu beseitigen, denn das war unmöglich, so doch wenigstens unschädlich zu machen. Stirbt der Meister, so soll nach alter Gewohnheit der Landmarschall für ihn eintreten. Bei Bestellung des obersten Rathes soll der Meister vorsichtig sein und nicht ansehen Freundschaft, Mageschaft oder Gift (Verwandtschaft oder Geschenke), sondern die tüchtigsten, vernünftigsten und redlichsten von allen Landarten, „so man gelichste kann," dazu bestimmen. Ist der Meister von einer Landart, so soll der Landmarschall von der anderen sein. Auch soll der Meister nicht ohne den Rath beschließen, in Nothfällen soll er zwei oder drei Gebietiger heranziehen. Den Rath abzusetzen steht ihm nicht frei, über ein Mitglied des Rathes, das sich schwer vergangen hat, sitzt das Kapitel zu Gericht.

Endlich bestimmt das Statut die Pflichten der Ordensgebietiger. Treten sie ins Amt, so haben sie ein Inventar aufzunehmen, über dessen guten Stand der Meister sich auf seinen Inspectionsreisen überzeugen soll. Absetzung der Gebietiger oder sonst trefflicher Amtleute soll der Meister nur mit Zustimmung des Rathes vornehmen. Zuletzt wird festgesetzt, daß wenn ein Gebietiger in seinem Convente ist, er mit demselben essen soll.

In der That haben dann auf Grund dieser Statuten in den nächstfolgenden Jahren mehrfach Visitationen der Ordensschlösser in Livland stattgefunden und es ist für unsere Zwecke nicht ohne Interesse, von dem Befund einer solchen Visitation Akt zu nehmen.

Zu Ostern 1442 erschienen die Visitirer des Ordens auf Schloß Karkus, wo Johann von Mengden als Vogt das Regiment führte. Da er ein Westfale aus der Herrschaft Mark war, ist es gewiß kein Zufall, daß sowohl der Priesterbruder als der Bruder Kämmerer, der Marschalk und des Vogtes Kumpan ebenfalls Westfälinger waren. Alle gehören sie den angesehenen Adelsgeschlechtern an.

An schwerem Geschütz besaß die Burg zwei Steinbüchsen und acht Lothbüchsen nebst einem Pulvervorrath von zwei Tonnen; Harnische für siebzig Mann, und zwar Blechharnische, Ringharnische und außerdem sechsundzwanzig Panzer. Es erinnert an die Kriegsweise der älteren Zeit, daß die Rüstkammer fünfundzwanzig Armbrüste und drei Tonnen Pfeile barg. Im Marstall standen, wenn man von den Rossen der Gebietiger absieht, sechzig Schlachtrosse. In der Vorrathskammer lagen Mehl und Malz zu des Schlosses Behuf, ausreichend für die Zeit von Ostern bis Weihnachten. Dazu 500 Flick (Braten) Schweinefleisch, 40 gedörrte Rinder, 70 Rinder in Salz, 400 gedörrte Schafe, 8 Tonnen Heringe, 800 000 getrocknete Fische (Barse, Tzerten und Strömlinge); ausreichend für die Zeit von Ostern bis Weihnachten. Der Jahresvorrath an Salz betrug 17 Last, dazu 2 Tonnen Butter und 2 Tonnen Schweinesülze. Endlich beschlossen je 100 Last Roggen und Gerste den Vorrath. Von dem zur Burg gehörigen Lande erwiesen sich 1053 Haken bebaut, 404¹/₄ wüst. Von 24 Haken ließ sich nicht nachweisen, ob man sie würde besetzen können, da in der letzten Pest die Bewohner derselben gestorben waren. Die übrigen uns erhaltenen Visitationsberichte geben, wenn man von Differenzen in den Einzelheiten absieht, im Wesentlichen dasselbe Bild.

So hatte der Tag zu Marienburg einen unerwartet günstigen Verlauf genommen. Die wiederhergestellte Einigkeit zwischen den Ordensgebietigern trug auch nach außen hin gute Früchte. Littauen gab die livländischen Gefangenen frei und livländische Deputirte unterstützten den Hochmeister in seinen Verhandlungen mit Brandenburg wegen der Neumark. Dagegen spitzten sich die Verhältnisse im Norden wieder zu. Nach Abschluß des letzten „ewigen Friedens“ mit Nowgorod war zur Beilegung der später ausgebrochenen Streitigkeiten ein Tag zu Narwa gehalten worden, der nach Angabe des Ordens an der Hartnäckigkeit der Russen gescheitert war. Darauf verbot man den Nowgorodern Wasser und Land des Ordens, schloß jedoch auf Grund wieder aufgenommener Verhandlungen einen Stillstand bis zu Mariä Himmelfahrt des Jahres 1444. Da trotzdem Reibungen zwischen den Gegnern stattfanden, zog der Orden seine Truppen an die russische Grenze, worauf Nowgorod mit einer Kriegserklärung antwortete und unerwartet schnell in Estland einrückte. Die Lage war für den Orden in sofern gefährlich, als er der Prälaten nicht sicher zu sein glaubte und namentlich Dorpat in offener Fehde mit den Pleskauern lag, welche dem Orden befreundet waren. Auch standen erwiesenermaßen littauische Truppen bei den Nowgorodern. Die Politik des Meisters ging nun dahin, einerseits sich der Prälaten zu versichern, andererseits Littauen vom Abschluß eines Bündnisses mit Nowgorod zurückzuhalten und sich selbst in Preußen und Dänemark Bundesgenossen zu schaffen. Die Kriegführung war von beiden Seiten eine lässige und erregte namentlich bei den livländischen Städten die äußerste Unzufriedenheit. Es ging die Rede, daß sie des Krieges müde seien und

Frieden verlangten. Werde nicht gefriedet, so müßten sie andere Herren suchen; sie gedachten, sich mit des Hochmeisters Landen und Städten zu verbinden und zu ihnen in den preußischen Bund zu treten. So sind es äußerst verwickelte Verhältnisse, die hier mit in Betracht kamen und dem an sich unbedeutenden Kriege, in welchem die Verluste auf beiden Seiten annähernd die gleichen gewesen zu sein scheinen, damals allgemeine Beachtung erzwangen. Im Frühsommer 1447 sandte der Hochmeister endlich „eine merkliche Macht von guten Leuten." Der thatsächliche Erfolg war trotzdem gleich Null und man mußte froh sein, im Jahre 1448 durch Vermittlung der Revalenser einen Waffenstillstand auf fünfundzwanzig Jahre zu erlangen. Nur daß Nowgorod gerade damals sich mit dem blinden Großfürsten von Moskau „herumschlagen" mußte, hatte die mächtige Republik, deren Kräfte noch lange nicht erschöpft waren, zu halber Nachgiebigkeit bewogen.

Während so nach außen hin der Friede für längere Zeit gesichert schien, hatte sich im Innern eine Wandlung vorbereitet, die in ihren Folgen für die weitere Entwickelung der Landesgeschichte von größter Bedeutung werden sollte. Am 5. April 1448 war der bisherige Erzbischof von Riga, Henning Scharffenberg gestorben, nachdem er vierundzwanzig Jahre lang, in schwerer Zeit, seines Amtes gewaltet hatte, ohne je Livland verlassen zu haben. Für den Orden kam alles darauf an, wenn irgend möglich einem Ordensbruder die Nachfolge zu sichern. Da der Meister in Livland keine geeignete Persönlichkeit zur Verfügung hatte, bat er den Hochmeister, dieser möge seinen Kaplan und Kanzler, den Priesterbruder Magister Silvester Stodewescher von Thorn in Vorschlag bringen, und verpflichtete sich, die auf 4000 Dukaten veranschlagten Kosten seiner Bestätigung zu tragen. Die ganze Angelegenheit wurde mit höchster Eile betrieben. Schon am 16. April fertigte der Hochmeister durch zwei Boten, die auf verschiedenen Wegen, der eine zu Roß, der andere zu Fuß, die Reise unternahmen, Geld und Instruktionen dem Ordensprokurator in Rom zu. Dem Orden kam es darauf an, daß der heilige Vater auf Grund einer, vom Papst Eugen IV. erlassenen Reservation den erzbischöflichen Stuhl von sich aus besetze. Denn von dem Rigaer Kapitel stand ohne jeden Zweifel eine ordensfeindliche Wahl zu erwarten. Deshalb ließ der Meister, gleich als die Leiche Erzbischof Hennings in Riga eingebracht wurde, die päpstliche Reservation in zwei Exemplaren an die Domkirche anschlagen. Man ließ sich aber in den Kreisen der Rigaer Geistlichkeit dadurch nicht einschüchtern. Propst, Dekan und Delegirte der stiftischen Ritterschaft erschienen beim Meister und verlangten eine Abschrift der Reservation, wobei sie zugleich erklärten, daß sie an Papst Nikolaus V. oder an das Concil appelliren würden. Dann traten sie am 18. April zum Wahlkapitel zusammen, postulirten einstimmig den Bischof von Lübeck zum Erzbischof und riefen als Beschützer ihrer Wahlfreiheit den römischen und den polnischen König um Hilfe an. Der Orden behielt jedoch die Oberhand; es gelang ihm nicht nur, die Ernennung Stodeweschers durchzusetzen, sondern gleichzeitig den seit Jahren

strittigen bischöflichen Sitz in Oesel ebenfalls einem Ordensbruder, dem Prokurator Johann Crewe zuzuwenden. War derselbe nominell schon seit dem März 1439 Bischof in Oesel, so hatte er bisher in seinem Bisthum nicht Fuß fassen können, weil dort der wahrscheinlich vom Kapitel gewählte frühere Domtreßler, Ludolf Grove, Anerkennung gefunden hatte. Da Ludolf freiwillig zurückzutreten nicht gesonnen war, brauchte der Orden Gewalt und nöthigte ihm im März 1449 einen Vergleich auf, der zu dem merkwürdigen Resultat einer zeitweiligen Theilung des Bisthums führte. Ludolf behielt das eigentliche Oesel und die Insel Dagden, während der ehemalige Ordensprokurator seinen bischöflichen Sitz in der Wiek nahm. Dieser Zustand hat dann bis zu dem zwischen 1456 und 1458 erfolgten Tode des Bischofs Johannes gedauert, so daß Ludolf in seinen letzten Tagen wieder in alleinigem Besitz des Bisthums gewesen ist.

Inzwischen war dank der vom Orden reichlich gespendeten Handsalben am 9. Oktober 1448 Silvester von Papst Nikolaus V. zum Erzbischof von Riga ernannt worden. Die noch erhaltenen Rechnungen des Ordensprokurators, sowie ein äußerst drastischer Bericht über die unerhörte Käuflichkeit der römischen Prälaten, zeigen, welche Mittel angewendet wurden, um das ersehnte Ziel zu erreichen und den Protest des Rigaer Kapitels unschädlich zu machen. Der Orden erwartete von dem neuen Erzbischof das beste, namentlich der Hochmeister war voll guter Zuversicht, und Silvester ging seinerseits in scheinbarem Einverständniß mit ihm ungemein geschickt und klug vor. Als er im April 1449 zu Marienburg mit den Delegirten des Kapitels und der durch Karl von Vietinghoff und Eynwalt Patkul vertretenen Ritterschaft zusammentraf, gelang es ihm, das leicht begreifliche Mißtrauen derselben durch Privilegienbestätigung und durch bündige Zusagen zu heben. Dem Kapitel versprach er die Habitsordnung Papst Martin V. aufrecht zu erhalten und keinerlei Besitzungen der Kirche dem Orden zu verpfänden. Gleichzeitig aber ging er dem Hochmeister gegenüber Verpflichtungen ein, welche hierzu in striktem Gegensatz standen. Diese Verpflichtungen liegen zwar nur im Concepte vor, geben aber ohne Zweifel den thatsächlich getroffenen Abmachungen Ausdruck. Der Hochmeister glaubte Silvesters so sicher zu sein, daß er in einem vom März des Jahres datirten Schreiben Meister Vinke dahin instruirte, den Elect nicht mit ungebührlichen Versicherungen und Gelübden zu binden, er habe die Dinge beworben dem Orden zu Troste und zu Gute. Jene dem Meister gegebene nicht ausgefertigte Versicherungsschrift aber hatte folgenden Wortlaut: „Ich gelobe, daß ich des Ordens Habit, den ich itzund trage und habe, nimmer will ablegen dieweil ich lebe, noch durch mich selbst, noch durch andere will bestellen, daß mir ein solch Orden abzulegen werde geboten oder geheißen dieweil ich lebe. Auch so gelobe ich, daß ich nach meinem höchsten Vermögen danach will sein und bestellen, daß die Domherren zu Riga, die jetzt sind und andere, die in künftigen Zeiten allda Domherrn werden, daß die zu unserem Orden wiederkommen und unseres Ordens Habit

an sich sollen nehmen. Auch so gelobe ich, daß ich dem Herrn Hochmeister, dem obersten Gebietiger zu Livland und seinem ganzen Orden mit ganzen Treuen getreulich will helfen und rathen in ihren und des ganzen Ordens Sachen, alles das dem Orden zu Wohlfahrt und zu Gedeihen kommen möge, dazu will ich getreulich helfen und rathen nach meinem Vermögen, und will mit meinem höchsten Fleiß dazu helfen, daß die Gebrechen und Zwistigkeiten zwischen dem Orden und dem Stift zu Riga hingelegt, beigelegt und entschieden werden. Das gelobe ich bei Treue und Ehren stets und fest zu halten."

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Erzbischof ein doppeltes Spiel spielte. Entweder die Domherren oder der Orden mußte von ihm hintergangen werden.

Am 26. Mai verließ Silvester Marienburg. Als er die kurländische Grenze erreichte, wurde er von Ordensgebietigern empfangen und nach Goldingen geführt, wo ihn der Comtur acht Tage lang pflegte. In Hasenpoth empfing ihn ein Kaplan, der Geschenke des Domkapitels und der Mannschaft der Rigaer Kirche überbrachte, zehn Meilen vor Riga des Meisters Schreiber, der Rigaer Propst und ein Domherr. Mit stets wachsendem Gefolge erreichte er am 19. Juni die Düna. Hier nahm ihn ein köstlich eingerichtetes Schiff auf, das ihn auf eine Dünainsel führte, die ihm gehörte, und von dort auf eine zweite Insel geleitete, auf welcher der Rigaer Propst ein Schloß besaß. Erst am Sonntag 22. Juni hielt er seinen Einzug in Riga. Der Stiftsvogt mit zwei Haufen Knechten empfing ihn; darauf die kostbar gekleidete, von Pfeifern und Posaunern geführte stiftische Ritterschaft, über 2000 Pferde stark. An diese Schaar schloß sich der Orden und den Schluß bildeten endlich die Bürger Rigas. „Es waren ihrer, schrieb Silvester dem Hochmeister, so viele, daß ich die eine Meile Weges gar lange reiten mußte." Vor der Stadt war ein schönes Zelt aufgeschlagen, in welches der Erzbischof durch die in Prozession aufgestellten Reihen der Schüler, eintrat. Hier, im Zelt, hatte er einen ersten Angriff abzuschlagen. Die Domherren verlangten von ihm einen Eid, wie ihn jeder Erzbischof geschworen habe, bevor er die Stadt betrat. Silvester erklärte sich zum Eide bereit, doch sei jetzt nicht die Zeit dazu. Er leistete ihn erst in der Domkirche, einen unschädlichen Eid, wie er sich ausdrückte, der nicht mehr besage, als daß er ihre Freiheiten halten wolle. Danach führte man ihn mitten in die Kirche und feierte mit einem Te deum den neuen Erzbischof. Hieran schloß sich eine merkwürdige Scene, die wir am besten mit Silvesters eigenen Worten wiedergeben: „Mir hatten sie einen hohen Stuhl gemacht, wohlumkleidet; darauf saß ich und danach ging ich zum hohen Altare und las die Messe. Keines aber mißhagte mir mehr, denn sobald die Mannschaft (Ritterschaft) zu mir kam, da brachte sie mir ein Schwert in vergoldeter Scheide; das Schwert zogen sie heraus und ließen es mir von ihrem Aeltesten halten, auch in der Kirche und in allen Enden." Er habe schon vorher mit dem Meister von

Livland deshalb geredet, der aber habe ihm gesagt, er solle sie ihr Wesen haben lassen. „Ich bin nicht gewohnt bloße Schwerter viel zu sehen, darum war mir grausam dazu und mein Gemüth wurde nicht eher ruhig, als bis sie das Schwert in die Scheide gesteckt hatten.“

Das Mittagessen gaben ihm die Domherren, die Mannschaft bediente dabei, „die waren alle köstlich gekleidet in Sammet und Seide und hatten viel Geschmeide, Ketten und Halsbande.“ Es folgte nun eine Reihe von Festlichkeiten, auf die wir nicht näher eingehen. Am Montag früh leisteten die Domherren ihren Eid; danach kam die Mannschaft in den Remter und stand lange und fragte endlich, weshalb die Domherren nicht schwören. Als man ihnen erwiderte, das sei bereits geschehen, erklärten sie, es sei vormals so gehalten worden, daß die Domherren ihrem Erzbischof in Gegenwart ihrer Mannschaft schwuren und ebenso hätten sie es gethan. Nach harten Wechselreden erklärten sich endlich die Domherren bereit, nochmals zu schwören. Das geschah und danach schwor von der Mannschaft jeder einzeln, und zwar so, daß er Hut, Gürtel und Gewehr ablegte, niederkniete und den Erzbischof bat, daß er um Gottes willen ihm sein väterliches Erbe und wozu er Recht habe, verlehnen wolle. Ein Theil aber bat um die gesammte Hand oder um Kauf. „So verlehnte ich einem Jeglichen das Seine und küßte ihn auf den Mund; danach stand er auf und schwor mir getreu und hold zu sein. Den Eid stabte ihm ein Ritter vor und die Verlehnung wurde in Schriften genommen.“ Die folgende Woche ging mit Uebergabe des Kircheninventars hin, danach schickte der Erzbischof Boten in den Rath und verlangte, daß die Geächteten, die mit ihm in die Stadt gekommen seien, aus den Stadtbüchern gestrichen werden sollten. Das geschah denn auch und Riga gab außerdem alle Gefangenen im Stock und in den Thürmen frei. Auch erhielt der Erzbischof ein Geschenk an rothem Scharlach, Grauwerk und ein großes Faß guten, neuen Rheinwein. Er blieb dann noch bis zum 25. Juni in Riga, und machte darauf dem todtkranken Meister einen Besuch in Kirchholm.

In dem Briefe, dem wir dies culturhistorisch höchst interessante Detail entnehmen, spricht sich der Erzbischof dem Hochmeister gegenüber auch über den Gesammteindruck aus, den er von der Stimmung im Lande gewonnen habe. Er findet, daß Domherren und Mannschaft schwere, bittere Herzen wider den Orden haben. Um dem landschaftlichen Parteigeiste zu genügen, sah sich der Erzbischof genöthigt, auf Rath des Kapitels seine pommerischen, märkischen und sächsischen Diener zu entlassen, und schon jetzt drangen die Domherren in ihn, das schwarze Ordenskreuz abzulegen, sie wollten ihm gern ein goldenes dafür erwerben.

Es war, dem kann man sich nicht entziehen, eine äußerst verzwickte Lage, aus welcher der Erzbischof einen Ausweg finden mußte. Sie wurde noch dadurch gesteigert, daß Silvester pecuniäre Verpflichtungen übernommen hatte, die sehr drückend waren. Die Kosten seiner Wahl sollten dem Orden wieder erstattet werden und er stellte demselben auch einen Schuldschein aus, der auf

4156 rheinische Gulden 11 Schott und 1 Schilling preußisch lautete, für jene geldarme Zeit eine ganz ungeheure Summe. Dieser pecuniären Verpflichtung ist er jedoch, so viel wir wissen, ohne daß es zu Weiterungen darüber gekommen wäre, gerecht geworden. Und auch in politischer Beziehung schien er die Erwartungen, welche der Orden an ihn knüpfte, rechtfertigen zu wollen. Ludwig von Erlichshausen hatte unbedingtes Vertrauen zu ihm. „Er hat uns gelobt," schreibt er dem livländischen Meister, „daß er meinen Orden nimmer wolle vergessen, und wiederum thun als ein guter Herr und (Lehns) Mann." Der Erzbischof seinerseits aber formulirte um jene Zeit das hier angedeutete Abhängigkeitsverhältniß in noch stärkeren Ausdrücken.

„Mich deuchte," schrieb er, „ich, Euer Hochwürden Creatur, thäte unbillig, auch wider Gott und meinen Orden, wenn ich nicht nach meinem besten Vermögen, was ich an Gnade und Gunst empfangen, zu vergelten suche. Ich meine auch, daß ich in meiner Vernunft nicht eher zur Ruhe kommen werde, ich habe denn E. Hochwürden und meines Ordens Ehre und Begehren nach meinem höchsten Vermögen erworben."

Wie weit es der unwiderstehliche Druck der Verhältnisse, wie weit vorbedachter böser Wille des Erzbischofs war, der ihn trotz all seiner Versprechungen und trotz seiner Scheu vor bloßen Schwertern in einen Kampf mit dem Orden trieb, wie er erbitterter kaum zu Eberhard von Munheims Zeiten geführt worden ist, läßt sich heute schwer entscheiden. Der Verlauf dieser Dinge war in den äußeren Umrissen der folgende.

Der am 7. November 1449 erfolgte Tod des Hochmeisters Konrad von Erlichshausen war nicht nur für das Ordensland Preußen ein Unglück. Seine persönlichen Beziehungen zum Erzbischof von Riga versprachen einen friedlichen Ausgleich der schwebenden Differenzen, während der Nachfolger Konrads, sein Vetter Ludwig von Erlichshausen, nicht dazu angethan war, eine irgend leitende Stellung nach innen und außen zu behaupten. Es traf von ihm zu, was der sterbende Hochmeister den ihn umgebenden Gebietigern gesagt hatte: „wählt ihr meinen Vetter Ludwig, so weiß sich dieser selbst nicht zu rathen, und muß thun, was ihr und andere wollen." In Preußen brachte sein Regiment den Ausbruch des Kampfes zwischen dem Orden und den Ständen, danach den polnischen Krieg und den unglücklichen Friedensschluß, in Livland lähmte die Nothwendigkeit steter Rücksichtnahme auf die preußischen Verhältnisse die Kraft des Ordens, während das Vorgehen der preußischen Stände ein böses und ansteckendes Beispiel für alle centrifugalen Elemente im Lande gab. Nur die stete Berücksichtigung dieses Zusammenhanges erklärt den oft überraschenden und scheinbar unwahrscheinlichen Verlauf der livländischen Geschichte jener Tage. Auch hier können wir über eine Skizzirung des Wesentlichsten nicht hinaus gehen, doch wird es für die Beurtheilung Silvesters und der Ordenspolitik nöthig sein, etwas genauer, als bisher geschehen ist, die Genesis des späteren Conflictes zu verfolgen.

Meister Vinke, den Silvester bereits schwer krank vorgefunden hatte, war

im Sommer 1450 gestorben und wie üblich — es geschah jedoch zum letzten Mal — wurden von dem Ordenskapitel zu Wenden dem Hochmeister zwei Candidaten zur Bestätigung vorgestellt: Johann Mengede genannt Osthoff, der bisherige Comtur von Reval, und Heinrich Sleeginen, Comtur von Ascheraden. Schon Mitte September bestätigte Erlichshausen Mengede, der trotz der Opposition der Rheinländer, welche in dem Comtur von Dünamunde einen Führer hatten, mit Energie und Geschicklichkeit sein schweres Amt angriff.

Die Schwierigkeit lag vor Allem darin, daß die ordensfreundliche Haltung des Erzbischofs trotz aller Zusagen, die Silvester gemacht hatte, das Mißtrauen der Prälaten erregte. Man wußte von den Verpflichtungen, welche er eingegangen war und fürchtete eine Knechtung der gesammten livländischen Kirche durch den Orden. Diese Befürchtung mußte sich noch steigern, als der Hochmeister nun ernstlich Annahme des Ordenshabits vom Rigaer Kapitel verlangte. Um den starren Widerspruch desselben zu brechen, griff der Orden zu einem Mittel, das ein grelles Schlaglicht auf die Rücksichtslosigkeit und die Unsittlichkeit des Ordens in der Wahl seiner Mittel wirft, wenn sie nur Aussicht boten das erstrebte Ziel zu erreichen.

Der Hochmeister bewog den päpstlichen Commissar Dr. Johann Plastewig nach Livland zu ziehen und durch eine gefälschte päpstliche Bulle, die im Fall des Widerstandes das Domkapitel mit Bann und Interdict bedrohte, die Annahme des Ordenskleides zu erzwingen. In einem an den livländischen Ordensmarschall gerichteten Schreiben des Hochmeisters wird der Betrug mit cynischer Offenheit dargelegt. Die Bulle, „welche im Grunde unmächtig und todt sei," solle nur ja Niemandem gezeigt werden, und nur als Droh- und Schreckmittel dienen. Dem Orden könne sonst daraus leicht Schimpf und Schande erwachsen. Auch Mengede muß, obgleich es uns nicht direct überliefert wird, zu den Mitwissern des Betruges gehört haben. Ob auch der Erzbischof, ist mindestens fraglich. Wir halten nicht für wohl glaublich, daß ein mit der Ordenspolitik so wohl vertrauter Mann wie er, den allerdings verblüffend frechen Betrug nicht durchschaut haben sollte. Thatsache ist zweierlei: Einmal, daß das Mittel wirkte und der offene Widerstand des Kapitels nach dieser Richtung hin gebrochen wurde, im Vergleich zu Wolmar, am 2. Juli 1451 einigte man sich dahin, daß Erzbischof und Kapitel in Zukunft und für ewige Zeiten das Ordensgewand tragen sollten, — zweitens, daß das Geheimniß vortrefflich gewahrt wurde. In keiner der zahlreichen Streit- und Klageschriften, welche gegen den Orden gerichtet wurden, geschieht desselben die geringste Erwähnung oder Andeutung.

Natürlich lag unter so bewandten Umständen dem Orden ganz besonders daran, die Bestätigung des Wolmarer Vertrages, die sogenannten bulla habitus, in Rom zu erwirken und dank den reichen Geldmitteln, die er aufwandte, gelang es endlich am 4. März 1452 die feierliche Bestätigung zu erlangen. Es war aber auch die höchste Zeit, denn inzwischen hatte die dem Orden feindliche Tendenz in allen Livlanden in bedenklichster Weise an Boden ge-

wonnen. In allen vier Bisthümern war es zu mehr oder minder offner Opposition gekommen. Man fürchtete nicht mit Unrecht, daß der Orden darauf ausgehe, die Besetzung der Bisthümer ganz in seine Hand zu spielen.

Es war dem Orden gelungen, von Papst Nicolaus V. am 2. August 1450 eine Bulle zu erwirken, durch welche dieser sich für den Fall einer Vacanz die Besetzung des Dorpater Bisthums vorbehielt. Der alte Bischof Johann Savijerwe, sein Kapitel, sowie die stiftische Ritterschaft und die Stadt Dorpat suchten nun dem Bruder des Königs von Dänemark, dem Grafen Moritz von Oldenburg, die Nachfolge im Stift zu sichern. Das war aber um so gefährlicher, als um diese Zeit die alten Ansprüche Dänemarks auf Harrien und Wirland wieder auftauchten und Mengede mit Recht fürchtete, daß, wenn Moritz Bischof würde, alle Ordensfeinde, namentlich aber Ludolf von Oesel sich ihm anschließen würden. Erzbischof Silvester versuchte nun zwar im Sinn des Ordens zu vermitteln, aber ohne Glück, und man mußte schließlich froh sein, den lästigen Candidaten dadurch zu beseitigen, daß Papst Nicolaus in einer zweiten Bulle vom 18. Juni 1451 dem Dorpater Kapitel sein Wahlrecht wieder zuerkannte, denn letzteres arbeitete offen dahin, das Bisthum ganz unter Schweden zu bringen.

Auch das Bisthum Reval war um diese Zeit bemüht, die alte Abhängigkeit, in welcher es vom Orden stand, abzuschütteln, und hatte Schutz bei Dänemark gesucht, ja sogar das immer gefügige Kurland begann störrig und unbequem zu werden. Bischof Johann von Kurland wünschte seinen Bruder Augustin Tiergart, der Dompropst in Frauenburg war und für ordensfeindlich galt, die Nachfolge im Stift zu sichern. Der Widerstand, den der Orden diesen Plänen entgegensetzte, erbitterte den hartnäckigen alten Herren aufs Aeußerste. Er erklärte den mit ihm verhandelnden livländischen Gebietigern, sein Bruder werde, bevor man ihn zum Bischof weihe, in den Orden treten, bestätige ihn der Papst nicht, so wolle er, der Bischof, in seinem Amte bleiben und wenn er zur Kirche kriechen müsse. Seinen Bruder aber werde er jedenfalls zu sich nehmen.

Damit sind aber die dem livländischen Orden ungünstigen Verwickelungen noch nicht erschöpft.

Der Bund der preußischen Stände begann in gefährlicher Weise seine Fühler nach Livland auszustrecken, und die Städte schienen nur zu geneigt, in Verbindung mit ihm zu treten. Im April reiste der Rigaer Stadtschreiber nach Preußen, um eine Verbindung der livländischen Städte mit dem Bunde zu negociiren, Reval dachte allen Ernstes an eine eventuelle Schutzherrschaft Schwedens, während Dorpat, wie wir sahen, in geheime Verhandlungen mit Dänemark getreten war.

Gelang es auch den vereinten Anstrengungen Silvesters und des Meisters, dieser gefährlichen Bestrebungen Herr zu werden, so wuchs das Mißtrauen nach Abschluß der Wolmarer Einigung noch mehr.

Der Orden sah den Boden unter seinen Füßen schwanken. Um nicht

einen ähnlichen Abfall zu erleben, wie er in Preußen die Existenz des deutschen Ordens in Frage gestellt hatte, entschloß er sich vor allen Dingen dazu, sich Rigas zu versichern und damit einem künftigen livländischen Bunde das allein mögliche Haupt zu nehmen. Das ist der Ursprung des Kirchholmer Vertrages vom 30. November 1452.

Erzbischof und Meister hatten sich nach eingehenden Vorverhandlungen dahin geeinigt, die Herrschaft über die Stadt Riga unter sich zu theilen, und nöthigten durch Gewalt und Einschüchterung die zu einem Landtage geladenen zwölf Vertreter Rigas „einzugehen und zu geloben, was sie im Sinne gehabt." Die Stadt sollte dem Orden und dem Erzbischof huldigen, beide sollten Antheil an der Münze und am Fischzehnten haben, an den Kriegen beider Oberherren unter einander solle die Stadt nicht theilnehmen dürfen, wohl aber verpflichtet sein, dem Orden Heeresfolge zu leisten, wenn er gegen Andere kriege. Besonders schwer mußte es der Stadt fallen, daß der von den Bürgern gewählte Vogt der Bestätigung beider Oberherren bedurfte, und das Recht erhielt, von sich aus Unterbeamte einzusetzen. Die Hälfte aller Strafgelder sollte dem Orden zufallen, der durch seinen Hauscomtur in Rath und Gericht Sitz und Stimme erhielt. Dazu verlor der Rath das Recht Bursprakcn und Willküren zu erlassen, wenn Vogt und Comtur nicht vorher ihre Zustimmung gegeben hatten. Endlich kam eine ganze Reihe hier nicht aufzuzählender lästiger Bestimmungen hinzu, denen die Stadt sich vergebens zu entziehen suchte. Der Kirchholmer Vertrag mußte untersiegelt werden und Riga ward genöthigt, den preußischen Städten davon Mittheilung zu machen.

Da seit dem Vertrage zu Walk, im Jahre 1435 der Orden rechtlich im alleinigen Besitze der Stadt stand, könnte man geneigt sein, im Kirchholmer Vertrage einen Vortheil zu sehen, den der Erzbischof errungen habe. Thatsächlich glaubte der Orden gewonnen zu haben, da Silvester vorher allen jenen strittigen Privilegien hatte entsagen müssen, auf welche die rigasche Kirche ihre Ansprüche dem Orden gegenüber gründete. Der feierliche Einzug beider Gebietiger in das unterworfene Riga legte Zeugniß von der neuen Einigung ab, und schon am 17. Januar 1453 bestätigte sie der Papst. Es zeigte sich jedoch, daß der Orden nur einen scheinbaren Erfolg errungen hatte, und bald erhob die Opposition ihr Haupt nur noch höher. Riga agitirte durch Tidemann vom Wege, den Sohn des Bürgermeisters von Thorn und Vetter des Bürgermeisters von Riga, gegen den Kirchholmer Vertrag. Es verlautete, daß die Stadt beim Kaiser Klage führen wolle wegen der Gewalt, die sie habe erdulden müssen. Bald danach erschien in Livland der Propst Brigerus aus Upsala, um in schwedischem Interesse in Kurland, Dorpat und Reval zu agitiren und während Pest und Mißwachs die ohnehin erregte Stimmung noch mehr schärften, ging das beängstigende Gerücht, daß die Nowgoroder und Pleskauer in verdächtige Verbindung mit Dorpat getreten seien.

In Riga selbst richtete sich die Erbitterung anfangs mehr gegen den Erzbischof als gegen den Orden, da man in ersterem den geistigen Vater

des Kirchholmer Vertrages sah, die Prälaten fanden dagegen den ganzen Handel im höchsten Grade bedenklich. Der Bischof von Oesel warf dem Erzbischof geradezu vor, daß er die Gerechtsame der Kirche dem Orden übergeben habe.

Bei dieser Sachlage ist von beiden Theilen, vom Orden wie vom Erzbischof ein Frontwechsel der Stadt Riga gegenüber vorgenommen worden. Die unzweideutige Abneigung Rigas gegen den Kirchholmer Vertrag veranlaßte den Orden, immer im Hinblick auf die Erfolge des preußischen Bundes, sein Schloß in Riga zu befestigen und mit aller Nothdurft zu versehen. Er wolle es nicht so übergeben, wie es in Preußen geschehen sei, hatte der Meister erklärt. Da die Betheuerung der Stadt, daß sie keinerlei Untreue im Sinne habe, nicht Glauben fand, begann auch sie zu rüsten und ihre Wachen zu verstärken.

Darüber kam es zu Verhandlungen, in welchen die gegenseitigen Forderungen sich dahin zuspitzten, daß die Stadt die Aufhebung des Kirchholmer Vertrages und die Vernichtung des Sühnebriefes, kurz die volle Wiederherstellung ihrer alten Freiheit, der Orden die Alleinherrschaft in Riga verlangte.

Diese Verhandlungen hatten vierzehn Tage gewährt und schienen dem Abschlusse nahe zu sein, als der Erzbischof davon erfuhr. Unter dem Vorwande, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, schickte er zwei seiner Vasallen, die Ritter Jürgen Perseval und Karl Vitinghof in die Stadt und erbot sich, dieselbe, wenn nöthig, gegen den Meister zu beschirmen, ja ihr Bischofshof und Dom nebst allen Thürmen und Pforten einzuräumen. Die Stadt nahm, wie leicht begreiflich, den Antrag dankbar an, besetzte Dom und Hof und ließ sich die Vermittelung des Erzbischofs gefallen. Es ist zweifellos unwahr, wenn Letzterer später behauptete, von den „geheimen Händeln" zwischen der Stadt und dem Orden nichts gewußt zu haben. Erst als Alles bereits auf ein Zusagen beschlossen gewesen, habe der Meister seinen Schreiber nach Ronneburg gesandt und ihn (den Erzbischof) aufgefordert, sich bei den Birkenbäumen (wahrscheinlich in der Nähe von Werden) zu einer Zusammenkunft mit dem Meister einzufinden. Dabei sei ihm mitgetheilt worden, daß Riga drei Artikel im kirchholmischen Vertrage geändert und in Zukunft nur einen Herrn haben wolle. Einige Wenige dachten dabei an den Erzbischof, die meisten aber an den Meister.

Silvester erklärte sich bereit zu kommen, die Gerechtigkeit seiner Kirche aber könne er auf keinen Fall preisgeben.

Am 12. März fand dann die Zusammenkunft statt. Der Erzbischof, der Meister, der Propst der Rigaer Kirche, der Landmarschall, der Comtur von Goldingen und Christofer, des Meisters Schreiber, waren erschienen. In der nun folgenden merkwürdigen Unterredung, die uns in der Wiedergabe des Erzbischofs erhalten ist, erklärte der Meister schließlich, um was es sich handele. Der Kirchholmer Vertrag solle aufgehoben und der Orden als alleiniger Herr der Stadt anerkannt werden. Geschehe es nicht, so sei Anschluß der Stadt

an den preußischen Bund zu befürchten. In Anbetracht dieser schwierigen Lage möge der Erzbischof auf den Kirchholmer Vertrag verzichten und dem Meister gestatten, einen neuen Brief mit den Rigaschen zu machen. Riga wolle nun einmal keinen Pfaffen zum Herrn haben. Der Sohn des Bürgermeisters von Wilna liege bei Hermann von Sudermann (es ist wohl der damalige Stadtvogt Hermann von Sundern gemeint) und warte auf die Entscheidung. Es sei leicht zu ermessen, was das bedeute, beide, Erzbischof und Orden, möchten leicht darüber Gut und Blut verlieren.

Silvester gab keine definitive Antwort, war aber entschlossen, rücksichtslos das eigene Interesse wahrzunehmen. Er schickte nochmals Boten nach Riga, um sich genauer über den Sachverhalt zu unterrichten und Sorge zu tragen, daß nichts wider die Gerechtsame der Kirche geschehe. Sie wurden beauftragt, dahin zu wirken, daß die Stadt dem Erzbischof allein schwöre und zu erklären, das wäre auch des Meisters Wille.

Gleichzeitig knüpfte Silvester Verbindungen mit Dorpat und mit Littauen an, um sich für alle Fälle einen Rückhalt zu schaffen. Auch die Frage des Ordenshabits der Rigaer Kirche, welche unter den Prälaten und in der Stadt so viel böses Blut gemacht hatte, wurde als noch nicht endgültig entschieden dargestellt, ja der Erzbischof ließ geradezu erklären, „die von Riga sollten sich keine Sorge machen, daß er und sein Kapitel des Ordens Habit trügen," wenn nicht anders, wolle er nach Riga ziehen und das Habit mit seinem Kapitel ablegen. Er hoffe, dazu die Genehmigung des Ordens und des Papstes zu erhalten. Die alten Ansprüche Rigas auf ein Drittel von Oesel und Kurland denke er ebenfalls zu erfüllen.

So sehr man nun in Riga darin eines Sinnes war, daß es vor allen Dingen wünschenswerth sei, den Kirchholmer Vertrag zu beseitigen, so gingen doch die Meinungen darin auseinander, daß ein Theil der Bürger ordensfreundlich, der andere erzbischöflich gesinnt war. Als nun Silvester von sich aus den Kirchholmer Vertrag für null und nichtig erklärte und der Stadt freiwillig mehrere strittige Güter zurückstellte, gewannen seine Anhänger das Uebergewicht. Der Bürgermeister Herr Heinrich Eppinghusen wurde beauftragt, die Verhandlungen mit dem Orden abzubrechen und nur mit Mühe gelang es Mengede, noch einen Verhandlungstag mit Riga auf den 24. April zu vereinbaren. Auch der Erzbischof sollte zum bestimmten Termine erscheinen, er kam aber schon einige Tage vorher und machte jede Verhandlung mit dem Orden unmöglich, indem er sich mit der Stadt dahin einigte, daß der Kirchholmer Vertrag endgültig aufgehoben sein solle und die Huldigung fortan ihm allein zu leisten sei. Ein Bruch schien nunmehr unvermeidlich, zumal der Erzbischof sich bereits als Herr der Stadt gerirte. Er erklärte dem Meister, nur in Remter des Domes oder im Bischofshofe mit ihm verhandeln zu wollen, erfuhr aber eine sehr entschiedene Zurückweisung. Was er mit der Stadt verhandeln wolle, erwiderte Mengede, wolle er selbst verhandeln, bedürfe er des Erzbischofs, so werde er ihn bitten lassen.

Da auf diesem Wege sich keine Verständigung finden ließ, schrieb der Meister einen Landtag nach Walk aus und traf gleichzeitig Vorbereitungen, um, wenn es nöthig sein sollte, Gewalt zu brauchen. Es ging das Gerücht, er wolle das Stift Riga verheeren, und Silvester schien nun den Muth zu verlieren. Er rieth den Seinigen, auf die Schlösser zu flüchten und ließ, als die Warnungen sich mehrten, beim Landmarschall anfragen, was die Rüstungen des Ordens zu bedeuten hätten. Er, der Erzbischof, wolle, nachdem der Kirchholmer Vertrag abgeschlagen sei, den Orden mit seinen Zusprüchen nicht drängen. Der Landmarschall gab unklare und beunruhigende Antwort: „Freunde, sagte er, es siehet wunderlicher und mißlicher binnen Landes aus, denn ihr meinet und getrauet.“ Auf diese Antwort sandte der Erzbischof zwei Boten zum Meister mit dem Erbieten, seine Ansprüche auf Riga ein halb oder zwei Jahre, je nachdem er wolle, aufzuschieben. Damit aber war dem Orden nicht gedient. In Berücksichtigung der kritischen Lage in Preußen müßte um jeden Preis Klarheit geschafft werden. Nachdem die Verhandlungen in Walk daran gescheitert waren, daß die Boten Rigas ohne genügende Vollmacht erschienen, und ein letzter Versuch Mengedes, durch seinen persönlichen Einfluß einen Umschwung in der Stimmung herbeizuführen, ebenfalls erfolglos blieb, kam es zu offenen Feindseligkeiten. Es scheint, daß die von dem Eltermann großer Gilde Gert Harmens geführte Gemeinde durch die Forderung, daß das Ordensschloß niedergerissen werden solle, den Anstoß dazu gab. Thatsache ist, daß der erste Schuß vom Schloß fiel, als die Gemeinde Anstalten traf, es zu belagern und daß es am 13. Juli unter Theilnahme des Erzbischofs, der einen Panzer angelegt hatte, zu einem Geschützkampf kam, der bis in den sechsten Tag währte. Da jedoch die Rigaschen in der Stadt keinen Vortheil erringen konnten, außerhalb derselben aber große Verluste durch die Verwüstung der Stadtgüter erlitten und gleichzeitig die Güter des Erzbischofs geschädigt wurden, fand Letzterer für gut, jetzt dennoch nach Wenden zu gehen, aufs Neue mit dem Orden in Verhandlung zu treten und sich einen Stillstand auf sechs Wochen auszuwirken. Durch Vermittlung der Bischöfe von Dorpat und Oesel wurde die dem Orden in ihrer Vereinzelung nicht gewachsene Stadt jetzt ebenfalls zum Nachgeben bewogen und mit ihr eine Waffenruhe bis zum 8. September des Jahres vereinbart. Ein auf diesen Termin ausgeschriebener Landtag zu Wolmar sollte dann den Streit erledigen. Die sehr interessanten Verhandlungen dieses Landtages geben ein lebensvolles Bild der Erbitterung der Parteien und des falschen und zweideutigen Spieles, das der Erzbischof spielte. Der meist geschädigte Theil blieb zuletzt die Stadt, Silvester ging, weil es sein Vortheil gebot, in das Lager des Ordens über und trat zum Erstaunen und zur Erbitterung Rigas jetzt als Vertheidiger eben jenes Kirchholmer Vertrags auf, den er erst kürzlich so feierlich aufgehoben hatte. In dem am 23. September 1454 zwischen ihm und dem Meister abgeschlossenen Vergleiche wurde wörtlich festgesetzt: „Daß wir Erzbischof zu Riga und Meister zu Livland uns um unsere Stadt Riga vertragen

haben, also, daß wir die Herrschaft unter einander gleich, ungetheilt und ohne Vortheil haben mit allem, was zu dieser Herrlichkeit gehört."

Der Zustand, wie der Kirchholmer Vertrag ihn geschaffen hatte, war damit wieder hergestellt, nur mit dem Unterschiede, daß Silvester sich durch die Treulosigkeit seiner Politik in Riga allen Bodens beraubt sah. Man hatte kein Vertrauen mehr zu ihm und da der vom ganzen Lande gestützte Meister stark genug war, die Wolmarer Einigung zu erzwingen, gab die trotzige Stadt nach. Mengede aber war klug genug, durch einen Gnadenbrief sich die arg erregten und verbitterten Gemüther wieder zuzuwenden. Noch am 23. September desselben Jahres bestätigte er ihr die alten Grenzen, wie Wilhelm von Modena sie gezogen hatte, mit alleiniger Ausnahme einiger Plätze, deren er zur Sicherung des Ordensschlosses bedurfte. Von den übrigen Bestimmungen dieser Urkunde interessirt uns zumeist, daß die Stadt verpflichtet wurde, 30 Mann zu stellen, wenn der Meister gegen auswärtige Feinde ins Feld ziehe und daß er ihr die Beendigung einiger Befestigungsarbeiten untersagte, deren zum Kampf gegen den Orden bestimmte Natur offenkundig war.

Eine fünfzehnjährige Ruhe im Innern war das Resultat dieser versöhnlichen Politik. Der Orden bedurfte ihrer, da er alle seine Kräfte anspannen mußte, um dem hart bedrängten Preußen Hülfe zu bringen. Der Erzbischof aber, der zunächst als unschädlich betrachtet werden durfte, suchte langsam den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. Der wichtigste Schritt, den er nach dieser Richtung hin that, war, daß er am 6. Februar 1457 der Ritterschaft seines Erzstiftes das gleiche Mannrecht verlieh, wie es die Harrisch-wierische Ritterschaft bereits besaß, so daß auch sie fortan ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen bis in das fünfte Glied männlichen Geschlechtes sollte vererben dürfen. Es war nicht der wesentlichste Erfolg dieser „stiftischen Begnadigung," daß der Erzbischof durch eine große Summe Geldes, welche die Ritterschaft ihm gewissermaßen als Kaufpreis für das ihr verliehene neue Mannrecht darbrachte, in den Stand gesetzt wurde, seine zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Der Schwerpunkt fällt nach einer andern Seite. Auf dem wenige Tage nach Erlaß des Gnadenbriefes von Ronneburg zusammentretenden Landtage zu Wolmar (am 12. Februar 1457) konnte er, auf die erzstiftische Ritterschaft gestützt, wieder als ein Gleicher dem Ordensmeister an die Seite treten, ja wenn man nur den äußeren Schein ins Auge faßt, der Welt als das Haupt Livlands erscheinen. Es war eine äußerst glänzende Versammlung, welche auf den Ruf des Meisters sich in dem kleinen Wolmar eingefunden hatte. Von geistlichen Herren waren außer dem Erzbischofe die Bischöfe von Dorpat und von Oesel mit ihren Domkapiteln erschienen (der bischöfliche Sitz in Reval war erst kürzlich besetzt worden und der Elect, Everhard Kalle, zur Zeit noch in Rom) das Revaler Kapitel, der Postulat der kurländischen Kirche mit seinem Kapitel, der Meister mit sieben seiner Gebietiger und endlich die vollmächtigen Delegirten der Ritterschaften. Ritter und Knechte des Stiftes Riga hatten zehn Deputirte gesandt, das Stift Dorpat elf, Oesel zehn, Harrien

und Wirland zwanzig, Kurland zwei und die Ordensmannen in Jerwen, Livland und Kurland vier. Dazu kamen dann die Bürgermeister und Rathmannen der Städte Riga, Reval und Dorpat. Im Ganzen 86 Personen, den Troß an Knappen, Gefolge und militärischer Begleitung ungerechnet; davon gehörten zweiunddreißig Personen dem Orden und seiner Ritterschaft, fünfunddreißig den Prälaten und stiftischen Ritterschaften an, neun den Städten. Es ist entschieden als ein großer Erfolg Mengedes zu betrachten, daß es ihm gelang, diese disparaten, vor Kurzem noch in Feindschaft und Mißtrauen einander gegenüberstehenden Interessengruppen zu einer imposanten politischen Kundgebung zu vereinigen. In Anbetracht der schwierigen politischen Lage in den Nachbarstaaten wurde beschlossen, „Gott zu Lobe und zu Ehren, und diesem gemeinen Lande zu Livland zu ... Gedeien" eine freundliche Eintracht auf zehn Jahre. „Wäre es Sache, daß jemand von außer Landes, es wäre auch wer es wäre, diese Lande zu Livland oder Jemand von uns anfiele, so wollen wir alle ... dazu getreulich ziehen, auch getreulich helfen und beschützen und beschirmen, wann und wie dies Noth und Behuf ist. Es soll auch Niemand von uns Allen und den Unsrigen Krieg und Orlog anschlagen, ohne einigen gemeinsamen Rath unser Aller."

Erst dieses Wolmarer Bündniß gab Mengede freie Hand, um thatkräftig für den Orden in Preußen einzutreten, der ohne diese Hülfe wahrscheinlich schon damals völlig zu Grunde gegangen wäre.

Der Hochmeister brauchte dreierlei, Geld, Mannschaft und Allianzen. Soweit es unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, ist ihm Livland nach allen drei Richtungen hin förderlich gewesen.

Kaum hatte Mengede durch Beilegung der Streitigkeiten mit dem Orden und mit Riga sich den Rücken gesichert, so schickte er Mannschaften nach Preußen. Wir sind leider nur mangelhaft über die militärische Action derselben unterrichtet. Aber schon im Juni 1455 dankt der Hochmeister dem livländischen Landmarschall für die „Hülfe und Rettung, die er ihm und dem Orden gethan." Bald danach sehen wir den Vogt von Kandau in Königsberg. Im November besetzt er mit seiner Mannschaft das von den Samaiten ausgebrannte Memel, einen ganz besonders wichtigen Punkt, da er die Verbindung zwischen Livland und Preußen auf dem Landwege sicherte und zugleich der Hafen war, von welchem aus die Kriegsschiffe des Ordens die Straßen nach Nowgorod sperren konnten. Diese Position wurde von den Livländern bis nach Beendigung des Krieges behauptet. Erst im September 1468 erhielt der Comtur von Memel vom livländischen Meister den Auftrag, Schloß und Gebiet Memel dem Hochmeister zu übergeben. Obgleich von livländischer Seite zahlreiche Klagen über schlechte Verpflegung der Truppen laut wurden, wird doch von keinem Falle von Meuterei berichtet. Meist finden wir, daß die Livländer im Einverständniß mit dem Comtur von Elbing, Heinrich Reuß von Plauen, vorgehen. Sie waren es auch, welche die Verhandlungen mit den aufständischen Soldaten führten, wir sehen sie in Marienburg, im März 1458 treffen sie

mit vierhundert Pferden vor Resenburg ein und vor Mewe kämpfen sie erfolgreich mit den „Bundtherren.“ Der mit Polen vereinbarte Waffenstillstand im October desselben Jahres kam unter Assistenz des Bischofs Paul von Kurland, des livländischen Landmarschalls und des Comturs von Wenden zu Stande. Im Allgemeinen aber konnte von Unternehmungen im größeren Stil nicht die Rede sein, dazu waren die aufgebrachten Streitkräfte zu gering und der Schwerpunkt der livländischen Unterstützung fiel daher nach einer anderen Seite.

Mengede führte die Verhandlungen mit König Christian von Dänemark nachweislich schon seit 1454, um ein Bündniß gegen die aufständischen Städte zu erlangen und dieselben mit Hülfe der mächtigen dänischen Flotte vom Meere abzuschneiden. Am 1. Februar 1455 wurde der Vertrag von den livländischen Gesandten, welche sogleich 1000 Mark reinen löthigen Silbers entrichteten, dahin abgeschlossen, daß sie sich verbanden, innerhalb fünf Jahren weitere 5000 Gulden rheinisch zu zahlen. Der Hochmeister seinerseits entrichtete 60,000 ungarische Gulden, wogegen der König versprach, den Feinden des Ordens sein Land und seine Gewässer zu verbieten und ihnen allen ersinnlichen Abbruch zu thun.

Für Livland barg dieser Vertrag in sofern Gefahren, als König Karl Knutson von Schweden sich durch denselben bedroht glaubte und nun eine feindselige Haltung einnahm. Erst die Entthronung Karls, der am 1. März 1457 flüchtig in Danzig eintraf, besserte die Lage, obgleich der vertriebene König von Danzig aus mit seinen Ausliegern die Schiffahrt lähmte und die dänische Unterstützung sehr wesentlich beeinträchtigte. Christiern, der Schweden, Dänemark und Norwegen in seiner Hand vereinigte, trat jetzt in noch engere Beziehungen zu Livland, indem er sich am 19. October 1457 gegen ein weiteres Jahrgeld von 1000 rheinischen Gulden verpflichtete, den Orden auf fünfzehn Jahre in seinen Schutz zu nehmen und ihm ein Hülfscorps von drei- bis fünfhundert Mann zu stellen. Anfänglich hatte der König als Preis seiner Hülfe die Anerkennung seiner Oberherrlichkeit über einen Theil von Livland (wahrscheinlich waren es die alten dänischen Ansprüche auf Harrien und Wirland) verlangt. Als er sah, daß er damit nicht durchdrang, suchte er dieses Ziel auf Umwegen zu erreichen. Wir finden, daß er in Estland recht ansehnlichen Grundbesitz erwarb und eine strittige Bischofswahl in Oesel dazu benutzte, um in drohendem Ton vom Orden die Anerkennung des ihm genehmen Candidaten zu verlangen. „Er ist der Freund des Ordens nicht, der er sein sollte,“ sagte man in Livland mit Recht, ja man fürchtete zu Anfang der sechziger Jahre sogar, daß er sich mit den Russen gegen den Orden verbünden werde. Wenn Mengede trotzdem in Oesel seinen Willen gewaltsam durchsetzte und seinem Candidaten Anerkennung erzwang, bewies er damit eine mehr als gewöhnliche Entschlossenheit. Ein Einfall der Pleskauer aber fand wirklich statt. Im Sommer 1463 nahmen sie Neuhausen. Sie verloren es aber bald danach und die nun angeknüpften Verhandlungen führten

zu einem zehnjährigen Frieden. Die russische Ueberlieferung, welche sich über diese Ereignisse in Widerspruch mit den urkundlichen livländischen Nachrichten befindet, knüpft an diesen Friedensschluß eine Forderung, die ein Jahrhundert später verhängnißvoll werden sollte. Der Bischof von Dorpat, behauptete sie, habe sich verpflichten müssen, „den alten Urkunden gemäß," dem Großfürsten einen Tribut zu entrichten. Es ist die Zeit, in welcher die Hand der Großfürsten von Moskau nach Livland hinüber zu langen beginnt und es charakterisirt die Situation, daß zwei Jahre später der Meister ein Bündniß mit Nowgorod abschloß, da sich die große russische Republik die Gefahr nicht verhehlen konnte, die ihr von der Begehrlichkeit Moskaus drohte.

In all diesen Nöthen innerhalb und außerhalb Livlands aber kam es stets darauf an, Geld zu schaffen, zumal die Ansprüche Preußens stiegen, je weniger der Krieg gegen den Bund und gegen Polen von Erfolg gekrönt wurde.

Im October 1455 quittirt der Hochmeister über 14 000 Mark, die er von Mengede erhalten hat und im Februar 1456 einigt sich der Meister auf dem Landtage zu Walk mit den Prälaten dahin, eine neue Kriegssteuer von 1 Mark für jeden Haken Landes auszuschreiben. Trotzdem wiederholen sich die Bitten des Hochmeisters um Geldunterstützung von Jahr zu Jahr, und so weit irgend möglich, suchte man seine Forderungen zu befriedigen. Es knüpft sich hieran ein für die innere Entwickelung Livlands höchst bedeutsames Zugeständniß, welches Mengede gemacht wurde.

Durch Urkunde vom 23. April 1459 verzichtete der Hochmeister auf diejenigen Gebiete, welche bisher unter seiner Oberhoheit gestanden hatten, zu Gunsten des livländischen Zweiges des deutschen Ordens. Es waren die Landschaften Harrien, Wirland und Allentaken, Schloß und Stadt Reval, Schloß und Weichbild Wesenberg, Schloß und Stadt Narva, also das ganze nördliche Estland oder derjenige Theil der „Livlande," dessen Wiederkauf der preußische Zweig des Ordens sich 1347 reservirt hat. Ludwig von Erlichshausen motivirte seinen Verzicht damit, daß es geschehen sei „um mancherlei großen Fleißes, die Johann von Mengede oberster Gebietiger in Livland und seine Gebietiger daselbst in diesen schweren und allerhöchsten unsern und unseres Ordens Nöthen, uns und unserem Orden in Preußen, mit mannigfaltigen schweren Kosten und Hülfe an Leuten und auch an großen merklichen Summen Geldes, Goldes und Silbers" erwiesen.

Endlich ging Hand in Hand mit dieser materiellen Unterstützung eine Reihe von Vermittelungsversuchen, die, wenn sie auch nur zeitweilig die Kriegsfurie zu hemmen vermochten, doch die Nothwendigkeit eines schließlichen Verständnisses auf beiden kriegführenden Seiten wach hielten. Besonders die Prälaten und die Städte sind in dieser Beziehung unermüdlich thätig gewesen, während der Orden meist die Verhandlungen mit den unzuverlässigen Söldnern führte.

Der Handel in der Ostsee ist dank der Zähigkeit der Städte nie ganz

unterbrochen worden. Schwierig war besonders das Verhältniß zu Danzig, das als streitbarster Vorkämpfer der Aufständischen zur See meist in den Vordergrund trat. Trotzdem verstand es Reval, sich während des ganzen Krieges in einer Art Neutralität zu behaupten und auch zwischen Riga und Danzig war seit dem Herbste 1459 eine Uebereinkunft getroffen worden, derzufolge die Rigaer Schiffe gegen das Versprechen, nicht Memel und Balga aufzusuchen, von den Danziger Ausliegern nicht belästigt wurde. Das Uebrige, um die Ostsee dem Handel freizuhalten, that die Hansa. Durch Aussendung von Friede-Schiffen gab Lübeck den Genossen der großen hansischen Vereinigung wenigstens relative Sicherheit vor den zahlreichen Seeräubern und Kapern, welche sich die politische Verwirrung jener Tage zu Nutze machten.

Fassen wir das Gesammtergebniß dieser Wirren und Kämpfe für Livland zusammen, so scheint die Anspannung aller Kräfte, der pecuniären wie der kriegerischen, nicht ungünstig gewirkt zu haben. Waren auch keine großen Erfolge auf dem Kriegsschauplatze zu verzeichnen, so war doch, wie von Preußen rückhaltlos anerkannt wurde, die von Livland geleistete Hülfe von größter Wichtigkeit gewesen. Sie hatte das Aergste abgewandt und bewiesen, daß der deutsche Orden noch lebensfähig sei. Die definitive Abtretung der estländischen Landschaften stärkte, obgleich noch lange Jahre hingehen sollten, ehe sie allseitig voll anerkannt wurde, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in der Kolonie, und was besondere Betonung verdient, die energische und doch versöhnliche Politik Mengedes hatte den Parteihader zum Schweigen gebracht. Auch die Thatsache, daß während jener Kriegsjahre die Stände so häufig zu gemeinsamen Berathungen zusammentraten, nicht um die eigenen kleinen Interessen mit, man kann wohl sagen, livländischer Zähigkeit zu verfechten, sondern um den Gesammtinteressen Opfer zu bringen, ist nicht zu unterschätzen. Die ständischen Körperschaften, Prälaten, Städte und stiftische Vasallen haben in diesen Jahren an innerem Halt gewonnen. Die „stiftische Begnadigung" des Erzbischofs Silvester macht in der Entwickelung der Ritterschaften Epoche, und wenn dieselbe in ihren Endresultaten auch nicht als eine Kräftigung Livlands bezeichnet werden kann, hat sie doch wesentlich dazu beigetragen, auch hier jenes feste Standesgefühl zu entwickeln, das auf ähnlicher Grundlage in Harrien und Wirland schon früher zur Ausbildung gelangt war.

Uebrigens waren die letzten Kriegsjahre auch für Livland unglücklich. Eine wohlausgerüstete Flotte von vierzig Schiffen scheiterte am kurländischen Strande und eine Schaar von 700 Reitern, die Mengede noch 1466 nach Preußen schickte, wurde in den Wäldern von Samaiten aufgerieben. Bei der völligen Erschöpfung des deutschen Ordens in Preußen konnte Livland nicht daran denken, den Krieg allein fortzusetzen, als aber der Friede zu Thorn zum Abschluß kam, nahm Livland, dessen Vertreter Verrath fürchteten, nicht theil und es ging noch ein Jahr darüber hin, ehe man sich in die veränderten Verhältnisse finden konnte. Es scheint, daß der livländische Land-

marschall in Folge der darüber ausgebrochenen Conflicte sich in unhaltbare Stellung versetzt sah. Ein Ordenskapitel entsetzte ihn zu Anfang des Jahres 1468 seines Amtes, er verschanzte sich in der Burg Doblen in Kurland und mußte mit Gewalt zum Nachgeben gezwungen werden. Man fand ihn schließlich nach Verlauf einiger Jahre mit der Comturei Bremen ab.[1])

Der Niedergang des deutschen Ordens in Preußen aber mußte mit innerer Nothwendigkeit zu einer Stärkung der Selbständigkeit Livlands dem Hochmeister gegenüber führen. Machtansprüche und die thatsächliche Fähigkeit sie durchzuführen, standen in allzu grellem Contraste. Seit den Tagen Mengedes gebrauchen die livländischen Meister ein persönliches Majestätssiegel, das im Siegelfelde die Flucht der heiligen Familie darstellt, und im Siegelfuße zwei Schilde führt, rechts das Ordenskreuz, links das Geschlechtswappen des Meisters.

Zwölftes Kapitel.

Silvesters Untergang und die Entscheidung im Kampfe um Riga.

Meister Johann von Mengede starb noch zu Ende des Jahres 1469 und fand seine Ruhestätte im Chor der Domkirche zu Riga, wie er es sich von Silvester ausbedungen hatte. Nur daß der Erzbischof in kleinlicher Weise seinem schwer zurückgehaltenen Grolle gegen den Mann, dem er sich widerwillig hatte beugen müssen, dadurch Ausdruck verlieh, daß er ihm wohl das Grab, aber nicht den Grabstein gewährte. Zum Nachfolger Mengedes wählte man den Comtur von Reval, Johann Wolthuß von Herse, einen unruhigen Mann, der nur kurze Zeit seines Amtes waltete. Er erregte nach allen Seiten hin Anstoß. Der Erzbischof trat mit seinen alten Ansprüchen wieder auf und behauptete, Mengede habe ihm die kirchholmer Vertragsurkunde zur Vernichtung übergeben, der Orden klagte über parteiische Besetzung der Aemter durch den neuen Meister, über sein wüstes Leben und seine „russische Politik.“ Vor allem aber erregte er dadurch den Zorn der Ordensbrüder, daß er ohne den Rath der Gebietiger am Meeresstrande in Wirland ein Schloß Fredeburg in größter Eile hatte errichten lassen und zwar auf einem dem Orden nicht gehörenden Grunde. Dabei geriethen die Finanzen des Ordens in Verwirrung und das gab den äußeren Anlaß zu seinem Sturz. Um eine im Herbst 1471 fällige Ordensschuld von 600 Mark zu bezahlen, wollte der Meister eine allgemeine Schatzung ausschreiben. Da er, wie seine Gegner behaupteten, das Geld verschleudert hatte, beschloß man,

1) Hier wie überhaupt für die Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts hat die Detailforschnng überall einzusetzen. Was bisher an Material und Vorarbeiten vorhanden ist, berechtigt noch nicht zu sicherem Urtheil

sich seiner zu entledigen. Die Gebietiger traten zusammen, entsetzten ihn seines Amtes und hielten ihn im Ordensschloß Wenden in schwerer Haft. Dort im Kerker ist er dann, noch vor 1474, gestorben. Zu seinem Nachfolger aber erwählte man den Landmarschall Bernd von der Borch.

Der Sturz Wolthusens hat nun eine weit größere Bedeutung gehabt als man meist anzunehmen pflegt. Ein Bruder des gefangenen Meisters, Ernst Wolthusen, stellte sich das Ziel, ihn zu befreien und setzte alle Mittel in Bewegung, um auf den Orden nach dieser Richtung hin einen Druck auszuüben. Zunächst wandte er sich nach Schweden und wir finden fortan Schweden in alle Händel verwickelt, die wider den Orden angezettelt werden. Der schwedische Reichsrath richtete durch Ywar Axelson höchst unbequeme und drohende Anfragen an den Orden, der Bischof von Dorpat wurde in den Streit mit verwickelt, eine Partei innerhalb des Ordens gewonnen, und als der Erzbischof zu offener Feindseligkeit wider den Meister schritt, fand er so alle Elemente zu einer Coalition vor, die unter einem weniger energischen Meister als Borch es war, den Bestand des Ordens hätte gefährden müssen.

Die Frage, an welcher der Streit sich entzündete, war der alte Anspruch auf die Herrschaft in Riga, doch operirte Borch so geschickt, daß er die Stellung, welche Mengede errungen hatte, zu behaupten verstand und durch Vermittelung der Ritterschaften beider Parteien den Erzbischof nöthigte, einen sechsjährigen Anstand einzugehen (26. September 1474). Silvester suchte nun sein Ziel auf Umwegen zu erreichen. Er erwirkte sich in Rom eine Bulle, die ihm die Hoheitsrechte über Riga wieder zusprach und verstand es, den Bischof von Dorpat ganz zu sich herüberzuziehen. Das ganze Land wurde durch diesen Streit in Aufregung versetzt, da Silvester auch Schweden und Polen für sich gewann, alle Vergleichs- und Vermittelungsvorschläge zurückwies und mit den maßlosesten Verdächtigungen gegen den Orden hervortrat. Diese Zustände, welche durch nicht eingehaltene Verträge und Friedensschlüsse nur zeitweilig unterbrochen wurden, ließen sich schließlich nicht mehr ertragen. Schon Ende August 1476 erklärte der Meister auf dem Landtage zu Wolmar, nachdem es nicht möglich gewesen, mit dem Erzbischof in Güte zurecht zu kommen, wollte er mit ihm im Felde, wie Fürsten und Herren zu thun pflegen, handeln. Nur mit Mühe gelang es, den Frieden noch kurze Zeit zu erhalten, wiederum durch die Vermittelung der Ritterschaften einigte man sich nochmals auf einen zehnjährigen Stillstand, beide Theile aber benutzten die folgenden Monate, um sich zu rüsten. Im Mai 1477 sprach der Erzbischof den Bann über den Orden und über Riga aus, während er gleichzeitig in seinem und des Erzstiftes Namen ein Bündniß mit dem Erzbischof von Upsala, dem Bischofe von Strengnäs und anderen schwedischen Prälaten zum Abschluß brachte, und bei Sten Sture, in Polen, Littauen und Samaiten um Hülfstruppen werben ließ. Ein Böhme, Heinrich von Hohenberg, war sein Agent und der Ordensmeister kam um so mehr ins Gedränge, als die drohenden Rüstungen der Russen nicht erkennen ließen, ob es einen russisch-livländischen oder einen

russisch-littauischen Krieg geben werde. Auf einem Landtage zu Walk beschlossen Orden, Ritterschaften und Städte, nachdem der Versuch, Riga „beim Lande zu sequestriren,“ d. h. die Stadt zu einer neutralen oder zu einer Art livländischer Reichsstadt zu machen, am Widerspruch des Meisters gescheitert war, den Anstand bei Kraft zu erhalten und sich um Lösung vom Banne zu bemühen. Am 19. November traf dann der Bischof von Reval mit vier päpstlichen Schreiben in Riga ein, durch welche die Entscheidung des Streites dem Cardinal Stephan übertragen und der Erzbischof citirt wurde, sich binnen hundert Tagen dem Cardinal persönlich zu stellen. Silvester aber nahm davon keinerlei Notiz, und da das gemeine Volk in Riga zu ihm hielt, blieb die Lage nach wie vor kritisch und aufs Aeußerste gespannt. Ein Einfall der Pleskauer in das Stift Dorpat im Frühjahr 1478 zeigte die Gefahren der fortdauernden Mißhelligkeit zwischen den Häuptern des Landes. Der Meister traf Maßregeln zur Vertheidigung und suchte noch einmal in Güte eine Ausgleichung mit dem Erzbischof zu finden. Nachdem im August 1478 der Landtag zu Weißenstein eine Klage bei Papst und Cardinälen gegen den Erzbischof erhoben hatte, ohne davon irgend welchen Erfolg zu spüren, stellte der Landtag zu Wenden am 24. Januar 1479 ihm gewissermaßen ein Ultimatum: Silvester sollte seinen Böhmen und die schwedischen Truppen, die er ins Land gezogen hatte, entlassen. Als er diese Forderung rund abschlug, seine ordensfeindliche Politik fortsetzte, auch hundertundzwanzig schwedische Krieger in Salis aufnahm, machte der Meister endlich Ernst. Salis mußte capituliren und wenn den Schweden auch freier Abzug nach Riga gestattet wurde, war damit doch insofern nichts vergeben, als der Erzbischof, für den die stiftische Ritterschaft nicht eintrat, keine weitere Kriegsmacht dem Orden entgegenzusetzen hatte. In den ersten acht Tagen gelang es dem Meister, sich der wichtigsten Schlösser Silvesters zu bemächtigen, Smilten, Schwaneburg, Uexküll, Lennewarden, Kreuzburg, Sunzel, Dalen und noch drei Burgen mußten sich ihm ergeben; bald war das ganze Stift Riga in seinen Händen, ohne daß irgend ein Verlust an Menschenleben zu beklagen gewesen wäre. Eine Thatsache, die in jener harten und rücksichtlosen Zeit doppelte Anerkennung verdient. Die Dispositionen Bernds von der Borch waren so vortrefflich getroffen und seine Uebermacht so groß, daß man ihm nirgend Widerstand entgegenzusetzen wagte. Dazu hatte Silvester durch seine treulose und zweizüngige Politik auch unter seinen früheren Anhängern alles Vertrauen verloren. Schließlich kamen auch Treiden und Kokenhusen in die Gewalt des Meisters, der den Triumph erlebte, seinen bittersten Gegner als Gefangenen vor sich zu sehen.

Ein Brief Borchs an den Hochmeister schildert die folgenden Ereignisse: „Propst, Dekan und die anderen Domherren haben uns geschworen, treu und gehorsam zu sein. Wir sind mit dem Herrn Erzbischof im Beisein des Comturs von Goldingen auf Kokenhusen zusammen gewesen, in trefflichen Handlungen und mannigfaltiger Rede und Widerrede. Er schwört

hoch und leugnet nach alter Weise Dinge, die doch offenbar vor Augen sind und mit Schriften und Siegeln, sowie durch lebender Leute Zeugniß bewiesen sind. Zuletzt ist es dabei geblieben, daß der Erzbischof bis an sein Lebensende in Kokenhusen bleiben soll. Man soll ihm halten einen Caplan, einen Kammerschreiber, drei oder vier Jungen und einen Gesellen. Er ist ganz schwach und wir werden diese Leute unterhalten. Wir haben einen Landvogt darauf gesetzt, der für alle Dinge rathen und dem Gebiete vorstehen soll und der ihm alle gute Nothdurft schicken wird. Der Herr Erzbischof hat uns wohl angelangt und gebeten, ihm das Gebiet Pebalg zu geben, aber obgleich wir sonst nicht abgeneigt wären, mögen wir es ihm doch nicht vertrauen. Wir fürchten, daß, sobald er nur Raum gewinnt, er die alte Schnödigkeit und verderbliche Anschläge nicht werde lassen können. Die Ritterschaft des Stiftes Riga hat uns gehuldigt und ihre Lehen empfangen. Sie entschuldigen sich sämmtlich, daß sie von dem Bündnisse nichts gewußt hätten, sie seien jämmerlich verrathen und verkauft worden. Diejenigen, die das Bündniß (mit Schweden) mitunterzeichnet haben, sagen, sie seien dazu genöthigt worden, und hätten bei Verlust ihrer Güter schwören müssen, es Niemandem mitzutheilen. Das heilige Blut und etliche andere Kleinodien sind von Kokenhusen abgeholt und nebst einer schönen Monstranz und einem Marienbilde in Procession wieder in die Domkirche gebracht worden. Man bestellt wieder den Gottesdienst nach unseres Ordens Vorschrift und Gewohnheiten. Sobald möglich fertigen wir unsere Botschaft nach Rom ab." . . . . .
An diesen Brief schloß sich eine Nachschrift: „Gnädiger Herr Meister. Heinrich den Böhmen, der auf dem Wege nach Littauen war, um auf Befehl des Erzbischofs gegen uns und unseren Orden mehr Volkes einzuladen, haben wir gefangen und viertheilen und auf vier Räder setzen lassen . . . Das ist nicht ohne sonderliche Schickung Gottes so zugegangen. Wären die Pläne des Erzbischofs vollzogen worden, so wäre in diesen Landen alles verrathen und zu Jammer gekommen. Wir hätten jetzt die Feinde im Lande gehabt und die anderen wären ihnen mit aller Macht gefolgt. Sie waren bereits in der Nähe der Küste, als das Gerücht zu ihnen drang, daß der Böhme hingerichtet und das Stift genommen sei. Da sind sie wieder umgekehrt. Auch aus Littauen erfahren wir nur Gutes . . . . . ."

Der Meister ging ungemein entschieden vor und war sich seiner Ziele wohl bewußt. Zum Decan auf dem Dom wurde ein Chorherr des Ordens, zu Priestern in den städtischen Kirchen St. Peter und St. Jacob Ordensgeistliche eingesetzt, während die Glieder des widerspenstigen Domkapitels in Gewahrsam gebracht wurden, der Propst in Wolmar, der Decan in Wenden, die übrigen in Ronneburg und wo sonst der Orden sie sicher untergebracht glaubte. Der Rath mußte das lange erledigte Amt eines Erzvogtes neu besetzen und sich vom Meister die Confirmation desselben erbitten, die ganze Stadt dem Meister schwören.

Wie die Dinge einmal lagen, schien der Sieg des Ordens ein endgiltiger

zu sein, da starb am 19. Juli 1479 Erzbischof Silvester in Kokenhusen und über der Frage der Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles entzündete sich der alte Hader schlimmer als je vorher. Obgleich wir gerade über die nun folgenden Ereignisse bis in das Detail hinein unterrichtet sind, läßt sich nur kurz bei denselben verweilen.

Der Meister beging einen Fehler, indem er durch die in seiner Gewalt befindlichen Domherren seinen Brudersohn, den Bischof Simon von Reval, zum Erzbischof wählen ließ. Papst Sixtus IV. aber bestimmte von sich aus den Bischof von Troja, Stephan Grube, für den erzbischöflichen Sitz, nachdem er schon vorher in zwei Bullen dem Orden die schwersten Censuren auferlegt hatte.

Das aber geschah zu einer Zeit, da die Einnahme Nowgorods durch den Großfürsten Iwan Wassiljewitsch[1]) die Gefahr von Seiten der Russen zu einer im höchsten Grade ernsten machte. Der Meister war sich dessen sehr wohl bewußt. Als daher Erich Axelson durch den Vogt von Narva ihm ein schwedisches Bündniß gegen Moskau antragen ließ, versicherte er sich auf einem Landtage zu Walk der Zustimmung der Prälaten und wandte sich darauf mit einem Gesuch um Hilfe an den Hochmeister. Obgleich er abschlägigen Bescheid erhielt, beantwortete Bernd von der Borch am Neujahrstage 1480 einen Einfall der Pleskauer mit einem Rachezuge und zerstörte eine Holzburg, welche der Feind noch zu Silvesters Zeiten auf erzbischöflichem Gebiete errichtet hatte. Die harrisch-wirische Ritterschaft mit den binnenländischen Gebietigern und der Stadt Reval sollte über den Peipus und dort den Feind von den Grenzen zurückschrecken. Schlechtes Wetter scheint die Ausführung dieses Planes verhindert zu haben und nun nahm der Krieg jenen schleppenden und unerquicklichen Charakter an, der den russisch-livländischen Conflicten früherer Zeit eigenthümlich war. Ein neuer verwüstender Einfall der Pleskauer wurde von dem Meister im Verein mit den Bischöfen von Dorpat und Reval ohne Erfolg erwidert. Dann wurden Verhandlungen mit Polen wegen eines Bündnisses angeknüpft und ein thatsächlicher Stillstand trat ein, während das Gerücht von der Absicht des Großfürsten, gegen Livland zu ziehen, immer wieder mit großer Bestimmtheit auftrat. Wir hätten diese Dinge nicht erwähnt, wenn sie nicht auf das Verhalten Borchs wie seiner Gegner von bestimmendem Einfluß gewesen wären. Der Meister fühlte sich stets im Rücken bedroht und seine Gegner konnten darauf rechnen, daß er zu voller Kraftentfaltung nicht werde gelangen können und machten ihm andrerseits die Erfolglosigkeit seiner Kriegszüge zu bitterem Vorwurf.

Der neue Erzbischof mußte dem Meister, der gehofft hatte, durch die Wahl seines Neffen einen zuverlässigen Anhänger in das Erzstift zu führen, um so unerträglicher scheinen, als Papst Sixtus durch Bulle vom 31. Juli 1480 Stephan Grube nicht nur zum Erzbischof, sondern zugleich zum

1) Vgl. Geschichte Rußlands Bd. I. S. 330 ff.

alleinigen Herrn von Riga gemacht hatte. Der in den Bann gethane Meister sollte ebenso wenig wie der gesammte Orden fürder in Riga zu befehlen haben.

Die Folge dieses Schrittes war eine doppelte. Einmal suchte der Meister durch den Comtur von Goldingen, den er nach Deutschland sandte, sich des kaiserlichen Schutzes zu versichern, und wirklich erreichte er auch, daß Kaiser Friedrich III. ihm die Regalien der rigaschen Kirche verlieh und der Stadt bei Verlust aller ihrer von kaiserlicher Majestät verliehenen Privilegien anbefahl, dem Meister und seinen Nachfolgern auf immer unterworfen zu sein. Zugleich hatte der Kaiser Polen und Dänemark zum Schutze des Ordens aufgerufen. Der Papst sah in diesem Vorgehen einen Eingriff in seine Rechte, erneuerte und verschärfte den Bann wider den Meister und befahl der Stadt Riga, so wie den Vasallen des Erzstiftes, „von dem Kinde der Bosheit, Bernhard von der Borch, Gebietiger und angemaßten Meister in Livland, der wegen seiner Unthaten und abscheulichen Verbrechen schon längst aus dem Schooße der heiligen Mutter, der Kirche, geworfen worden," sich loszusagen und den Erzbischof Stephan als ihren wahren Herrn anzuerkennen. (Bulle vom 11. December 1481.) Der Kaiser antwortete darauf, indem er am 28. Mai 1482 die Stadt Riga, weil sie sein kaiserlich Gebot verachtet und gegen dasselbe an den Papst appellirt, „für den die Sachen nit gehört," vor sein Gericht citirte. Es war die Wiederholung des alten Streites zwischen Papstthum und Kaiserthum, die noch einmal am äußersten Vorposten der lateinischen Christenheit zum Austrag kommen wollte.

Doch dieser Seite des Kampfes ist allzu große Bedeutung nicht beizumessen. Es waren gegen livländische Ordensmeister noch härtere Sprüche und schärfere Flüche ausgesprochen worden, ohne die Entscheidung zu bringen. Es kam alles darauf an, ob die Stadt Riga zum Meister halten oder dem neuen Erzbischof zufallen werde.

Bernd von der Borch hatte der Stadt auf das Entschiedenste kundgethan, daß er dem neuen Erzbischof, auch wenn er die päpstliche Confirmation habe, weder die Stadt Riga noch die erzstiftsche Ritterschaft, die ihm, wie wir wissen, gehuldigt hatte, überliefern werde. „Sie wären mit einander eingewabet, sie mußten mit einander auch auswaben."

Fürs erste hielt die Stadt an sich. Ihr fehlte ein Führer, da der Meister Sorge getragen hatte, die unzuverlässigen Herren des Kapitels abermals im ganzen Lande zu vertheilen. Noch stand auch die Ritterschaft auf Seiten des Ordens, der, wie es scheint, bestrebt war, die stiftischen Ritterschaften ganz an sich zu fesseln, und Riga mußte sich fügen. Wir finden, daß als im Winter 1481 wiederum ein Einfall der Pleskauer stattfand, auch die Rigaschen Heeresfolge leisteten. Sie schickten einen Hauptmann mit 200 Reitern und 130 Mann zu Fuß, dazu sechs Geschütze. Um so mehr verstimmte es, daß der Meister es zu keinem Kampfe kommen ließ. Nachdem sie fünf Wochen geraubt und gehaust hatten, konnten die Russen ungestraft wieder abziehen. Unter diesem

Eindrucke, der, soviel wir sehen, Borchs Ansehen nicht unwesentlich erschütterte, und auf Schreiben hin, welche ein Gesandter des Erzbischofs im Mai 1481 in die Stadt brachte, erklärte Rath und Gemeinde einhellig, daß sie nicht zum zweiten Male sich Bann und Interdict zuziehen wollten. Sie erkannten Stephan Grube als rechtmäßigen Erzbischof und Herrn der Stadt an und ließen sich auch dann nicht irre machen, als jetzt die Ordensgeistlichen ihrerseits die Stadt mit dem Bann belegten.

Nun rüstete Borch zum Entscheidungskampfe. Aus den Schlössern wurde Geschütz auf die Ordensburg Riga gebracht und gegen die Stadt ausgelegt. Diese ihrerseits traf die entsprechenden Vertheidigungsmaßregeln und nahm Reiter und Landsknechte in Sold. Da Verhandlungen, welche mit dem Meister angeknüpft wurden, zu keiner gütlichen Einigung führten, fanden am Johannisabend 1481 die ersten Feindseligkeiten statt. Der Meister selbst zog nach Riga aufs Schloß und fuhr die Deputirten des Rathes hart an. Als diese auf seine directe Frage erklärten, daß sie zur Zeit nicht in der Lage seien, ihm gegen die Russen Heeresfolge zu leisten, brach er die Verhandlungen ab.

Noch einmal versuchten mit gleich geringem Erfolge die Stände zu vermitteln. Weder die harrisch-wirische Ritterschaft, noch die Stadt Reval, noch endlich eine feierliche Gesandtschaft des Bischofs von Dorpat richteten etwas aus. Riga blieb dabei, dem römischen Stuhle, d. h. dem Erzbischofe Stephan, Gehorsam zu halten. Auch der oben erwähnte Brief Kaiser Friedrichs machte keinen Eindruck, beide Theile rüsteten weiter und der Meister ließ durch den Comtur von Dünamünde die nach Riga bestimmten Handelsschiffe beschießen. Zu Ende des Jahres 1481 war aus den gelegentlichen Feindseligkeiten offener Krieg geworden. Der Meister hatte seinen Vetter aufs Feierlichste als Erzbischof anerkannt und ihm auf Grund jenes kaiserlichen Lehnbriefes anstatt des römischen Kaisers zu Wenden den Lehnseid geleistet, die stiftischen Hauptleute und Ritterschaften waren seinem Beispiele gefolgt, vom Rigaer Schloß aus wurde auf die Stadt geschossen und diese verheerte und verbrannte die Besitzungen des Ordens, wo sie dieselben erreichen konnte. Als die Rigaer Bürger die Vorburg von Kirchholm verbrannt hatten, schickte man ihnen vom Schloß aus einen Cartel- oder Entsagungsbrief und nun begann ein heftiger Geschützkampf, bei welchem der schöne viergieblige Thurm der Jacobskirche in Flammen aufging, im Allgemeinen aber das Schloß größeren Schaden erlitt als die Stadt. Wir können nicht recht sehen, was den Meister von einer ernstlichen Belagerung Rigas abhielt. Wahrscheinlich glaubten die Prälaten und Stände noch, daß es möglich sein werde, das Aeußerste zu vermeiden. Im März 1482 gelang es ihnen wirklich, einen Stillstand auf zwei Jahre zu vermitteln, durch denselben ist aber der Orden nur noch mehr geschädigt worden, da es am 29. Juli 1483 dem Erzbischof Stephan gelang, durch Polen, Littauen und Kurland glücklich nach Riga zu gelangen. Die Stadt hatte damit den fehlenden Führer gewonnen. Sie kündigte dem Orden den Stillstand und brachte ihm mit raschen und geschickten Schlägen einen Verlust

nach dem andern bei. Die Stadt Kokenhusen ging verloren, die Festung Dünamunde wurde zur Capitulation genöthigt, Pebalg mit Sturm genommen, Dalen capitulirte, ja die Städter rückten bis vor Wenden, das der Meister zwar vertheidigte, doch wagte er nicht, eine ihm gebotene Feldschlacht anzunehmen.

Den Schlüssel zu dieser Unthätigkeit des sonst so thatkräftigen Mannes wird man wohl darin finden müssen, daß er Prälaten, Ritterschaften und Städte wohl zur Vermittlung, nicht aber zu bewaffneter Hülfeleistung gegen Riga zu bewegen vermochte und auf seine nach Preußen gerichteten Gesuche um Hülfe stets abschlägige Antworten erfolgten. Die unglückliche Führung der Feldzüge gegen Pleskau, eine Reihe von Nothjahren, die Krankheit und Hunger gebracht hatten, steigerten die Unzufriedenheit und bald nach jenem Zuge Rigas vor Wenden wurde der Meister zur Abdankung genöthigt. Die uns erhaltenen urkundlichen Berichte lassen ihn freiwillig zurücktreten, es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß ein Druck auf ihn ausgeübt wurde. An seine Stelle wurde noch an demselben Tage, dem 18. November 1483, der bisherige Comtur von Reval, Freitag von Lorinkhove, zum Meister gewählt. Kaum einen Monat darauf, am 20. December 1483, starb auch der Erzbischof und wenn Riga gewollt hätte, wäre es jetzt möglich gewesen, dem Lande einen dauernden Frieden zu schaffen.

Man hatte dort aber bereits die Belagerung des Schlosses in Angriff genommen und war um so weniger geneigt, von derselben abzulassen, als die Versuche, welche Freitag machte, um die hartbedrängten Vertheidiger desselben zu entsetzen, kläglich scheiterten. Am 22. März 1484 erlitt das Ordensheer, dessen Söldner sich als unzuverlässig erwiesen, in der Nähe von Dünamünde eine vernichtende Niederlage. Die Stadt hatte den Triumph, dreiundzwanzig Ordensbrüder gefangen zu nehmen, darunter drei Comture und zwei Vögte, während drei andere Comture fielen und ein vierter ertrank. Zwei Monate darauf mußte Schloß Riga, von dessen Vertheidigern nur noch zehn so weit bei Kräften waren, um nach Neuermühlen abzuziehen, sich ergeben. Und nun kühlte die Stadt ihren lange widerwillig zurückgehaltenen Haß. Der Rath ließ verkündigen, daß es jedem freistehe, das Schloß abzubrechen und schon nach zwei Monaten war nichts mehr von ihm übrig, als ein wüster Trümmerhaufen. Alt und jung, Deutsche und Undeutsche wetteiferten in dem Zerstörungswerk; als die Ordensburg gesunken war, meinte man den Sühnebrief für alle Zeiten vernichtet zu haben.

Aber gerade dieser Höhepunkt der Macht Rigas war zugleich der Wendepunkt in dem Glück der Stadt. Der Erfolg auf dem Schlachtfelde ging in Folge der Niederlage verloren, welche die Stadt in der Frage der Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles erlitt. Papst Sixtus IV. bestätigte den Candidaten des Ordens Mag. Michael Hildebrand, Domherrn zu Reval in Oesel, einen Mann, der als früherer Secretär des Ordens und als Revalenser eine der Stadt ungünstige Conjunctur bedeutete. Der Candidat Rigas und

der jetzt wieder mit ihr verbündeten erzstiftischen Ritterschaft, war ein Graf von Schwarzburg, der sich anfänglich bereit erklärt hatte, den Kampfposten in Riga anzutreten. Als nun Hildebrand im Januar 1485 in Livland eintraf und Riga ihm die Thore verschlossen hielt, zog er nach Wenden zum Meister, der ihn ehrenvoll aufnahm und ihm vier Schlösser einräumte. Verhandlungen, die mit Riga angeknüpft wurden, führten nicht zum Ziele, die erzstiftische Ritterschaft schloß sich Michael Hildebrand an, und da die Stadt trotz der ihr jetzt zugegangenen Absage des Grafen Schwarzburg bei ihrer feindseligen Haltung beharrte, brach unter weit ungünstigeren Bedingungen für sie der Krieg von Neuem aus. Sie suchte sich den Rechtsboden dadurch zu wahren, daß sie erklärte, Hildebrand sei nicht canonisch gewählt und daher auch die von ihm gewonnene päpstliche Bestätigung nichtig. Der Rigaer Propst Henning Hilgenfeld wurde nun gewählt und diesem gelang es im November des Jahres, aus Schweden viertausend Mann Hülfstruppen zu erhalten.



Secretsiegel des Bischofs Simon von Reval. Originalgröße.
Im Felde Maria mit dem Kinde in einem Tabernakel; im Abschnitte zwei Schilde mit dem Wappen des Stifts und dem der Familie des Bischofs, drei Vögel. Umschrift: secretū · simonis · dei gratia · eps̄ · revaliens̄. An einer Urkunde vom 14. September 1484. Reval, Rathsarchiv.

Die Schweden aber schlugen zum großen Verdruß Rigas den Weg der Verhandlung ein, so daß es unter ihrer Vermittlung im März 1486 zu einem Vertrage kam, welchen man nach dem Ort der Verhandlungen den Blumenthaler Vertrag nennt, und in welchem Riga den Erzbischof Michael anerkennen mußte. Am 15. März wurde danach auch mit dem Orden ein ewiger Friede geschlossen, der zwar nicht den Streit zum Austrag brachte, aber doch festsetzte, daß bis zu einem bestimmten Termin die Gefangenen freizugeben und die schwebenden Mißhelligkeiten gerichtlich zu entscheiden seien. Alle Wege zu Wasser und Lande mit Ausnahme einer Straße nach Littauen hin sollten frei sein und der Friede das ganze Land, Prälaten, Ritterschaften und Städte begreifen. Wer dawider handele, sei als ein „Verstörer" des allgemeinen Friedens zu behandeln.

Die schwedischen Truppen aber segelten nach Stockholm zurück, nachdem der Orden sich verpflichtet hatte, im nächsten Sommer Gesandte zu schicken, um den Ansprüchen der Krone Schweden genug zu thun.

Der Orden war mit den Erfolgen dieses Blumenthaler Vertrages nicht zufrieden. Ihm lag daran, seine Stellung in Riga ungeschmälert zurückzugewinnen. Durch Bischof Simon von Reval, der in des Meisters Auftrage nach Rom ging, gelang es ihm, gegen die Stadt vom Papste Innocenz VIII. Pönalmandate zu erhalten, durch welche Riga bei Strafe des Bannes ermahnt wurde, dem Orden alles wieder zu erstatten und aufzubauen, was sie erobert, eingenommen oder niedergerissen habe. Da die Stadt nicht gehorchte, sollte

sie mit dem Interdict belegt werden, doch erlangte der Erzbischof, der einen neuen Kampf verhindern wollte, Aufschub, und fast zwei Jahre gingen wieder mit Verhandlungen hin. Als ein erneuter Vermittlungsversuch des Bischofs von Reval, der inzwischen päpstlicher Legat geworden war, ebenfalls scheiterte, und die Stadt erklärte, sie wolle mit dem Orden „pleithen, die weil sie etwas in der Welt habe," auch ihre Hälse daran setzen und sollte man sie alle mit den Hälsen über die Mauer hängen, erfolgte am 30. September 1489 die erneute Kriegserklärung. Obgleich jetzt das ganze Land einmüthig auf Seiten des Ordens stand und dieser in dem Ordensmarschall Wolter von Plettenberg einen außergewöhnlich tüchtigen Heerführer hatte, auch der Hochmeister Hans von Tiefen der Stadt den Krieg erklärte und Hülfe sandte, erlitt der Orden doch namhafte Verluste, ehe es ihm nach anderthalbjährigem Kriege gelang, in einer Schlacht bei Neuermühlen die Widerstandsfähigkeit Rigas ganz zu brechen. Die Stadt mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben und am 30. März zu Wolmar ihren Frieden machen. Alle Güter, bewegliche und unbewegliche, welche im Laufe der letzten Kriege dem Orden seit Meister Bernd von Borchs Zeiten abgenommen waren, mußten zurückerstattet werden. Die Bundbriefe mit Schweden wurden für todt erklärt und verbrannt. Mit Zoll, Accise, Maaß und Gewicht solle es gehalten werden, wie zu Erzbischof Hennings Zeiten. Endlich waren alle nach Riga verlaufenen Bauern auszuliefern, die Schlösser in Riga und Dünamünde nebst den zugehörigen Kirchen sowie einen Ordensconvent nebst Kirche aufzubauen und im Bau in spätestens sechs Jahren zu Ende zu führen.

Der Sieg des Ordens über die hartnäckige Stadt erregte auch in Preußen große Freude. Der Hochmeister Hans von Tiefen war sogar der Meinung, man sei noch zu milde vorgegangen. Namentlich rieth er davon ab, daß der Orden sich von Riga mit einer Geldzahlung abfinden lasse. Die Stadt müsse das zerstörte Ordensschloß selbst wieder aufbauen, „sich zur Schmach und dem Orden zur Ehre." Man mochte in Preußen diesen Sieg im Norden als einen Trost empfinden nach all den Schlägen, durch welche die Städte in Preußen Ruhm und Geltung der Ordensmacht geschädigt hatten. Hüben und drüben war trotz der immer mehr hervortretenden Scheidung, wie sie durch die Verschiedenheit der politischen Interessen bedingt wurde, doch noch das Bewußtsein gleichen Ursprungs und gleicher Existenzbedingungen lebendig. Aber hüben und drüben war der Boden gleich untergraben. Auch in Livland war die militärische Uebermacht des Ordens in ihren Grundvesten erschüttert. Einerseits das während der letzten Kriege immer mehr um sich greifende Söldnerwesen und die Lockerung der Ordensdisciplin, andrerseits das drohende Wachsthum der Macht Moskaus, welches in instinctivem Triebe nach Westen drängte, kündeten eine Katastrophe an, in welcher die deutsche Kolonie im Osten noch einmal das Recht ihrer Forterxistenz erweisen mußte.

Daß Livland diese Krisis glücklich und ruhmvoll überwand, ist das unsterbliche Verdienst Wolters von Plettenberg.

Dreizehntes Kapitel.

Walter von Plettenbergs Kampf um Livlands Selbständigkeit.

Der Kampf des Ordens mit Riga war in steter Sorge um einen Ueberfall von Seiten des Großfürsten von Moskau geführt worden. War auch noch im Jahre 1487 der zwanzigjährige Friede der Hanseaten mit dem Namestnik und den Bojaren Iwans in Nowgorod aufs Neue befestigt worden, so wollte der Großfürst doch von einer Bestätigung desselben nichts wissen. Und auch der livländische Friede war nicht sicher. Hier und da fanden Versuche statt, über die livländische Grenze zu dringen, die, wenn sie auch zurückgeschlagen wurden, doch an die Unbeständigkeit und Unsicherheit des moskowitischen Friedens mahnten. Vollends bedrohlich wurde die Lage, als zu Anfang des Jahres 1492 der Vogt von Narva dem Meister berichtete, wie jenseits der Narva, im Angesicht der gleichnamigen Ordensstadt in der kurzen Zeit von sieben Wochen ein mächtiges russisches Schloß, ein Trutznarva, das den Namen Iwangorod erhielt, entstanden sei. Ein starker Bau mit vier Thürmen von je neun Faden Höhe an den Ecken, mit Mauern und Zinnen, die bei einer Dicke von vierzehn Fuß sieben Faden emporragten und einem „Stock" in der Mitte, blickte drohend nach Narva hinüber und es scheint, als habe Iwan die Absicht gehabt, den Orden zu einem Friedensbruch zu provociren. Denn nachdem Gemäuer und Thürme errichtet waren, zog das ganze Volk der Maurer und Werkmeister ab, wie es gekommen war. „Sie haben," schreibt der Vogt von Narva, „noch keine Wehre darin gebaut, noch Mücken oder Holzwerk, von dem man Büchsen abschießen mag, was mich sehr verwundert. Man könnte das Schloß einnehmen ohne Schwertschlag. Jeder Deutsche kann hinauf, denn da sind nur Leute, welche Steine brechen und Kalk brennen, womit sie im nächsten Jahre die Mantelmauer bauen wollen. Auch sind im Innern noch keine Schornsteine oder Kammern."

Der Meister berief auf Johanni 1492 einen Landtag nach Walk, um über die Frage zu berathen. Man ließ die Russen gewähren, verband und verpflichtete sich aber zu gemeinsamer Abwehr des drohendes Ueberfalles und schickte gleichzeitig Boten nach Littauen, um einen ewigen Frieden zu beschwören und sich nach dieser Seite hin den Rücken zu sichern. Auch mit Schweden war „gute Einigkeit." Dagegen machten sich im inneren Leben Livlands wieder allerlei Schwierigkeiten geltend, die nothwendig beigelegt werden mußten, sollte nicht wieder ein allgemeiner Brand die Wehrkraft nach außen hin in Frage stellen. Ende October 1492 war der dem Orden ergebene Bischof von Reval, der oftgenannte Simon von der Borch gestorben. Das Domkapitel

wählte an seiner Statt den revaler Domherrn Nicolaus Rodendorp und da man von Seiten des Ordens fürchtete, er werde sich weigern, das Ordenshabit anzunehmen, stellte man ihm in dem Caplan des Hochmeisters Nicolaus Kreuder einen Gegencandidaten auf. Gleichzeitig reiste jener Heinrich Hilgenfeld, der selbst auf den erzbischöflichen Sitz gerechnet hatte, nach Rom, um den zwischen dem Orden und Riga geschlossenen Vergleich zu hintertreiben. Er mochte um so mehr hoffen, damit zum Ziele zu gelangen, als damals zwischen dem Erzbischof Michael Hildebrand und der mächtigsten der Familien des Erzstiftes, den Tiesenhausens, ein Streit ausgebrochen war, welcher leicht einen Abfall der Erzstiftischen Vasallen zur Folge haben konnte. Alle diese Mißhelligkeiten wurden jedoch in Güte beigelegt. Der Orden verstand sich dazu, Rodendorp anzuerkennen, Hilgenfeld fand in Rom nicht Gehör und die Tiesenhausischen Händel glich ein Schiedsspruch der geistlichen und weltlichen Gebietiger aus, der unter nur geringen Zugeständnissen an den Erzbischof das Erbe des Hermann von Tiesenhausen, welches Michael unter dem Vorwande, die Samende Hand derer von Tiesenhausen sei vom Papste nicht bestätigt worden, zu seinen Tafelgütern hatte schlagen wollen, seinen nächsten Vettern und deren Nachkommen sicherte.



Siegel der Familie Tiesenhausen.

Wenige Monate vorher, am 13. März 1493, war dann auch zu Nowgorod ein zehnjähriger Friede zwischen dem Orden, Nowgorod und Pleskau abgeschlossen worden, der in üblicher Weise „beküßt" wurde und einige Aussicht auf Wahrung des Friedens für die nächste Zukunft eröffnete. Nur konnte man sich auf Grund der Erfahrungen, die man mit den russischen Friedensschlüssen zu allen Zeiten gemacht hatte, darüber nicht täuschen, daß der Großfürst, der, wie wir wissen, seit 1471 resp. 1478 in Nowgorod ebenso unumschränkt gebot, wie in Moskau oder Kolomna [1]) nur eines geringen Anlasses bedurfte, um sich über alle Vereinbarungen hinwegzusetzen. Die Moskausche Politik kannte keine Verlegenheiten, wenn es galt, ein Ziel, das sie sich gesteckt hatte, zu erreichen.

Schon zu Anfang des Jahres 1494 hören wir von Willkürlichkeiten, welche der Statthalter, nicht mehr der alte Possadnik, sondern der Namestnik von Nowgorod, sich den Hanseaten gegenüber zu Schulden kommen lies. Ein Bote, der von Reval aus mit Reclamationen zu dem neuen Gewalthaber geschickt wurde, fand kein Gehör. Man gestattete ihm auch nicht, nach Moskau zu ziehen, da der Großfürst nur eine große Botschaft zu empfangen geneigt sei. Es blieb den livländischen Hanseaten, die schon seit Jahrzehnten alle Verhandlungen des Bundes mit Rußland ausschließlich in Händen hatten,

1) Vgl. Bd. I Cap. 30.

nichts übrig, als die Vorbereitungen zu einer solchen in Angriff zu nehmen, wollten sie anders Handel und Wandel in alter Weise weiterführen. Am 6. August überschritten die Gesandten die russische Grenze. Schon vorher aber war in Livland eine denkwürdige Wandlung eingetreten: Am 26. Mai 1494 starb Meister Freitag zu Wenden, nach nicht unrühmlicher Waltung.[1])

Zu seinem Nachfolger wurde am 7. Juli Wolter von Plettenberg gewählt, der bisherige Ordensmarschall, ein Mann, der sowohl im Kampfe gegen die Russen, da er noch Vogt von Rossiten war, wie bei den jüngsten Fehden mit Riga sich als Feldherr und Staatsmann gleich bewährt hatte. Die Bestätigung der Wahl durch den Hochmeister erfolgte rascher als gewöhnlich, auch fertigte Hans von Tiefen gleichzeitig den Ritterschaften in Harrien und Wirland, sowie den Städten Narva und Reval den Befehl zu, ohne jede Weiterung dem Meister den Huldigungseid zu leisten. Man wußte in Preußen sehr wohl, daß der neue Meister vor allem Frieden und Eintracht im Lande bedürfte, sollte er den unvermeidlichen Krieg mit Rußland mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg zu Ende führen. Hatte Plettenberg doch schon im November erklärt, daß er entschlossen sei, den Kampf aufzunehmen, mit aller Macht an Deutschen und Undeutschen, die das Land vermöge. Was aber besonders dazu drängte, war der 1493 erfolgte Abschluß eines gegen Schweden und Lübeck gerichteten Bündnisses zwischen Jwan und Dänemark, das Livland um so mehr bedrohte, als die dänischen Ansprüche auf Harrien und Wirland wieder lebendig geworden waren. Auch unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die am 5. November erfolgte Ueberrumpelung und Vernichtung des deutschen Hofes zu Nowgorod in innerem Zusammenhang mit diesem dänisch-russischen Bündnisse stand.

Der Eindruck, den die tückische Gewaltthat in Livland, namentlich in Dorpat und Reval hervorrief, war ein ungeheurer. War es schon schwer zu tragen, daß fast alle großen Kaufmannsfamilien des Landes durch die Beschlagnahme der Güter namhafte Einbuße erlitten, die Gefangenschaft aller im Hofe anwesenden Deutschen, es waren im Ganzen achtundvierzig Personen, jung und alt, und die wider alles Völkerrecht streitende Vergewaltigung der Gesandten, so wie endlich die Aussicht auf einen Krieg von langer Dauer und zweifelhaftem Erfolge wirkten ungemein niederdrückend. Die Folgen ließen sich noch nicht übersehen, aber man fürchtete, daß Nahrung, Handel und Wandel, ja ganz Livland darüber zu Grunde gehen könnten.

Natürlich fehlte es in Moskau nicht an Vorwänden, um der Gewaltthat den Schein des Rechtes zu geben. Wider den Kaufmann hatte man „viele Ansprache," wider Reval eine ganze Reihe von Beschwerden. Vor allem

---

1) Sein Grabstein in der Schloßkirche zu Wenden zeigt ihn in ganzer Figur, im Gewande eines Geistlichen. Die rechte Hand hält einen Rosenkranz; das Gesicht ist rundlich und bartlos, die Augen geschlossen.



Walter von Plettenberg.

Nach einem Gemälde, Copie eines gleichzeitigen Originals, im Besitz des Barons Nolken Allatzkiwwi.

wurden zwei Criminalfälle ausgespielt. Ein Russe, der als Falschmünzer überführt war, hatte in Reval nach lübischem Recht den Tod in siedendem Oel gefunden, ein anderer, der in flagranti bei unnatürlichem Laster ertappt wurde, war verbrannt worden. Der Großfürst erklärte, er werde die Gesandten von Reval und Dorpat nicht eher ausliefern, als bis man ihm die Richter zugestellt habe, die damals das Urtheil gesprochen hatten. Ein Ansinnen, dem, wie auf der Hand liegt, nicht Folge geleistet werden konnte. Die Lage war aufs Aeußerste gespannt, aber Livland wenig kriegsbereit und vor allem ohne Bundesgenossen.

Plettenberg mußte fürs Erste zu temporisiren suchen, um zu günstigerer Zeit und unter günstigeren Verhältnissen den Kampf aufzunehmen. Es kam ihm dabei zu Statten, daß Reval stets an dem Grundsatze festgehalten hatte, als Hansestadt außerhalb der zwischen dem Orden und Rußland laufenden Händel und Einigungen zu stehen. Und in ähnlicher Weise hatte auch Dorpat sich eine selbständige Haltung in der russischen Frage zu sichern gewußt. Der Meister begnügte sich daher damit, auf einen herausfordernden Streifzug der Pleskauer mit einer Gesandtschaft zu antworten, welche die Beschwerden Livlands dem Großfürsten vortragen und zugleich wegen der Schließung und Plünderung des Nowgoroder Hofes die nöthigen Vorstellungen machen sollte. Darüber ging „in merklichem Gedräu" der Winter des Jahres 1494 auf 95 hin. Vom Hochmeister, der durch die unglücklichen Pläne der Polen gegen die Moldau gelähmt wurde, war nicht mehr zu erlangen, als unsichere Versprechungen und ebensowenig auf eine Hülfe von Polen oder von Littauen für den Augenblick zu rechnen.

Als Ende März die Gesandtschaft des Meisters aus Moskau, wo man sie lange hingehalten hatte, heimkehrte, brachte sie keine andere Antwort, als daß der Großfürst den Nowgorodern und Pleskauern geboten habe, Frieden zu halten und deshalb ihren Bischof nach Livland zu senden. Die gerade zum Landtag versammelten Stände erwarteten nach diesem Bescheide nichts Gutes. Sie beschlossen deshalb, daß Herren, Prälaten, Gebietiger, Ritterschaften und Städte Knechte werben und sich mit Büchsen, Pulver, Pferden und Harnisch versorgen sollten, damit man dem Großfürsten Widerstand leisten könne. Der Meister befestigte Dünamünde, verstärkte Wenden durch drei mächtige Thürme, und that auch auf diplomatischem Wege alles, um soweit möglich die Zukunft des Landes zu sichern. Nur daß nach dieser Seite hin die Verhältnisse denkbar ungünstig lagen. Die Vortheile, welche Schweden im Kampfe mit Rußland errang, waren, wie die Einnahme und das Wiederaufgeben von Jwangorod zeigte, nur von sehr ephemerer Bedeutung, da der schwedisch-dänische Krieg den Reichsverweser Sten Sture lähmte. So setzte Plettenberg seine Hoffnung auf eine Cruciate, welche er den Hochmeister bei Gelegenheit der Kaiserkrönung für Livland wider Rußland auszuwirken bat. Es klingt wie Hohn, wenn an Livland damals von polnischer Seite her die Aufforderung ergeht, am Zuge gegen die Türken theilzunehmen. Auch knüpfte

sich die traurige Erkenntniß daran, daß von preußischer Seite allerdings keine Hülfe zu erwarten stand.

Inzwischen aber begannen gegen Ende des Jahres 1496 und im Sommer 1497 die ersten Operationen der Russen gegen Narva und gegen Livland überhaupt. Es war noch kein Krieg, aber eine Reihe einzelner Feindseligkeiten, ein aufziehender Gewittersturm, dessen erste kurze Schläge das kommende Unwetter ankündigen. Man trug sich außerhalb Livlands, wo der Meister nichts versäumte, um das Land wehrhaft zu machen, und von aller Herren Ländern her Söldner sich zu sammelr begannen, mit fast möchte man sagen abenteuerlichen Plänen, um zu helfen, ohne sich selbst dabei in Unkosten zu stürzen. So tauchte z. B. der Plan auf, daß Kaiser Maximilian einen Georgsorden zum Kampf gegen die Russen gründen solle. Als ob in jenen Tagen, da die bestehenden Orden dem Untergange zuneigten, Raum für derartige Schöpfungen gewesen wäre? Die Hansestädte schickten im Januar 1498 eine Gesandtschaft von drei Personen nach Moskau, um einen Frieden zwischen Rußland und Livland zu vermitteln — sie wurden, wie man hätte voraussehen müssen, mit leeren Worten abgefunden, der Hochmeister Hans von Tiefen aber war, wie wir gesehen haben [1], als Opfer der abenteuerlichen Politik Johann Albrechts gefallen und sein Nachfolger Herzog Friedrich von Sachsen, der im April 1498 zum Hochmeister gewählt worden war, stellte sich in der Frage wegen des Huldigungseides, den er Polen leisten sollte, in so schroffen Gegensatz zu König Johann Albrecht, daß man jeden Augenblick einen Bruch erwarten konnte. Endlich traten am römischen Hofe der Bitte Livlands um eine Cruciate Schwierigkeiten entgegen, welche aus allerkleinlichstem Eigennutz hervorgingen. Papst Alexander VI. wollte den Geldbeutel der Gläubigen für das bevorstehende Jubeljahr ungeschwächt lassen und verstand sich nur dazu, durch Schreiben an Dänemark und Littauen für das bedrängte Livland einzutreten.

Unter solchen Verhältnissen trat am 9. September 1498 ein Landtag in Walk zusammen. Der Erzbischof, die Bischöfe von Dorpat, Kurland, Reval, Vollmächtige des Bischofs von Oesel, das erzbischöfliche und die bischöflichen Kapitel, der Meister mit elf Gebietigern, die gestrenge, ehrbare und wohltüchtige Ritter- und Mannschaft, die Delegirten der Städte Riga, Dorpat, Reval, Pernau und Narva waren erschienen. Um sieben Uhr Morgens feierte man gemeinsam die Messe, um neun Uhr versammelte man sich in der Kirche „auf des Ordens Seite,“ und der Erzbischof eröffnete die Versammlung, um ihr mitzutheilen, daß der Landtag berufen sei, weil dem Meister Nachrichten zu Handen gekommen seien, welche Bedrückung, Wehmuth und Ueberfall ankündigen. Geld und Volk sei nöthig; um beides zu erlangen, gäbe es nur ein Mittel, eine allgemeine Schätzung.

Der Versuch, die Versammlung zu einem raschen Entschluß fortzureißen,

1) Band I pg. 610.

mißglückte jedoch vollständig. Man einigte sich schließlich dahin, in drei Curien auseinanderzugehen, gesondert zu berathen und dann die Sache zu beschlafen. Am nächsten Morgen um sieben Uhr wollte man wieder zusammen kommen. Und nun besann sich jede Körperschaft auf ihre Sonderprivilegien. Die Städte erklärten, eine Schätzung sei ihnen nicht erträglich, auch seien sie dazu nicht bevollmächtigt. Ihre Wälle wollen sie vertheidigen, auch einige Mannschaft stellen, wie sie es in den letzten Jahren gethan, nicht mehr und nicht weniger.

Auch die allgemeine Versammlung des folgenden Tages verlief resultatlos. Die Mannschaft erklärte sich zwar bereit, von jedem Gesinde (bäuerliche Ansiedlung) eine Mark zu zahlen, aber Plettenberg und Erzbischof Michael, die einmüthig zu einander hielten, wiesen darauf hin, daß damit nicht geholfen sei. Um viertausend Mann auch nur ein Jahr lang zu halten, seien mindestens vier bis sechs Mark vom Gesinde erforderlich. So ging man wieder auseinander, um die Frage bis zum nächsten Morgen zu beschlafen.

Der dritte Tag endlich brachte eine Entscheidung. Man hielt den Städten vor, daß es des Kaufmanns wegen zum Kriege gekommen sei, und der Erzbischof zeigte an einem Beispiel, was man von den Russen zu erwarten habe. Ohne jede Kriegsankündigung seien die Pleskauer in Rossiten und Ludsen eingefallen, und auf dreimalige Anfrage hätten sie endlich die folgende spitzige Antwort gegeben: wißt ihr denn nicht, daß unser Herr, der Großfürst, der mächtigste Herr unter der Sonne ist und Städte über See gewonnen hat, ihr alle aber in Livland sitzt, wie Schweine in eurem Schweinekoben. Das Land gehört ihm und „er will alle Hofleute mit Ruthen aus dem Lande jagen." Auf die Frage des Erzbischofs, ob nicht wegen dieses Schimpfes ein Rachezug in Feindesland zu unternehmen sei, erfolgte zwar verneinende Antwort, aber es kam schließlich doch ein Receß zu Stande, in welchem die Stände sich dahin einigten, „daß zu Erhaltung der Lande und auf daß sie zu Gelde kommen, dessen man hastig bedürfte, um fremdes Volk ins Land zu ziehen, von jedem besetzten estnischen Gesinde, so wie von jedem besetzten lettischen Haken eine Mark rigaisch gezahlt werden solle. Von je fünfzehn Gesinden in Estland und von je zwanzig Gesinden in Lettland soll ein guter deutscher Knecht gestellt werden. Riga, Dorpat und Reval holen die Meinung ihrer Aeltesten wegen der Schatzung ein, und erbieten sich, nach ihrem Vermögen dem Lande zu dienen. Reval soll Volk nach Narva schicken.

Findet ein plötzlicher Ueberfall der Russen statt, so soll alles Volk dahin ziehen, wo Erzbischof und Meister sich befinden."

Es war nicht eben viel, was Plettenberg hier erreicht hatte, und doch von größter Wichtigkeit, daß sich überhaupt eine Einigung hatte erzielen lassen. Das gute Einvernehmen, in welches er von vornherein zu Erzbischof Michael getreten war, hatte nicht unwesentlich dazu beigetragen.

Es blieb nun das Weitere übrig, die für einen Krieg unentbehrlichen

Allianzen zu beschaffen. Und da schienen die Dinge sich zum Besseren zu wenden. König Hans von Dänemark hatte in Schweden Fuß gefaßt und war dadurch zu einer Rußland feindlichen Politik genöthigt. Die Richtung seiner politischen Interessen hatte sich mit einem Schlage verändert. Plettenberg ließ die günstige Gelegenheit nicht ungenutzt vorüberziehen. Seit Anfang 1499 finden wir ihn in Verhandlungen mit Dänemark und Schweden und als er im September des Jahres abermals die livländischen Herren und Stände auf einem Landtage zu Walk um sich versammelte, konnte er ihnen den Entwurf zu einem Angriffsbündniß mit Dänemark gegen Rußland zur Berathung vorlegen. Griff auch hier die bedächtige Vorsicht der Städter wieder hemmend ein, so setzte der Meister doch schließlich seinen Willen durch. Man bot dem Könige ein Bündniß, in welchem beide Theile sich verpflichteten, gemeinsam Krieg zu führen und gemeinsam Frieden zu schließen. Livland wollte mit ganzer Macht gegen Pleskau ziehen, der König gegen Nowgorod, unter keinen Umständen solle sich ein Part vom andern absondern. Die Boten, welche man nach Dänemark schickte, erhielten Vollmacht, unter obigen Voraussetzungen ein Bündniß auf ein halb, ein, zwei, drei Jahre oder bis zu völliger Beendigung des Krieges zu schließen.

Ende November erfolgte die Antwort des Königs. Er schien bereit, auf die livländischen Anträge einzugehen, aber die ganze Negociation zerschlug sich, als Johann den in Schweden gewonnenen Boden wieder verlor und der Großfürst von Moskau mit Allianzanträgen an ihn herantrat. Es ging das nicht grundlose Gerücht, Iwan wolle sich mit einer dänischen Prinzessin vermählen. So ging in steten Verhandlungen unter Rüstungen und Kriegsgeplänkel auch noch das Jahr 1500 hin, ohne daß es möglich gewesen wäre, sichere Hülfe zu erlangen. Auch die päpstliche Cruciate war zu Ende des Jahres noch nicht ertheilt worden, man scheute sich in Rom sogar nicht, Livlands Kräfte für eine allgemeine Türkensteuer in Anspruch zu nehmen. Da boten endlich die russisch-littauischen Händel, die sich bereits zu völligem Bruch zugespitzt hatten, Aussicht auf wirksame Unterstützung. Nur traten gerade jetzt die Gegensätze preußischer und livländischer Ordenspolitik scharf genug hervor. Dem Hochmeister Friedrich von Sachsen mußte jede Schwächung Littauens als eine Förderung seiner auf Lösung von der polnischen Abhängigkeit gerichteten Politik erscheinen. Ihm wäre eine Niederlage der Littauer nur lieb gewesen und er rieth daher Plettenberg vom Abschluß eines Bündnisses dringend ab. Der Meister antwortete mit der Frage, ob er in seinem Kampfe mit Rußland auf sichere Hülfe von Seiten Preußens rechnen könne. Als, wie zu erwarten stand, keine bindenden Zusagen erfolgten, zögerte er nicht, die von Littauen ihm zugestreckte Hand zu ergreifen.

Die Entscheidung fiel auf dem Landtage, der am 17. Januar 1501 zu Wolmar zusammentrat. Der Verlauf der hier gepflogenen Verhandlungen ist zu charakteristisch, als daß wir ihn hier übergehen dürften.

Die Delegirten der Städte hatten sich auf das Schloß zum Meister ver-

fügt, der, von sieben seiner Gebietiger umgeben, ihnen die Lage des Landes auseinandersetzte. Der Großfürst von Moskau wolle nach Pleskau und von da aus die Düna gewinnen. Ob sie darüber gedacht und ob sie Vollmacht (zum Abschluß des Bündnisses mit Littauen) hätten. Darauf antworteten die von Riga, ja, gnädiger Herr, in gebührlichen Sachen, die von Reval antworteten desgleichen ja, mit Vorbehalt ihrer Privilegien und alten Gerechtigkeiten.

Diese Antwort nahm der Heermeister mit „verkehrtem" (entstelltem) Antlitz an, und die Gebietiger riefen dazwischen, jetzt sei man über die alten Privilegien hinausgekommen, es gelte das Land und die Christenheit zu entsetzen. Hätten sie keine Vollmacht, so hätten sie zu Hause bleiben können! Zuletzt wurde beschlossen, die Sache bis zum nächsten Tage zu verschieben und dann darüber zu entscheiden, ob das Bündniß anzunehmen oder abzuschlagen sei. Noch im Zwielicht des anderen Morgens (18. Januar) kamen die Städter in der Herberge Dorpats zusammen. Alle beriefen sich auf ihre Privilegien, von einem Kriegszoll wollten sie nichts wissen. Nur dahin einigten sie sich, vom Meister den Wortlaut des Bündnisses zu erbitten und ihm zu erklären, die Städte würden sich nach redlichem Vermögen erweisen, das werde Geld und Gut kosten, zweier Tode könnten sie nicht sterben.

Dabei aber blieb es, zu klar formulirten Verpflichtungen ließen sie sich nicht bewegen, so sehr auch die anderen Stände in sie drangen. Zum Bündniß mit Littauen waren Ritterschaften und Prälaten geneigt, wenn es gegen Pleskau gehen solle, nach Littauen wollten sie nicht ziehen. Die Hauptverhandlung fand in gemeinsamer Versammlung aller Stände statt. Nachdem der Erzbischof sich dafür ausgesprochen hatte, daß der Krieg zu Wasser und zu Lande geführt werde und genauere Daten über die Beschaffung der Kriegskosten verlangt hatte, ließ Plettenberg durch seinen Secretär Johann Hildorp seine Meinung verlesen. Daß man sich noch diesen Winter mit Littauen verbinde und zusammen kriege, könne nicht geschehen, weil das Land noch ungeschickt und ungesetzt sei. Doch dürfte der Krieg nicht länger als bis zum Sommer verschoben werden, sonst sei zu befürchten, daß Littauen inzwischen zu ewigem Untergang käme. Die wendischen Städte hätten zwar Hülfe zugesagt, würden aber gewiß nicht viel beitragen, das Schwerste werde man selbst tragen müssen. Ueberlege man alles recht, so stehe nicht wohl an, ohne fremdes Volk zu beginnen. Schaffe man aber zwei bis dreitausend Mann herbei, so werde der Monatssold zu theuer, da man das Volk mindestens ein Jahr lang halten müsse. Am gelegensten wäre Jahressold und zwar zehn bis zwölf rheinische Gulden, freie Kost und Kriegsbeute für jeden Mann. Nun sei zu erwägen, daß es allzuviel kosten würde, die ganze Mannschaft nach Lübeck zu berufen und von dort aus nach Livland zu führen. Es wäre besser, in den verschiedenen Seestädten Schiffe bereit zu halten, und die Söldner, sobald sie eingetroffen, in Gruppen von hundert bis dreihundert Mann zu verschiffen. Auch gehe es nicht an, daß man sie in Livland beisammen

lasse. Man müsse sie theilen und einem jeden nach seinem Vermögen zuschicken. Zu Jacobi (am 25. Juli) wäre es gut, sie beisammen zu haben und dann gleich mit ihnen in Feindes Land zu ziehen. Ueber alle diese Punkte sowie über die Zahl des vorhandenen Geschützes, die Beschaffung der Geldmittel und dergleichen mehr verlangte der Meister Auskunft.

Es macht einen wenig erhebenden Eindruck zu verfolgen, wie die Stände an dieser nach keiner Seite hin die Grenze des Möglichen überschreitenden Forderung herumzerrten. Während man die von den wendischen Städten zu erwartende Hülfe viel zu hoch anschlug, meinte man mit zweitausend Knechten auskommen zu müssen. Die Städte aber beharrten nach wie vor bei ihrer ablehnenden Haltung. Während die Verhandlungen in dieser hochwichtigen Angelegenheit noch hin und her gingen, traf am 25. Januar der littauische Bote Albert Janewicz in prächtiger Ausrüstung ein. Der Meister empfing ihn allein und versammelte am folgenden Morgen die Stände auf dem Rathhause. Hier wurden ihnen der littauische Bündnißantrag sowie die Urkunden über die Absagung des Friedens und der Kreuzküssung zwischen beiden Großfürsten vorgelegt. Zur Vergleichung ward darauf der Text des früheren Bündnisses mit Dänemark hervorgeholt und nach Prüfung der Vollmachten — nur die des Bischofs von Dorpat, der Elect war, und die der Städte fehlte — wurde einhellig beschlossen, das Bündniß, wie es der Meister vorgeschlagen hatte, einzugehen und die von ihm für nöthig erkannten Leistungen zu tragen. Nur die Städte blieben bei ihrem früheren Schluß und erregten durch Berufung auf ihre Privilegien aufs Neue einen Sturm der Erbitterung. Auch am folgenden Tage hatten sie sich keines Besseren besonnen. Sie bestanden darauf, den Vertrag nicht mit zu untersiegeln, da sie dazu nicht bevollmächtigt seien. Am 26. Morgens wurde dann vor ganzem Landtage der littauische Bote entlassen. Nachdem er nochmals erklärt hatte, keine weiteren Anträge zu haben, ließ ihm der Meister folgenden Bescheid dolmetschen:

„Ehrbarer, edler und wohltüchtiger lieber Herr. Der hochwürdige, mein gnädiger Herr Meister, hat von der Bedrängniß des Großfürsten, von den gewonnenen Landen, Schlössern und Burgen, der Wegführung des Volkes, von dem Hohn, Spott und der Schmach, so wie von der Unterdrückung des römischen Glaubens wohl vernommen und ist ihm darum ganz leid. Er kann aber auf dieses Mal eine bestimmte Antwort nicht geben, aber um das Bündniß festzumachen, wird er zwischen hier und Fastelabend (21. Februar) seine Botschaft an den Großfürsten schicken. Und läßt ihm sagen, er solle nicht verzagen, sondern einen frischen Muth haben und sein Volk ermuntern, und läßt dem Großfürsten bieten Heil, Glück und Gesundheit." So nahm der littauische Bote seinen Abschied und die Versammlung ritt auseinander.

Der Landtag war damit geschlossen und es blieb der Geschicklichkeit und Energie des Meisters vorbehalten, aus dem, was sich ihm an Kriegsmitteln bot, zu machen, was irgend möglich war. Vor allem versäumte er keine Zeit, die definitive Einigung mit Littauen zu erreichen. Großfürst Alexander

verpflichtete sich, in zehn Jahren keinen Frieden mit Rußland abzuschließen, sobald die Zeit gekommen sei, mit Plettenberg gleichzeitig in Feindesland einzufallen, und sich durch nichts an der Ausführung dieses Vertrages behindern zu lassen.

Am 3. März 1501 wurde dann auf dieser Grundlage das Bündniß endgiltig abgeschlossen und am 21. Juni zu Wenden von Plettenberg das Bundesinstrument ausgestellt.[1]) Er wußte damals nicht, daß wenige Tage vorher ein Ereigniß eingetreten war, das alle seine auf Littauens Hülfe gegründeten Berechnungen zu Schanden machen sollte. Am 15. Juni war König Johann Albrecht von Polen plötzlich gestorben. Alexander ließ daraufhin seine Pflichten gegen Littauen und seine Livland geschworenen Bundeseide schnöde im Stich, um sich der Königskrone zu versichern. Als Plettenberg auf die erste Kunde hiervon sich nochmals an Alexander wandte, erklärte dieser unter den neuen Verhältnissen zwar nicht seine ganze Macht gegen Rußland aufwenden zu können, aber 5000 Söldner wolle er schicken, dazu den streitbaren Adel des Districtes Plock. Um Johannis Enthauptung (29. August) sollten die littauischen Hülfsvölker mit dem Meister zusammentreffen, wo dieser befehle. Aber auch diese Zusage ist nicht gehalten worden.

Den Kampf um seine Existenz mußte Livland gegen die ganze Macht Rußlands allein bestehen.

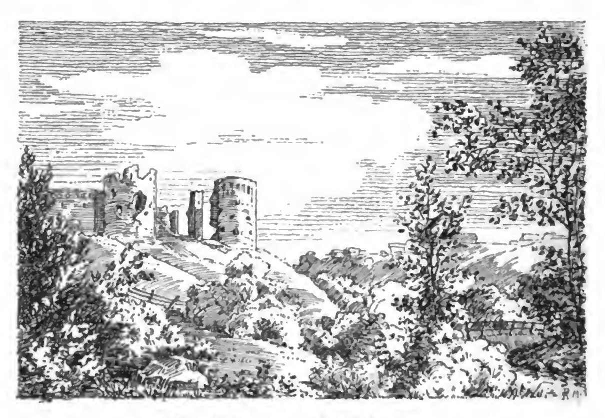
Die Knechte waren inzwischen dank der Energie Plettenbergs wirklich eingetroffen. Mit dem livländischen Aufgebot waren es 4000 Reiter und 2000 Landsknechte, dazu ein ungeheurer Troß von Undeutschen, im Ganzen gegen 80 000 Mann. Bei Neuhausen hatte man sich am 26. August der russischen Grenze genähert; der Bischof von Dorpat gab dem Heere, das der Meister selbst führte, und bei dem auch der alte Erzbischof Michael sich befand, die Benediction und theilte das hochwürdige Sacrament aus. Schon am folgenden Tage stieß man auf eine reich mit Proviant versehene und zum Einfall in Livland bestimmte Schaar von 30—40 000 russischen Reitern. Nach heftigem Geschützkampf und lebhaften Reitergefechten ergriffen die Russen die Flucht, alles zurücklassend, Kriegszeug, Proviant, Wagen, Karren und Büchsen. Drei Meilen weit fand man die Spuren der wilden Eile, mit der es sie fortgetrieben hatte. Die Verluste der Livländer waren gering, nur daß der Meister die vierzig gesattelten Hengste eingebüßt hatte, die seinem Sattel folgten.

Plettenberg drang nun rasch weiter in Feindesland vor. Isborsk wurde nur flüchtig beschossen, er eilte nach Ostrow, wo der Vereinbarung gemäß die Littauer zu ihm stoßen sollten. Das mächtige, in der Wilikaja liegende Doppelschloß, an welches sich eine weit ausgedehnte Siedelung lehnte, wurde am 7. September angegriffen, die Stadt zerstört und die Burg noch bis zum

1) Diese Ereignisse sind bereits kurz berührt worden. Vgl. Bd. I. S. 350—351. Es ist unumgänglich, hier nochmals auf dieselben zurückzukommen.

14. unter starken Verlusten auf russischer Seite belagert. Erst als man Kunde erhielt, daß die Littauer treulos ausgeblieben waren, entschloß man sich zur Umkehr. Auch trug zu diesem Rückzuge bei, daß durch vergiftete Speisen Krankheit im Heere ausgebrochen war und die Nachricht von einem Einfalle der Russen in Livland anlangte, bei welchem der Hauscomtur von Riga gefallen war.

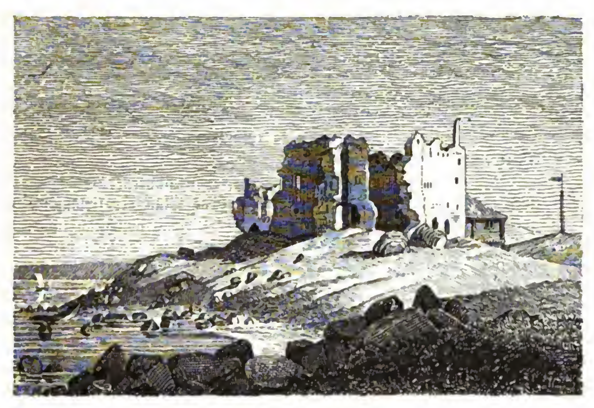
Trotz der ersten Erfolge Plettenbergs war seine Lage durch das Ausbleiben der littauischen Hülfe eine um so kritischere geworden, als gleich,



Ruine Neuhausen an der Pleskau'schen Grenze.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1826.

nachdem er wieder livländischen Boden berührt hatte, ihn eine fast tödtliche Krankheit überfiel, die zugleich einen ansehnlichen Theil seines Heeres wegraffte. Es war ein Glück, daß der Meister den Anfall der Krankheit rasch überwand. Schon Mitte October war er wieder bei Kräften; aber seine Truppen lagen verstreut im Lande umher, als gänzlich unerwartet am Allerheiligentage (1. November) 90 000 Russen und Tataren in drei Heerhaufen in Livland einbrachen. Bei Neuhausen und Marienburg überschritten sie die Grenze, und mit Mord und Brand verwüsteten sie, ohne irgendwo auf geordneten Widerstand zu stoßen, das ganze Stift Dorpat und das reiche Gebiet von Marienburg. Die bösen Wege und Herbstüberschwemmungen machten es dem Meister unmöglich, sein Volk gegen sie zu sammeln. Die Russen lagerten sich an der Grenze zwischen zwei Flüssen, so daß ihnen nicht bei-

zukommen war und rückten beim ersten Frost mit ganzer Macht bis sechs Meilen vor Wenden. Es hieß, sie hätten Befehl in Livland zu überwintern, und sich vom Lande zu nähren. Plettenberg wandte sich mit der dringenden Bitte um Hülfe an den Hochmeister in Preußen und an die littauischen Hauptleute in Polock und Wilna, war aber zunächst nur auf die eigenen Kräfte angewiesen. Vor seinen allmählich sich sammelnden Streitkräften begannen dann die Russen, nachdem sie die Gebiete von Marienburg, Wesenberg, Tolsburg, Narva, Nyslot und das Stift Dorpat zu Grunde verheert



Ruine Tolsburg an der Ostsee.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1810.

hatten, mit 40 000 Gefangenen ihren Rückzug. Bei Weißenstein holte Plettenberg sie ein, sie hielten aber nicht Stand, sondern zogen sich auf russisches Gebiet zurück. Dorthin aber durfte er ihnen in seiner ungenügenden Aufrüstung nicht zu folgen wagen. Zu wirklichem Kampfe war es nur am 25. November vor Helmet gekommen. Hier waren dreihundert bischöfliche dörptische Knechte, die sich von den Harriern und Wirländern, mit denen sie gemeinsam operiren sollten, getrennt hatten, von der Uebermacht der Feinde nach tapferer Gegenwehr erschlagen worden.

Ueberschaut man nochmals die Ereignisse des Jahres 1501, so können sie trotz aller Verluste, welche Livland erlitten hatte, im Ganzen als günstige bezeichnet werden. Nur die über alles Erwarten unzuverlässigen Bundesgenossen, die unzeitige Krankheit des Meisters und endlich das böse Wetter

hatten dem Angriff Plettenbergs die Spitze abgebrochen und eine erfolgreiche Vertheidigung unmöglich gemacht. Aber es war doch etwas, daß am Weihnachtstage 1501 wenigstens kein Feind mehr auf livländischem Boden stand.

So kam das Jahr 1502 heran. Plettenbergs Plan war wieder auf ein gemeinsames Vorgehen mit den Littauern gegründet. Am 1. Januar sollte man mit vereinigten Kräften in Rußland einfallen, die Hülfe blieb aber aus und der Feldzug mußte aufgegeben werden. So blieb fürs Erste nur Raum für kleinere Unternehmungen. Der Comtur von Reval zog von Nyslot aus gegen Jwangorod, warf eine Schaar von 1600 geharnischten Elitetruppen auseinander, erschlug ihrer 200 und verfolgte sie bis nach Jamgorod, das ganze russische Vorland von Jwangorod ging dabei in Flammen auf, nur das Schloß selbst blieb stehen.

Fast gleiche Erfolge trug der Ordensmarschall Johann Plater, der die Truppen aus Lettland und dem Stift Riga befehligte, davon. Konnte er auch das von ihm dreimal bestürmte Krasnogorod nicht einnehmen, so heerte er doch sieben Tage und sieben Nächte in russischem Gebiet und verhinderte einen hier drohenden Einfall der Feinde.

In Preußen verfolgte man diese Ereignisse mit äußerster Spannung. In allen Aemtern wurde täglich ein Psalm für das Glück der livländischen Waffen gebetet. Man glaubte dort, Polen habe Livland absichtlich in den Krieg getrieben und dann im Stich gelassen, um, falls eine Schlacht verloren gehe, sich selbst Livlands zu bemächtigen.

Wie schwierig die Lage Plettenbergs auch in Bezug auf die inneren Verhältnisse des Landes war, zeigt der merkwürdige Bericht der Gesandten des Hochmeisters, die am 23. Januar 1502 in Riga eintrafen. Sie erfuhren dort, daß die Russen sechs Wochen im Lande gelegen hätten, ehe es dem Meister gelungen sei, Gehorsam von seinen Gebietigern zu erlangen. Der Vorgänger Platers im Marschallamt und der Comtur von Goldingen hätten sich geweigert zu schlagen, und die Russen, die der Meister zweimal in Händen gehabt, seien ihm dadurch entkommen. Die stiftische Ritterschaft trage sich mit dem Plan, den Erzbischof wieder zum Haupt des Landes zu machen, und sei darin mit den Prälaten eines Sinnes. Als die Boten am 28. den Meister in Wolmar treffen, kann er ebenfalls nur schlimme Kunde geben. Alles schreit um Hülfe. Die Bauern drohen, mit Weib und Kind zu den Russen überzugehen, der Bischof von Dorpat schreibt, wenn nicht bald Ersatz komme, werde er thun, was dem Orden nicht lieb sei. Da Plettenberg fürchtete, daß er sich zu den Russen schlagen könne, blieb ihm nichts übrig, als einen Theil seiner ohnehin geringen Mannschaft zur Bewachung der Dorpater Grenzfesten zu verwenden. In bitteren Sorgen klagte Plettenberg über die Prälaten. Je weniger ihrer im Lande wären, desto besser sei es für den Orden. „Sie sind ungetreu und wenn sie gleich neunmal schwören, halten sie es doch nicht.“ Aber auch der harrisch-wierischen Ritterschaft, welche sich weigerte, außerhalb Livlands Heeresfolge zu leisten, war er nicht sicher. Daß gerade

ihre Gebiete am meisten vom Feinde gelitten hatten, ließ sie, wie so oft in früherer Zeit, nach Dänemark ausschauen, auch drohten sie, beim Hochmeister Klage zu erheben. Und bei allebem blieb die polnische Hülfe und die versprochene Cruciate, welche das Geld zur Kriegsführung schaffen sollte, nach wie vor aus.

Die Verhältnisse waren wohl dazu angethan, auch einen muthigen Mann niederzudrücken.

Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß die beiden oben erwähnten Streifzüge wenigstens für einige Zeit Luft geschafft hatten. Der drohende Angriff der Russen auf Narva war vereitelt, und während mit unentwegter Energie die Kräfte des Landes vom Meister neu gesammelt wurden, gingen wieder Verhandlungen nach Preußen und Littauen, um endlich wirksame Unterstützung zu erhalten. Die Antworten waren trostlos genug. Der Hochmeister versprach zwar Hülfe zu schicken, rieth aber, mit Rußland Frieden zu schließen, Polen war wie immer mit Zusagen freigebig, aber Plettenberg wußte, daß es bereits mit Rußland zu unterhandeln begann. Kam es zu einem Frieden, so war Livland zweifellos das Opfer desselben. So entschloß sich denn Plettenberg in Uebereinstimmung mit dem Erzbischof, noch einmal selbst die Offensive zu ergreifen.

Ende August sammelte er seine Truppen in Kirempä; es waren, Fußvolk, Bauern und Troß nicht mitgerechnet, 2000 Reiter, die den wirklich zuverlässigen Kern seiner Streitmacht bildeten. Der uns erhaltene Bericht des Hauptmanns der revaler Knechte zeigt in äußerst drastischer Weise, wie mühsam diese geringe Truppenzahl zusammengebracht wurde. Von fünfunddreißig Wagen Proviant, die er dem Meister zuführen sollte, brachte er drei hin, die übrigen kehrten auf halbem Wege um und ebenso war ein Theil der Knechte fortgeblieben. Trotzdem zog der Meister mit dieser geringen Macht vor Pleskau, wo er „zum dritten Male vergeblich" auf den Zuzug der Littauer wartete.

Ueber die nun folgenden Ereignisse hat sich, soviel bekannt ist, kein einziger urkundlicher Bericht erhalten. Außer den im Ganzen ziemlich aphoristischen Angaben der gleichzeitigen russischen Chroniken besitzen wir aber eine zuverlässige Darstellung in der sogenannten „Schonnen Historie," deren Erzählung hier mit einigen Kürzungen folgen mag:

„Als nun die guten Herren in Feindes Lande nach anderen Kriegsläuften sich vor die große Stadt Pleskau gelegt hatten, und aber zum dritten Male nichts vernahmen von Ankunft der Littauer trotz der mündlichen Gelübde, wurden zwei alte Russen mit greisen Bärten aus Schickung des allmächtigen Gottes gefangen und nach ihrem Begehr vor den Herrn Meister zu Livland gebracht. Dem offenbarten sie mit Verbürgung ihres Lebens, wie große Versammlungen russischen und tatarischen Volkes verordnet wären von ihrem Großfürsten aus allen seinen Landen. Das Volk erschien, wie sich nachher erwies, zu bestimmter Zeit in aller Aufrüstung so stark, daß die Russen

meinten, es wäre nicht nöthig zu kämpfen, man werde die Livländer ohne Schwertschlag fangen, binden und ihrem Großfürsten zusenden, danach aber ausziehen, um das entvölkerte und machtlose Livland einzunehmen. Da erwog der Herr Meister alle Umstände mit reifem Rathe und begab sich mit seinem ganzen Heere von Pleskau fort auf ein offenes Feld, um die Russen zu beobachten und ihnen Stand zu halten. Gar wenig dachte er an die Menge der Feinde, denn er stellte mit Judas Maccabäus und anderen sieghaften Kriegsfürsten seine Zuversicht auf den allmächtigen Gott. Als nun acht Tage vor Kreuzeserhöhung (12. September) die Feinde kamen, zog der Meister mit seinen Reisigen den Feinden unter Augen. Sie aber verwunderten sich seiner Kühnheit sehr und umschlossen in kurzer Frist die Livländer von allen Seiten. Während des Kampfes aber, der von allen Seiten entbrannte, entfernte man sich so weit aus dem Gesichtskreise des Fußvolkes und der livländischen Bauern, daß diese nicht anders meinten, denn die gedachten Herren und Reisige seien überwunden und von ihnen fortgeführt und die Russen würden in Kürze kommen und ihrer auch mächtig werden.

„Da hat sich begeben, daß, als gedachte Herren und Reisige aufs Beste durch die Feinde gebrochen und sich mit Macht dreimal hin und wieder durchgeschlagen und sie so in die Flucht gebracht hatten, und nun wieder zu den Ihrigen zurückkehrten, sie also mit Blut und Staub, beide, Roß und Reiter, bedeckt waren, daß man keine Farbe an ihnen erkennen mochte. Deß waren die Ritter und Pferde so ermüdet, daß sie den Feinden nicht weiter zu folgen vermochten, sonst hätten sie der Nachjagd nicht vergessen. Sie warteten aber noch drei Tage auf dem Schlachtfelde, ob die Feinde wohl wieder kommen würden, um nochmals und besser zu streiten. In dieser Schlacht wurden viele Russen erschlagen; ihre Zahl aber kann man nicht eigentlich wissen, denn es ist ihre Sitte, daß sie die Todten meist mit sich zu führen pflegen, oder sie in hastiger Flucht an die Schweife der Pferde binden und so mit sich schleppen. Die Livländer verloren nicht all zu viele; doch wäre der Erzbischof von Riga vielleicht in der Feinde Gewalt gekommen, wenn ihn der ehrwürdige Landmarschall, Herr Johann Plater, der seine Gefahr bemerkte, nicht mit seinem Banner gerettet hätte."

Aus den russischen Quellen erfahren wir, daß die Schlacht an der Smolina stattfand, daß drei Fürsten Schuiski, der Fürst Iwan Gorbatoi und ein Tatar Tabat Ulanow nebst Anderen den Oberbefehl führten und daß ein Theil des Trosses von den angreifenden Pleskauern nieder gemacht wurde. Im Uebrigen stimmen die vom entgegengesetzten Parteistandpunkte aus feindlichen Lagern geschriebenen Berichte durchaus.

Es war ein großartiger Erfolg und wenn der demüthige Wunderglaube der Zeit den wunderbaren Sieg der Hülfe unserer lieben Frauen zuschrieb und der Erzbischof den Tag der Kreuzerhöhung fortan den heiligen Ostern gleich zu feiern anordnete, so war darum in den Augen der ganzen katholischen Welt der Ruhm Livlands und Plettenbergs nicht geschmälert.

Der Sieg an der Smolina hatte das Land frei gemacht. Zwölftausend Russen, die zum Einfall bereit bei Narva standen, machten eilends kehrt, aus eigener Kraft hatte der Meister den übermächtigen Feind geschlagen. Die Littauer hatten eher Schaden als Hülfe gebracht, nicht einen Mann hatten sie für Livland geopfert.

Man würde übrigens irren, wollte man annehmen, daß nun alle Gefahr beseitigt gewesen sei. Es stand noch eine lange Reihe trüber und sorgenvoller Jahre bevor. Zunächst liefen die Glückwünsche derer ein, welche nächst Livland die Früchte von Plettenbergs Siegen ernten sollten. König Alexander schreibt am 9. October, er wünsche Glück zu „unserer beiden Feindes Zerstörung, Todtschlagung und ritterlicher Geschichtung.“ Der Hochmeister Friedrich sagt, er sei der „ritterlichen That und glückseligen Victorien“ hoch erfreut, aber der hinkende Bote folgte von beiden Seiten nach. Alexander wollte den Sieg Plettenbergs dazu benutzen, um sich einen günstigen Frieden zu erkaufen und der Hochmeister wußte nichts Besseres zu rathen, als daß Plettenberg gleichzeitig mit dem Könige um den Frieden mit Moskau verhandele.

Plettenberg empfand die Nothlage, in welche er versetzt wurde, ungemein schwer. Um einen Frieden bei dem hochmüthigen Großfürsten von Moskau betteln zu müssen, der sich nicht entblödet hatte, den Sieger an der Smolina einen Bauern zu schelten, zu sehen, wie die Frucht seiner Mühen den unzuverlässigen und treulosen Littauern zufiel, das kam ihm schwer an. Aber wenn er noch geschwankt hätte, der Verlauf des Landestages, zu welchem er auf heilige drei Könige 1503 die livländischen Stände in Wolmar versammelte, mußte ihn überzeugen, daß er keine andere Wahl hatte. Ohne hier näher auf den für die livländische Provinzialgeschichte hochbedeutsamen Verlauf des Landtages einzugehen, müssen doch, wenn anders die spätere Handlungsweise Plettenbergs recht verstanden werden soll, die hauptsächlichsten Momente hervorgehoben werden. Es fällt bei Durchsicht des im Referat der Revaler Sendeboten erhaltenen Berichtes vor allem die trübe und erbitterte Stimmung des Meisters auf. Nicht wie ein Landesherr, der zum ersten Mal nach glänzenden Erfolgen seine Stände um sich versammelt, tritt er auf, sondern wie ein Mann, der den besten Theil seiner Arbeit gescheitert sieht, der in bitterem Zorn erkennt, daß er der Fesseln, welche die Verhältnisse um ihn geworfen haben, sich nicht entledigen kann. Gleich bei der ersten Audienz, die er den Städtern ertheilt, erhebt er bittere Klage darüber, daß die überseeischen Städte, die es an Zusagen nicht hätten fehlen lassen, so wenig Wort gehalten. Wenn Livland darüber zu Grunde gehe, sollten ihre Kinder es wohl spüren, Trost habe er allein von den drei livländischen Städten gehabt, obgleich auch sie hätten mehr leisten können.

Als er darauf in der gemeinsamen Versammlung die Gründe darlegte, welche ihn bestimmt hätten, die Entscheidung des Landes darüber zu vernehmen, ob man Frieden suchen oder den Krieg fortführen solle, betonte er

auf das Nachdrücklichste, daß es nicht der Herrschaft von Livland, sondern des Königs von Polen Schuld sei, wenn man nicht Größeres erreicht habe.

Er stellte dann dem Landtage drei Fragen zur Entscheidung. 1) Ob man in gleicher Form wie der König Frieden wolle, oder ob man fürder fehden solle, 2) ob man wie der König Botschaft an den Moskowiter senden und 3) wenn man senden wolle, welches dann die Werbung und wer die Boten sein sollten.

Die Verhandlung war eine höchst stürmische. Ad 1 beschloß man den Frieden zu betreiben, ad 2 Boten zu senden und ad 3 daß der Kanzler Johann Hildorp und Claus Holstefer zu senden seien. Die Berathung über die Instruction der Boten führte zu neuen Weiterungen. Das Stift Dorpat stellte das Ansinnen, daß die Prälaten als selbständige Landesfürsten obenan im Friedebriefe genannt werden sollten. Der Meister wies den Antrag mit „bitterem Muthe" zurück und nur mühsam gelang es, in dieser Frage die Eintracht herzustellen. Uebrigens machten weder Plettenberg noch der Erzbischof sich über den Erfolg der Botschaft Illusionen. Man hielt es nicht für unmöglich, daß Polen einen Frieden erlange, Livland aber abgewiesen werde und beschloß, für diesen Fall sich Polen gegenüber auf den Wortlaut des Bundesvertrages zu berufen. Der Erzbischof meinte sogar, es sei denkbar, daß der Moskowiter die Boten überhaupt gar nicht anhöre. Schließlich einigte man sich dahin, zwei Credenzschreiben auszufertigen, sowohl an den Großfürsten von Moskau, als an den König von Polen, und zwar so, daß der Meister in seinem, der Gebietiger und des Landes Namen, der Erzbischof von wegen der Prälaten schreiben solle.

Bis zur Rückkehr der Boten solle das Land in Kriegsrüstung stehen. Zu Fabiani (30. Januar) hätten die Revalenser sich zu Weißenstein, die Rigischen in Wolmar, der Erzbischof in seinem Stifte und der Orden an der Grenze einzufinden. Damit keine Zeit verloren gehe, wurden die Boten sogleich abgefertigt, schon am 19. Januar trafen sie in Pleskau ein, aber zehn Tage darauf hatten sie noch kein Geleite erhalten und der Bericht, den sie dem Meister zuschickten, ließ befürchten, daß der Großfürst mit Livland weiter kriegen wolle und ein erträglicher Friede schwer zu erlangen sein werde. Ueber die schmähliche Behandlung, die den livländischen Boten später in Moskau zu theil wurde, ist im Zusammenhange mit den russisch-littauischen Händeln berichtet worden.[1]) Welchen Eindruck jener nothdürftig errungene sechsjährige Beifriede in Livland und namentlich bei dem Meister hervorrief, zeigt ein Schreiben desselben an den Hochmeister vom 9. Mai 1503. „Von unseren Gesandten, schreibt Plettenberg, die vermöge der Hülfe des Allmächtigen wieder zu uns gelangt sind, haben wir verstanden, daß sie von dem Großfürsten zu Moskau und seinen Herren viel Widerwärtigkeit, Frevel und Schmach haben erdulden müssen wegen des Bündnisses zwischen Königlicher

1) Vgl. Bd. I. S. 353—354.

Majestät und uns, wodurch der Gewinn der russischen Lande des Fürstenthums Littauen behindert worden sei. Jedoch mit großem Fleiß, Mühe und Arbeit ist es mitsammt den Boten königlicher Majestät zu einem Beifrieden auf sechs Jahre gekommen. Er ist aber noch nicht vollbracht, wir müssen unser Boten auf Petri und Pauli (29. Juni) nach Nowgorod senden, den Frieden zu befestigen. Als wir von unseren Boten unterrichtet worden, haben sie von den Boten königlicher Majestät keinen Frommen, noch Rath, Trost, Hülfe oder Beistand gehabt, sondern mehr Frevels denn Beifall, der großen Treue und Hülfe, welche Königliche Majestät von uns und diesen Landen geschehen, haben sie nichts genossen, und einen jämmerlichen, schweren, unerträglichen Frieden, der kläglich zu hören ist, schließen müssen, durch welchen der Großfürst zur Moskau alle Wasser, Städte und Schlösser, die er dem Fürstenthum abgedrungen, jene sechs Jahre hindurch behalten soll. Wir und diese Lande sind mit Gottes und e. f. g. Hülfe in keinem beschwert und sollen bei Wasser und Landen bleiben nach dem Allen, aber man soll auf der Grenze Tage halten und allen kläglichen Sachen Recht geben. Nun pflegen die Russen Recht in Unrecht zu verkehren, so daß man ihres Ueberfalls stets befürchten muß." Im weiteren Verlauf dieses Briefes theilt Plettenberg mit, wie er erfahren habe, daß der König von Polen sich mit aller Macht gegen den Hochmeister wenden wolle, um die Huldigung zu erzwingen, und falls er ihn nicht willig finde, ihn und Livland mit Krieg zu überziehen und nicht abzulassen, bis weder der Hochmeister, noch ein Bruder deutschen Ordens im Lande sei.

Das war polnischer Dank für die Hülfe in der Noth, und wenn Plettenberg sich auch bereit erklärte, mit ganzer Macht für Preußen einzustehen, ist doch begreiflich, daß er rieth, zu temporisiren, um das Aeußerste fern zu halten. Mußte er doch, trotz des Beifriedens, in steter Kriegsbereitschaft bleiben.

Die livländischen Boten zogen nun, wie vereinbart war, nach Nowgorod, der sechsjährige Friede ward befestigt und beschworen, aber Plettenberg hatte den Eindruck, daß es keine beständige Freundschaft geben werde. Die Landtagsverhandlungen dieses und der folgenden Jahre lassen darüber keinen Zweifel aufkommen. Man ging stets mit der Vereinbarung auseinander, wenn die Russen ins Land fallen sollten, mit ganzer Macht an vorher bestimmter Stelle sich zusammenzufinden. Im Uebrigen arbeitete Plettenberg mit voller Energie und Entschiedenheit daran, die Schäden, welche während der letzten Kriegsjahre hervorgetreten waren, zu beseitigen. Scharfe Klage wurde wider diejenigen erhoben, welche trotz des erlassenen Verbotes von Reval oder von anderen Enden „den Russen zu Troste und zur Stärkung ihrer unchristlichen Macht" Waaren nach Wiborg geschickt hatten. Der Meister erklärte, er werde in solchem Falle in Zukunft selbst richten, was wohl so zu verstehen ist, daß er Kriegsrecht in Anwendung bringen werde.

Auch das hob der Meister hervor, wie Lübeck versprochen habe, daß die

Hanseaten ihre Knechte nach Narva schicken würden. Ihr Gelöbniß aber hätten sie nicht gehalten, sondern gehandelt, als ob die Herren vom Orden und von den Ritterschaften ihre Söldner und Reiter wären. Der Versuch, den Riga machte, die Noth der Zeit auszunützen, um sich den 1491 übernommenen Verpflichtungen zu entziehen, wurde von Meister und Erzbischof gemeinsam zurückgewiesen. Die Rigenser wollten den ihnen gesetzten Erzvogt nicht annehmen, und weigerten sich, das Ordensschloß, wie sie dazu verpflichtet waren, wieder aufzubauen. Sie seien bereit, Kalk, Steine und Geld zu schaffen, den Bau selbst aber könnten sie nicht errichten. Dazu kam noch, daß Riga dem Erzbischof das Recht bestritt, über das Hospital St. Jurgenshof zu verfügen und Vorsteher desselben zu ernennen. Man hätte der Sache wohl geringere Wichtigkeit beigelegt, wenn sie nicht ein Zeichen des wiedererwachenden Trotzes der mächtigen Stadt gewesen wäre. Wie gefährlich und rücksichtslos derselbe werden konnte, wußte Plettenberg ja aus eigener Erfahrung. Hier war mit aller Entschiedenheit durchzugreifen, sonst stand Schlimmeres zu befürchten.

So erließ denn am 3. April Erzbischof Michael von Ronneburg aus ein drohendes Schreiben an Riga, das einmal die volle Einigkeit zwischen Erzbischof und Meister in Sachen des Kirchholmer Vertrages betonte und dann in schärfster Form die Erfüllung seiner Bestimmungen verlangte. Er, der Erzbischof, werde sie verurtheilen und ihre Namen als die von Meineidern in den wendischen und in anderen Städten verkündigen lassen; helfe das nicht, so werde er sein geistliches Schwert brauchen cum censuris. „Ihr wollt — schließt der Erzbischof — alle Tonnen ein neues Getränke brauen, und könnt keinen Frieden halten, sondern sucht Unfrieden und Unwillen, wie das hier offenbar blicket und vor Augen ist. Wir haben bereits lange genug von euch gelitten . . . je freundlicher wir euch unter Augen gehen, um so mehr stellt ihr euch contrarie zu uns. Darum stellet das ab und lasset einen jeglichen bei dem Seinen.“

Ebenso wenig war der Meister gesonnen, das schmähliche Verhalten der Harrisch-Wierischen Ritterschaft ungerügt zu lassen. Sie wurden ausdrücklich verpflichtet, fortan gleich allen anderen Parten des Landes sich einzustellen und den Feinden „unter Augen“ zu ziehen, sobald ein gemeinsamer Feldzug beschlossen sei. Diejenigen Ritter, welche in dem letzten Kriege ihre Lehensgüter nicht selbst verdienstet (d. h. nicht Heeresfolge geleistet) noch durch andere hatten verdiensten lassen, wurden zwar begnadigt, doch wurde beschlossen, daß sie im Wiederholungsfalle unverzüglich ihrer Lehen verlustig sein sollten. Endlich wurden Maßnahmen zum Schutz der Bauern getroffen und die Geistlichkeit ermahnt, mehr als bisher geschehen sei, für das Seelenheil der bäuerlichen Bevölkerung Sorge zu tragen. Der Erzbischof, der dem Meister vollkommen beipflichtete, stellte ein Provinzialconcil in Sicht, doch ist es zu demselben seiner Zeit nicht gekommen.

Inzwischen aber drückte die schwere Handelskrisis, welche seit der Schließung

des Nowgoroder Hofes begonnen und sich in den Kriegsjahren noch gesteigert, schwer auf Handel und Wandel. Riga litt verhältnißmäßig am wenigsten. Die günstige Lage an der Düna hatte die Stadt von jeher weniger nach Norden, als nach Osten und Süden gewiesen, dagegen wurden Reval und Dorpat arg geschädigt. Der Großfürst von Moskau hatte auch für die Dauer des sechsjährigen Beifriedens den Handel mit den Hanseaten verboten und in Folge dessen waren neue Handelswege aufgekommen, von denen namentlich Finnland, Schweden und Littauen Vortheile zogen, während die einst so blühenden Geschäftshäuser in Reval und Dorpat zu veröden begannen. Man fürchtete dort nicht mit Unrecht, daß das Contor in Nowgorod während jener sechs Jahre „allerdings unter die Füße gebracht und vernichtet werde.“ Nur gab man sich in städtischen Kreisen noch immer Illusionen in Bezug auf die letzten Ziele der moskauischen Politik hin. Man wollte nicht einsehen, daß es ihr darauf ankam, vor allen Dingen den Einfluß der Hansa zu brechen und zu direktem Handel mit dem Auslande zu gelangen. Während man in fruchtlose Verhandlungen mit den Statthaltern in Nowgorod trat, welche zwar die ihnen dargebrachten Geschenke entgegennahmen, aber nur spitzige und höhnische Antwort gaben, und vergeblich versuchte, zu einer Sperrung der nach Littauen und Wyborg führenden Handelswege zu gelangen, sank der Wohlstand Dorpats und Revals immer mehr. Aus den Revaler Stadtbüchern ergiebt sich, daß eine ganze Reihe alter Handlungshäuser in jenen Jahren bankerott wurde. Andere zogen fort und der völlige Untergang schien bevorzustehen, wenn nicht bald Abhilfe geschafft werde. Unter diesen Verhältnissen faßte man den Entschluß, von einer Wiedereröffnung des Nowgoroder Contors fürs Erste ganz abzustehen und zu versuchen, ob es nicht möglich sei, durch Vermittelung des Meisters — denn von städtischer Botschaft wollte man in Moskau nichts wissen — eine Verlegung des Stapels russischer Waaren nach Narva und Dorpat zu erlangen, und dort den Hanseaten den Zugang wieder zu eröffnen. Es war aber von Moskau eine Antwort nicht zu erlangen, doch machte das faktische Bedürfniß nach gegenseitigem Handelsverkehr sich bald auf beiden Seiten so stark geltend, daß eine Umgehung des Verbotes in größtem Maßstabe stattfand. Während der Großfürst in Iwangorod weite Anlagen zu Handelszwecken errichten ließ und namentlich bemüht war, den schwedischen Handel dort zu concentriren, ging zwischen Narva und Nowgorod ein lebhaftes Schmuggelgeschäft und auch in Reval und Dorpat fanden sich Mittel und Wege, den Handelsverkehr, wenn auch unter größerem Risiko, so doch mit entsprechend größerer Aussicht auf Gewinn wieder ins Leben zu rufen. Um 1508 finden wir, daß Pernau und Riga ihre Waaren nach Dorpat senden, um sie dort an russische Händler zu verkaufen, und daß Dorpat dafür von je hundert Mark Umsatz einen Ferding erhebt. Diese Wandlungen in der livländischen Handelswelt stehen übrigens in direktem Zusammenhange mit der großen Politik und wurden durch sie bedingt. Der Großfürst von Moskau — jetzt Wassili Iwanowitsch — wollte

zweierlei; einmal und vor allem, daß Livland das Bündniß mit Littauen aufgebe, dann directe Verwendung mächtiger Potentaten für Livland. Letzteres wohl, um sich diesen gefällig zu erweisen und dann auch seinerseits Gegendienste beanspruchen zu können. So finden wir in den Jahren 1504, 1505 und 1506 kaiserliche Botschaften in Moskau, die namentlich darauf dringen, daß die unglücklichen livländischen Gefangenen frei gegeben werden. Wassili war dazu bereit, aber nur um hohen Preis. „Wenn," ließ er dem kaiserlichen Gesandten Jodocus von Gertingen sagen, „wenn Maximian, der römische König, mit uns im Bündniß brüderlicher Liebe sein wird und in Freundschaft, und in abgeschlossener Kreuzküssung, wie er es mit Iwan, unserem Vater, von Gottes Gnaden Kaiser von ganz Rußland und Großfürsten, gewesen ist und der livländische Meister, und der Erzbischof und die Bischöfe und alle Livlande von unserem Feinde, dem Littauer, abstehen, und senden das Haupt zu schlagen nach Groß-Nowgorod in unser väterliches Erbe, zu unseren Statthaltern von Nowgorod und zu unserem väterlichen Erbe, nach Groß-Nowgorod und nach Pskow, und unserem väterlichen Erbe Nowgorod und Pskow in allen Dingen gerecht werden, so wollen auch wir, in Rücksicht auf ihr Hauptschlagen und ihre Besserung, und Maximians und anderer wegen unserem Statthalter von Nowgorod befehlen für unser Vatererbe Nowgorod und Pskow mit den Livländern Frieden zu machen, wie es tauglich sein wird, und dann wollen wir jene Gefangenen frei geben."

Während so von russischer Seite her die Lösung des livländischen Bündnisses mit Littauen verlangt wurde, war andererseits Polen unentwegt darauf bedacht, einen Bruch zwischen Livland und Moskau herbeizuführen. 1506, 1507 und 1508 kamen erst von Alexander, dann von Sigismund Anträge, die unter Berufung auf Hülfe von den Perkopschen Tataren und von Kasan dahin zielten, an den Meister heran. Da nun gerade damals die Spannung zwischen dem Hochmeister und Polen einen immer bedenklicheren Charakter annahm, fand zu Lätare 1507 eine Zusammenkunft Plettenbergs mit dem Hochmeister statt, in welcher sich beide dahin einigten, daß sie einander im Falle daß Preußen von Polen, oder Livland von den Russen angegriffen werde, mit ganzer Macht zu Hülfe kommen sollten, daß Livland aber unter keinen Umständen den Frieden mit Rußland von sich aus brechen solle. Ganz in diesem Sinne entschied dann auch eine Versammlung der livländischen Ordensgebietiger, die zu Anfang 1508 in Ruyen zusammentrat und im Juni desselben Jahres einigte sich das ganze Land auf dem Landtage zu Wolmar dahin, die Politik des Meisters als die rechte anzuerkennen. König Sigismund hatte damals einen Wilnaer Domherrn und den Hauptmann von Kowno mit mündlicher Werbung nach Livland geschickt. Man antwortete nach einmüthiger Beliebung den Boten, das Bündniß mit König Alexander, an das ganz Livland Gut und Blut gesetzt, habe gar wenig Dank eingetragen. Jetzt aus dem sechsjährigen Frieden mit dem Moskowiter zu treten, sei wider Gott, Ehre und Recht. Nach Ablauf des Friedens sei man aber nur dann bereit

ein Bündniß mit Littauen gegen Rußland zu schließen, wenn der König die Garantien bieten könne, daß seine Zusagen auch eingehalten würden. Plettenberg sprach es unumwunden aus, was zu diesem schroff ablehnenden Verhalten nöthigte. Polen ging darauf aus, Livland möglichst tief in russische Händel zu verwickeln, um dann über den isolirten deutschen Orden in Preußen herfallen zu können.

Uebrigens lag dieser einzig richtige Entschluß durchaus nicht so nahe, als man vielleicht annehmen mochte. Es war zu befürchten, daß Polen-Littauen in Folge jener Abweisung das Bündniß kündige, und daß dann im Fall eines russischen Angriffes Livland wieder ganz auf die eigenen Hülfsmittel angewiesen bleibe. Und gerade damals fanden in Nowgorod Truppenconcentrirungen statt, die das Schlimmste befürchten ließen. Plettenberg schrieb deswegen an die Fürsten Wassili und Danilo Wassiljewitsch (Schuiski) nach Nowgorod, um eine Auskunft über die Bedeutung jener Rüstungen zu erhalten. Er erklärte dabei aufs Entschiedenste, seinerseits wolle er Frieden halten und fragte zugleich um sicheres Geleite für eine merkliche Botschaft an, die er nach Moskau senden wolle. Denn die sechs Jahre des Beifriedens waren nach wenigen Monaten abgelaufen.

Vierzehntes Kapitel.

Plettenbergs Walten bis zur Reformation.

Man kann sich die äußeren und inneren Schwierigkeiten, mit denen Plettenberg rechnen mußte, nicht groß genug vorstellen. Trotz aller Anstrengung hatte nur wenig geschehen können, um Livland der drohenden Kriegsgefahr gegenüber nicht ganz vereinzelt entgegenzustellen. Die ersehnte Cruciate war endlich im Jahre 1508 eingetroffen und damit die Aussicht eröffnet, daß es möglich sein werde, die unentbehrlichsten Geldmittel für einen etwaigen Krieg zu beschaffen, aber außer dem selbst bedrohten Preußen hatte Livland keinen einzigen Freund. Polen hatte schon Friedensverhandlungen mit Wassili in Angriff genommen, alle Versuche aber im Voraus zu erfahren, was Rußland zu thun gedenke, blieben erfolglos. Von dem Moskowiter, schrieb Plettenberg noch im Januar 1509, besorgen wir fährliche Hinterlist. Schon am 17. Januar wurde die Botschaft wegen des Friedens nach Moskau abgefertigt. Plettenberg hatte den vielbewährten Johann Hildorp und seinen Kanzler Johann Oldensee geschickt, und am 25. März war es ihnen gelungen, einen vierzehnjährigen Frieden zu erhalten, vorbehaltlich der noch vom Meister und vom Erzbischof ausstehenden „Beküssung“ und Besiegelung desselben. Selten war ein Friedensschluß nothwendiger und selten die Unzufriedenheit über den Frieden, wie er einmal erworben war, eine allgemeinere. Polen sah seine

Pläne gescheitert, die Hanse wußte es nicht zu verschmerzen, daß ihrer gar nicht gedacht war, dem Kaiser und dem Papst mußten Erklärungen zugefertigt werden, um die Nothwendigkeit des Friedensschlusses zu erweisen, das Stift Dorpat, das geflissentlich in dem Friedensinstrument übergangen war, dachte mit Sorgen daran, daß der Großfürst schon 1503 das ganze Stift als sein väterliches Erbe in Anspruch genommen hatte und wer die Zähigkeit russischer Politik kannte, durfte nicht zweifelhaft sein, daß dieser Anspruch nie förmlich aufgegeben, im geeigneten Augenblicke wieder drohend auftreten werde, die livländischen Städte endlich meinten, in ihren berechtigten Handelsinteressen aufs Aeußerste geschädigt zu sein.

In dieser Stimmung traten am Sonntag den 22. Juli 1509 die Städte auf Verschreibung des Meisters in Wenden zusammen.

Der Meister machte kein Hehl daraus, daß der Friede ein schlechter sei, man hätte aber abschließen müssen, da das Land zum Kriege nicht gesetzt sei. Eines Jeden Wünsche zu befriedigen, hätte außerhalb des Bereiches der Möglichkeit gelegen. Er wisse wohl, daß man ihn mit Worten und Spottliedern antaste, weil er den Verband mit Littauen aufgegeben habe, er habe ihn aber nur nicht verlängert. Nach zwei Jahren sei er abgelaufen und dann habe er freie Hand, sich zu verbinden, mit wem er wolle. Hildorp gab danach ein Referat über den Gang der Verhandlungen. Als der Großfürst von Littauen verlangte, er solle sich verpflichten, die Polen nicht zu unterstützen, habe er, Hildorp, als Gegenleistung die Zusage erbeten, daß Rußland dann dem Könige oder etwaigen anderen Feinden Livlands nicht helfe, aber die hochmüthige Antwort erhalten, der Großfürst denke Niemandem zu helfen, auch begehre er Niemandes Hülfe, außer der Hülfe Gottes, seine Feinde werde er mit eigener Gewalt wohl stillen. Ueberhaupt sei die Friedensverhandlung dadurch ganz besonders schwierig geworden, daß Wassili dabei blieb, er wäre nie von der Kreuzküssung abgetreten, wohl aber sei Livland in derselben sträflich befunden.

Der Friede, den die Gesandten um jeden Preis zu beschaffen instruirt gewesen, wäre wohl nie zu Stande gekommen, wenn die Polen mit ihren Friedensanträgen in Moskau rascher bei der Hand gewesen wären. Höchst ungerecht sei es deshalb ihn zu schelten, wie es in Dorpat und anderen Orten geschehen sei.

Namentlich bestürzt war man in den Städten wegen des Verbotes der Einfuhr von Salz nach Rußland, sie alle, besonders aber Reval seien zum größeren Theil von den Erträgen des Salzhandels erbaut worden. Der Großfürst war trotz aller Mühe, die man sich in dieser Angelegenheit gegeben, fest bei seinem ersten Entschluß geblieben. Er habe Salz genug in seinem Lande und wolle kein Wort im Kreuzbriefe geändert wissen; es stehe ja den Livländern frei, den Frieden nicht abzuschließen. Als nun die Städte meinten, selbst ein unglücklicher Krieg hätte keinen härteren Schlag zur Folge haben können, antwortete Hildorp, sie möchten reden, was sie wollten, wenn

die Russen während des sechsjährigen Beifriedens allen Handel hätten niederlegen wollen, so wäre wenig dawider zu thun gewesen und Plettenberg sprach, er sehe nicht, wie man es anders hätte machen sollen. Ihm sei es von Herzen leid, daß sie, die Städter, so ungeschickt zum Kriegen seien, wollten sie jedoch mit den Russen eine Fehde anschlagen, so solle es an ihm nicht fehlen.

Man empfand den bitteren Vorwurf und den Hohn, der in diesen Worten des Meisters lag, so wohl, daß es darüber beinahe zu einem Bruch gekommen wäre, wenn nicht Hildorp darauf hingewiesen hätte, daß wenn erst der Frieden da sein und der Handel wieder begonnen habe, es möglich sein müsse, auch in der Frage des Salzhandels wieder Boden zu gewinnen. Namentlich die Pleskauer, deren Nahrung davon abhänge, seien ganz bereit, ihrerseits in dieser Beziehung zu helfen. Die übrigen Artikel des Friedens mußten in gleicher Weise vom Meister Punkt für Punkt vertheidigt werden. Es ließ sich nicht läugnen, daß fast jeder derselben einen Fallstrick enthielt, um im geeigneten Augenblicke Livland darin zu fangen, aber die Erkenntniß schlug durch, daß man sich in die Verhältnisse finden müsse, daß der Meister gethan habe, was irgend möglich sei, und so erhielt er unter dem Vorbehalt nochmaligen Versuches, die den Städtern lästigen Artikel zu beseitigen, Vollmacht zum Abschluß der Kreuzküssung. Noch im August 1509 haben dann die russischen Gesandten in Wenden das Kreuz auf den Friedensschluß geküßt, die den Handel betreffenden Artikel aber wurden zunächst noch ausgeschlossen, man hoffte durch eine Gesandtschaft der Städter noch bessere Bedingungen erlangen zu können. Erst 1512, resp. 1514, nach Gesandtschaften und Verhandlungen, über deren Verlauf hier zu berichten allzuweit führen würde, hat eine Erneuerung des livländisch-russischen und des russisch-hanseatischen Handels stattgefunden. Nur daß an die Stelle jener alten russischen Kaufmannsfamilien in Nowgorod und Pskow das schnöde Volk getreten war, welches der Großfürst an ihre Stelle gesetzt hatte und schon dadurch der Handel, übrigens nicht zum Nachtheile Livlands, das sich jetzt rasch von der früheren Krisis erholte, einen anderen Charakter gewann.

Entscheidend für die Haltung Plettenbergs war auch dieses Mal das immer gespanntere Verhältniß zwischen dem deutschen Orden in Preußen und Polen, das im März 1510 wieder zu einem Kriege zu führen schien, während in offenbarem Zusammenhange damit der Großfürst von Pleskau aus trotz des Friedens einen Einfall vorzubereiten schien. Es erregte Besorgniß, daß er allen Hafer in Pleskau hatte aufkaufen lassen, und wie vor Abschluß des Friedens mußte man in steter Bereitschaft auf einen Ueberfall gefaßt sein. Als nun am 14. December 1510 der Hochmeister Friedrich starb, ging Plettenbergs Rath dahin, vor allem die Polen durch eine Gesandtschaft so lange hinzuhalten, bis ein neuer Hochmeister gewählt sei und inzwischen die Ordensschlösser in sorgfältiger Wacht halte, damit keine Verrätherei ihr Spiel treibe.

Die preußischen Regenten hielten unter diesen Umständen für nöthig, einen besonderen Boten zu Plettenberg zu senden, um genauer über seine Pläne unterrichtet zu werden und namentlich um zu erfahren, ob er die in Sicht genommene Wahl Albrechts von Brandenburg zum Hochmeister billige. Plettenberg versammelte sogleich seine Gebietiger zur Berathung und einigte sich mit ihnen dahin, daß die Wahl des Markgrafen Albrecht dringend zu empfehlen, und für den Fall eines unerwarteten Angriffs der Polen auf Preußen dreihundert Reiter von Livland zu stellen seien. Weitere Hülfe könne er erst nach Berufung eines allgemeinen Landtages mit Sicherheit zusagen. Ein polnisch-dänisches Bündniß sei zur Zeit nicht zu befürchten.

Gleich nach Ankunft der Antwort Plettenbergs trat dann Markgraf Albrecht in den deutschen Orden, und am 6. Juli 1511 erfolgte seine Wahl zum Hochmeister. Die ungemein complicirte Lage, welche mit der Uebernahme des hochmeisterlichen Amtes durch den Markgrafen Albrecht geschaffen wurde, kann hier nur rasch skizzirt werden, obgleich Livland in nicht unwesentlicher Weise durch dieselbe beeinflußt wurde und Albrechts politische Action meist im Einverständnisse mit Plettenberg, zu dem er bald in sehr intime Beziehungen trat, stattfand. Das eine Zeitlang drohende Gespenst eines russisch-polnischen Bündnisses gegen den deutschen Orden in Livland und Preußen, wurde durch Michael Glinski, der in geheimer Verbindung mit dem Orden stand, glücklich abgewendet. Daran schloß sich die uns aus der polnischen Geschichte im Wesentlichen bekannte Action Kaiser Maximilians für den Orden [1]), und als der russisch-littauische Krieg ausbrach [2]), änderte die Lage sich so vollkommen, daß Polen die Hülfe des Ordens gegen den Moskowiter in Anspruch nahm. Plettenberg, der von den Plänen Moskaus schon im Voraus unterrichtet gewesen ist, verfolgte, da es sich für ihn darum handelte, Polen und Moskau, die ihm ja im Grunde gleich feindlich gesinnt waren, möglichst durch einander unschädlich zu machen, die Politik, unter Berufung auf den vierzehnjährigen Beifrieden mit Rußland den Polen jede Unterstützung zu verweigern, gleichzeitig aber sich selbst gegen einen etwaigen Ueberfall von der einen oder der anderen Seite durch stete Kriegsbereitschaft zu sichern. Rußland gegenüber diente die von Polen, dem Könige gegenüber die von Moskau her drohende Gefahr als Entschuldigung dieses Verhaltens. Die Unzuverlässigkeit beider Nachbarn nöthigte zum Laviren, und Plettenberg lavirte mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Der Hochmeister konnte, wie nun einmal sein rechtliches Verhältniß zu Polen war, sich nicht gleich ablehnend verhalten, aber auf Plettenbergs Rath machte er seine Unterstützung der polnischen Kriegsmacht von einer Verschiebung der Verhandlungen über den von ihm verlangten Lehnseid und von der Zustimmung seiner Stände abhängig. Dann mußte die Berufung an Kaiser, Papst und an das damals

---

1) Vgl. Bd. I S. 624 ff.
2) Vgl. Bd. I S. 369 ff.

tagende lateranische Concil zur Entschuldigung dienen. Diese zögernde und hinhaltende Politik des Hochmeisters ließ sich aber nur so lange behaupten, als er in Kaiser Maximilian eine Stütze hatte. Da nun der wankelmüthige Kaiser in jener vielbesprochenen Zusammenkunft zu Wien im Juli 1515 den Orden Preis gab, wurde die Lage Albrechts und zugleich die Livlands eine ungemein kritische.[1]) Vier Jahre lang wurde trotzdem der Friede künstlich behauptet, bis zu Ende des Jahres 1519 jener Krieg ausbrach, der 1525 zur Auflösung des deutschen Ordens in Preußen und zur Entstehung des Herzogthums Preußen als polnischen Lehnstaates führte. Es ist nothwendig, sich den Verlauf dieser Ereignisse kurz ins Gedächtniß zurückzurufen, damit die Haltung Plettenbergs in jenen Jahren der Krisis verstanden werde. Aber noch ein Anderes ist unumgänglich, will man den großen Staatsmann recht verstehen. Auch die inneren Verhältnisse Livlands machten eine Krisis durch und zu steter Rücksichtnahme auf dieselbe genöthigt, war es für Plettenberg nicht möglich, einfach nach den Eingebungen seiner besseren Erkenntniß zu handeln. War es ihm auch gelungen, den Erzbischof Michael Hildebrand ganz für seine Politik zu gewinnen, im Einverständniß mit ihm die Widerstandskraft Rigas zum Besten des Landes zu lähmen, und dadurch thatsächlich den Orden zur Vormacht der livländischen Conföderation zu machen, so war der Selbständigkeitstrieb der übrigen Herren in Livland, der Bischöfe von Dorpat, Oesel, Reval und Kurland doch keineswegs gebrochen, und nur durch peinlichste Beobachtung jener althergebrachten Formen für gemeinsame Verhandlung von Landesangelegenheiten und durch Förderung eines Zusammenhaltens der Stände — Ritterschaften und Städte — gegenüber den Bischöfen gelang es ihm meist seinen Willen durchzusetzen. Freilich nicht ohne Opfer und nicht ohne stete Vermittelung zwischen den Parteien, die hart aneinander stießen, sobald die Interessen des Eigennutzes der einen oder der anderen Gruppe in Frage gestellt wurden. Die Stadt Dorpat und ihren Bischof hat der Meister bis an sein Lebensende für unzuverlässig gehalten, und nie mit Sicherheit auf sie rechnen können. In den Städten war die Rücksicht auf Handelsvortheile stets meist maßgebend, und in ritterschaftlichen Kreisen machte eben damals die Frage wegen der Stellung der Bauern, die in den Städten Aufnahme fanden und von ihnen nicht ausgeliefert wurden, böses Blut.

Wir haben in die ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts die Verschlechterung der rechtlichen Stellung des Bauernstandes bis zu fast völliger Leibeigenschaft zu setzen. Die Thatsache findet ihre Erklärung darin, daß in den bösen Kriegsjahren durch Wegführung von Bauern in die russische Gefangenschaft, aus der sie nicht wieder frei kamen — wir wissen, daß es einmal 40,000 Seelen waren — und in Folge der Lücken, welche Schwert und Krankheit gerissen hatten, die bäuerliche Bevölkerung arg zusammengeschmolzen war. Viele Aecker lagen wüst und die deutschen Grundbesitzer achteten nun

---

1) Vgl. Bd. I S. 625—629.

mit ängstlicher Sorge darauf, daß die auf ihrem Gebiete ansässigen Bauern auch auf demselben blieben. Mit der Verminderung der Arbeitskräfte aber wuchs in gleichem Verhältniß die Ausnutzung der bäuerlichen Arbeitskraft und das Bestreben der Bauern, sich durch Uebersiedelung auf anderen Grund und Boden harten Herren zu entziehen, oder durch Ansiedlung in einer Stadt sich die persönliche Freiheit zu erwerben, welche städtisches Recht verlieh. Die Städte nahmen derartige Ueberläufer gerne auf, da sie ihrer als Knechte, Hafenarbeiter und in allen für einen Deutschen nicht üblichen Beschäftigungen nicht entbehren konnten. Hatte doch Riga zu Meister Mengedes Zeiten zu einem Drittel undeutsche Bevölkerung. In den Tagen Plettenbergs aber muß das Verhältniß ein noch ungünstigeres gewesen sein. Der Meister war nun bemüht, durch Auslieferungsverträge, die zwischen den verschiedenen Herrschaften geschlossen wurden, dem Uebel abzuhelfen. Schon im Juni 1508 hatte er eine dahin zielende Uebereinkunft mit dem Bischofe Johann von Oesel geschlossen, eine zweite Einigung fand im nächsten Jahre zwischen dem Orden, dem Bischof von Reval und der Harrisch-Wierischen Ritterschaft statt. Zwei Hakenrichter[1]) wurden eingesetzt, um die Gerichtsbarkeit über verlaufene, besitzliche und nichtbesitzliche Bauern zu üben, die Gerichtsbarkeit der Herren an Hals und Hand ihrer Bauern ausdrücklich bestätigt, jedoch so, daß die Zuziehung zweier rechtskundiger Ordensbeamten eine gewisse Garantie gegen Parteilichkeit und Ungerechtigkeit bot: „Welcher seine Leute an Hals und Hand richten will, der soll dazu nehmen zwei des Herrn Meisters Männer, denen das wissentlich ist, daß das Recht nach einem Landgerichte gerichtet sei oder werde.“ Besonders hart war die Bestimmung, der zu Folge alle unter dreißig Jahren verlaufenen Bauern den Herren zurück gestellt werden mußten. Noch mehr Anlaß zu Bitterkeit und Zwietracht gab jedoch ein anderer Punkt: „Ob einem Gudemann sein Bauer entgegenkäme, der ihm entlaufen wäre, den mag er greifen und die Herrschaft aufbieten, auf wessen Lande er ihn greifet; und ist die Herrschaft nicht zur Stelle, so soll er dann den Zehntner aufbieten, so soll die Herrschaft mit dem Zehntner (Amtmann) und das ganze Land dafür stehen, daß der Zehntner ihn zum Burgen nimmt. Und nimmt die Herrschaft oder der Zehntner ihn nicht zum Burgen, so mag er weg nach Hause fahren und bricht daran nicht.“ Obgleich hier von den gegenseitigen Beziehungen der deutschen Grundbesitzer in ihrem Wechselverhältniß zu den Bauern die Rede ist, und die Städte gar nicht erwähnt werden, suchte doch die harrisch-wierische Ritterschaft 1513 die Einigung auch den Revalensern aufzudrängen, indem sie als altes Recht beanspruchte, was doch nur Neuerung war und der städtischen Praxis, sowie dem lübischen Rechte durchaus widersprach.

Wir besitzen über den Verlauf dieser Streitigkeiten, die sich bis in das Jahr 1516 ziehen, den sehr eingehenden und interessanten Bericht des Revaler

1) Je einer für Harrien und Wirland, später tritt ein Dritter für Jerwen hinzu.

Secretairs Otto Manow. Die gegenseitige Erbitterung war so groß, daß, als im September 1513 der Meister seinen Einritt in Reval hielt, die Bürger in Befürchtung einer Ueberrumpelung von Seiten der Ritterschaft die Stadtpforten schlossen, ihre Straßen mit Balken, Ketten und Rennbäumen befestigten, und ihre Thürme und Mauern mit Mannschaft und Geschütz besetzten. Wohl nicht ohne Grund, denn wenige Tage vor des Meisters Einzuge waren der Stadt Warnungen zugegangen, sie sollte sich vorsehen. In der Gildstube hatten einige der Ritter beim Gelage gesungen:

wy wollen de borger up de koppe slan,
dat blot schall up der straten stan etc.

und einer der angesehensten Ritter, Herr Hermann Zöghe, hatte sich in des Stadtvogtes Hause vernehmen lassen, es werde nicht eher besser, „bis die Weihe über die Rücken fliege."

Die Gegensätze waren eben nicht auszugleichen; die Ritterschaften verlangten, daß ihnen Reval alle Bauern, die Land besäßen oder besessen hätten, sie seien jung oder alt, beweibt oder unbeweibt, ohne Verzug und Arglist ausliefere. Ebenso diejenigen, welche der Herrschaft Zins oder Zehnten gegeben hätten, mit alleiniger Ausnahme solcher Bauern, die dreißig Jahre in der Stadt gesessen oder nachweislich an Kindesstatt aufgezogen wurden. Nur Lostreiber, die kein Land gehabt, sollten ausgenommen werden. Die Stadt machte dagegen geltend, daß sie sich ohne Volk den Angriffen auswärtiger Feinde, der Dänen, Schweden oder der unmilden abgesonderten Reußen, gegenüber nicht behaupten könne. Auch würden die Bauern nicht gerufen, sie kämen von selbst. Reval habe eine alte Gewohnheit vorgefunden, der zu Folge dem fremden Volke freistand zu kommen und zu gehen. Seit Menschengedenken seien die Bauern nie, wie die Gudemannen verlangen, gebunden und gefangen, ausgeliefert worden; das könne auch nach lübischem Rechte, mit dem die Stadt privilegirt sei, nimmer geschehen. Gleich wie in Lübeck spreche man in Reval Recht über arm und reich, über Weltliche und Geistliche, Bürger und Bauer, den Höchsten und den Niedrigsten auf eines Jeden Belangen u. s. w.

Nur mit großer Mühe nach fruchtlosen Verhandlungen auf mehreren Landtagen ist es Plettenberg gelungen, durch einen Schiedsspruch hier auszugleichen, und wenn auch nicht ein Einverständniß, so doch eine Art Waffenstillstand herbeizuführen, demgemäß Bauerwirthe, welche in die Stadt ziehen, auf Antrag ihrer Herrschaft nach richterlicher Erkenntniß so lange bei Wasser und Brod — auf des Klägers Kosten — gefangen gehalten werden sollten, bis sie sich freiwillig entschließen, ihrer Herrschaft zu folgen. Nach Jahr und Tag aber solle jeder Anspruch erloschen sein.

Mit Ausnahme von Kurland, wo wie es scheint, die bäuerlichen Verhältnisse günstiger lagen, treten uns diese Schäden und der unerquickliche damit verknüpfte Hader überall entgegen. Immerhin ist es aber Plettenberg gelungen, durch seine zähe und stets auf den inneren Frieden zielende Politik

das Aeußerste abzuwehren und eine Stimmung herbeizuführen, in welcher beide Theile auf dem Boden eines Gewohnheitsrechtes sich verständigten.

Eine andere Schwierigkeit, mit welcher der Meister stets rechnen mußte, war das schon mehrfach berührte Verhältniß zur Geistlichkeit, namentlich zum Erzbischof und zu den Bischöfen. Waren sie doch Landesherren wie er, und wenn auch Reval und Kurland in faktischer Abhängigkeit vom Orden standen, Dorpats und Oesels konnte man nie sicher sein und das Verhältniß, in welchem Plettenberg zum Erzbischof Michael stand, war vor allem auf Charaktereigenschaften Michaels und den persönlichen Einfluß, den der Meister ausübte, begründet. Es scheint nun, daß das Domkapitel befürchtete, Plettenberg könnte versuchen, nach des Erzbischofs Tode von Rom aus, wie es so oft geschehen war, den erzbischöflichen Stuhl mit einem dem Orden genehmen Candidaten besetzen zu lassen. Um hier vorzubauen, hatte das Kapitel sich bei Papst Julius II. um Erneuerung seines ausschließlichen Wahlrechtes bemüht, und am 5. April 1508 auch eine Bulle erhalten, welche allen Ansprüchen der Rigaer Prälaten genügte und den Orden für den Fall, daß er die freie Wahl hindern sollte, mit geistlichen Censuren bedrohte. Als nun am 5. Februar 1509 der Erzbischof im Alter von sechsundsiebzig Jahren starb, hielt das Kapitel sechs Tage lang seinen Tod geheim, und wählte dann den Dekan der Rigaer Kirche, Jaspar Linde, einen Westfalen. Plettenberg bewährte auch hier seine versöhnliche und correcte Haltung. Der Elect konnte mit einem Empfehlungsschreiben von ihm nach Rom reisen, der Hochmeister, der anfänglich ungehalten war, wurde begütigt und es lag demnach nicht am Meister, wenn zeitweilig der alte Hader wieder auszubrechen drohte. Jaspar Linde trug sich mit ehrgeizigen Plänen, die er mit großer Zähigkeit verfolgte, aber schließlich doch nicht erreichte, da Plettenberg mit großer Geschicklichkeit seinen Anschlägen die Spitze abzubrechen verstand.

Er ging auf nichts Geringeres aus, als den Einfluß des Ordens auf die Bischofswahlen völlig zu beseitigen. Zu diesem Behuf suchte er vom Papste für alle Bisthümer eine ähnlich freie Wahl einerseits der Bischöfe, andererseits aber auch der Domherren zu erlangen, wie Riga sie eben erworben hatte und den Meister in die Stellung zurückzudrängen, die er zu Zeiten des ersten Albert eingenommen hatte. Er solle ihm „reverencie und gehorsamheit“ erweisen. Das aber sollte nur die Vorstufe zu weiterem sein. Als der erste Anlauf, den er nach dieser Richtung hin schon im Jahre 1512 machte, daran gescheitert war, daß Plettenberg eine vom Erzbischof geplante Versammlung aller Bischöfe unter dem Vorwande der Russengefahr verhinderte und eine Beschwerde des Erzbischofs am römischen Hofe keine Beachtung gefunden hatte, nahm er 1518 die Frage in einer sämmtlichen Bischöfen zur Begutachtung zugesandten Denkschrift nochmals auf. Unter Berufung auf das 1448 zwischen Papst Nicolaus V. und der deutschen Nation abgeschlossene Aschaffenburger Concordat, welches den Kapiteln freie Bischofswahl zusicherte, schlug er vor, dieses Recht auch für Livland in Anspruch zu nehmen, wo-

möglich aber zu erreichen, daß die Bestätigung der livländischen Bischofswahlen ganz ihrem Metropolitan, dem Erzbischof von Riga, übertragen werde. Die Bischöfe sollten die Regalien vom Kaiser erhalten, sei das geschehen, so ergebe sich die freie Wahl von selbst. Wirklich wurden die Regalien auch 1520 von Kaiser Karl V. erworben und 1522 erklärt, daß das Aschaffenburger Concordat auch für Livland gelte. Das Hauptziel aber ward nicht erreicht. Jasper Linde hatte die Bischöfe dadurch zu gewinnen versucht, daß er sie auf große Ersparnisse hinwies, welche es mit sich bringe, wenn sie der Bestätigung durch den Papst nicht mehr bedurften und in Rom schon 1518 für seine Pläne Boden gefunden. Da aber stieß er auf Widerstand bei den Bischöfen selbst, die sich schließlich nicht verhehlen konnten, daß das Bestätigungsrecht einen ungeheuren Machtzuwachs des Erzbischofs bedeute und bald erkannten, daß jene Ersparnisse nur ihren Kapiteln, nicht ihnen persönlich zu Gute kämen, sie vielmehr eine einmalige große Ausgabe am päpstlichen Hofe nicht würden umgehen können, um jenes zweischneidige Privileg zu erlangen. An ihrem Widerstande und wohl auch an der Gegenwirkung Plettenbergs lag es, wenn all die hochfliegenden Pläne des Erzbischofs „fast unmerklich im Sande verrannen.“

Es will wahrlich viel sagen, wenn trotz alledem Plettenberg in Frieden mit den Prälaten blieb, nur ist begreiflich, daß er mit äußerster Vorsicht jeden Schritt derselben beobachtete und keinerlei Vertrauen auf sie setzte. Mußte er doch darauf rechnen, daß jeder Fehler, den er mache und jeder Verlust, der ihn traf, von jenen zur Mehrung eigener Herrlichkeit ausgenutzt werde. Im Keim mußte jede im Innern drohende Uneinigkeit und jeder Umsturzversuch erstickt werden, sollte nicht das ganze Land darüber zu Grunde gehen. Denn der Zündstoff war nach wie vor derselbe. Das zeigten namentlich die ihrer Zeit vielbesprochenen Wettberg-Zöghe'schen Händel.



Siegel des Geschlechtes der Rosen.



Siegel des Geschlechtes der Uexküll.



Siegel des Geschlechtes der Zöghe.

Der Zusammenhang dieser äußerst verwickelten Angelegenheit ist in Kürze der folgende.

Wir haben schon oben gesehen, daß von den livländischen Vasallenfamilien die vier mächtigsten sich im Jahre 1414 das Recht der samenden Hand erworben hatten, demzufolge Güter, welche einmal in den Besitz dieser Familien

Sommer 1516, und damit war auch seine Partei, die theils im Erzstifte, theils in Harrien und Wirland saß, zersprengt. Am 20. März 1523 aber thaten sich die Patkul, Pahlen, Plater, Hastfer, Koskull, Aderkas, Nötken, Viethinghof, Wrangel, Mengden, Hahn und andere nicht zur samenden Hand gehörenden Familien zusammen und bestimmten für sich und ihre Nachkommen, daß sie keines ihrer Güter fortan durch Verkauf, Vererbung, Heirath oder Verpfändung an eine der vier großen Familien bringen würden. Auch zwei Uexkülls, die offenbar nicht der Hauptlinie dieses Namens angehörten, schlossen sich der hier getroffenen Vereinbarung an.

Die ganze an sich in ihren Folgen unbedeutende Angelegenheit ist aber insofern wichtig, als sie zeigt, wie wenig zuverlässig die Elemente waren, mit denen Plettenberg in kritischer Zeit rechnen mußte. Die trotzige Selbstherrlichkeit der livländischen Vasallen war stets bereit, alles in Bewegung zu setzen, wo es galt, die eigenen Interessen zu wahren. Der spätere Bischof von Reval und Dorpat charakterisirt die Livländer jener Zeit in einem Schreiben an den Hochmeister sehr treffend folgendermaßen: „So viel ich E. G. Sachen in diesem Lande verstehen und abmerken kann, bedünket mich, daß E. G. mit Güte wohl das Meiste erlangen werde, denn die Leute hier sind eines starken Gemüthes, und wenn einst eine Verbitterung in sie kommt, ist sie schwerlich wiederum zu mildern.“ Die „starken Gemüther“ aber traten Plettenberg auf Schritt und Tritt entgegen, wenn es galt, allgemeine Interessen zu wahren, die nun einmal ohne Verletzung von Privatinteressen nicht durchzuführen sind. Nur die Summe dieser kaum irgendwo in gleicher Verkettung auftretenden Schwierigkeiten giebt den Schlüssel zur Politik, die Plettenberg verfolgen mußte, weil sie unter den gegebenen Verhältnissen die einzig mögliche war. Mit Güte und Zähigkeit ließ sich viel erreichen. Er ist von denkbarster Langmuth gewesen.

Die Schilderung der inneren Schwierigkeiten, mit welchen der Meister ununterbrochen zu ringen hatte, ließe sich noch durch eine lange Reihe charakteristischer Thatsachen ergänzen. Sie gehören der Landesgeschichte an und überschreiten den hier gesetzten Rahmen. Die Sorgen, welche die Pestilenz mit sich führte, die 1515 Livland und Ostpreußen decimirte, die mancherlei Schwierigkeiten welche das versteckte Spiel des Erzbischofs und der Bischöfe verursachte, unter welchen der frühere Procurator des Ordens, Johann Blankenfeld, seit dem 20. October 1514 Bischof von Reval und seit dem 29. Juli 1518 Bischof von Dorpat und Reval, immer entschiedener in den Vordergrund trat, trugen ihrerseits dazu bei, dem Meister die freie Bewegung zu erschweren.

So lagen die Verhältnisse, als zu Ende des Jahres 1515 der Hochmeister Plettenberg zu einer Zusammenkunft in Memel aufforderte. Der Erzbischof, dem der Meister davon Mittheilung machte, rieth dringend ab, ein Ueberfall von Seiten der Russen sei im Anzuge. Die Abwesenheit Plettenbergs könne die schlimmsten Folgen haben. Aber Albrecht von Brandenburg

stand unmittelbar vor dem Bruch mit Polen und wollte sich der Hülfe des erfahrenen und von ihm hochgeschätzten livländischen Meisters um jeden Preis versichern. Er schickte seinen Vertrauten Dietrich von Schönberg mit so dringenden Anträgen nach Wenden, daß Plettenberg nachgab. Das Anerbieten des Hochmeisters, nach Grobin zu kommen, wies er aus Höflichkeit zurück und am 24. Februar 1516 traf er mit hundertvierzig Pferden in Memel ein. Der Hochmeister hatte ihm sein eigenes Gemach einräumen wollen, Plettenberg lehnte natürlich ab, aber die Thatsache ist bezeichnend für die geflissentliche Aufmerksamkeit, die ihm während der zwölf Tage — Plettenberg hatte auf nur zwei Tage gerechnet — zu Theil wurde, die er in geheimen Verhandlungen mit dem Hochmeister in Memel verbrachte. Mit vierzig Pferden waren zwei Ordensgebietiger und Albrechts vertrauter Rath Dietrich von Schönberg dem livländischen Meister entgegengeritten. „Geliebter Bruder und lieber Freund," das war der Gruß, mit welchem der Hochmeister Plettenberg empfing. Und aus den gleich an demselben Tage gepflogenen Verhandlungen tritt uns der gleiche Ton aufrichtiger Verehrung und Zuneigung entgegen. „Gott vom Himmel," sagte der Hochmeister, „danken wir das, daß er unserm Orden einen solchen tapferen Mann bescheert," und wieder, „wir werden auch E. L. die Zeit unsers Lebens an unsers leiblichen Bruders statt lieben, ehren und fördern."

Das Wesentliche der Verhandlungen aber läßt sich dahin zusammenfassen, daß zunächst beide, Hochmeister und Meister von Livland, „so wahr ihnen Gott helfe und die Heiligen," schworen, über das, was verhandelt werde, zu schweigen bis ins Grab. Der Orden, führte Albrecht aus, sei von Papst, Kaiser, gemeinem Reich und deutschem Adel verlassen, und obgleich man ihn bisher mit Weisheit und Mannheit gegen Russen, Polen und Littauer vertheidigt habe, sei zu befürchten, daß nun das Ende herannahe. Erbärmlich wäre es, wenn gerade sie beide es erleben sollten. Der Friede zwischen Rußland und Polen sei in der Mache, und nun stehe zu befürchten, daß der Orden gezwungen werde, jenen „beweglichen" Frieden zu schwören, der seinen Untergang bedeute und Preußen wie Livland gleich verderben werde. Da sei es besser, Leben und Tod vor dem Feinde zu nehmen.

Noch habe er, außer Dietrich von Schönberg und seinem Bruder, dem Kurfürsten von Brandenburg, keinem Menschen von dieser Handlung zu verstehen gegeben, der Kurfürst werde helfen, jetzt, wenn Plettenberg zusage, sei er entschlossen, den Krieg anzuheben.

Aber Plettenberg schaute sorgenvoll drein. Er wies darauf hin, daß, wenn der Krieg beginne, die Prälaten und Gebietiger in Livland wegen der stets bedrohlichen Nachbarschaft Rußlands und Polens nicht außer Landes ziehen noch gestatten würden, Leute hinaus zu senden. Es sei schwer, einen Rath zu ertheilen. Der König von Polen und die Stadt Danzig seien in gutem Verständniß mit Riga, Reval und Dorpat, welche Stadt dem Orden sehr ungetreu sei, so daß man sich ihrer nichts Gutes versehen könne. Habe

aber der Orden Hülfe vom Papst, den Ständen des Reichs und sonderlich von den Verwandten des Hochmeisters, so wolle er, Plettenberg, zwar Leib und Gut daran setzen, aber ohne Wissen der Prälaten, der Gebietiger und der Landschaft könne er nur für des Ordens Hülfe einstehen. Ein Krieg sei gar bald angehoben, aber er wisse aus bitterer Erfahrung, daß auch das Ende zu bedenken sei. Auch schätze man die Gebietiger in Livland für reich, es sei aber leider nichts vorhanden; das viele Volk, das man halten müsse, verzehre alles. Aber er wolle gern Genaueres über die Pläne des Hochmeisters hören und dann danach handeln.

Es gingen nun einige Tage in schriftlichen und mündlichen Verhandlungen hin. Am 4. März legte der Hochmeister seinen Kriegsplan vor. Der Orden in Preußen könne 8000 Knechte und 2000 Reiter stellen und neben des Ordens Unterthanen über Jahr und Tag erhalten. Die Markgrafen würden den halben Theil des Krieges für die Zeit von acht Monaten tragen. Uebers Jahr solle der Anfang gemacht werden. Dänemark sei dahin zu bestimmen, daß es dem Feinde über See keinen Proviant und kein fremdes Volk zuführen lasse oder dem Orden, was er brauche, billigen Kaufes gestatte. Vom Deutschmeister dürfe man mindestens 200,000 Gulden erwarten, für Proviant und Geschütz sei gesorgt. Wenn die Söldner beisammen seien, müßten die preußischen Streitkräfte Danzig belagern, die livländischen Samaiten nehmen, nach Heilsberg ziehen und, wenn die Stadt sich nicht ergebe, brennen und verwüsten und sich danach vor Danzig mit den anderen Truppen vereinigen. Hier müsse man erst die Schiffe verbrennen, danach die Stadt mit Sturm nehmen und ebenso Thorn zu Fall bringen. Seien diese beiden Städte erobert, so müßten Elbing und Marienburg, weil sie keinen Strom hätten, aus Ohnmacht fallen. Dann wolle er mit Mord, Raub und Brand die Polen also verderben, daß Küche und Keller ihnen Preußen zu überziehen verbieten.

Livland müsse vorher den Frieden mit Rußland „etwas kräftiger" beschließen und die Prälaten zum Versprechen bewegen, sich gegen alle Feinde des Ordens gebrauchen zu lassen. Jede Unternehmung Livlands gegen Littauen und jede Eroberung auf Kosten desselben werde er, der Hochmeister, unterstützen.

Plettenberg nahm diesen Kriegsplan nicht sehr hoffnungsfreudig an. Nur wenn alle Voraussetzungen eintrafen, von welchen der Hochmeister ausging, bot er Aussicht auf Erfolg. Ein Mißlingen mußte das ganze Unternehmen zu Fall bringen. Wie sollte der Meister Rathschläge ertheilen, welche gegenstandslos wurden, sobald eine der Voraussetzungen Albrechts nicht zutraf; wie versprechen, da er doch wußte, daß jene „starken Gemüther," mit denen in Livland zu rechnen war, von divergirenden Interessen bestimmt, fest entschlossen waren, nur da mit zu thaten, wo sie mit gerathen hatten? Er rieth zuerst zum Frieden. Der Orden sei zum Kriege ungeschickt und es sei, wie die Dinge lägen, doch noch am besten, wenn der Friede beschworen werde mit Dämpfung oder Auslassung der beschwerlichen Artikel. Durch des Hoch-

meisters Freunde werde sich das erreichen lassen. Noch müßte die Entscheidung hinausgeschoben werden.

Doch der Hochmeister wurde immer dringender. „Lieber Freund und Bruder," meinte er, „Ihr bewegt die Sache tiefer, als wohl von Nöthen ist; wir merken aber noch zum Theil nicht, was Euer Rathschlag ist."

Da antwortete Plettenberg, der Hochmeister habe seine Meinung oftmals gemerkt, wie sehr die Zustimmung der Prälaten, der Gebietiger und der Landschaft ihm unentbehrlich sei. Wisse aber der Orden einige Hülfe, so wolle er Leib, Leben und Gut in Gehorsam daransetzen und auf dem Felde vor Danzig gern sein Blut vergießen. Wenn also das Glück ihm hold sei, werde er mit nicht weniger als 100 Reitern und 2000 Knechten erscheinen.

Diese bedingte Zusage wurde dann vom Hochmeister mit eigener Hand zu Papier gebracht und mit Danksagung empfangen. Er wollte sich darauf gewißlich verlassen.

Am Donnerstag nach Lätare (6. März) fand endlich die schließliche Einigung dahin statt, daß, sobald die Hülfe von Brandenburg und von des Hochmeisters Freunden sicher sei, eine Botschaft nach Livland gehen werde, um die Ordnung des Krieges zu vereinbaren und einen festen Frieden zwischen Livland und Moskau zu sichern. Von Stunde an werde dann der Meister sich zum Kriege rüsten, die ganze Angelegenheit aber bis auf weiteren Bescheid des Hochmeisters nur zweien seiner Rathsgebietiger mittheilen und die Prälaten inzwischen zur Eintracht mit dem Orden führen. Binnen Jahresfrist solle der Krieg angehoben werden, „Gott helfe ihn zu gnädigem Ende führen."

Mit diesem Bescheide gingen unter lebhaften Bezeugungen gegenseitiger Freundschaft die beiden Meister auseinander, um die Vorbereitungen zu der großen Entscheidung zu treffen.

Der Eindruck, den wir von den Verhandlungen zu Memel gewinnen, über welche uns drei ausführliche Aufzeichnungen erhalten sind, ist doch der, daß Albrecht von Brandenburg sich über die Aussichten des Ordens trügerischen Hoffnungen hingab. So anmuthend auch der patriotische Zorn des Hochmeisters und das lebendige Gefühl für die Ehre des deutschen Namens aus seinen Reden und Entwürfen zu uns herüberklingt, Plettenberg hat mit seinen Bedenken Recht behalten, denn keine der Erwartungen Albrechts hat sich als zutreffend erwiesen. Wo er festen Zusagen gegenüberzustehen meinte, begegnete er im besten Falle halber Hülfe, im schlimmeren entschiedenem Treubruche. Der Einzige, der nicht mehr versprochen hatte, als er halten konnte, war Plettenberg, der auch, soviel an ihm lag, sein Möglichstes that, die Voraussetzungen herbeizuführen, an welche er in richtiger und klarer Erwägung der einmal vorhandenen politischen Verhältnisse seine Hilfeleistung geknüpft hatte. Es ist höchst lehrreich, zu verfolgen, wie er Schritt für Schritt seinem Ziele näher zu kommen suchte. Der Landtag, der am 29. Juni des Jahres in Wolmar zusammentrat, zeigt deutlich, wie der Meister bemüht war,

vor allem die inneren Gegensätze auszugleichen. Eintracht, betonte der Meister einmal über das andere, thue diesen Landen sonderlich mehr Noth denn anderen Landen, und er selbst gab das gute Beispiel, in einer principiellen Frage von großer Wichtigkeit ohne jede Weiterung sich der Ansicht der Stände zu fügen. Der Erzbischof hatte auf strittigem Gebiete an der russischen Grenze eine Burg, Villack, zu errichten begonnen. Der Großfürst von Moskau war darüber ungehalten und erhob zugleich Ansprüche auf dörptisches Gebiet sowie auf Ordensland im Marienburgischen und Rossitenschen. Plettenberg rieth in Anbetracht des zwischen Rußland und Littauen bevorstehenden Friedens zur Vorsicht. Als jedoch Ritterschaften und Städte sich dem Wunsche des Erzbischofs anschlossen, erklärte er auf das Bestimmteste, daß der Bau der Burg zu Ende geführt und Gewalt mit Gewalt zurückgewiesen werden solle. Seit langer Zeit zum ersten Male zeigten sich alle Glieder der livländischen Conföderation in einer Frage gleichen Sinnes; wie hätte er da nicht nachgeben sollen? Auch Narva wurde mit Besatzung verstärkt und trotz des ewigen Friedens, der im Juni 1514 mit Littauen abgeschlossen war, festgesetzt, daß auf die littauische Grenze scharf zu achten sei. Erst kürzlich waren littauische Edelleute auf livländisches Gebiet eingedrungen, wie denn überhaupt der ganze Landstrich von der samaitenschen Grenze an bis nach Polock hinauf der Schauplatz sich ewig wiederholender Ueberfälle und Gewaltthaten war. Die Stimmung gegen Littauen war daher eine fast gleich erbitterte wie gegen Moskau, und das konnte den Wünschen des Meisters nur entsprechen.

Auch die Stellungnahme Livlands zu dem dänisch-schwedischen Conflict kam zur Berathung. Im April war von König Christian II. Dr. Detlev Smiter nach Polen, Preußen, Danzig und Livland geschickt worden, um thatkräftige Unterstützung oder wenigstens neutrale Haltung für den bevorstehenden Krieg zu erlangen. In Livland kam es dabei besonders auf die Haltung Revals an, das bei dem Handel nach Schweden hin meist interessirt war. Andererseits mußte der Meister, ohne darüber reden zu dürfen, die Eventualität eines preußisch-polnischen Krieges im Auge behalten, bei welchem, wie wir wissen, der directen oder indirecten Unterstützung Dänemarks eine nicht unwesentliche Rolle zugewiesen war. Beides combinirt, ergab die Nothwendigkeit einer zwar freundlichen, aber nicht bindenden Antwort, und in diesem Sinne erfolgte schließlich auch die Resolution des Landtages, auf welchem die Städte entschieden nach Schweden hin neigten.

Es geht daneben durch diesen Landtag ein merkwürdiger Zug, der den Plänen Plettenbergs, welche auf Isolirung der unzuverlässigen Prälaten hinzielten, förderlich war. Erzbischof Jasper hatte gleich zu Beginn seiner Amtswaltung sich mit Fragen kirchlicher Reform beschäftigt und in löblicher Weise eine Verbesserung des sehr rudimentären Volksschulwesens — wenn dieser Ausdruck überhaupt gebraucht werden darf — in Angriff genommen. Einen Hauptschaden sah er in der mangelhaften Vorbildung der livländischen

Geistlichen. Er wollte zu diesem Behuf eine Hochschule gründen, stieß aber auf entschiedenen Widerspruch von Seiten der Städte und Ritterschaften, und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie wenig beliebt die „Pfaffen“ im Lande waren. Man begann laut über die Sittenlosigkeit derselben zu klagen, besonders über den Prunk, mit welchem die Zuhälterinnen, oder, wie man in Livland sagte, die „Meyerschen,“ der Prälaten auftraten. Aeußerst charakteristisch ist die Antwort, welche der Erzbischof (im August 1513) vor versammeltem Landtage ertheilte. Es seien, sagte er, gar wenig Priester im Lande, so daß schon jetzt die armen Undeutschen ungelehrt blieben. Jener Antrag aber werde zur Folge haben, daß die wenigen Priester auch wegziehen und das Christenthum im Lande geschwächt werde. In Köln, Utrecht und anderen Orten, wo doch viele Priester seien, dulde man die Meyerschen, der heilige Vater und die Cardinäle duldeten sie auch. Die Ritterschaft aber, von der die Klage ausgegangen war, erklärt darauf, gegen die Meyerschen als solche wolle sie nichts einwenden, denn die Priester seien auch Menschen,





Silbermünze von Jasper Linde, Erzbischof von Riga und Walter von Plettenberg, Heermeister der Kreuzbrüder. Originalgröße. (Berlin, königl. Münzkabinet.)

Im Felde der Vorderseite die Brustbilder des Erzbischofs mit der Mitra und des Ordensmeisters mit dem Ordenskreuze auf der Brust. Unter jedem sein Wappenschild; der Bischof führt eine Linde im Wappen. Umschrift: MO(neta) NO(va) ARCHIEPI(scopi) ET · MAGISTRI · LIV(oniae). Im Felde der Rückseite Maria mit dem Kinde und dem Scepter in einer Strahlenglorie stehend; Umschrift: CON : SERVA : NOS : DOMINA : MARI(a); unten † 1516 †.

aber den rittermäßigen Prunk jener Weiber wollten sie nicht dulden. Das half nun freilich nichts, da der Erzbischof erklärte, er müsse es geschehen lassen; aber je mehr Jasper den Weg der Reform einschlug, um so mehr wandte sich die Stimmung des Landes gegen die Prälaten. Als nun 1516 der Erzbischof auf die Nothwendigkeit hinwies, die baufälligen Landkirchen zu restauriren, antworteten die Städte kurzweg mit einem lakonischen „Kirchen und Kirchherren kümmern uns nicht;“ dagegen einigten alle Stände sich dahin, daß sie in Zukunft keinen geistlichen Bann dulden wollten, und sollten sie darüber Leib und Leben verlieren.

Es ist noch nicht möglich, in dieser Frage zu einem klaren Urtheil zu gelangen, weil uns die Acten in Stich lassen; doch scheint nach dem bisher zugänglichen Material Plettenberg mit dem ehrgeizigen Johann Blankenfeld,

der sich in Aussicht auf weitere Beförderung zur Zeit noch zum Orden hielt, in geheimem Einverständnisse gewesen zu sein, so daß wir in der Juni 1519 erfolgten Erhebung desselben zum Bischof von Dorpat eine Belohnung seiner ordensfreundlichen Haltung zu sehen hätten. Die Vorbereitungen zum preußisch-polnischen Kriege nahmen mittlerweile ihren Fortgang. Die Verhandlungen, welche Albrecht von Brandenburg mit Moskau angeknüpft hatte, führten am 10. März 1517 zum Abschluß eines russisch-preußischen Angriffsbündnisses wider Polen, und es ist eine jener historischen Coincidenzen, daß von demselben Tage die Bulle datirt, durch welche Papst Leo X. allen christlichen Fürsten einen fünfjährigen Stillstand zum Zweck gemeinsamer Bekämpfung der Türken auferlegte. Die Dinge gingen ihren Gang weiter troß jenes Verbotes, und schon im Juni 1517 sehen wir den Hochmeister in directer Correspondenz mit dem Comtur von Goldingen behufs Zerstörung der von den Samaiten errichteten Hindernisse, welche bestimmt waren, die Verbindung zwischen Livland und Preußen auf dem Landwege unmöglich zu machen. Das Geheimniß der Zusammenkunft zu Memel ließ sich nicht länger aufrecht erhalten, und im September 1518 war Plettenberg so weit gediehen, daß er die Angelegenheit den Ordensständen zur Entscheidung vorzulegen beschloß. Er berief die Ritterschaften aus Harrien und Wirland und das erst kürzlich mit ihnen versöhnte Reval zu einem Tage nach Fellin. Von seinen Gebietigern waren nur die estländischen um ihn, der Comtur von Reval und der Vogt von Wesenberg.

Plettenberg eröffnete die Versammlung mit einer klaren Darlegung der Nothlage, in welcher sich der Orden befinde. Erst kürzlich habe der Hochmeister ihn mit seiner merklichen Botschaft beschickt und kund gethan, daß er aus Mitrath, zugesicherter Hülfe und Zuthat römischer kaiserlicher Majestät, der Herren Kurfürsten und anderer mehr seiner verwandten Herren und Freunde, den Entschluß gefaßt habe, sich wieder in Besitz des alten Ordenslandes Preußen zu setzen. Da er troß aller Versuche dieses Ziel in Güte nicht habe erreichen können, müsse er zu Kriegsgeschäften greifen, um das vormals seinem Orden abgedrungene wieder zu erlangen, und deshalb habe er auch ihn, den Meister von Livland, zu Hülfe gerufen und eine merkliche Summe von Pferden und Geld begehrt. Nach reiflicher Erwägung mit den Gebietigern, habe er, Plettenberg, fürs Beste erkannt, den Hochmeister in seinen Nöthen nicht zu verlassen, und so weit ohne Schwächung des Landes möglich sei, zu unterstützen. Dazu brauche er die Hülfe seiner Ritterschaften und Städte. Er begehre daher inständig und fleißig, daß Reval ihn nicht verlasse und zweihundert Mann ein Jahr lang auf der Stadt Kosten halte. Die Sendeboten möchten es reiflich überlegen und Niemandem als den Herren vom Rath davon Mittheilung machen. Darauf nun erklärten die Boten nicht eingehen zu können, da wo es sich um Geldbewilligungen handle, die Gemeinde hinzugezogen werden müsse. Und dabei blieb es, troß aller Bemühungen Plettenbergs mehr zu erlangen, und als die Boten heimgekehrt waren, antwortete der Rath ganz in demselben Sinne.

Je näher nun in Preußen die endliche Entscheidung heranrückte, um so deutlicher trat hervor, wie wenig jene Versprechungen Stich hielten, auf deren Erfüllung der Hochmeister sein ganzes Unternehmen gegründet hatte. Johannes Voigt hat im neunten Bande seiner Geschichte Preußens diese Dinge und den Verlauf des Ende 1519 beginnenden Krieges recht beweglich und in aller Ausführlichkeit erzählt. Wir müssen auf ihn verweisen und können an dieser Stelle nur hervorheben, was für die weitere Entwicklung der livländischen Verhältnisse von Bedeutung geworden ist. Da fällt nun zunächst auf, wie gering die thatsächliche Hülfe Livlands gewesen ist. Die Prälaten haben nichts gethan, man mußte zufrieden sein, daß sie wenigstens nicht hindernd in den Weg traten. Die Leistungen der Städte scheinen — soweit sich an dem zugänglichen Material nachweisen läßt — auf Proviantlieferung beschränkt geblieben zu sein. Die Ritterschaften als Stand hielten sich vom Kriege fern, doch haben einzelne livländische Edelleute nicht unrühmlich in preußischen Diensten gefochten, wie z. B. jener Joachim Viereck, der das brennende Schloß von Preußisch-Eilau gegen die anstürmenden Polen vertheidigte. Im Ganzen sind unsere Nachrichten aber nach dieser Seite hin höchst lückenhaft.



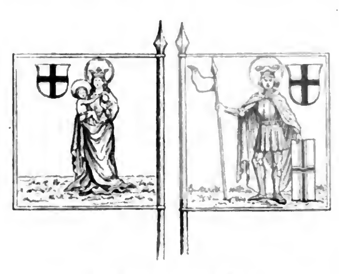
Siegel des Markgrafen Albrecht von Brandenburg als Hochmeister.

In einem durch das Ordenskreuz gevierteten halbrunden Schilde der brandenburgische Adler, der pommersche Greif, der Nürnberger Löwe und der Hohenzollersche geviertete Schild. Umschrift: Albrecht von gottes * gnade * Teuschordenhohemaister . margraf * zu * Bradeburg. An einer Urkunde vom 16. Februar 1525. Estländisches Ritterschafts-Archiv. Reval.

Der Orden endlich half, soweit es in seinen Kräften lag, in dreifacher Weise, diplomatisch, militärisch und pecuniär. Ein Bündniß, das Livland mit Dänemark schloß, um Albrecht Hülfe zu schaffen, die wenn auch widerwillige, doch stetige Unterstützung der Verhandlungen Albrechts mit Moskau, Vorstellungen an die Markgrafen von Brandenburg und an den Deutschmeister und die immer wiederholte Ermahnung an den Hochmeister, den — wie die Verhältnisse einmal lagen — völlig aussichtslosen Krieg abzubrechen und den Frieden um jeden Preis zu suchen, kennzeichnen die eine Seite dieser Thätigkeit. Die militärische Unterstützung ist sehr gering gewesen, sie hat in den ersten Jahren höchstens einige hundert geharnischter Reiter betragen und wurde wesentlich beeinträchtigt durch die großen Schwierigkeiten, welche das

durch Verhaue, Gräben und Mannschaft fast unzugänglich gemachte Samaiten dem Durchzug der Ordenstruppen entgegenstellte. Die Geldunterstützung fand zweimal statt, gleich zu Anfang des Krieges traf eine Rate ein, deren Höhe wir nicht kennen, später folgten dreißigtausend Hornguldeu und gegen eintausendsiebenhundert Mark Silber, eine Summe, die für den livländischen Orden sehr hoch war, bei den ungeheuren Kosten aber, welche die Erhaltung der Söldner verlangte, nicht eben viel bedeutete.

Und alle diese Leistungen sind außerdem nicht etwa aus uneigennütziger Theilnahme an dem Verzweiflungskampfe des Hochmeisters dargebracht worden. Plettenberg und seine Gebietiger rechneten sehr genau und ließen sich ihre Dienste durch die Verleihung werthvoller Privilegien bezahlen. Es war eine sehr nüchterne und sehr reale Politik, die hier getrieben wurde.



Die Deutsch-Ordens-Fahne.

Schon im Sommer 1520 ist Plettenberg der Ueberzeugung, daß die ganze Unternehmung des Hochmeisters einen unglücklichen Ausgang nehmen müsse. Sollte Livland trotzdem seine Kräfte daransetzen, so mußte ihm zweierlei gesichert werden, einmal die endliche Anerkennung und Vollziehung jener Urkunde Ludwigs von Erlichshausen, durch welche dieser auf Harrien und Wirland zu Gunsten des livländischen Zweiges deutschen Ordens verzichtet hatte — unter Verhältnissen, die eine überraschende Aehnlichkeit mit denen des Jahres 1520 zeigen —, dann die Sicherung vor ferneren Eingriffen Preußens in das innere Leben Livlands, namentlich in die Wahl eines Meisters. Beides wurde durch Urkunde des Hochmeisters vom 9. August 1520 angebahnt, welche wegen der „mannigfaltigen und herzfleißigen Treue,“ die Plettenberg „in diesen bedränglichen Nöthen“ durch Darstreckung einer Summe Geldes und Zuschickung etliches Kriegsvolkes zu Rosse gethan, und in Betracht des Trostes und der Hülfe, die von ihm und seinen Gebietigern noch künftig zu erwarten sei, die freie Wahl des livländischen Meisters sicherte und die Verschreibung Erlichshausens ausdrücklich bekräftigte.

Man war jedoch in Livland mit der Form, in welcher diese Urkunde ausgestellt war, höchst unzufrieden. Der Hinweis auf künftige weitere Hülfe, an Mannschaft und Geld gefiel keineswegs, auch nahm man daran Anstoß, daß die Urkunde nicht mit dem Majestätssiegel des Hochmeisters, sondern mit dem kleinen Siegel bekräftigt war, auch das Conventssiegel fehlte. Der Hoch-

meister entschuldigte letzteres mit der Unmöglichkeit, im Drange des Krieges allen Kanzleiformen zu genügen, benutzte aber das Verlangen der Livländer, um neue Leistungen von ihnen zu erhalten. Diese Hülfsleistungen haben denn im Herbste 1520 auch wirklich stattgefunden. Kleinere Haufen von zweiunddreißig, hundert, vierzehn Reitern wurden im October und November des Jahres nach Preußen abgefertigt, auch Getreide und Geld folgten, bis der Waffenstillstand vom April 1521 vorläufig den Bedürfnissen des Hochmeisters an Mannschaft ein Ende machte.

Um so dringender aber wurde sein Verlangen nach einer Geldunterstützung, Livland sollte dem Orden die 35000 fl. schaffen, welche Markgraf Joachim von Brandenburg zur Löhnung der Söldner vorgestreckt hatte. Erst nachträglich mußte Plettenberg erfahren, daß ohne sein Wissen und Willen dem Markgrafen Joachim für sein Darlehn Livland verschrieben war und zwar durch zwei hohe Ordensbeamte, den Grafen Wilhelm zu Eisenbergk und den Großcomtur Niclas Bach. Es war von Joachims Standpunkte aus ganz in der Ordnung, wenn er für den Fall der Nichtanerkennung jener Schuld sich an den livländischen Orden und dessen Lande zu halten drohte. Hatte nun auch Plettenberg durch den am 1. September 1521 zwischen Pleskau und Dorpat abgeschlossenen zehnjährigen Frieden sich nach Osten hin einigermaßen gesichert, so mußte jetzt vor allen Dingen sein Augenmerk darauf gerichtet sein, die Ansprüche Preußens und Brandenburgs abzuwehren. Ihm lag besonders daran, von Harrien, Wirland und Reval auf Grund jener vom Hochmeister ausgestellten Urkunde den Lehnseid zu empfangen, und er berief, um sich der vorläufigen Zusage der Ritterschaften und der Stadt zu versichern, dieselben auf den 20. Januar 1522 nach Wenden.

Die beiden Ritterschaften und Reval hatten sich jedoch, bevor sie zum Meister gingen, auf einer Vorversammlung zu Kagel dahin verständigt, den Eid nicht eher zu leisten, als bis sie von dem Hochmeister mit genügenden Entlassungsbriefen versehen seien. Plettenberg vermochte daran nichts zu ändern, erst als er unter Vorlegung des Drohbriefes, den er vom Markgrafen Joachim erhalten hatte, den Verdacht laut werden ließ, man habe vielleicht an ihm kein Genügen und begehre fürstliche Herrschaft, erhielt er eine ihn befriedigende Antwort: sie baten ihn höchlichst, sein Mißdünken abzustellen, ihren Aeltesten und ihnen genügte an seiner Gnaden und dem Orden wohl, sie gedächten darüber keinen Herren auf Erden zu haben, wollten sich auch in keiner Weise davon absondern. Sie baten allein um Zeit und Stunde, um sich von ihrem vorigen Herrn, dem Hochmeister, zu scheiden, damit sie und ihre Nachkommen Glimpf und gutes Gerücht für künftige Zeiten behalten und unbesungen bleiben. Sollte der Hochmeister diese Lande überfallen, so sei er ihnen kein Herr, sondern ein „Gewaldener," d. h. einer, der mit Gewalt fremdes Eigen antastet.

Damit konnte Plettenberg sich zufrieden geben. Er erklärte sich bereit, den Einzug in Reval der Huldigung wegen aufzuschieben, wollte aber seiner-

seits keine Schritte wegen des Entlassungsbriefes thun, da der Hochmeister das nur be·utzen werde, um die Lande wegen der geforderten 35000 fl. zu drängen.

Die Verhandlungen in dieser Angelegenheit zogen sich noch einige Jahre hin, ehe sie zum Abschluß gelangten. Den Versuch des Hochmeisters, Livland zu Anfang des Jahres 1523 für die Wiederaufnahme des polnischen Krieges zu gewinnen, scheiterte an der entschiedenen Weigerung Plettenbergs, der keinerlei Aussichten für einen günstigen Verlauf desselben erkennen konnte. Dagegen erbot er sich, statt der 35000 Gulden 20000 Horngulden zu zahlen, wenn Albrecht eine rechtskräftige Verschreibung über die Entlassung Harriens und Wirlands von der Oberherrschaft des Hochmeisters ausstelle. Ueber die Höhe der Summe hat dann ein wenig erquickliches Feilschen von beiden Seiten stattgefunden, bis endlich am 14. Januar 1525 Plettenberg 24000 Horngulden in rheinischem Golde nach Grobin schickte und dagegen den vielbegehrten Entlassungsbrief erhielt. Der Hauscomtur von Memel, Michael Drahe, hat die Schlußverhandlungen geführt, und es lohnt wohl, bei denselben noch einen Augenblick zu verweilen. Zu Neujahr war er in Wenden eingetroffen und am 3. Januar vor allen Gebietigern und den fünf Secretären des Meisters empfangen worden. Man theilte ihm mit, die 24000 Horngulden wären da, da er aber die Verschreibung wegen Harrien und Wirland nicht mitgebracht habe, könne Livland nicht zahlen, und in einer Privataudienz, welche Plettenberg dem Gesandten am folgenden Tage ertheilte, beklagte sich der Meister bitter über die unsichere und unklare Form, in welcher der Hochmeister bisher seine Verschreibungen ausgestellt habe. Da heiße es immer, „thun sollen und wollen," auch mit seinem immer lebendiger gewordenen Verdacht wegen der bevorstehenden Säcularisation Preußens hielt er nicht zurück: „Lieber Herr Hauscomtur," sagte er, „man sagt uns für wahr, unser gnädiger Herr will ein Weib nehmen und wir werden von dem Rath von Lübeck gewarnt, daß wir uns vorsehen wollten, man gehe damit um, daß man ein Fürstenthum aus Livland machen wolle, und will uns austilgen wie die Templer und das soll der Markgraf und der Fürst soll unser gnädiger Herr Hochmeister sein. Sollte ein Fürst in Livland regieren, so will er alles unterhaben. Man würde wenig Volks halten und das Land eilig überfallen werden von Russen, Littauen oder Samaiten, die um uns herum liegen. Dann könnte man nirgends Hülfe an Leuten erlangen, als aus deutschen Landen; ehe die dann kämen, wäre das Land verloren. Davor wollen wir sein, dieweil wir leben, und ehe das Land zu einem Fürstenthum gemacht sollt werden, wollen wir eher alle die Hälse verlieren! Lieber Herr Hauscomtur, habt ihr auch etwas davon gehört?" Drahe, der die Pläne Albrechts sehr wohl kannte, leugnete auf das Bestimmteste. Unter dem gemeinen Volke gehe wohl die Rede, der Hochmeister solle des Königs von Polen Tochter zur Frau nehmen. Das werde aber nimmer geschehen, denn der Orden habe die Schlösser inne, und geschehe solches ohne sein Wissen, so wolle man es dem Hochmeister in keine

Wege einräumen, sondern das Land dem Orden zum Besten verwahren, den Hochmeister aber mit dem Weib nach Franken ziehen lassen. Darauf antwortete Plettenberg: „Ja, ja, wenn der König will, was wollt ihr denn thun?"

Die Lübecker, fuhr Drahe fort, seien des Hochmeisters Feinde, man möge ihnen deshalb keinen Glauben schenken, und es gelang ihm wirklich, den alten Livländischen Meister durch seine Betheuerungen irre zu führen. In einem Briefe an Albrecht von Brandenburg rühmt sich Drahe dessen mit mehr als naiver Offenheit: „Ich meine, schreibt er, das heißt den Fuchs gestreichelt, aber er zog den Schwanz durch die Finger. Hätte da ein Zahn gewackelt, das Geld hätten sie behalten." Nach langem Hin- und Herreden kam man endlich zu folgendem Schluß: Drahe solle die Verschreibung und die Entlassungsurkunde nach Grobin bringen, dann solle ihm dort das Geld und der Reversbrief auch überantwortet werden. Am Sonntag vor Fabiani (14. Januar 1525) ist dann dieser Handel perfect geworden. Der Hochmeister verzichtete darauf, die Regalien für Livland zu empfangen, und Plettenberg wurde jetzt thatsächlich der alleinige Herrscher von Harrien und Wirland. Wahrscheinlich am 21. März hielt er seinen Einritt in Reval, wo er an den nächst folgenden Tagen den Eid der Harrisch-wirischen Ritterschaft und der Stadt Reval entgegennahm.

Fast um dieselbe Zeit ist ein anderer Eid geleistet worden. Albrecht von Brandenburg schwor dem Könige von Polen, und aus dem Hochmeister deutschen Ordens wurde so der erste preußische Lehnsherzog Polens. Auch für Livland beginnt damit eine neue Entwicklungsperiode. Es ist die Vorbereitung zum Untergang der livländischen Conföderation.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Reformation in Livland.

Der eigenartige Bau der livländischen Conföderation brachte es mit sich, daß hier geistliche und weltliche Fragen in noch ganz anderer Weise in einander übergriffen als im deutschen Reiche. Die Geschichte der livländischen Reformation giebt dafür Zeugniß und ist eben aus diesem Grunde ganz besonders schwierig zu verstehen, wenn man nicht stets die complicirten Verhältnisse zwischen den einzelnen Gruppen im Auge behält.

Wir erinnern uns, wie es den livländischen Bischöfen gelungen war, vom Kaiser die Regalien zu erlangen. Der Versuch dieselben zur Geltung zu bringen, namentlich das Bestreben der Bischöfe von Dorpat und Oesel, ihre Rechte als Lehnsherren wieder voll auszuüben und den Verkauf oder die Verpfändung von Lehngütern von ihrer Zustimmung abhängig zu machen,

führte zu einem Bruch zwischen ihnen und den Ritterschaften, und hatte, nachdem schon am 9. April 1522 die Ritterschaft des Stiftes Dorpat mit der Stadt Dorpat ein älteres Bündniß zu Schutz und Trutz erneuert hatte, zur Folge, daß auf dem Landtage, der im Juni 1522 zu Wolmar zusammentrat, die Ritterschaften und Städte sich verbündeten, um gemeinsam den Ansprüchen der Prälaten entgegenzutreten. Sie hielten an dieser Vereinigung auch fest, nachdem der streitbare Bischof von Dorpat in der Hauptsache, der Frage der Lehnsgüter, seinen Rückzug angetreten hatte, und legten dem Landtage eine Reihe von Artikeln vor, von denen namentlich zwei die Erbitterung der Prälaten im höchsten Grade erregten. Sie lauten in dem von den Ritterschaften und Städten vereinbarten Entwurfe wörtlich: „Eine achtbare Ritterschaft und die ehrsamen Städte haben für nützlich und nothwendig gefunden: wenn ein Herr Prälat hier im Lande in Gott mit Tode abgegangen, daß der neue Herr von allen deutschen Ständen des Stiftes an die Stelle des verstorbenen wieder gekoren und gesetzt werden soll. Den so gewählten wollen sie vor aller fremden Anfechtung zu handhaben und zu beschirmen mit dem Höchsten verbunden und verpflichtet sein.

„Wäre es auch Sache, daß Jemand von ausländischen Fürsten, oder wes Standes er sei, diese Lande wider ihre freie Wahl, sowohl des löblichen deutschen Ordens, als der Stifter und Kirchen zu Livland mit römischen oder anderen Processen, oder mit Gewalt anzufechten sich unterstünde, daß alle Stände der Lande solches zu steuern und die freie Wahl mit sammt den Personen, die im würdigen Orden nach löblicher alter Gewohnheit und Gebräuchen, und in den Stiftern von allen Parten der Stifter, wie berüht, gekoren werden, mit aller Macht zu beschirmen pflichtig sein sollen.“ Die Bischöfe von Oesel und von Dorpat ritten in großem Zorn davon und ließen sich vernehmen, man werde sie in den nächsten zehn Jahren auf keinem Landtage wiedersehen. Nur das dringende Bemühen des Erzbischofs und des Rigaer Kapitels bewog die verbündeten Stände insoweit zum Nachgeben, daß sie sich bereit fanden, das Wahlrecht der Kapitel anzuerkennen, jedoch nur für den Fall, daß dieselben einen Mann wählen, der dem Stifte, den Stiftsständen und dem Lande nützlich und erträglich ist. Im Uebrigen blieb es bei der früheren Fassung und Ritterschaften und Städte einigten sich schließlich noch dahin, daß selbst, wenn ihre Gnaden diesen Beschluß nicht versiegeln sollten, sie dennoch an demselben festhalten würden.

Diese politische Opposition der Ritterschaften und Städte hatte aber auch einen religiösen Hintergrund. Schon 1520 hatte Blankenfeld, wie aus einem seiner Briefe hervorgeht [1]), in Dorpat reformatorische Anklänge bemerkt. Als darauf in Deutschland das Edict von Worms erlassen wurde, hatte er es in seinem Gebiete verkündigen lassen, aber namentlich in Reval war er auf eine entschieden ablehnende Haltung gestoßen. Wir vermögen, schreibt die Stadt dem

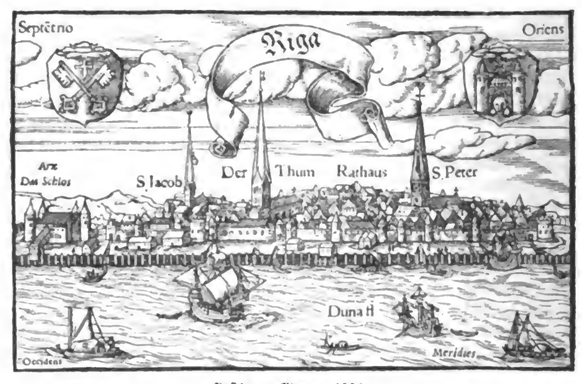
1) Vgl. meine Arbeit über die Reformation Livlands, die hier benutzt worden ist.

Bischof am 7. März 1522 — also noch vor dem Dorpater Bündnisse und vor dem Landtage zu Wolmar — wir vermögen nicht zu vermerken, welcher Nutzen daraus entstehen möchte, besorgen vielmehr, daß nicht geringe Zwietracht, Mißhelligkeit und Parteiung zwischen der Geistlichkeit und den Laien erweckt werde. Sie wüßten von Niemandem, der bei ihnen der Lehre Martin Luthers anhänge, und seien nicht gesonnen, sich solch ein Verbannen und Absondern, dessen sie sich alle unschuldig wüßten, gefallen zu lassen. In einem zweiten Briefe heißt es gar, daß sie die Verkündigung des Verdammungsdecretes für schädlich halten, da die bisher unbekannt gebliebenen verdammten Artikel der lutherischen Lehre dazu angethan seien, wenn sie erst bekannt würden, „nicht geringe Ursache des Aergernisses, fremder schädlicher Bekümmerniß und zweifelmüthigen Mißdünkens zu geben.“ Nur was Billigkeit und Gerechtigkeit erfordere, seien sie bereit zu thun.

Diese Haltung der Stadt Reval scheint auch auf dem Landtage zu Wolmar bestimmend gewesen zu sein, nur daß die Ablehnung in noch präciserer Form stattfand. Als die geistlichen Herren darauf antrugen, daß die Lehre Luthers ausdrücklich verworfen werde, erfolgte als Antwort folgender Beschluß: Doctor Martin Luthers halber ist einer achtbaren Ritterschaft und der Städte Meinung, daß man die Sache hier im Lande von allen Parten so lange in Ruhe hängen und bleiben lasse, bis sie außer Landes ... durch ein Concil oder andere bequeme Wege und Mittel entschieden und ausgesprochen werde. Da aber diese Lande nicht mit dem Bann, sondern mit dem weltlichen Schwerte erobert und gewonnen sind, wollen wir derhalben auch nicht mit dem Banne regiert werden.“ Es war, wenn auch nicht eine positive Parteinahme für die Reformation, so doch eine entschiedene Abwehr jeden Eingriffes in die persönliche Glaubensfreiheit des Einzelnen. Und das that noth, denn bereits leuchtete die Fackel evangelischer Wahrheit, wie Martin Luther sie in Wittenberg entzündet hatte, hinüber nach Livland, und namentlich in Riga begann sie in einer Weise aus dem Dunkel hervorzuscheinen, daß man sie unmöglich übersehen konnte.

Wann und wie die ersten Keime der Reformation nach Riga verpflanzt worden sind, ist eine noch ungelöste Frage. Aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor dem Sommer 1520. Es lebte damals in Riga ein Domherr der St. Peters- und Paulskirche, Jacob Knopken, der seinen Bruder Andreas als Prediger in seine Kirche eingesetzt hatte. Als nun nach zweijähriger Thätigkeit in diesem Berufe den jungen Prediger das Verlangen ergriff, weiter zu studiren, erlaubte ihm der Bruder nach Treptow in Pommern zu ziehen, wo Johann Bugenhagen, der hier eine vielbesuchte Schule hielt, seit die Schrift Luthers von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche erschienen war, in entschiedenem Anschluß an den Wittenberger Reformator für seine religiösen Ideale Partei ergriff. Wir wissen nicht, wie lange Andreas Knopken hier verweilte. Aus dem Schüler war ein Lehrer geworden, als der Bischof von Kammin, dem die Geistesrichtung, die von hier aus ging, gefährlich schien,

die Schule schloß. Andreas Knopken kehrte darauf, wie die Ueberlieferung will, auf den Ruf seiner livländischen Schüler nach Riga zurück und erhielt, ohne irgend welche Schwierigkeiten, seine frühere Stellung als Prediger zu St. Peter wieder angewiesen. Ein Jahr lang predigte und wirkte er hier in lutherischem Sinne und es gelang ihm, in der Stadt eine Anzahl hochgestellter und einflußreicher Personen für seine Anschauungen zu gewinnen. Der spätere Bürgermeister Dürkop und der Rathssecretär Lohmüller, derselbe, der auf dem Landtage zu Wolmar das Protocoll führte und später, wie wir sehen werden, eine höchst zweideutige Rolle spielte, traten ihm bei, und nachdem er in öffentlicher Disputation die Richtigkeit seines Glaubens erhärtet



Ansicht von Riga um 1550.
In Sebastian Münsters Cosmographie. Gedruckt zu Basel durch Henricum Petri. Anno 1550.

hatte, wurde er von Rath und Gemeinde zum Archidiaconus der Petrikirche gewählt. Vom 23. October 1522, an welchem er in seiner neuen amtlichen Stellung die Antrittspredigt hielt, darf man den Beginn der Reformation in Riga und wohl auch in Livland datiren. Weder Plettenberg, noch auch der alte Erzbischof Jasper griffen hier ein, und nun flammte die reformatorische Bewegung überall im Lande auf. Johann Blankenfeld, der als das Haupt der Anhänger des alten Ritus gelten kann, mußte erleben, daß in seinen beiden Metropolen, in Dorpat wie in Reval, die neue Lehre mächtig um sich griff.

Ein förmlicher Bruch des Raths und der Gemeinden beider Städte mit der alten Lehre fand übrigens noch nicht statt, aber es gährte gewaltig in ihnen, und Riga gab das Beispiel immer entschiedeneren Vorgehens. Am

Charfreitag 1523 zogen die Mönche in feierlicher Procession mit fliegenden Fahnen aus den Thoren der Stadt, und schon im August des Jahres konnte Luther jenen berühmten Brief „an die Christen in Riga, Reval und Dorpat" richten, in welchem man mit Recht eine der Fundamentalurkunden der livländischen Reformation sieht.

Inzwischen ging aber insgeheim ein Intriguenspiel zwischen Dorpat und Riga hin und her, das dahin zielte, der erschreckten und durch die Haltung der Ritterschaften und Städte eingeschüchterten Partei der Prälaten ein Haupt und eine Stütze an jenem Johann Blankenfeld zu geben, den wir fortan stets im vorderen Plan finden, wo es gilt, der neuen Lehre entgegenzutreten.

Erzbischof Jasper war alt und schwach geworden, in Livland wie in Rom gab man ihm Schuld, daß den Neuerern nicht mit größerer Energie entgegengetreten werde. Man hoffte durch eine energische Persönlichkeit den verlorenen Boden wiedergewinnen zu können. Da nun bei der ungewöhnlichen Schwierigkeit, welche die Leitung der livländischen Angelegenheiten bot, ein Ausländer nicht wohl zum Erzbischof erhoben werden durfte, konnte nur einer der livländischen Prälaten als Candidat für den erzbischöflichen Stuhl in Betracht kommen. Keiner aber durfte unter diesen Umständen mehr dazu geeignet scheinen, als Johann Blankenfeld, der Bischof von Dorpat. Schon mehrfach ist uns der energische und kluge Prälat entgegengetreten. In Berlin, wo seine Familie zu den Geschlechtern gehörte, um 1471 als Sohn des Bürgermeisters Thomas Blankenfeld geboren, hatte er in Italien studirt und in Bologna den Doctorhut erhalten. Dann war er in den Dienst des deutschen Ordens getreten, und hatte sich als ein „gelahrter Doctor der Rechte, sonderlich geschickter und beim Hofe zu Rom und am kaiserlichen Kammergerichte geübter Herr" so wohl bewährt, daß er zum Caplan des Hochmeisters und zum Ordensprocurator in Rom gemacht wurde. Als er später an Christians Stelle den bischöflichen Stuhl in Dorpat bestieg, hatte er auch dort mit großem Geschick sich eine einflußreiche und mächtige Stellung zu sichern gewußt. Namentlich das Eine wird in unseren Quellen hervorgehoben, daß er „alle Wege gute Nachbarschaft mit den anstoßenden Amtleuten der moskowitischen Reußen sowohl als mit anderen gehalten, schleunig gut Recht denselben gepfleget und wiederum genommen. Derhalb der Großfürst und dieselben seine Amtleute ein gut Gefallen an diesem ihrem Nachbar getragen." Er verfolgte eben die Dorpater Tradition, Rußland gegenüber eigene Politik zu treiben, und sich in möglichster Unabhängigkeit von der Ordenspolitik zu erhalten. Auch in den Städten, namentlich aber in Riga, suchte er sich eine Partei zu sichern. Sein Ehrgeiz strebte, seit er einmal in Livland festen Fuß gefaßt hatte, auf den erzbischöflichen Stuhl hin. Er war zu diesem Behuf in nahe Verbindung mit einer Persönlichkeit getreten, welche in der Geschichte der livländischen Reformation sehr mit Unrecht gefeiert worden ist, mit dem uns bereits bekannten Magister Johann Lohmüller, seit 1517 Kanzler beim Erzbischof Jasper und seit 1520 Secretär des Rigaer Rathes. Blankenfeld

hatte gleich nach seiner Ankunft in Livland Lohmüller mit etlichen Last Korn jährlicher Zusteuer zu seiner Haushaltung versorgt, und war dafür von diesem mit politischen Nachrichten über den Stand der Dinge in Riga bedient worden. Obgleich nun Lohmüller sich gleich anfangs der neuen Lehre angeschlossen hatte, glaubte der Bischof seiner so weit sicher zu sein, daß er ihm im tiefsten Geheimniß von seiner Bewerbung um den erzbischöflichen Stuhl Mittheilung machte und ihn beauftragte, bei Rath und Gemeinde für Anerkennung derselben zu wirken. Als nun am 29. November 1523 Papst Clemens den Bischof mit ausdrücklicher Zustimmung des Erzbischofs und des Rigaer Kapitels zum Coadjutor des Erzstifts und zum eventuellen Nachfolger Jasper Lindes ernannte, stieß, dank den Bemühungen Lohmüllers, die Wahl in Riga auf keinen Widerstand. Es lohnt zu hören, wie der Rigaer Rathssecretär und eifrige Protestant darüber etwa anderthalb Jahre danach berichtet: „Ich bekenne," schreibt er dem Bischof von Samland, „daß mich die große Verwandtniß (das sind die jährlichen Kornlieferungen) mit demselbigen Blankenfeld gereizet, seine Gottlosigkeit vortzusetzen, und habe es dahin gebracht, daß Bewilligung in seine Person der Wahl halber vornehmlich vom ehrsamen Rathe geschehen: darüber wurden schriftlich ausgeschriebene und besiegelte Recesse aufgesetzt, und die Ritterschaft des Stiftes zu Riga zur Huldigung gebracht."

Im Erzstift erfolgte die Huldigung, auch Riga erkannte ihn an, und als am 24. Juni 1524 Jasper Linde starb, durfte Blankenfeld auf ausdrückliche päpstliche Genehmigung sich sofort aller erzbischöflichen Rechte und Insignien, mit alleiniger Ausnahme des Palliums, bedienen.

Diese päpstlichen Gunstbezeugungen hatten ihren guten Grund. Man wußte in Rom, daß man einen zu allem entschlossenen Gegner der Reformation an die Spitze des livländischen Clerus setzte, und es ist in höchstem Grade wahrscheinlich, daß ein 1524 auf der Rückreise aus Rom aufgegriffener Mönch, Antonius Bomhouwer, welcher Pönaledicte gegen die Anhänger der Reformation in Livland mit sich brachte, in geheimem Einvernehmen mit Blankenfeld stand. Aus aufgefangenen Briefschaften erfuhr man, daß der Mönch dem Papste gerathen hatte, „die Stadt Riga und alle Livländer, die in Ketzerei gefallen seien, ihrer Gerechtigkeiten und Privilegien zu berauben, und weil sie als Ehrlose und Ungetreue zu betrachten seien, sollte Niemand verbunden sein zu bezahlen, was er ihnen schulde, noch ihnen Eintracht und Eide zu halten." Auch war es in Dorpat zu offenem Kampf zwischen den lutherisch gesinnten Bürgern und dem Dom gekommen.

Der Stiftsvogt Peter Stakelberg, der, wie die Bürger behaupteten, sie überfallen hatte, war mit den Seinen zurückgeschlagen worden, und in der Hitze des Kampfes haten die Dorpatenser sich des bischöflichen Schlosses bemächtigt, das nun über ein Jahr lang in ihren Händen blieb. Reval hatte keinen Anstand genommen, durch Zusendung etlicher Knechte Dorpat dabei zu unterstützen. Denn auch in Reval drang mit unwiderstehlicher Gewalt, trotz der anfangs kühlen und vorsichtigen Haltung des Raths, die neue Lehre

immer mehr vor. Was Knopken und neben ihm Sylvester Tegetmeyer für Riga waren, wurden für Reval Johann Lange, Hermann Marsow und Zacharias Hasse. Der evangelische Gruß, den wir an der Spitze der officiellen Correspondenz Revals und Dorpats finden, „Gnade und Friede in Christo unserem Herrn," legt Zeugniß davon ab, daß auch der Rath in seiner Majorität der geläuterten Lehre zugefallen war.

Plettenberg fand die Lage bedenklich. Luther muß von Lohmüller getäuscht worden sein, wenn er im Januar 1522 in einem Brief an Spalatin sagt, der Meister habe ihn durch Lohmüller bitten lassen, er möge seinen Völkern ein Büchlein schreiben. Das widerspricht der ganzen späteren Handlungsweise Plettenbergs, der die Gefahr, welche die religiöse Spaltung dem auf geistlicher Grundlage erbauten livländischen Staatswesen bringen mußte, von vorn herein scharf erkannte. Ein Schreiben, das er am 19. April 1524 an Reval richtete, sprach von der „unförmlichen Prädication" und verlangte Abstellung. Die sehr charakteristische Antwort Revals hat sich erhalten: Sie hätten, schreibt der Rath dem Ordensmeister, den Inhalt seines Briefes wohl verstanden und bäten ihn ganz dienstlich zu wissen, „daß wir sammt einer christlichen Gemeinde dieser Stadt, aus vielen mannigfaltigen Sermonen jener Prediger, nichts Ungebührliches vernommen haben. Sie strafen darin nicht nur des geistlichen Standes Fehler, sondern auch die Mißbräuche aller anderen, ohne Ansehen und Aussonderung der Person, nachdem sie die Unterweisung im wahren evangelischen Glauben haben vorausgehen lassen. Auch halten sie insgemein, nach eines jeden Standes Gelegenheit, ihn zu christlicher Besserung, brüderlicher Liebe, zu Friede, Eintracht und gebührlichem Gehorsam gegen alle von Gott geordnete Obrigkeit an." Wenn man ihnen nachweise, daß sie wider die evangelische Wahrheit handelten, so wollten sie, um ihrer Seelen Seligkeit willen, es gerne abstellen. Was aber die Klage des ehrwürdigen Herrn von Dorpat und Reval (Blankenfeld) beträfe, daß die Seinigen in Reval verfolgt würden, so sei ihnen davon nichts bekannt, und sie bäten, daß man doch die einzelnen Schuldigen nenne und nicht der ganzen Gemeinde einen Vorwurf mache. Auch das sei unwahr, wenn der Bischof sie beschuldige, keiner Obrigkeit zu achten; sie hätten ihre Unterthanen- und Eidespflicht weder gegen Plettenberg noch gegen den Orden verletzt, sondern sich stets als solche gezeigt, die sich in beharrlichem, getreuem Gehorsam, wie es Unterthanen geziemt, hätten finden lassen, und auch fürder zu thun nach allem Vermögen beflissen sein wollen.

Einen bedeutsamen Schritt vorwärts that die Bewegung, als vom 17. bis zum 25. Juni 1524 die Stände ohne die Gebietiger des Landes zu Reval in gemeinsamer Sitzung tagten. Der Anstoß dazu war von dem „Haupte der achtbaren Ritterschaft zu Oesel," dem Herrn Jürgen von Ungern, ausgegangen. Es waren, abgesehen von dem vollzählig versammelten Revaler Rath, zweiundzwanzig Personen, und zwar siebzehn Glieder der Ritterschaften, neben fünf Vertretern von Riga und Dorpat.

Klagen über die Bischöfe wurden von allen Seiten laut. Dorpat beschwerte sich wegen der Gewaltthätigkeit Blankenfelds, der gegen Eide und Gelübde ihre Gerechtsame beeinträchtige, der Bürgermeister von Riga berichtete, wie einige Bürger von Riga und Dorpat eidlich bekannt hätten, daß Blankenfeld hatte verlauten lassen, die Gesandten der Stadt Riga hätten ihn zu Sagnitz (wo sich nachweislich der Bischof Mitte September 1522 aufgehalten hat, also zu einer Zeit, in welche wahrscheinlich seine geheimen Verhandlungen mit Lohmüller fielen) gebeten, er möge doch die Herrschaft über die Stadt Riga annehmen. Die städtischen Gesandten hätten das bestritten, und sogleich dem Bischof deswegen geschrieben. Der aber habe Alles geleugnet und erklärt, die ganze Sache sei eine von Dorpat ausgegangene Verleumdung. Weniger gravirend waren die Klagen Revals wider die Amtleute des Bischofs von Oesel, um so entschiedener aber die Beschwerde, welche Ungern wider seinen Landesherrn, den Bischof Johann Kiewel, im Namen der Ritterschaft des Stiftes Oesel vorbrachte. Er bat dabei die Stände um guten Rath und Hülfe, damit der Bischof veranlaßt werde, seine Ritterschaft nach Billigkeit in ihren Rechten zu erhalten. Dagegen erboten sie sich wiederum bei den anderen Ständen als getreue Bundesgenossen zu bleiben, Leib und Gut und alles Vermögen daran zu setzen. Ungern legte zugleich Briefe des Meisters vor, der sich erbot, für die Ritterschaft beim Bischof einzutreten, und der Bürgermeister von Riga berichtete, wie Plettenberg durch seinen Secretär Ludwig Gratzau dem Rathe habe ansagen lassen, er möge sich durch Absendung seiner Boten zu der gegenwärtigen Tagfahrt nicht in Aufruhr einlassen, sondern nur zum Besten der gemeinen Lande wirken.

Im Sinn dieser Mahnung wurde denn auch beschlossen, „diese Sache also in fleißiges Bedenken zu nehmen, damit das Beste dieser Lande mit Friede und Einigkeit, so viel möglich, unvergessen bleibe."

In demselben Geiste der Mäßigkeit und des Zusammenstehens trat man auch an die religiöse Frage heran. Blankenfeld hatte die Dorpatenser genöthigt, ihren Prediger, Hermann Marsow, zu entfernen, denn seine Gnaden wäre nicht geneigt, ihn zu dulden. Er gedächte fünf Finger, oder so es von Nöthen, zehn daran zu setzen. Dagegen habe nun die Gemeinde vom Rathe verlangt, den Hermann wiederzubringen, „denn sie das göttliche Wort länger zu entbehren gar nicht gesinnt wären."

Nun erklärten die Städte sogleich, sie würden Dorpat nicht verlassen, und wollten mit Liebe und gutem Beistand in der Sache des heiligen Evangelii helfen. Doch sei es gut, zuerst den Meister zu bitten, daß er den Bischof ermahne, seinen Versprechungen nachzukommen. Im Uebrigen vereinigten sich alle drei Städte, in allen rechtmäßigen Sachen einander beizustehen, namentlich aber das heilige Evangelium mit Leib und Gut aufrecht zu erhalten und nicht zu verlassen. Dieser Einigung schlossen sich darauf auch die Ritterschaften an, und durch ihren Sprecher, Jürgen von Ungern, rühmten sie dabei namentlich die Stadt Riga, weil sie die erste gewesen,

welche die Offenbarung des wahren Gotteswortes hier in Livland angenommen habe. Erst wenn die zu erwirkende Vermittelung des Meisters unfruchtbar bleibe, wollten alle Stände ernstlich daran denken, durch weitere und schärfere Mittel der Ritterschaft ohne langen Verzug zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Auch in der Bomhouwerschen Angelegenheit ergriffen alle Stände gemeinsam für Riga gegen den Erzbischof Partei. Die harrisch-wirländische Ritterschaft gab der allgemeinen Meinung Ausdruck, indem sie durch Claus Bolle erklären ließ, „daß diese gemeinen Lande den geistlichen Bann nicht leiden können noch wollen, und derjenigen, die Bannbriefe oder dergleichen Processe hier ins Land brächten, rechter Lohn wäre, daß man sie in den Sack stecke und über die Seite bringe.“ Die Stadt Riga möge ihn nicht ausliefern, sondern bis zum nächsten Landtage verwahren, damit er auf demselben von allen Ständen einhellig gerichtet werde.

So war in der Frage der Reformation von allen Ständen der Livlande eine klare und einmüthige Stellung eingenommen worden. Es fragte sich, ob es gelingen werde, den Widerstand der Landesherren zu brechen.

Auch machten sich die ersten Folgen jener in der livländischen Geschichte so seltenen Einmüthigkeit bald geltend. Blankenfeld hielt es jetzt für gerathen, mildere Saiten aufzuziehen. Er trat mit Dorpat in gütliche Verhandlung, Antonius Bomhouwer blieb in seinem städtischen Gewahrsam, und Bischof Johann von Oesel sah sich genöthigt, seiner Ritterschaft am 15. December 1524 ein Privilegium zu verleihen, durch welches sowohl in politischer wie in religiöser Beziehung die Freiheiten der stiftischen Ritterschaft gesichert wurden.

Das Actenstück ist von so großer Bedeutung für das Verständniß der inneren Verhältnisse Livlands, daß wir es seinem wesentlichen Inhalte nach in Kürze hier reproduciren müssen.

Das Privileg bestimmte zunächst, daß die Ritterschaft auf Oesel und in der Wiek gleiche Grade und gleiches Erbrecht gebrauchen solle wie die Ritterschaften der Stifter Riga und Dorpat. Nur was seit 1472 bischöfliches Tafelgut gewesen, solle nach Lehnrecht der Kirche verfallen.

Das Wort Gottes und die Pastore in den Kirchspielskirchen betreffend, ist der Bischof wohl zufrieden, daß das gnadenreiche Wort des heiligen Evangelii, nach Inhalt des Alten und Neuen Testamentes, sonder Menschen Satzung wie es Christus unser Herr und seine heiligen Apostel gepredigt, unverfälscht gepredigt und gelehrt werde. Auch wolle er nach seinem Vermögen darauf trachten, daß gute Pastore auf die Kirchspielskirchen verordnet werden, die allda den armen Bauern den christlichen Glauben lehren, das Evangelium predigen und dem Kirchspiele ohne jeden bösen Hader redlich thun. Der Ritterschaft wie den Kirchspielsleuten wird das Recht der Präsentation von Pfarrern eingeräumt und verfügt, daß die Bauern nicht mehr als billig geschatzt werden.

Bischof und Kapitel können zu Recht und Gericht vorgeladen werden, vor die vier geschworenen Räthe des Kapitels und zehn geschworenen Räthe

aus der achtbaren Ritterschaft, die da Recht thun sollen, einem jeden Parten nach Gebühr. Vorbehalten bleibt einem jeden an römische kaiserliche Majestät im Kammerrecht zu appelliren, wobei jedoch die „Beschheltung" des so gefällten Urtheils der Ritterschaft vor gemeinem Landtage frei steht.

Jährlich hat mit Genehmigung der vier Kapitelsräthe und der zehn ritterschaftlichen Räthe ein Manntag stattzufinden, vor den ein jeder kommen mag, um nach stiftrigischem Rechte sein Recht zu fordern. Dabei solle man es so halten: Nachdem der bischöfliche Vogt und Ritterschaftshauptmann Frieden geboten, soll ein Jeder sein Waffen abbinden, von Stunde ab. „Und der dann ungehorsam und gebrechlich (schuldig) gefunden wird, den soll man strafen nach Stiftsrecht, er sei fremd oder Stiftsmann. Wir wollen auch verschaffen, daß die Wacht zwischen den beiden Parten nach dem Alten soll gehalten werden, dieweil wir und unsere Räthe sitzen, die sollen Unordnung kehren. Ein Jeder soll sich am Recht genügen lassen und seine Sache mit Glimpf, christlich, sonder Betastung führen. So sich jemand durch das Urtheil beschwert fühlt, der soll seine Beschwerde, während das Gericht sitzt, schriftlich einreichen und auf dem nächsten Manntage Antwort erhalten. Was aber mit Recht auf dem Manntage geurtheilt wird, soll unser Mannrichter, sonder Entschuldigung . . . binnen sechs Wochen ausrichten . . . Des Stiftes Mannrichter sollen auch freie Gewalt haben, das Stiftsrecht zu brauchen und wo sie dazu gefordert werden, sollen sie ohne Weigerung jedem Recht thun, sowohl Geistlichen als Weltlichen. Dagegen soll kein Schreiben von uns, noch Fürbitte helfen. Auch soll unser Hakenrichter sowohl den Geistlichen als den Weltlichen, wenn er gefordert wird, sonder Verzug Recht thun nach stiftischem Recht." Von besonderer Bedeutung war es dann, daß fortan in Land- und Kirchensachen nichts ohne die Ritterschaft und ihre Aeltesten (die zehn) beschlossen werden sollte.

Die freie Bischofswahl blieb dem Kapitel gesichert, doch sollte in Zukunft gleich nach dem Tode eines Bischofs die Ritterschaft verschrieben werden, damit sie ihren Consens zu der geschehenen Wahl ertheile und ihre Siegel an das decretum electorium hänge. Dem so, von dem Kapitel einmüthig Gewählten und von der Ritterschaft Angenommenen, sollen dann laut Landtagsreceß die Kirchen, Schlösser und Burgen eingeräumt werden, jedoch so, daß der Elect zwei Kapitelsräthe und etliche aus der Ritterschaft bei sich behalte, um mit ihnen zu rathen, bis er vom Papste oder vom Kaiser, wie die Christenheit das ordnen und halten wird, confirmirt werde.

Die letztere Bestimmung ist ungemein wichtig. Sie giebt uns die Erklärung für die schwankende Haltung der Ritterschaften in späterer Zeit. Man wartete trotz aller Sympathie für die Anschauungswelt der Reformatoren wie in Deutschland auf ein allgemeines Concil, um sich endgültig zu entscheiden, und hielt es nicht für unmöglich, daß dasselbe das ganze hierarchische Gebäude der katholischen Kirche, wie es bislang bestanden hatte, über den Haufen

werke. Es war zugleich, ohne jene trügerische Erwartung, der Standpunkt, den im wohlverstandenen Interesse Livlands Plettenberg einnahm.

Es zeigte sich auch hier, wie noch die politischen und die religiösen Fragen in Livland mit einander verknüpft waren, und die endgültige Entscheidung für die Reformation konnte erst fallen, wenn in der Collision der politischen und religiösen Lebensfragen letztere die Ueberhand behielten. Die religiöse Frage aber führte bald zu politischen Gegensätzen zwischen den Städten und den Ritterschaften, welche das Bündniß der Stände löſten und für längere Zeit einen großen Theil der Ritterschaft in das Lager der Anhänger des Alten führten.

In Reval fand am 13. September 1524 ein Bildersturm statt, der zwar durch das weise und maßvolle Vorgehen des Rathes auf nur einen Tag beschränkt blieb, aber doch zur Folge hatte, daß die katholische Kirchenordnung aus den Fugen ging. Noch schlimmer war der durch den bekannten Schwärmer Melchior Hoffmann, den „Laienpelzer", wie ihn Luther in Anspielung auf sein Kürschnergewerbe nennt, hervorgerufene Bildersturm in Dorpat. In Riga aber hatten schon vorher in Folge der Predigten Sylvester Tegetmeyers ähnliche Ausschreitungen stattgefunden. Suchten nun auch in allen drei Städten die Herren vom Rath mit mehr oder minder Erfolg die Ordnung wieder herzustellen, das Eine lag zu Tage, daß es bei der bisherigen unklaren rechtlichen Stellung zwischen denen, die an der alten Lehre festhielten, und den Anhängern Luthers sein Verbleiben nicht haben könne. Unter diesem Druck entstanden die Ordnungen des evangelischen Kirchenregimentes, Festsetzungen dessen, wie es mit Leitung und Verwaltung der christlich-evangelischen Gemeinden zu halten sei. Den Anfang hat auch hier Riga gemacht, doch ist uns die älteste Kirchenordnung der Metropole Livlands nicht erhalten. Dagegen danken wir einem glücklichen Funde der letzten Jahre unsere Kenntniß von dem Gang und Inhalt der Revaler Kirchenreform, und es ist von mehr als localem Interesse, sie näher zu betrachten. Wir sahen bereits, wie Reval in Johann Lange, Zacharias Hasse und dem später ausgewiesenen Hermann Marsow seine Reformatoren gefunden hatte. Diese Männer verstanden es nicht nur, einen wahrhaft evangelischen Geist in ihren Gemeinden zu erwecken und aufrecht zu erhalten, sie zeigten sich auch der schwierigen Frage gewachsen, der äußeren Organisation des evangelischen Gemeindelebens Gestalt zu geben. Namentlich Johann Lange war eine nicht gewöhnliche Persönlichkeit. Er hatte das Kloster verlassen, und kam, wir wissen nicht wann, als Prediger nach Reval. Hier machte man den verlaufenen Mönch zum ersten städtischen Superintendenten, und unter seiner Leitung ward nun das Kirchenregiment von Grund aus neu geordnet: alle rein geistlichen Angelegenheiten wurden dem Superintendenten unterstellt, der keine andere Controle als die seines Gewissens hatte, während alle Verwaltungsfragen ausschließlich in den Händen des Raths und der Gemeinde ruhten. Es war eine in der evangelisch-lutherischen Kirche beispiellose strenge Scheidung der Spiritualien und Tem-

poralien. Nur Calvin in Genf hat Aehnliches geschaffen. Hier hatte ein entschiedener Bruch mit dem Alten stattgefunden; eine Revolution auf verfassungsmäßigem Wege war vor sich gegangen, aber es war nicht möglich gewesen, dieselbe durchzuführen, ohne wohlbegründete Rechte zu verletzen, die nun einmal von dem Wesen der katholischen Kirche nicht zu trennen waren. Um der Gesammtheit die evangelische Freiheit zu geben, ward die Freiheit der Einzelnen auf das Empfindlichste beeinträchtigt.

Man begann damit, den Mönchen das Eifern gegen die neuen Prediger zu untersagen. Der Prior des Dominicanerklosters war vor den Rath citirt worden und hatte den Befehl erhalten, durch seine Mönche den undeutschen Bauern fortan nicht mehr predigen zu lassen. Auch sollten die Mönche in ihren deutschen Predigten das lautere Wort Gottes verkündigen, „sonder jenigerlei Zusatz menschlicher Lehre und Gesetze," eine Zumuthung, die jedem gläubigen Katholiken als ein ketzerischer Frevel erscheinen mußte. Es kam einem Verbot der Predigt in katholischem Sinne gleich, wenn der Rath schließlich erklärte, daß wer darüber hinaus, der göttlichen evangelischen Schrift nicht gemäß predige, dem solle damit von Stunde an das Predigtamt niedergelegt und verboten sein.



Secretsiegel des Revaler Domkapitels.
Originalgröße.
In einem Vierpaß, dessen Grund mit Kleeblättern ornamentirt ist, der Apostel Andreas; links unten ein vierstrahliger, rechts oben ein sechsstrahliger Stern. Umschrift: † SECRETV CAPITVLI REVALIES · AT CAVSAS · An einer Urkunde vom 5. Januar 1495. Reval, Raths-Archiv.

Die Klosterbrüder sahen nun wohl, daß ihres Bleibens in Reval nicht lange sein werde, und begannen in der Stille ihre Schätze bei Seite zu bringen. Aber ihr Thun blieb nicht verborgen, und auf Antrag der Gilden, die überhaupt als das treibende Element erschienen, wurde am 12. Januar 1525 von Rath und Gemeine die Ausweisung der Mönche angeordnet. Dann untersagte die Stadt jedermann in ihrem Weichbilde den Besuch der katholisch gebliebenen Domkirche und des Jungfrauenklosters, und wenn in offenbarer Rücksichtnahme auf die harrisch-wirländische Ritterschaft auch Maßregeln zum Schutze der Jungfrauen getroffen wurden, so fehlte es doch nicht an Eingriffen, welche alle diejenigen, die bei der alten Lehre geblieben waren, und solche gab es selbst nach sechs Jahren noch im Schoße des Rathes, auf das Aeußerste erbittern mußten. Als vollends mehrere Nonnen das Kloster verließen, um Revaler Bürger zu freien, sagten sämmtliche Glieder des Ordens im Revalschen, sowie die Ritterschaft zu Harrien und Wirland jenen Bürgern ab, so daß sie nicht wagen durften, die Stadtmark zu verlassen. In ritterschaftlichen Kreisen hatte, das trat bei diesem Anlaß klar zu Tage, die Reformation noch lange nicht den Boden gefunden, wie in den Städten, auch kam hinzu, daß man sich durch

die Ehe der dem alten Adel entsprossenen Nonnen mit Revaler Bürgern in seinem Standesbewußtsein verletzt fühlte. Nach den Anschauungen der Zeit waren es eben in jeder Beziehung Mißheirathen.

Die Lage spitzte sich aber noch mehr zu, als die Entscheidung in Preußen eingetreten war und in nächster Nachbarschaft Livlands der ehemalige Oberherr als protestantischer Landesherr und Lehnsmann Polens dastand. Es trat damit an den Meister die Sorge heran, daß Herzog Albrecht sich der protestantischen Städte annehmen und letztere in landesverrätherische Verbindung mit ihm treten könnten. Und in der That waren Dinge im Schwange, die hart an Landesverrath grenzten.

Zwischen Riga und dem Erzbischof Blankenfeld waren wegen der entschieden katholischen Haltung desselben die Beziehungen immer gespanntere geworden. Die Stadt beschloß „einträchtig und endlich den Blankenfeld, und überhaupt keinen Bischof oder Erzbischof, zu ewigen zukünftigen Zeiten als Herrn zu empfangen." Sie wandte sich daher an Plettenberg, bat ihn um Schutz und Beschirmung und erbot sich fortan, in ihm ihren einzigen Herrn zu erkennen. Der Meister und der Orden wiesen anfänglich dies Ansinnen zurück, als aber Riga am 24. August 1524 erklärte, daß etliche ausländische Herren und Fürsten sich erboten hätten, der Stadt Riga Schutzherren zu sein, zögerte der Meister nicht länger. Er versprach, die Stadt Riga nicht zu verlassen und Leib und Gut mit seinem ganzen Orden daranzusetzen. Er erreichte dadurch, daß die durch eben jenen Lohmüller, der früher Parteigänger des Erzbischofs gewesen war, mit Albrecht von Preußen angeknüpften Verhandlungen nicht offen hervorzutreten wagten. Die Thatsache aber, daß jene Verhandlungen in Gang waren, nöthigte Plettenberg nach Mitteln auszuschauen, wie er Riga unschädlich machen könne. Er näherte sich daher wieder dem ebenfalls durch sein Verhalten verdächtigen Erzbischof und suchte Riga, wie er sagte, um des lieben Friedens willen, thatsächlich wohl, um beide, deren Gegensatz ja nicht auszugleichen war, durch einander in Schach zu halten, mit ihm zu versöhnen. Als aber dieser Versuch an der Hartnäckigkeit scheiterte, mit der Riga auf dem Standpunkt von 1524 beharrte, ging seine Politik dahin, beide Parteien durch einander unschädlich zu machen. Es scheint nun, daß Plettenberg seinen Aufenthalt in Reval im April 1525 benutzte, um das Bündniß der Städte mit den Ritterschaften zu sprengen, die Unzufriedenheit mit dem radicalen Vorgehen der Städte bot ihm die erwünschte Handhabe.

Als nun Blankenfeld vom Meister einen Landtag verlangte, wurden die Stände auf den 2. Juli nach Wolmar berufen. Man glaubte in Riga, daß der Meister sich auf diesem Landtage zum alleinigen Herrn der Stadt erklären werde, und Lohmüller suchte diesem Ereigniß den Boden dadurch zu bereiten, daß er dem Ordensmarschall Johann Plater am 12. Juni ein Schreiben überreichte, das auch allen Gebietigern zugestellt wurde und aus der Schrift den Nachweis führte, „daß Papst, Bischöfe und geistlich Stand kein Land nnd Leute besitzen, vorstehen und regieren mögen."

In diesem Memoir heißt es am Schluß: „daß aber der löbliche deutsche Orden hier ins Land gefördert, ist ohne Zweifel aus göttlicher Vorsehung und Ordnung und nicht aus ihrem Willen hergekommen . . . deshalb ist der Herr Meister pflichtig, sich der Sache anzunehmen, weil seine Gnaden allein als eine verordnete Obrigkeit von Gott vermerkt und erkannt wird, auch die göttliche Vorsehung, sein Wort und Evangelium es fordert und dahin drängt."

Wenn sich seine Gnaden dessen weigern sollte, widersteht er Gottes Wort . . . „so aber mein gnädiger Herr Meister noch zu kleinmüthig und zu schwach sein sollte, also geschwind in den Sachen zu verfahren, so ist dieses der rechte Rath und das Mittel, daß seine Gnaden, wie es bereits allewege gehalten worden, das lautere göttliche Wort an allen Orten dieses Landes frei und ungehindert predigen lasse, welches dann nicht ohne Frucht ausbleiben kann, so wird sich die Sache selbst mit der Zeit wohl finden." Sollten aber die Bischöfe Gewalt brauchen, so sei der Meister verpflichtet, zur Vertheidigung des Landes sein Bestes zu wenden und an die Gottlosen frei und tapfer zu tasten."

Es war doch eine sehr kurzblickende Weisheit, welche aus dieser Denkschrift sprach. Sie trug nur den Interessen der Städte Rechnung, Plettenberg aber hatte das Beste des ganzen Landes zu wahren, und ließ er der städtischen Politik freien Lauf, so ging, darüber kann kein Zweifel obwalten, das ganze Land aus den Fugen. Das waren die Auspicien, unter welchen der Landtag zu Wolmar zusammentrat. Es ging äußerst stürmisch auf demselben her. Riga hatte in einer Vorversammlung den beiden anderen Städten erklärt, wie es sich vom Erzbischofe losgesagt und sich allein unter den hochwürdigen und großen Herrn Meister begeben habe. Reval und Dorpat versprachen Rath und Hülfe, und die „alte verwandte Freundschaft" zwischen den Dreien wurde erneuert, wie sie vor drei Jahren zu Wolmar und vor einem Jahre zu Reval geschlossen war. Als dann die Stände zu gemeinsamer Berathung zusammentraten, ließ Plettenberg durch seinen Kanzler Magister Petrus Robel erklären, er habe sie berufen, um den Zwist im Lande beizulegen. Die Stimmung war aber auf allen Seiten wenig versöhnlich. Sowohl der Erzbischof als die Städte wollten von keinem Nachgeben wissen, und der religiöse Gegensatz kam bei Gelegenheit der kirchlichen Feierlichkeiten zu scharfem Ausdruck. Riga hatte den Prediger Silvester Tegetmeyer mit nach Wolmar geschickt und dieser öffentlich mit Genehmigung des Meisters gepredigt. Schon die von ihm gewählten Texte zeigen den Geist seiner Predigt. Am ersten Tage legte er Math. 19, 27 aus, danach Math. 21 v. 13. „Es stehet geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht." Da ließ ihn der Meister beschicken: er solle ja keinen Aufruhr machen, man sähe wohl, wie die Bauern aufständen gegen ihre Herren. Tegetmeyer aber setzte „mit unerschrockenem Geiste," wie Lohmüller berichtet, sein Predigen fort und erregte besonderen

Anstoß durch seine Auslegung des ersten Kapitels des Propheten Jesaia. Und in der That, vor solcher Versammlung mußte der Text wie eine Aufforderung zur Empörung gegen die geistlichen Herren und ihren Gottesdienst klingen: „deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebesgesellen, sie nehmen alle gern Geschenke und trachten nach Gaben; den Waisen schaffen sie nicht Recht, und der Wittwen Sache kommt nicht vor sie. Darum spricht der Herr: ich werde mich trösten durch meine Feinde und mich rächen durch meine Feinde .... und dir wieder Richter geben, wie zuvor waren ... daß die Uebertreter und Sünder mit einander zerbrochen werden, und die den Herrn verlassen umkommen.“

Am dritten Tage dieser Predigt brachten die Edelleute aus Harrien und Wirland einen schwarzen Mönch mit und hießen ihn vor Tegetmeyer auf die Kanzel steigen, und der Mönch hob an: In nomine patris etc., da begann das Volk zu „kurren“ und Silvester sprach zu ihm: „Bruder, steig ab, ich will zuerst predigen, predige du danach“ und bestieg die Kanzel. Die Harrisch-Wirischen aber rissen ihn von der Kanzel herab, bedrohten ihn mit Messer und Faust und sprachen: „Du Verräther, du Betrüger, du willst uns bald um Land und Leute bringen. Deine Schalkheit soll nun aufhören. Psy, pso dy an!“

Nur dem Markus Haen, einem guten Evangelischen in des Meisters Diensten, hatte Tegetmeyer es zu danken, daß er gerettet wurde.

Die Katholischen wollten nun Allarm schlagen, und hatten schon die große Trommel aus dem Schloß auf die Zugbrücke gebracht, da verließ Silvester die Stadt und predigte unter großem Zubrange des Hofgesindes der Bischöfe und des Ordens auf freiem Felde über Jesaia 1 v. 11 und folgende: „Was soll mir die Menge euerer Opfer, spricht der Herr ... das Rauchwerk ist mir ein Greuel ... und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Blutes.“

Der Eindruck seiner Reden war ein gewaltiger und viele wurden gewonnen, an dem Verlauf der Verhandlungen aber mochten sie nur wenig ändern.

Als die Stadt Riga jetzt darauf antrug, den Erzbischof von aller weltlichen Herrschaft auszuschließen, stieß sie auf den entschiedenen Widerstand des Meisters und des Ordens. „Wir hätten,“ schreibt Lohmüller, „eher gemeint, daß die Sonne und das ganze Firmament sollte zergangen sein, ehe dann der Herr Meister und sein Orden die gutwillige Zuneigung der Städte ausgeschlagen haben sollten.“ Aber Sonne und Firmament blieben in ihrem Stand, als Plettenberg den Städten erklärte, der Orden habe mit den Bischöfen und ihren Ritterschaften ein Bündniß auf sechs Jahre geschlossen und begehre nun zu wissen, wessen er sich von den Städten zu versehen habe. Der Inhalt des Bündnisses aber ging im Wesentlichen dahin, daß Orden, Prälaten und Ritterschaften sich gegenseitig ihre Rechte und ihren Besitz

garantirten, was die Städte eingenommen hatten, gerichtlicher Erkenntniß anheimstellten, jede weitere Neuerung bis zur Entscheidung des nächsten Concils, das von kaiserlicher Majestät und den gemeinen Ständen des heiligen römischen Reiches gehalten werde, untersagten und durch ein ad hoc einzusetzendes Gericht das Landesrecht aufrecht zu erhalten beschlossen. Den Städten wurde der Beitritt zu diesem Bündniß offengehalten. Wie aber sollten sie demselben beitreten? Ihrer Meinung nach waren die Artikel desselben dem Worte Gottes ganz zuwider; sie protestirten daher und nahmen damit ihren Abschied, in der Hoffnung, auf diese Weise das Bündniß zu sprengen. Erst an dem zu ihrer Abreise bestimmten Morgen erfuhren sie, daß ein Receß verfaßt und untersiegelt worden sei. Es gelang ihnen, den Wortlaut desselben zu erhalten, und nun erklärten sie dem Meister, sie hätten nie in diesen Receß gewilligt, wollten es auch nicht thun, da er ihnen an Leib und Seele beschwerlich sei.

Dazu der Herr Meister gesprochen: „Die Lande müssen in Eins sein, warum seid ihr es nicht mit eingegangen?" Dabei aber blieb es; der Sturm, den Riga durch die Beseitigung des Erzbischofs zu erregen im Begriff gestanden hatte, war glücklich beschworen, und in zwei Gruppen standen sich die Stände Livlands gegenüber.

Auf der einen Seite Orden, Prälaten und Ritterschaften, auf der anderen die Städte, über beiden der alte Meister, zügelnd und mäßigend, so daß die Gegensätze, die sich nicht beseitigen ließen, wenigstens nicht auf einander platzten. Der Versuch der Städte und namentlich die Bemühungen Lohmüllers, eine gewaltsame Reformirung durchzusetzen, waren gescheitert, wohl aber war innerhalb der Grenzen, welche die Erhaltung des ganzen Staatswesens gebieterisch forderte, die Glaubensfreiheit des Einzelnen rechtlich gesichert. Der Predigt des Evangeliums wurde nicht gewehrt, und wenn gegenüber dem stürmischen Andringen der Gilden und Gemeinden der gewaltsamen Ausdehnung des neuen Kirchenregimentes Einhalt geschah, so gereichte das der Sache des Lutherthums nur zum Segen: der revolutionäre Character war ihr genommen, und sie hätte jetzt in geordnete Bahnen einlenken können. Die auch sonst in der Geschichte der Reformation uns entgegentretende Thatsache, daß eine gewiße Laxheit des politischen Gewissens in Folge der ausschließlichen Betonung des religiösen Moments unter den Anhängern der Reformation um sich griff, hat aber die lutherische Gruppe gleich nach dem Landtage Riga zu einem Schritt veranlaßt, der von den verhängnißvollsten Folgen sein sollte.

Auf die Nachricht, daß Albrecht von Brandenburg „seinen Stand veräudert" hatte, war zwischen ihm und Plettenberg eine Reihe von Briefen gewechselt worden. Die Correspondenz zwischen Livland und Preußen ging in größter Eile hin und her, und Albrecht hatte zuletzt eine Botschaft abgefertigt, die vor versammeltem Landtage die Thatsache der Säcularisation des Ordensstaates in Preußen entschuldigen sollte. Der Bote, Friedrich, Herr zu Heideck, war aber in Wolmar zu spät eingetroffen. Doch war es ihm nach vorausgegangener Audienz beim Meister geglückt, in Wenden mit den vier

Bürgermeistern von Riga eine geheime Verhandlung zu pflegen, in welcher er ihnen mittheilte, wie er erfahren habe, daß der Meister, der die Stadt zuvor in seinen Schutz genommen, sie auf dem Landtage in Stich gelassen und sich sammt seiner Ritterschaft mit dem Erzbischof und allen Bischöfen vereinigt habe. Die Artikel des Bündnisses seien den drei Städten zu sonderlicher Beschwerung, vornehmlich aber gegen Riga und die Anhänger des Evangeliums gerichtet. Deshalb sei Herzog Albrecht, dem dies als einem Anhänger des Evangelii schwer zu vernehmen, gern bereit, den livländischen Städten und sonderlich Riga tröstlich und hülfreich zu erscheinen. Nun würden sich die Bürgermeister erinnern, daß der Herzog, zur Zeit, da er noch Hochmeister gewesen und außerhalb des heiligen Evangelii gesessen, ihnen insgeheim durch den Vogt von Tilsit, Eberhard von Freiburg, sich als einen Schutzherrn gegen Jedermann, ihren Landesherrn nicht ausgeschlossen, erboten und sie, die Bürgermeister, sich durch Eberhard dienstlich bedankt, auch das Geheimniß gut bewahrt hätten. Das sei früher gewesen, um so größerer Zuneigung könne die Stadt sich jetzt vom Fürsten versehen, da er evangelisch geworden. Albrecht erbiete sich daher, „ihrer Person und Stadt, nachdem sie also verlassen von weltlichem Schutz wider gottlose Widersacher stünden," alles Gute in Gnaden zu erweisen.

Lohmüller, der den Verlauf dieser Unterredung in einem Schreiben an Heideck recapitulirt, bemerkt dazu, daß weil aus obigen Ursachen die Lust zum Orden sich bei den Städten merklich lindere, Albrechts gnädiges Ansinnen gute Zuneigung zu ihm gebären werde. Es komme nur darauf an, daß die vier Bürgermeister und er in der Gemeinde für den Herzog weiter wirkten, so könnten die Folgen nicht ausbleiben.

Es scheint nun, daß trotz des tiefen Geheimnisses, mit dem die verrätherische Verhandlung geführt wurde, Plettenberg die drohende Gefahr erkannte. Schon die Thatsache, daß der Bruder Herzog Albrechts, Markgraf Wilhelm von Brandenburg, sich darum bewarb, zum Coadjutor des Erzbischofs gewählt zu werden, mußte ihn stutzig machen. Er nahm daher die Verhandlungen mit Riga, welches nach wie vor von Blankenfeld nichts wissen wollte, wieder auf, und jetzt führten sie zu einer Einigung. Plettenberg übernahm für sich und seine Nachfolger im Meisterthum die alleinige Oberherrschaft über Riga und versprach, die Stadt in ihren Freiheiten und Privilegien zu schützen gegen Jedermann. Als ein „gewaltiger einiger Herr" konnte er seinen Einritt in Riga halten und den Huldigungseid entgegennehmen. Er stellte dagegen am 21. September 1525 eine Urkunde aus, in welcher er die beiderseitigen Verpflichtungen formulirte und namentlich der lutherischen Kirche in Riga die weitgehendste Freiheit sicherte. Er versprach, die Stadt zu erhalten „bei dem heiligen Worte Gottes und seinem heiligen Evangelio, das rein und klar verkündigt und angehört werden soll in der Stadt und in der Stadtmark, nach Inhalt und vermöge der heiligen biblischen Schriften alten und neuen Testamentes, dazu auch bei demjenigen, was in Kraft desselben gött-

lichen Wortes verändert, geneuert und aufgerichtet werden sollte, zur Ehre Gottes und der Seelen Seligkeit, wenn man es mit kräftiger, heiliger, klarer Schrift beweisen, wahr machen und vertheidigen könne und möge."

Der Kirchholmer Vertrag aber wurde kurze Zeit darauf in aller Form vom Meister aufgehoben.

Es liegt auf der Hand, daß Plettenberg sich durch dieses Vorgehen in Gegensatz zu Blankenfeld stellte, der von seinen Schlössern aus mit Erbitterung hören mußte, wie die Rigenser sich des erzbischöflichen Hofes in der Stadt bemächtigt, die Bemannung desselben gefangen genommen und Fenster und Thüren zugemauert hatten. Die Kleinode der Domkirche waren eingezogen und die Häuser der Domherren theils mit Beschlag belegt, theils abgebrochen worden, weil man Verrath von ihnen fürchtete. Blankenfeld hielt es unter diesen Umständen für erlaubt, sich nach auswärtiger Hülfe umzuschauen. Wir finden, daß er in Beziehungen zu Polen trat, die den Verdacht des Meisters erregten. Auch nach Rom und an den Hof des Kaisers gingen seine gegen die bestehende Ordnung gerichteten Intriguen. Das Alles hätte man wohl noch in Geduld hingenommen und durch Gegenmaßregeln auf diplomatischem Wege unschädlich zu machen gesucht. Ganz anders aber faßte Plettenberg die Lage auf, als er sich überzeugen mußte, daß der Erzbischof auch geheime Verhandlungen mit den Russen in Nowgorod und Pleskau, ja auch direct mit dem Großfürsten von Moskau angeknüpft hatte. War auch der Friede mit Rußland am 1. September 1521 auf zehn weitere Jahre erneut worden, der Meister wußte wohl, daß man in Moskau jeden Anlaß benutzen werde, um sich über denselben hinwegzusetzen. In keinem Falle durfte er ein Einverständniß zwischen dem Landesfeinde und dem vielgewandten Erzbischof dulden. Als er daher sichere Kunde erhielt, daß Blankenfeld eine russische Botschaft in Neuhausen empfangen habe, um über den Abschluß eines gegen den Orden gerichteten Bündnisses zu verhandeln, ließ der sonst so langmüthige Fürst jede Rücksicht fallen. Die Kunde, daß Blankenfeld das Land verrathen und verkaufen wolle, verbreitete sich überall hin, auch Dorpat sagte sich jetzt vom Erzbischofe los, und auf Plettenbergs Aufforderung besetzte die stiftische Ritterschaft die Häuser und Burgen Blankenfelds und nahm ihn selbst am 22. December 1525 auf seinem Hauptschloß Ronneburg gefangen. Plettenberg hielt die Gefahr für so dringend, daß er sofort in Deutschland, Böhmen und Schlesien Reiter und Knechte werben ließ und Herzog Albrecht von Preußen, aber höchst characteristischer Weise vergeblich, ersuchte, denselben freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestalten. Man sprach davon, daß der Orden das ganze Erzstift gemeiner Christenheit und dem Römischen Reich zum Besten einnehmen solle. Bann und Acht, welche Blankenfeld beim Kaiser und in Rom gegen die Anhänger der ketzerischen Lehre Martin Luthers in Livland erwirkt hatte, brachte unter diesen Umständen einen ganz anderen Eindruck hervor, als der Erzbischof erwartet haben mochte. Man einigte sich, ohne einen förmlichen Beschluß zu fassen, dahin, „daß man die Briefträger und

Pfaffendiener in sothanen Sachen, wo man ihrer habhaft werde, aus dem Wege schaffen und unter den Thoren der Stadt aufhängen sollte." Die Ritterschaft des Erzstiftes hielt ihren Herrn in strengem Gewahrsam, und gleichzeitig wurden die Vorbereitungen getroffen, sich seiner und der geistlichen Oberherrlichkeit für immer zu entledigen.

Das geschah auf den denkwürdigen Landtagen zu Ruyen und zu Wolmar im Frühjahr 1526.

Die Versammlung in Ruyen war vorbereitend. Auf Geheiß des Meisters waren die Stände zusammengetreten, um über die Maßregeln zu berathen, die gegen Blankenfeld zu ergreifen seien. Die Städte und die Ritterschaften waren alle vertreten und böse Reden wurden namentlich von Seiten der Städte laut. Der Erzbischof sei schwerer That bezüchtigt und berüchtigt. Schon wegen viel geringerer Dinge habe man Missethäter vom Leben zum Tode am Galgen geführt und mit dem Rade gerichtet. Das sei auch hier in Betracht zu ziehen.



Siegel von Johann VII. Blankenfeld, Erzbischof von Riga, Bischof von Dorpat. Originalgröße.

Im Felde ein Tabernakel, unter welchem der Erzbischof, die Rechte zum Segen erhoben, in der Linken den Krummstab; in jedem der beiden Seitenchöre ein betender Engel. Darüber die Krönung Marias, zu deren Seiten ebenfalls betende Engel. Im Abschnitt ein getheilter zwei Mal gespaltener Schild; in den Feldern 1 und 5 das Wappen des Erzstiftes Riga, 2 und 6 das des Stiftes Dorpat, 3 und 4 das Familienwappen des Bischofs: die Trense eines Pferdezaumes zwischen zwei Sternen. Umschrift: ·: SIGILLVM † D † IOHANNIS † ARC · EP - - - RIGE † EPISCHO † TARPAT ††† An einer Urkunde von 1526. Toll'sche Sammlung.

So wurde der Abfall von Blankenfeld allgemein und die Städte erklärten, daß es durchaus von Nöthen sei, die Lande gleichmäßig unter eines Herrn Regiment zu bringen. Man fühlt den Verhandlungen auch in dem geschäftlich trockenen Referat, welches uns erhalten ist, an, daß eine große Entscheidung sich vorbereitete. Der Bürgermeister von Riga sprach es geradezu aus, sie seien gekommen, um diese Lande unter ein Regiment, Friede und Einigkeit zu bringen. Nicht wenig aber wurde die Stimmung dadurch gehoben, daß ein Schreiben Lübecks verlesen werden konnte, in welchem die alte Führerin der Hansa ihre Freude darüber aussprach, daß man darüber handele, den hochwürdigen Herrn Meister zum alleinigen Herrn des ganzen Livland zu machen.

Zu Wolmar, so schien es, mußte die Entscheidung fallen.

Am Donnerstag vor Judica (15. März 1526) trafen die Rathssendeboten und die übrigen Abgeordneten der Städte in Wolmar ein. Plettenberg

war bereits dort und ertheilte ihnen am Sonnabend Audienz. Aber S. F. G. eigentliche Meinung konnten die Städte dabei nicht vermerken. Man beschloß zunächst, nicht weiter in ihn zu dringen und zu warten, bis die Sache des Erzbischofs abgethan sei. Vor allem aber vereinigte man sich nochmals darauf, bei dem Worte Gottes zu bleiben, dabei zu leben und zu sterben.

Auch die übrigen Stände aus Estland, Livland, Kurland, Prälaten und Ritterschaften, trafen allesammt ein.

Den Gang der äußerst interessanten Verhandlungen können wir hier nur in Kürze wiedergeben. Die Stimmung gegen den Erzbischof war aufs Aeußerste erbittert, oder wie es in der Landtagsrelation heißt, „einigermaßen hart." Die Vollmächtigen, die Blankenfeld geschickt hatte, achtzehn gute Männer, wurden vor den Ständen vom Meister im großen Remter empfangen. Sie baten die Zeugenaussagen gegen den Erzbischof nicht vor den gemeinen Ständen zu entdecken, sondern eine freundliche Verhandlung vorzunehmen, zu der sie Vollmacht hätten. Man fand die Vollmacht, in welcher der Erzbischof sich gegen jede Verkürzung an Ehren, Stand, Land, Gütern und Regiment zu sichern suchte, unzureichend, und erst als die Abgesandten sich dafür verbürgten, daß die von ihnen getroffenen Vereinbarungen auch eingehalten werden sollten, erklärte man ihnen, daß, da ihr Herr keinen Glauben verdiene (lonelos) die Verhandlung nur auf Wiedererstattung des durch ihn erlittenen Schadens und Besetzung der Grenzschlösser gehen könne. Man begann darauf mit dem Zeugenverhör; die Hauptbeschuldigungen gegen den Erzbischof fanden aber nicht vor versammelten Ständen statt, sondern vor einem engeren Rath, der sich verpflichtete, bei Verlust Leibes und Gutes nichts von dem zu vermelden, was allda im Verborgenen geschehe.

Das Geheimniß ist so gut gewahrt worden, daß wir auch heute nicht im Stande sind, ein klares Urtheil über die Anschläge des Erzbischofs zu gewinnen. Am 24. März trafen dann in der Angelegenheit des Erzbischofs Boten vom Herzog von Preußen und andere vom Bischof von Wilna ein. Dann erfuhr man, der Erzbischof selbst sei unterwegs gewesen, aber auf die Nachricht, daß der Meister ihm nur Geleite gegen Gewalt und Ueberfall, nicht aber gegen Recht und rechtliche Erkenntniß zusage, wieder mit seinem Hofgesinde nach Schloß Ronneburg zurückgekehrt.

Nach längeren Verhandlungen trugen darauf die Prälaten der Stifter Oesel und Reval darauf an, „daß die achtbare Ritterschaft des Stiftes Riga, da dem Herrn Erzbischofe wenig Glauben gegeben werde, das Stift in guter Acht und Bewahrung halten, und ihren Herrn dahin bringen sollte, sich aller auswärtigen Rechtshülfe zu begeben, und was bereits an päpstlichen und kaiserlichen Höfen und Regimenten oder bei sonst welchen Herren und Fürsten außer Landes vielleicht vorgenommen, begonnen und im Werke, abzuschreiben, zu widerrufen und ganz abzustellen, und sich auch aller Feindseligkeit, wegen rechtlicher und thätlicher Unternehmung, wegen der Berüchtigung und Gefangennehmung gänzlich zu begeben, und die Sache hier im Lande nach Laut

des jüngstgemachten Recesses zur Erkenntniß zu stellen.“ Damit waren aber die Stände nicht zufrieden. Der Erzbischof habe jenen Receß selbst gebrochen, daher sei man nicht pflichtig, ihm zu folgen. Das Verhör der Hauptzeugen gegen den Erzbischof nahm seinen Fortgang.

Das Anerbieten Dorpats, sich ihm in ähnlicher Weise zu unterwerfen, wie Riga es gethan hatte, lehnte Plettenberg ab. Er habe gelobt, die Ritterschaft des Stiftes Dorpat zu beschirmen, die aber liege in Streit mit der Stadt. Es würde nur zu Unlust und Aufruhr im Lande führen, wenn der Meister es übernähme, einen Stand gegen den anderen zu unterstützen. Es sei daher nöthig, daß vorher die Händel zwischen beiden Parten beigelegt seien.



Stadtsiegel von Dorpat. Originalgröße.

Im Felde eine gezinnte Mauer mit einem Haupt- und zwei Nebenthoren. An ersterem zwischen dem aufgezogenen Fallgitter und einem die Seitenschwellen des Thores verbindenden Bogen ein sechsstrahliger Stern. Ueber der Mauer Schlüssel und Schwert. Umschrift: SIGILLVM CIVITATIS TARBATENSIS.

Nachdem dann noch über die Gründung einer Schule in den drei Zungen (Hebräisch, Griechisch, Lateinisch) verhandelt worden war, nahmen die Städte ihren Abschied. Der Meister behielt sich vor, sie, sobald es nöthig sein sollte, wieder zusammen zu berufen.

Eine Entscheidung war gegen alle Erwartung nun doch nicht gefallen.

Man hat aus dieser Thatsache dem Meister einen schweren Vorwurf gemacht. Die ganze Zukunft Livlands habe in seinen Händen gelegen und nur von ihm hätte es abgehangen, sich zum weltlichen Herrn des Landes zu machen

Bei näherer Betrachtung erweist sich dieser Vorwurf doch als höchst un-

gerecht. Die Eintracht des Landes war nur eine scheinbare. Plettenberg, der jetzt über den Parteien stand, beide vor einander schützend, hätte als Parteihaupt, und nur als solches konnte er an die Spitze treten, das halbe Land und alle seine Nachbaren zu Feinden gehabt. Mit einem Schlage mußte sich die Situation verändern. Dem protestantischen Landesherrn gegenüber — und nur ein solcher war denkbar — hätte das Vorgehen Blankenfelds sogleich in den Augen der entschiedenen Anhänger des Alten die Aureole der Legalität, sein Dulden den Glanz des Märtyrerthums erhalten. Noch war die lutherische Kirche keineswegs die herrschende im Lande. Unzählige Interessen stützten die alte Verfassung und die alten Mißbräuche in Glauben und Lehre. Die Bischöfe mit ihrem Anhang, die mächtigen Domherren, die mit den edlen Familien des Landes verwandt und verschwägert waren, eine starke Partei innerhalb der Ritterschaften und des Ordens und endlich Plettenberg selbst, der, soweit wir sehen können, weit davon entfernt war, für sich die Reformation in der vollen Folgerichtigkeit ihrer Lehren anzunehmen. Gerade damals hatte sie wieder zu Ausschreitungen geführt, die ihm im höchsten Grade verhaßt waren. Melchior Hofmann war nach Dorpat zurückgekehrt und hatte einen wüsten Bildersturm erregt, in Kurland hatte ein Ordenspriester eigenmächtig den Orden von sich geworfen und damit ein gefährliches Beispiel gegeben, unter den Bauern gährte es — kurz, wohin der Meister blickte, nirgends sah er die Gewähr für friedliche und ruhige Entwickelung unter der Herrschaft der Reformation.

Fast noch gewichtiger waren die Gründe gegen eine Säcularisirung Livlands, die sich aus Rücksichten auswärtiger Politik ergaben.

Der König von Polen als Schutzherr des Erzbisthums Riga hätte den erwünschten Anlaß gefunden, in die livländischen Dinge einzugreifen, der Großfürst von Moskau nicht gezögert, als Rächer des Erzbischofs aufzutreten. Brandenburgs Beziehungen zu Riga und die Ansprüche des Markgrafen Wilhelm dauerten fort, das Verhältniß zu Schweden und zu Dänemark war gespannt und durch gegenseitiges Mißtrauen bedingt, und wenn die Hand von Kaiser und Papst auch nicht direct nach Livland reichte, sie war stark genug die aller Gegner Plettenbergs zu stützen.

Der Meister wußte sehr wohl, was er that, als er dem Wunsch der Städte, das weltliche Oberhaupt Livlands zu werden, aus dem Wege ging. Er erreichte eine Einigung des ganzen Landes, ohne Bruch mit den Grundlagen der staatlichen Tradition Livlands.

Der Landtag zu Wolmar hatte dem Erzbischof gezeigt, daß er nunmehr völlig isolirt stehe. Kam noch über seinen Kopf hinweg die Aussöhnung zwischen Dorpat und der stiftischen Ritterschaft zu Stande, so hatte er vollends allen Boden unter den Füßen verloren. Unter diesen Umständen fand er es doch gerathsam, bei Plettenberg einen Ausweg aus seiner trostlosen Lage zu suchen. Er bat ihn, einen seiner Gebietiger an ihn abzufertigen, und nach einigem Zögern schickte ihm der Meister seinen Kanzler. Diesem gegenüber

erbot sich Blankenfeld, sich als Erzbischof von Riga und Bischof von Dorpat auf nächstfolgendem, gemeinem Landtage dem Orden mit Rath und Eidespflichten zu unterwerfen, seine Suffragan-Bischöfe (Oesel, Reval und Kurland) auch dahin zu persuadiren, und darüber eine Confirmation von Papst und Kaiser in eigener Person aufzubringen.

Plettenberg nahm das Anerbieten, das wohl in dieser Form ursprünglich auf ihn zurückgeht, an, schrieb für den Juni 1526 einen zweiten Landtag nach Wolmar aus, zu welchem jedoch die Städte nicht berufen wurden, und hier kam am 15. Juni der Receß zu Stande, durch welchen jene Pläne thatsächlich ins Leben traten.

Der Orden versprach den Erzbischof, die Bischöfe, Kapitel und Ritterschaften in seinen Schirm und Schutz zu nehmen und diese leisteten ihm dafür den Lehnseid, der sie zur Heeresfolge, zu Rath, Hilfe und Gehorsam verpflichtete. Alle inländische Feindschaft solle fortan in Freundschaft oder durch gerichtliche Entscheidung beigelegt werden, der Erzbischof verpflichtete sich, gegen Riga nichts ohne Wissen und Willen des Meisters vorzunehmen, und bei Verlust der Ehre und des Lebens wurde Jedermann verboten, die umliegenden Landschaften oder andere ausländische Fürsten anzurufen. Auch verpflichtete sich Blankenfeld eidlich, sich bei Papst und Kaiser um Bestätigung dieser Vertragsurkunde zu bemühen.

Zwar Wort hat er nicht gehalten. Sobald er irgend konnte, verließ er Wolmar. Nur kurze Zeit noch weilte er in Ronneburg und bereits am 3. August verließ er Livland, um bei Kaiser und Papst Lösung von seinen Eiden und Aufhebung der Wolmarer Einigung zu erlangen. Ende des Jahres war er in Rom, wo er bis zur Erstürmung der Stadt durch den Connetable von Bourbon, am 6. Mai 1527, blieb. Dann hat es ihn rastlos weitergetrieben. Wir begegnen ihm in Venedig, Salzburg, Neumarkt, zuletzt in Spanien und dort ist er in der Nähe von Palencia am 9. September 1527 gestorben und daselbst begraben worden.

Sein letzter Gedanke galt Riga. Er empfahl den Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, damals Domprobst zu Köln und Straßburg, zu seinem Nachfolger. Der, hoffte er, würde die frühere Macht des Erzbisthums wieder herstellen.

Das ist nun freilich nicht geschehen; trotz einer von Kaiser Karl V. ausgegangenen Empfehlung vermochte Plettenberg das Rigaer Domkapitel dazu, am 6. Februar 1528 einen Einheimischen, Thomas Schöning, Domprobst der Rigaer Kirche, zum Erzbischof zu wählen und die Ritterschaft des Erzstiftes ihn anzuerkennen. Die Hoffnung des Meisters aber, in ihm einen willfährigen Genossen zu finden, bestätigte sich nicht. Unter dem Vorwande, die Anerkennung seiner Wahl zu betreiben, zog Schöning mit dem ihm vom Kapitel ertheilten Auftrage ins Reich, das Erzstift wieder zu seinem vorigen Stand, das heißt, in volle Unabhängigkeit vom Meister und in den Besitz von Riga zu bringen. Gelinge ihm das nicht, so solle er sich einen Coad-

jutor aus fürstlichem Geschlechte wählen. Da er nun in diesem Sinne in Deutschland gegen Riga und den Orden wühlte, hielt der Meister es für gerathen, zu dulden, daß in Lübeck, wo Schöning sich damals aufhielt, durch Lohmüller Verhandlungen mit ihm angeknüpft wurden, die am 30. Juli 1529 zu einem sechsjährigen Anstande führten. Der Erzbischof solle bis zu endlicher Entscheidung, die durch weitere Verhandlungen herbeizuführen sei, seinen Sitz in Riga haben, ihm und dem Kapitel wiedererstattet werden, was die Stadt an Häusern und Gütern eingezogen habe, keiner der beiden Vertragschließenden aber sich auf irgend welche Weise in die Streitigkeiten des Anderen mischen, der Rath die dem Erzstift gehörigen Befestigungen Rigas in seine Obhut nehmen, dagegen versprach Schöning, der freien Verkündigung des Evangeliums keine Hindernisse in den Weg zu legen. Da nun Lohmüller in diesem Vertrage, der die Wolmarer Einigung ihrem Wesen nach aufhob, seine Vollmachten weit überschritten hatte, protestirten, trotz eines die Annahme des Vertrages empfehlenden Schreibens Martin Luthers, sowohl die Stadt Riga als der Meister, und gegen Lohmüller wurde eine Klage auf Landesverrath erhoben. Auch war der Verdacht gegen ihn entschieden nicht ungerechtfertigt, da seine höchst zweideutigen Beziehungen zu Brandenburg nach wie vor fortdauerten, und Erzbischof Thomas gleich nach Abschluß des Vertrages sich erstens an den Kaiser gewandt hatte und ihn um Bestätigung des zum neuen Coadjutor gewählten Fürsten Johann von Henneberg bat, der das Stift gegen den Meister schützen solle, dann aber nach Preußen zog und sich von Albrecht bewegen ließ, den Markgrafen Wilhelm zum Coadjutor, den Herzog selbst aber zum Conservator des Erzstiftes zu machen und ein Schutzbündniß mit ihm gegen alle Feinde des Erzstiftes zum Abschluß zu bringen. Das war um so gefährlicher, als Erzbischof Thomas dem Markgrafen sieben seiner Schlösser, darunter Ronneburg, mit den zugehörigen Gebieten verschrieb.

Die Stadt Riga antwortete darauf unter ausdrücklicher Berufung auf ähnliche Bündnisse der deutschen Fürsten, mit einem Bündniß, das sie zum Schutz des öffentlichen Bekenntnisses der evangelischen Lehre mit Rath, Hauptmann und gemeiner Ritterschaft des Stiftes Oesel am 29. October 1529 abschloß.

Plettenberg ließ die Anzeige der Wahl Wilhelms ohne jede Antwort und beharrte auf dem Wolmarer Receß von 1526. Seine Lage aber wurde immer schwieriger, als Thomas Schöning sich an Polen und an den Papst wandte, um die Lübecker Einigung thatsächlich durchzusetzen. Es würde zu weit führen, hier den Gang dieser ungemein verwickelten Angelegenheit, bei welcher alle Feinde Livlands den Erzbischof unterstützten, in die Einzelheiten hinein zu verfolgen. Der Erzbischof hatte, um seine Action gegen den Orden mit mehr Erfolg zu betreiben, seinen Geheimsecretair Anton Morgenstern nach Deutschland geschickt, damit er sich dort Pönalmandate erwirke, die den Meister und die Stadt Riga zur Wiederherstellung der vollen Autorität des Erzbischofs, wie sie in früheren Zeiten bestanden hatte, nöthigen sollten. Für den

Fall, daß jenen Mandaten nicht Folge geleistet würde, waren Citation vor das Reichskammergericht und Achterklärung in Sicht genommen. Daneben gingen dann die Intriguen Albrechts von Preußen wegen der Coadjutorstellung seines Bruders, eine Action, von der man in Livland meinte, sie ziele dahin, das ganze Land unter die Krone Polen zu bringen. Im Sommer 1530 gelang es nun dem Meister, der alle Straßen, die nach Livland führten, unter scharfer Bewachung hielt, sich einer Sendung Briefe zu bemächtigen, die an den Erzbischof gerichtet war und die Pläne klarlegte, mit welchen er, Polen und Preußen sich trugen. Es war der geheime Vertrag, der zwischen Albrecht und dem Erzstift wegen des Coadjutors aufgerichtet war, die Abschrift eines Schreibens an den König von Polen in dieser Angelegenheit, nebst allen Briefen, welche Herzog Albrecht einem Domherrn eingehändigt hatte, um sie dem Erzbischof zukommen zu lassen.

Der Meister rief, mit diesen Beweisstücken versehen, die erzstiftische Ritterschaft zusammen, und nöthigte sie durch Drohungen zum Versprechen, den Markgrafen als Coadjutor nicht anzunehmen und aufs Höchste gegen ihn zu wirken. Ein Gesandter des Erzbischofs, der beauftragt war, ihn zu entschuldigen, wurde „langsam und wenig“ gehört, so daß Schöning für gut fand, mit seinen Räthen, unter denen Georg von Ungern auf Pürkel hervorragte, auf das festeste seiner Schlösser, nach Kokenhusen, zu flüchten. Nur mit Mühe verhinderte der Meister einen Sturm gegen Kokenhusen; er verschrieb auf den Sontag vor Fastnacht (20. Februar 1530) die anderen Prälaten, alle Gebietiger und die ganze Landschaft und bemühte sich darum, nochmals ein allgemeines Bündniß herzustellen, dessen Spitze gegen den Erzbischof und den Markgrafen gerichtet sein sollte.

Zu diesem Bündniß aber kam es nicht. Der Erzbischof sowohl als Herzog Albrecht hatten sich den Boden so gut vorbereitet, daß an der Haltung der erzstiftischen Ritterschaft und der Stadt Riga die Einigung scheiterte. Thomas Schöning hatte sich Pönalmandate Kaiser Karls V. erwirkt, welche auf Anerkennung des Lübecker Vergleiches drangen, und Herzog Albrecht es verstanden, die erzstiftische Ritterschaft für die Anerkennung seines Bruders zu gewinnen. In gleichem Sinn hatte Lohmüller gewirkt und das Vorgehen Rigas, das ja meist interessirt war, bestimmte auch Reval und Dorpat, eine dem Markgrafen günstige Haltung einzunehmen. Dazu kam endlich noch die aufdringliche Intercession all der zahlreichen Conservatoren des Erzbisthums Riga, die aus sehr verschiedenen Beweggründen für Thomas und Wilhelm eintraten: die Könige von Polen und Dänemark, Brandenburg, Preußen, Pommern und Mecklenburg. Nur bei vollster Einmüthigkeit wäre es möglich gewesen, diesem Drucke Widerstand zu leisten.

So blieb denn nichts übrig, als den in Vorschlag gebrachten Schiedsspruch der Bischöfe von Dorpat und von Oesel-Reval (Jürgen von Tiesenhausen) anzunehmen; das Bündniß, das Plettenberg 1526 zu Wolmar mit den Ständen und Prälaten aufgerichtet hatte, wurde „getödtet und entzwei

geschnitten" und mit den von der Urkunde geschnittenen Siegeln fiel auch alles was an Entwürfen und Hoffnungen mit jenem Landtage verbunden gewesen war.

Erzbischof Thomas erhielt die halbe Oberherrlichkeit über Riga wieder angewiesen und zu Dalen, drei Meilen von Riga, nahm er die Huldigung der Stadt entgegen (am 14. August 1530). Wenige Monate darnach traf auch, trotz aller Hindernisse, die ihm Plettenberg noch im letzten Augenblicke in den Weg zu legen bemüht war, der Coadjutor Markgraf Wilhelm in Livland ein. Am 13. October huldigte ihm die Ritterschaft, und der neue Machthaber hielt Umschau, um ein geeignetes Feld für seine Thätigkeit und seinen Ehrgeiz zu finden. Er war höchst verstimmt, daß es ihm nicht möglich gewesen war, sich rechtzeitig zum Nachfolger des am 2. October des Jahres gestorbenen Bischofs Tiesenhausen postuliren zu lassen, entzündete aber einen wilden Hader in Livland, als er sich gegen Ende des Jahres 1532 auf Betreiben des uns bekannten Jürgen von Ungern zum Bischof von Oesel an Stelle Reinholds von Buxhöwden wählen ließ, der mit seinem Kapitel und seiner Ritterschaft zerfallen war. Dauernde Erfolge hat er aber auch hier nicht errungen. Schließlich behielt Bischof Reinhold die Ueberhand und in Fehden und Processen wurde der unerquickliche Handel fortgesetzt, bis endlich Buxhöwden freiwillig zurücktrat, um einem Anderen, nicht dem Markgrafen Wilhelm, Raum zu lassen. Auch die Hoffnungen Rigas hat der Coadjutor nicht erfüllt. Er blieb äußerlich bei der katholischen Kirche und hat weder in positivem noch in negativem Sinn Bedeutung für die Ausbreitung der Reformation in Livland. Es ist kein hoher Ehrgeiz, der ihn nach Livland geführt hat, Geld und Land, damit war er zu befriedigen, an staatsmännischen und kriegerischen Gaben weder seinem Bruder, noch auch dem alten Meister gewachsen, verstand er es nach keiner Seite hin, weder bei den Katholiken, noch bei den Protestanten Boden zu gewinnen. Seine Wirksamkeit war eine zersetzende, nicht eine aufbauende, Plettenberg aber hatte seine letzten Jahre hindurch die traurige Aufgabe, das in Folge der religiösen Wirren politisch demoralisirte Land zusammenzuhalten, so gut es eben gehen wollte. Auch ihm hat man einen deutschen Fürsten zum Coadjutor aufdrängen wollen. Er hat ihn abzuwehren verstanden und scheint gegen Ende seines Lebens noch mißtrauischer als vorher jeder Neuerung gegenüber, die den gährenden Stoff aus dem die livländische Conföderation bestand, in verderbliche Bewegung hätte bringen können. Der Ausbreitung der Reformation setzte er weiter keine Hindernisse in den Weg. Auch Thomas Schöning wurde bewogen sich zu ihrer Duldung in Riga zu verpflichten nnd für die Zukunft allen ausländischen Bündnissen zu entsagen. Mit Rußland erneute der Meister 1531 den Frieden auf weitere zwanzig Jahre für sich. Die Prälaten und alle Stände des Landes Livland verpflichteten sich, in Zukunft nicht mehr zu Polen und Littauen zu treten, und erhielt dagegen die üblichen Zusicherungen freien Handels und Verkehrs.

Eifrig bemüht war der Meister um das materielle Wohl des Landes, das denn wie niemals vorher und nachher emporblühte. Die inneren Quellen



Grabmal des letzten Erzbischofs von Riga, Wilhelm Markgraf von Brandenburg.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg im Jahre 1826 aufgenommenen Zeichnung.

des kommenden Verderbens, Ueppigkeit und rücksichtslosen Egoismus der Einzelnen wie der Stände, vermochte er nicht zu beseitigen. Die Entscheidung über die Zukunft Livlands lag bereits in den Nachbarstaaten, deren Eingriffe

er sorglich abzuwehren bemüht war, die aber über kurz oder lang den Kampf um Livland ausfechten mußten. Waren dann die Livlande nicht einig, wie Plettenberg es immer und immer wieder anzubahnen bestrebt war, so mußten sie dem einen oder dem anderen der Nachbarn zum Raub fallen. Polen oder Rußland — das war die Frage der Zukunft.

In solchen Sorgen ist der Meister am 28. Februar 1535 nach einundvierzigjähriger Regierung zu Wenden gestorben, „in gutem Alter — so berichtet unsere Quelle — sitzend auf einem Stuhle und umgürtet mit seinem Schwerte.“ In Wenden ist er dann auch bestattet worden und noch hat sich der Stein erhalten, der sein Grabmal deckt. Sein Erzbild in der Walhalla zu Regensburg zeigt, daß die deutsche Nation noch heute in ihm einen der Männer verehrt, auf welche der Ruhm des deutschen Namens sich gründet.



Stadtsiegel von Wenden und Pernau. Originalgröße.

Wenden: Im Felde eine gezinnte Mauer mit sechs Thürmen, über welche ein Mann mit rundem Schilde und erhobenem Schwerte schreitet. Umschrift: SIGILLVM CIVITATIS DE WENDA. — **Pernau:** Im Felde ein von der rechten Seite hineinragender Arm, welcher ein Kreuz hält; daneben ein Schlüssel. Umschrift: SECRETVM CIVIVM DE PERONA.

Iwan der Schreckliche

und seine Zeit.

Erstes Kapitel.

Helena Glinski und die Zeit der Bojarenherrschaft.

Die russische Welt, wie sie sich auf altslavischen Grundlagen an der Hand byzantinischer Rechtgläubigkeit, unter dem Drucke des Tatarenjoches und im Kampf gegen dasselbe zu einem eigenartigen Staatswesen herausgebildet hatte, fand ihren Mittelpunkt in dem harten und klugen Geschlecht jener Großfürsten von Moskau, das seit den Tagen Iwan Kalitas es verstanden hatte, mit dem russischen Staatsgedanken eins zu werden. Die Sammlung des Reiches um Moskau hatte einen Vernichtungskrieg gegen alle Sondergewalten zur nothwendigen Folge gehabt: Theilfürsten und freie Städte waren in den Staub gesunken vor Moskau, und in dem ganzen weiten Reiche gab es keinen Willen, der sich dem des allgewaltigen Großfürsten hätte entgegensetzen dürfen. So wenigstens schien es noch zu Zeiten Wassilis, der, wenn auch selbst nicht so gewaltig wie Iwan III., doch keinen der Fäden aus Händen gelassen hatte, an denen sein Vater mit bohrender Nachhaltigkeit und rücksichtsloser Energie die Geschicke seines Volkes leitete.

Die Vorstellung von der Unumschränktheit der Macht des Großfürsten war gleichsam zum politischen Dogma des Volkes geworden und es hat an demselben festgehalten gleich zäh wie an dem religiösen Erbe, das es von den Vätern überkommen zu haben meinte. Dieser religiöse Gedanke durchdrang sich mit dem monarchischen so sehr, daß in der Vorstellung der Zeitgenossen sie fast identisch erscheinen. Wer sich gegen den Großfürsten erhebt, frevelt am Glauben und umgekehrt, wer von den alten Kirchensatzungen abfällt, vergeht sich an der Majestät des Herrschers. Das ist, trotz der Tünche, welche die folgenden Jahrhunderte darüber zu decken versuchten, im Wesentlichen auch heute nicht anders und die Erkenntniß dieser Thatsache ist eine Vorbedingung zum richtigen Verständniß der Geschichte Rußlands.

Das moskowitische Rußland konnte daher seine Kriege nur unter der Form von Religionskriegen führen, wie denn im Bewußtsein des Volkes ein Unterschied zwischen der mohammedanisch-tatarischen Welt und den christlichen Staaten des Abendlandes kaum bestand. Werden die Einen die Unreinen (pogannyje) genannt, so sind die Katholiken und später die Protestanten dem Volke Un-

christen (nechristy); im Kampfe gegen das katholische Polen und gegen Livland glaubte man einer gleichen Christenpflicht zu genügen, wie bei Bekriegung der Tataren. Hier wie dort stand man einem Anderen gegenüber, als dem, was man zu Hause verehrte, Beides war daher gleich verwerflich, die abweichende christliche Confession fast noch verhaßter als Heidenthum und Islam.

Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind nun beide Fundamente russischer Weltanschauung, von innen heraus und von außen her, auf die Probe gestellt worden: die oberste weltliche Macht ging nach dem Tode Wassilis in die Hände jenes Kindes über, das zu Iwan dem Schrecklichen erwuchs und seine Macht mißbrauchte, wie sie nie schlimmer von einem Herrscher mißbraucht worden ist, das andersgläubige Ausland aber drang, nachdem der Versuch, es Rußland zu assimiliren, in blutigen Kriegen gescheitert war, nun seinerseits erobernd und mit dem Anspruch, eine dauernde politische und religiöse Herrschaft auszuüben, in Rußland ein. Gegen die großfürstliche Unumschränktheit konnte eine Zeitlang die Willkür des russischen Bojarenthums ihre Orgien feiern, als sie in Blut erstickt war und endlich das Herrscherhaus selbst seinen Sünden erlag, folgte eine neue Krisis, die, wie es den Anschein hatte, Rußland dem Auslande zur Beute geben sollte. Gegen die Großrussen erhob sich das polnische Slaventhum, gegen die russisch-griechische Kirche der vom Gedanken der Gegenreformation getragene Katholicismus. Er ist zeitweilig so weit gewesen, seinen Sitz im Kreml zu Moskau aufschlagen zu können — eine Erhebung des Volkes, bei der der national-monarchische wie der religiöse Charakter gleich stark hervortraten, brachte die Wendung herbei. In der Dynastie der Romanow erstand im Jahre 1613 das alte Rußland von Neuem.

Und doch, wie anders lagen die Verhältnisse seit dem 17. Jahrhundert. Eine Welt fremder Gedanken war als Sauerteig von Westen her in diesen russisch-orientalischen Gewaltstaat eingedrungen. Ohne eigentlich von ihm aufgenommen oder absorbirt zu werden, gingen sie nebenher: vom Volke mit Mißtrauen angesehen, der Geistlichkeit verhaßt, den Wenigen, die ihre Bedeutung zu würdigen wußten, ein Werkzeug, das recht betrachtet schließlich doch wieder zu Zwecken benutzt wurde, die jener fundamental-russischen Staats- und Weltanschauung dienen sollten.

Es ist gut, diese allgemein-historischen Gesichtspunkte vorauszuschicken, wenn man die an Wechselfällen und überraschenden Wendungen reiche Zeit des vierten Iwan an sich vorüberziehen läßt. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bedeutet eine acute Krisis für das östliche Europa. Die drei Staaten, welche den Vorwurf unserer Betrachtung bilden: Rußland, Polen und Livland, sind alle drei voll in dieselbe hineingezogen worden, stets gehen die Fäden hinüber und herüber, aber sie haben auch das westliche Europa in Mitleidenschaft gezogen. Seit den Tagen Iwans des Schrecklichen wird Rußland ein wesentlicher Factor der europäischen Politik.

Der Großfürst Wassili hatte, wie wir gesehen haben, als am 3. Dezember 1533 der Tod an ihn herantrat, noch Zeit gefunden, sein Haus und seinen

Staat zu bestellen. Von seinen beiden minderjährigen Söhnen sollte der Aeltere, Iwan, zwar Reich und Krone erben, die Vormundschaft über den dreijährigen Knaben aber war seiner Mutter zugewiesen worden, jener Helena Glinski, die trotz ihrer offenkundigen ehelichen Treulosigkeit es verstanden hatte, den alternden Gemahl an sich zu fesseln.[1])

Seit den sagenhaften Zeiten der heiligen Olga hatte keine Frau über Rußland geherrscht, und wenn auch nach den Satzungen der Russkaja prawda der Wittwe die Vormundschaft über ihre unmündigen Kinder zukam, es war doch höchst anstößig, eine Frau an die Spitze eines Reiches zu stellen, in welchem diejenige für nicht ehrbar galt, die aus dem Schatten ihrer Gemächer an die Oeffentlichkeit trat. Selbst der griechischen Sophia, welche den Glanz der byzantinischen Kaiserkrone nach Moskau brachte, hatte man es nicht verziehen, daß sie den freieren Sitten des Abendlandes und weiblichem Einflusse in politischen Fragen Raum schuf, sie wurde gehaßt bis über ihren Tod hinaus. Um wie viel größer mußte die Abneigung gegen die zwar russisch-rechtgläubige, aber doch landfremde polonisirte Tatarin sein, deren Geschlecht seine Bedeutung einem begnadigten Verräther und einer Ehe dankte, deren Rechtmäßigkeit angestritten wurde und deren Treue mehr als verdächtig war.

Aber es gab Niemanden in Rußland, der hätte wagen dürfen, ihr offen entgegenzutreten. Die beiden Brüder des verstorbenen Großfürsten galten Dank der Politik Wassilis kaum mehr als die Bojaren und verfügten nicht über selbständige Machtmittel, die Theilfürsten waren verschwunden, der an Gehorsam gewöhnte Kreis der Bojaren aber war auch dem Willen seines verstorbenen Herrn gegenüber willenlos. So ist denn keinerlei Widerspruch laut geworden und unbehindert konnte Helena Glinski ihr Regiment antreten. Ein Bojarenrath, in welchem ihrem Oheim Michail Glinski eine hervorragende Stellung zugedacht war, trat ihr zur Seite. „Du aber, Fürst Michail," hatte der sterbende Großfürst gesagt, „sollst für meinen Sohn, den Großfürsten, und für meine Großfürstin Helena dein Blut vergießen und deinen Leib zerreißen lassen." Er scheint auf die Treue des nächsten Blutsfreundes seiner Gemahlin besonders fest gerechnet zu haben. Der Factor, den Wassili nicht in Betracht gezogen hatte, war aber der Buhle der Regentin, Fürst Iwan Telepnew Obolensky, dessen Geschlecht auf Michael den Heiligen von Tschernigow, einen directen Nachkommen Ruriks, zurückging. Voller Ehrgeiz und von entschiedener Thatkraft, glaubte er, daß Helena weiterer Berather nicht bedürfe. Schon die ersten Tage der Regentschaft zeugten von der Gewaltthätigkeit und dem Mißtrauen des neuen Machthabers. Auf das Gerücht hin, daß der Schwager Helenas, Juri Iwanowitsch, den Versuch gemacht habe, einen der angesehensten Bojaren, Andrej Schuisky, zu sich hinüberzuziehen, ließ man ihn

---

1) Herberstein erzählt, daß Wassili sich ihr zu Liebe den Bart habe scheeren lassen: quod umquam ab aliquo principe factum. Für moskowitische Verhältnisse allerdings ein unerhörtes Liebeszeugniß.

mit all seinen Bojaren verhaften und in den Kerker werfen. Dort hat Juri dann $2^1/_2$ Jahre darauf den Hungertod sterben müssen.[1])

Es steht vielleicht im Zusammenhange damit, daß im Sommer 1534 der Fürst Michail Glinski als zweites Opfer fiel. Er soll der Nichte ihren anstößigen Verkehr mit Obolensky vorgeworfen haben. Als Vorwand zu seinem Sturz diente die Anklage, daß er mit Michail Semonowitsch Woronzow die Regierung — d. h. wohl die Leitung der Reichsgeschäfte im Bojarenrath — habe an sich reißen wollen. Im Volke aber hieß es, daß er den verstorbenen Großfürsten vergiftet habe. Welches Ende Glinski nahm, wissen wir nicht, jedenfalls ist er im Kerker umgekommen; ob man ihn wirklich, wie Tatischtschew wissen will, erst geblendet und darauf zu Tode gemartert hat, können wir heute nicht feststellen.[2])

Die Folge des lähmenden Schreckens, den diese Gewaltthaten hervorriefen, war die Flucht zweier angesehener Großen nach Littauen und eine Reihe weiterer Verhaftungen; ja die Regentin und ihr Günstling glaubten nicht eher sicher zu sein, als bis sie auch den zweiten Bruder des verstorbenen Großfürsten unschädlich gemacht hatten. Das Mißtrauen Helenas machte sich zunächst darin fühlbar, daß sie dem Fürsten Andrej die Ueberweisung derjenigen Städte verweigerte, die Wassili ihm testamentarisch vermacht hatte. Sie suchte ihn mit kostbaren Geschenken abzufinden und ließ ihn, noch bei Lebzeiten Juris, eine Urkunde ausstellen, die ihn ganz unschädlich machen sollte.[3]) Er verpflichtete sich eidlich, nicht nur keinerlei Geheimnisse zu haben und Alles dem Großfürsten und der Regentin Schädliche, das ihm zu Ohren komme, mitzutheilen, sondern er mußte dazu noch ausdrücklich versprechen, weder Fürsten, noch Bojaren, noch überhaupt freie Leute in seinen Dienst zu nehmen.

Das war eine Verpflichtung, die den Charakter des Ungewöhnlichen trug. Sie tritt uns hier zum ersten Mal entgegen. Auch das war ungewöhnlich, daß man die ganze Bevölkerung von Nowgorod, die Statthalter mit eingeschlossen, neu vereidigte. Wenn irgendwo in Rußland, war dort noch der Boden zu einem Widerstande gegen das Moskauer Regiment vorhanden und

1) Wie weit der Verdacht gegen Juri begründet war, läßt sich nicht feststellen. Die Berichte der Chroniken, von denen immer im Auge zu behalten ist, daß sie der Regentin feindselig waren, widersprechen einander, und an urkundlichen Quellen fehlt es.

2) Herberstein sagt nur infelix moritur.

3) Sammlung von Staatsurkunden I, 163 mit dem falschen Datum 1537, das in alle Darstellungen übergegangen ist. Daß die Urkunde sehr bald nach Wassilis Tode ausgestellt wurde, zeigt folgende Stelle: „Was ich aber Böses hören sollte von irgend Jemandem, sei es von meinem Bruder oder von deinen Bojaren &c., das will ich dir, Großfürst Iwan, sagen." Juri mußte also damals nicht nur am Leben, sondern in Verhältnissen sein, die ihm möglich machten, mit dem Bruder zu verkehren. Nun wurde Juri am 11. Dezember 1533 gefangen genommen und am 3. August 1536 umgebracht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß gerade die Verhaftung Juris, die, wie wir sahen, durch die Absicht, Schnisky an sich zu ziehen, begründet wurde, den Anlaß zu jener Urkunde gab.

wirklich ist Andrej schließlich dahin gebracht worden, an dieser vermeintlichen Selbständigkeit der Nowgoroder eine Stütze zu suchen. Durch Zwischenträgereien hatte sich der Gegensatz zwischen ihm und Helena verschärft. Bald nahm das Gerücht die Schritte vorweg, die ihm zu seiner Rettung noch übrig blieben, wollte er dem Schicksal seines älteren Bruders entgehen. Es hieß, er wolle fliehen, und die darüber zwischen ihm und der Regentin gepflogenen Verhandlungen mußten ihn im Glauben bestärken, daß er sein Heil nur noch in der Ferne finden könne. So kam es, daß Andrej Iwanowitsch wirklich am 2. Mai 1537 mit seinem Anhange nach Nowgorod zog. In Erinnerung an längst verklungene Zeiten erließ er einen Aufruf, der zu offenem Abfall von Helena aufforderte: „Der Großfürst ist jung, die Bojaren herrschen! Bei wem sollt ihr dienen? Reitet ihr aber zu mir, mir zu dienen, so will ich euch mit Freuden gnädig sein!"

Es scheint uns wunderbar, daß wirklich zahlreiche Bojarenkinder und Gutsbesitzer dem rebellischen Fürsten zuzogen, lauter Nowgoroder; aber die Stadt selbst und der Statthalter wollten von dem gefährlichen Abenteuer nichts wissen. Noch nie, so lange die Erinnerung reichte, war ein Aufstand gegen den rechtmäßigen Großfürsten von Erfolg gekrönt worden. Andrej fand die Thore Nowgorods geschlossen, den Statthalter und die Bevölkerung beschäftigt in aller Eile ihre Befestigungen zu verstärken.

Ueberraschend schnell ist dann der schlecht vorbereitete Aufstand in sich zusammengebrochen. Als Telepnew Obolensky mit dem moskauischen Heere ihm nachjagte, zeigte Andrej sich durchaus unfähig, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Zu einem Kampfe ist es überhaupt nicht gekommen. Der Fürst gab sich und seine Sache verloren und war froh, als Obolensky sich eidlich für seine volle persönliche Sicherheit verbürgte, nicht einmal für diejenigen, die sich ihm angeschlossen hatten, wußte er Gnade und Verzeihung zu erbitten. Der unnahbare Vater und der harte Bruder hatten längst jede Spur nachhaltigen Willens in ihm erstickt. Die Ehrbegriffe aber, die wir unter ähnlichen Verhältnissen im Westen zu finden gewohnt sind, darf man auf diesem Boden nicht suchen.

Würdelos und fassungslos ist Andrej wie in eine Falle nach Moskau gezogen. Es war nach der Moral der Zeit kaum nöthig, daß Helena noch die Komödie aufführte, als zürne sie Obolensky, weil er seine Vollmachten überschritten habe. Andrej und sein Anhang wurden gefangen genommen, seine Bojaren und Diener mußten auf die Folter, ihn selbst warf man ins Gefängniß und nach sechs weiteren Monaten ist er umgebracht worden. An der Nowgoroder Straße aber hingen die Leichen von 30 unglücklichen Bojarensöhnen, welche so thöricht gewesen waren, dem Rufe des schwachen Fürsten Folge zu leisten.

Für Helena mochte zur Entschuldigung dienen, daß damit die letzten möglichen Gegner beseitigt waren, die sich ihr und ihrem Sohne entgegenstellen konnten. Sie ist sonst nicht grausam gewesen und hatte durch die Entschiedenheit

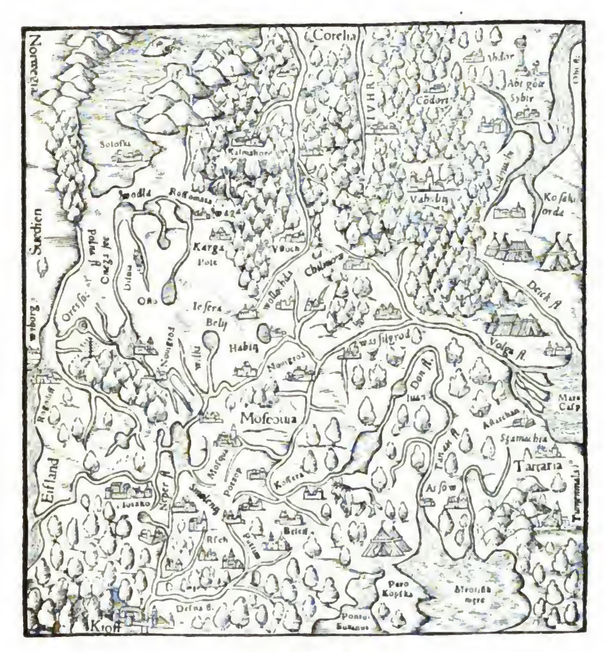
ihrer Schläge Schrecken und entsprechend auch Gehorsam gefunden. Auch nach außen führte sie die Politik Wassilis mit Kraft und Geschick weiter.

Das zeigte sich besonders in den Beziehungen zu Polen. König Sigismund hatte, der letzten Schläge eingedenk, Frieden gehalten, so lange Wassili lebte. Nach seinem Tode aber trat er mit Forderungen hervor, die auf die Tage Kasimirs zurückgriffen und der factischen Machtstellung beider Staaten nicht mehr entsprachen: alle Eroberungen Iwans und Wassilis sollten herausgegeben werden. Es konnte nicht fehlen, daß es darüber zum Bruch kam. Wir verfolgen den Krieg nicht in seinen Einzelheiten; er nahm den Verlauf, der uns in diesen russisch-littauischen Beziehungen immer wieder entgegentritt. Die tatarischen Bundesgenossen Sigismunds wurden durch die von Moskau mit überlegener Geschicklichkeit ausgenutzten inneren Mißhelligkeiten gelähmt, die littauischen Truppen aber verspielten im letzten Augenblick ihre früheren Erfolge. Es blieb ihnen zuletzt nichts übrig, als eine Verständigung mit Moskau zu suchen, und nach langen Verhandlungen kam man schließlich zu einem Stillstande, der 1537 zu Mariä Verkündigung auf fünf Jahre abgeschlossen wurde. Wie üblich, wurden dabei die schwebenden Gegensätze nicht ehrlich ausgetragen. Jeder Theil hielt fest an seinen Ansprüchen und war entschlossen, sie bei nächster Gelegenheit durchzuführen.

Die krimsche Horde wurde eine Zeitlang durch den zwischen Saip und Islam Girei ausgebrochenen Bürgerkrieg, in welchem Rußland für Islam Partei ergriff, in Schach gehalten; als aber Islam noch vor Abschluß des Stillstandes mit Littauen erschlagen wurde und so Saip freie Hand bekam, drohte neue Gefahr. Saip hielt den Zeitpunkt für geeignet, um alle tatarischen Lande zu einem Ganzen zusammenzufassen. Vor Allem hatte er dabei Kasan im Sinne, gegen welches Moskau gerade damals den alten Schig-Alei als Prätendenten gegen Safa Girei ausspielte, der eben durch eine blutige Revolution auf den Thron gelangt war. Helena zögerte nicht, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Um eine Verbindung Kasans mit der Krim zu verhindern, ließ sie ihren Candidaten fallen. Ohne weiter der Beleidigungen und des Schadens zu gedenken, den Safa Girei ihr angethan hatte, schloß sie ihren Frieden mit ihm und verhinderte so glücklich den Ausbruch des gleichzeitig im Osten und Süden drohenden Brandes. Auch mit Livland und Schweden wurden die Stillstände verlängert. Hier wie Littauen gegenüber hielt die moskauische Politik zäh an ihren Ansprüchen fest. Man verschob nur den Augenblick, sie geltend zu machen.

So waren die Hoffnungen, welche die Nachbarn Rußlands und der Ehrgeiz der Großen an ein Frauenregiment knüpften, nicht in Erfüllung gegangen. Nach außen war nichts vergeben und durch eine Reihe von Festungsanlagen späteren Angriffen ein Stützpunkt geschaffen. Im littauischen Kriege waren die Grenzfestungen Sebesh und Welisch entstanden, deren Bedeutung erst in den folgenden Kriegen recht zur Geltung kam. Im Innern ist eine Reihe von städtischen Anlagen theils neu begründet, theils verbessert worden.

So wurde in Ausführung eines Planes, mit dem schon Wassili sich getragen hatte, ein Theil von Moskau, der sog. Kitaigorod, mit Mauern und Thürmen befestigt. Wladimir, Jaroslaw und Twer, die durch Feuersbrünste, wie sie in orientalischen Städten periodisch aufzutreten pflegen, zerstört waren, erstanden



Das Moskowiter Land.
Facsimile aus Sebastian Münsters Cosmographie vom Jahre 1550.

aufs Neue, Ustjug und ein Theil Nowgorods erhielten Mauern, Wologda wurde erweitert, Mokschan, Buigorod, Balachna, Pronsk neu gegründet. Auch colonisatorisch ist die Regentin thätig gewesen. Die aus Littauen herbeigezogenen Einwanderer hatten die Bedeutung eines Culturelementes; zahlreiche Gefangene befreite Helena aus der Knechtschaft der Tataren und sehr wesentlich

waren die Verdienste, welche sie sich um Regelung des in schlimmste Verwirrung gerathenen Münzwesens erwarb. Aus einem Pfund Silber prägte man fortan 6 Rubel und mit äußerster Strenge verfolgte man die Falschmünzer.

So dürftig unsere Quellen auch fließen, sie zeigen doch, daß von einer Mißregierung unter Helena nicht die Rede sein kann. Die Thatsache einer Frauenherrschaft war verhaßt, nicht die Art, wie sie geführt wurde. Namentlich wenn man die Entwickelung der nächstfolgenden Zeit in Betracht zieht, kann man es nur als ein Unglück bezeichnen, daß die Regentin am 3. April 1538 völlig unerwartet starb. Das außerhalb Rußlands verbreitete Gerücht, daß sie vergiftet worden sei, entbehrt jedes Anhalts und ist an sich unwahrscheinlich. Seit lange war man in Moskau gewöhnt, auch die mißliebigste Regierung als eine Schickung Gottes zu ertragen. Wer die Macht in Händen hatte, dem gehörte der Gehorsam des Volkes. Auch weiß keine unserer russischen Quellen von der angeblichen Vergiftung. Die Nachricht geht auf Herberstein zurück und ausschlaggebend dürfte der Umstand sein, daß Iwan selbst in seinen Klagen über das Unrecht, das die Bojaren ihm und seinem Hause zugefügt hatten, den Tod seiner Mutter nicht erwähnt.

Die Wandlung, die nach dem Tode der Regentin eintrat, hat keineswegs den Charakter einer Veränderung des herrschenden Verwaltungssystems oder der altüberlieferten Grundsätze moskowitischer Politik getragen. Nach wie vor blieb die Leitung der Reichsgeschäfte in Händen des Bojarenrathes. Das persönliche Regiment Helenas hatte seinen Ausdruck in dem überwiegenden Einfluß gefunden, den sie einem der Bojaren des Rathes, ihrem Günstling Obolensky, einräumte. Thatsächlich, nicht rechtlich, traten die Uebrigen in den Hintergrund. Jene obersten Zwanzig führten auch nach ihrem Tode unangefochten die Regierung weiter. Nur daß ein Streit über die leitende Stellung in der Duma ausbrechen mußte, da Obolensky nicht gesonnen war, von der einmal erklommenen Höhe hinabzusteigen. Auch meinte er in dem Umstande, daß seine Schwester Agrafena Wärterin des jetzt siebenjährigen Großfürsten war, eine äußere Handhabe zur Sicherung seiner leitenden Stellung zu besitzen.

Aber nur sieben Tage lang dauerte die Herrlichkeit. Unter den zum großfürstlichen Rath gehörenden Männern waren die Schuisky's längst mit dem Einfluß unzufrieden, welchen die Gunst Helenas Obolensky gewährt hatte. Sie stammten von den susdalschen Fürsten ab, die noch zu Zeiten des Großfürsten Wassili Dmitrijewitsch ihre politische Selbständigkeit behauptet hatten, und das Haupt dieser Familie, Wassili Wassiljewitsch Schuisky, durfte wohl meinen, vor Anderen berufen zu sein, die Zügel der Regierung zu führen. Man hatte ihm den Beinamen „der Schweiger" gegeben, weil er seinen Ehrgeiz und seine Pläne in sich verschloß. Schon in den Tagen Iwans III. hatte er sich hervorgethan. Wir finden ihn 1501 und 1502 in den russischen Heeren, welche Plettenberg niederwarf, und als 1504 Wassili zur Regierung kam, hat er das besondere Vertrauen desselben genossen. Wenn der Großfürst ins Feld zog, ist er stets an seiner Seite gewesen und auch in den letzten Lebensstunden

Wassilis ist Schuisky sein Vertrauter und Berather gewesen. Ihm hatte der Sterbende die leitende Stellung im Bojarenrathe bestimmt und nur unwillig hatte der ehrgeizige Mann sich in die Bevorzugung Obolenskys gefunden. Mit dem Tode Helenas war der langersehnte Augenblick gekommen, am Gegner Rache zu nehmen. Ohne daß sich Jemand für sie erhoben hätte, konnte er den Günstling und seine Schwester ergreifen und im Kerker den Hungertod sterben lassen. Und nun bemächtigte sich der Schweiger mit starker und rücksichtsloser Hand der Regierung. Obgleich er schon weit über 50 Jahre alt war, vermählte er sich mit einer Verwandten des Großfürsten, der kasanschen Prinzessin Anastasia Petrowna Kuibagul,[1]) um den Schein eines Rechtstitels für seine usurpirte Regentenstellung zu finden. Seine von Helena in den Kerker geworfenen Verwandten erhielten ihre Freiheit wieder und traten ihm als Stützen zur Seite. Durch ihren Anhang verstärkt, wurde es ihm möglich, einen Anschlag des Fürsten Iwan Bjelski, der mit dem Metropoliten zum Sturz des neuen Gewalthabers conspirirte, niederzuwerfen. Bjelski wurde ebenfalls gefangen gesetzt und nur der unerwartete Tod Wassili Schuiskys, im Oktober 1538, bewahrte ihn vor Schlimmerem. Zunächst aber erlangte Bjelski seine Freiheit nicht wieder. Iwan Wassiljewitsch Schuisky, der Bruder Wassilis, trat als Erbe desselben auf und verstand in kürzester Zeit, sich Furcht und Ansehen zu sichern. Der Metropolit von Moskau mußte ins Kloster, sein Nachfolger, Joasaf Skripizin, der ehemalige Abt des Sergiusklosters, war eine Persönlichkeit, deren der neue Regent sicher zu sein glaubte. Es ist nicht recht klar, welche Absichten die Schuisky verfolgten. Man hat wohl gemeint, in ihnen noch einmal den Geist des alten Theilfürstenthums wiederzufinden, das sich gegen die Alleinherrschaft Moskaus aufbäumte. Die Glinski und Bjelski aber sollen den politischen Einheitsgedanken vertreten haben.

Von Alledem findet sich aber in unseren Quellen nichts. Sie zeigen uns nichts mehr, als den eigennützigen rohen Mißbrauch der Gewalt, die auch in frecher Rücksichtslosigkeit vor der Person des jungen Großfürsten nicht zurückschreckte. Tiefere politische Gedanken treten uns nirgends entgegen. Ebenso haben die littauischen Fürsten nicht andere als persönliche Interessen vertreten. Es handelte sich bei diesen wie bei jenen um die eigene Herrlichkeit, hinter der alles Andere zurückstehen mußte. Man lebte dem Genusse des Augenblickes und ließ die Reichsverwaltung in völlige Verwirrung gerathen. Wie am Hofe selbst, so herrschte auch in den entlegenen Mittelpunkten der Provinzialverwaltung rohe Willkür, gegen die es kein Recht gab. „Grausam wie Löwen" — so klagt die Pleskauer Chronik — „waren die Statthalter und ihre Leute wie wilde Thiere gegen die Bauern. Falsche Zeugen traten auf wider die guten Leute, so daß sie in andere Städte flüchteten und die ehrbaren Aebte aus den Klöstern nach Nowgorod zogen."

Dem Abendlande zeigte man, wo irgend die Gelegenheit sich bot, den

1) Ihre Mutter war eine Tochter des Großfürsten Iwan III.

alten Uebermuth, von den Tataren aber duldete man unwürdige Behandlung, wie sie der Herr dem Knechte gegenüber sich erlauben darf. Das waren freilich ganz die Ueberlieferungen altmoskowitischer Politik. Noch nie aber war einem unmündigen Großfürsten geschehen, was Iwan erdulden mußte. Während nach außen hin er der Schild war, mit welchem die Regenten ihre Willkürherrschaft deckten, während ihm überall, wo er öffentlich sich zeigte, die größte Demuth und knechtische Unterwürfigkeit begegnete, mußte er, wo er allein den Gewalthabern gegenüberstand, sich Schimpf und Kränkung gefallen lassen. Noch 25 Jahre nach diesen Ereignissen hat der vom Knaben zum Manne erwachsene Großfürst in tiefem Grimm die Unbill geschildert, die ihm damals geschehen ist. Wie Iwan Schuisky ihn nicht gegrüßt, und in seinem Schlafgemach die Füße auf die Bettstelle seines Vaters gelegt, wie der Schatz seines Vaters und seines Oheims in die Hände der Bojaren überging und das goldene und silberne Tafelgeräth des Großfürsten mit ihren Namenszügen bezeichnet wurde. Solche Eindrücke hafteten tief in seiner Seele, und wenn er seinen kindlichen Zorn in sich verbeißen mußte, geschah es, um Rache zu nehmen, wenn seine Zeit gekommen sei.

Merkwürdig ist nun, wie sorglos diese Herrschaft der Schuisky geführt wurde, und wie unsicher sie in ihren Fundamenten war. Eben jener Metropolit Joasaf wandte sich von ihnen ab und setzte hinter ihrem Rücken die Befreiung Bjelskis durch. Es scheint, daß er den damals zehnjährigen Iwan als Werkzeug benutzte. Iwan hat sich wenigstens später seiner Theilnahme an diesen Ereignissen gerühmt. „Als ich heranwuchs“ — heißt es in seiner Correspondenz mit Kurbsky — „und nicht länger unter sklavischer Gewalt stehen wollte, habe ich den Fürsten Iwan Wassiljewitsch Schuisky von mir geschickt in den Dienst und den Bojaren, Fürsten Iwan Feodorowitsch Bjelski, zu mir gerufen.“ Wie weit der eigene Wille des Knaben mitspielte, ist freilich heute schwer zu ermessen. Den Vorwand zur Entfernung Schuiskys bot die drohende Haltung der Tataren von Kasan an der Ostgrenze des Reiches. Immerhin muß die Machtstellung Schuiskys noch so fest gewesen sein, daß es nicht gerathen war, ganz mit ihm zu brechen. Man hielt für nöthig, jener Verbannung die Form einer Auszeichnung zu geben, und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber des Heeres. War er nur vom Hofe entfernt, so durfte sein Einfluß gebrochen scheinen, denn die Ueberzeugung, daß alle Macht abhängig sei von der Gunst des Großfürsten, bildete nun einmal den Kernpunkt in der Denkweise der moskowitischen Aristokratie.

Wirklich hat nun auch Bjelski zwei Jahre lang an der Spitze der Regierung gestanden, und so weit wir urtheilen können, ist er bemüht gewesen, seine Stellung durch Milde und Gerechtigkeit zu behaupten. Der Vetter des Großfürsten, Wladimir Andrejewitsch, durfte mit seiner Mutter nach Moskau zurückkehren und dem unseligen Dmitri Andrejewitsch, dem Enkel Wassilis des Geblendeten, der seit 49 Jahren in strengster Haft lebte, wurden die Ketten abgenommen und ein etwas hellerer Kerker gewährt. Von einem besonderen

Einfluß Bjelskys auf den heranwachsenden Großfürsten hören wir nichts, dagegen deuten einige Nachrichten darauf hin, daß die Verwaltung des Reiches wieder erträglicher wurde. Feste Stützen für seine Stellung verstand er aber nicht zu finden. Es bedurfte nur des Entschlusses, um ihn zu stürzen.

Schuisky, der nicht gesonnen war, ewig in Wladimir auf der Wacht zu stehen, hatte durch seine Anhänger längst Alles zu einem Staatsstreiche vorbereiten lassen. Während in Moskau zwei Fürsten Kubensky, der Fürst Paletzky und der Schatzmeister Tretjakow alle Unzufriedenen um sich schaarten, wußte Schuisky sich der Offiziere seines Heeres zu versichern. Sie schworen, die Gefahren einer Erhebung treu mit ihm zu theilen. Auch Nowgorods wußte man sich zu versichern. Dann schickte Schuisky in den letzten Tagen des Jahres 1541 seinen Sohn Peter und einen seiner entschiedensten Anhänger, den Fürsten Iwan Wassiljewitsch Scheremetjew, mit 300 Mann nach Moskau. In der Nacht vom 2. auf den 3. Januar drang diese Schaar in den Palast des Großfürsten, Bjelski wurde ergriffen und gleich in den Kerker geworfen und um 3 Uhr Morgens standen die Verschworenen vor dem Schlafgemach Iwans. Hier scheint sie doch einen Augenblick die Scheu vor der Majestät des Herrschers übermannt zu haben. Sie wagten nicht einzudringen und stimmten, um den Großfürsten zu wecken, den beim Morgengottesdienst üblichen Gesang an. Die folgenden Ereignisse lassen sich nicht mit voller Sicherheit feststellen. Eine andere Schaar war in die Gemächer des Schuisky verhaßten Metropoliten gedrungen, dieser flüchtete, von Steinwürfen verfolgt, zu Iwan. Aber auch der konnte keinen Schutz bieten. Bis in die Dreifaltigkeitskathedrale folgten ihm Schuiskys Spießgesellen, nur mühsam rettete er sein Leben.

Jetzt erst trat auch der Fürst Iwan Wassiljewitsch Schuisky auf; er hatte in der Nähe den Erfolg seines Staatsstreiches abgewartet und erklärte, nun die Regierung wieder übernehmen zu wollen. Eine so gewaltsam begründete Herrschaft durfte naturgemäß nicht schonend vorgehen. Bjelski wurde nach Bjeloosero verschickt und bald darauf umgebracht; den Metropoliten ließ man durch Nowgoroder Bojarenkinder vor den Thüren der Dreifaltigkeitskathedrale mißhandeln, dann ward auch er nach Bjeloosero verbannt und ins Kyrillokloster gesperrt. Keine Hand erhob sich, ihn zu vertheidigen. Der Großfürst „war voller Furcht“ und wagte keinen Widerspruch zu erheben. Aber er bewahrte das Gedächtniß dieser Tage in zorniger Erinnerung und sein Grimm fraß um so tiefer, als er ihn in sich bergen mußte. Freilich lernte er zugleich, wie viel dieses Volk sich bieten ließ. Eine so formlose Beseitigung des Oberhauptes der russischen Geistlichkeit war selbst unter den früheren Großfürsten nicht vorgekommen und gleich formlos erfolgte die Ernennung des bisherigen Erzbischofs von Nowgorod Makarius zum Nachfolger Joasafs. Auch das hat Iwan nicht vergessen, wie Nowgorod nun schon zum zweiten Mal die Stütze von Verräthern wurde, das Mißtrauen gegen die trotz Allem noch eigenwillige Stadt hat ihn nie wieder verlassen.

Doch auch diese Herrschaft, die willkürlichste von allen, dauerte nicht lange, schon 1543 starb der neue Regent, vorher aber hatte er Fürsorge getroffen, daß die Gewalt bei seinem Geschlechte blieb. Wieder standen drei Schuiskys an der Spitze und eifersüchtig achteten sie darauf, daß Niemand neben ihnen zu Einfluß gelange. Als es schien, daß der Großfürst einen der Räthe, Fedor Woronzow, besonders bevorzuge, fielen sie in Gegenwart ihres jungen Gebieters über ihn her, mißhandelten ihn mit Ohrfeigen, zerrissen seine Kleider und hätten ihn getödtet, wenn nicht der Metropolit auf Iwans Bitten sie daran verhindert hätte. Die Gewalthaber begnadigten ihn zur Verschickung nach Kostroma, die Bitte Iwans, Woronzow in das nahe Kolomna zu schicken, fand keine Beachtung.

Es scheint nun, daß diese Thatsachen dem damals dreizehnjährigen Großfürsten Moskau verleideten. Er zog in das Dreifaltigkeitskloster und blieb dort vom September bis zum November. Etwa einen Monat nach seiner Rückkehr ließ er in plötzlich aufflammender Wuth den Fürsten Andreas Schuisky ergreifen und von seinen Hundewärtern auf den Straßen Moskaus, vor den Augen des Volkes mißhandeln und grausam ermorden.

„Von der Zeit ab," erzählt eine Chronik, „begannen die Bojaren den Gossudar zu fürchten und ihm zu gehorchen." Die Schuisky und ihre Anhänger mußten nun weichen. Sie, vor denen bisher Alles gezittert hatte, konnten verbannt und beseitigt werden. Einige, wie z. B. der Hofbeamte Buturlin, dem man die Zunge ausschnitt, wurden verstümmelt, aber wenn man auch an den ersten Anfängen des persönlichen Regiments stand, konnte sich dieses doch nur stoßweise geltend machen. Iwan war ein Knabe und konnte nicht selbst regieren. So ist auch eine wesentliche Aenderung der Verhältnisse nicht eingetreten: nach wie vor besorgte der Bojarenrath die Geschäfte des Reiches, von einem Heranziehen Iwans zu denselben war um so weniger die Rede, als er selbst keinerlei Verlangen danach zeigte. Man ließ ihn seinen Vergnügungen nachgehen und diese zeigten eine Freude an roher Grausamkeit, welche die Bojaren wohl hätte bedenklich stimmen müssen. Hatte der zwölfjährige sich daran ergötzt, Thiere aus der Höhe des Kremls hinabzuwerfen, um sich am Blut und an den Qualen der Zerschmetterten zu erregen, so ritt der fünfzehnjährige mit jungen Gesellen, die er um sich schaarte, durch die Straßen Moskaus, um niederzustoßen und zu verwunden, was ihm in den Weg trat. Ein ruchloses Treiben, das auch dann kein Ende nahm, als der Großfürst zum ersten Male (1546) mit seinem Heere ins Feld ritt.

Man befürchtete gerade einen Einfall der Krimer und hatte wie stets in gleicher Gefahr die Truppen bei Kolomna concentrirt. Da jedoch der Feind nicht kam, waren die drei Monate, welche Iwan hier verbrachte, für ihn nur eine Schule neuer Rohheiten. Dabei ist dann der erste offene Widerstand entgegengetreten, bezeichnender Weise von Nowgorodern. Einige fünfzig Nowgoroder Schützen, deren Klagen Iwan nicht anhören wollte und die er auseinander zu treiben befahl, setzten sich zur Wehr. Zwischen ihnen

und dem Jagdgefolge des Großfürsten kam es zu einem förmlichen Treffen, in welchem auf beiden Seiten etwa zehn Mann fielen. Iwan ließ nun eine Untersuchung anstellen, nicht über die Beschwerden der Nowgoroder, sondern darüber, wer sie aufgewiegelt habe. Man nannte einen Fürsten Kubensky und eben jenen Woronzow, dem er einst durch seine Bitten das Leben gerettet hatte. Ohne den Beiden auch nur Gehör zu geben, ließ Iwan sie hinrichten und doch hatte er gerade in letzter Zeit Woronzow besonders bevorzugt, so daß dieser sich für den Freund Iwans hielt. Wir stehen hier vor einer charakteristischen Eigenthümlichkeit des Großfürsten: die ihm Zunächststehenden waren ihm im Grunde ebenso gleichgültig, wie die Masse seines Volkes. Freundschaft hat er nie gekannt. Ebenso wenig aber läßt sich ein Zug in ihm nachweisen, der als Beleg dafür dienen könnte, daß das Bewußtsein von seiner Stellung eine Art Pflichtgefühl in ihm entwickelt hätte. Die Chroniken heben vielmehr ausdrücklich hervor, wie er auf seinen Zügen durch die großen Städte des Reiches alles Geschäftliche von sich wies. Nur für die Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes zeigte er Interesse, den Andachtsübungen in Kirchen und Klöstern lag er mit großem Eifer ob. „Er zog“ — sagt eine Pleskauer Chronik — „von uns nach Moskau, ohne das Geringste besorgt zu haben. Der Großfürst jagte die ganze Zeit über in Schlitten und that den Christen Leid und Schaden an.“

Es ist kein Wunder, daß bei solchem Regiment die aggressive Tendenz, so sehr sie sonst zum Wesen der russischen Staatskunst gehörte, ruhen mußte. Wir hören von steten Anfällen der Krimer, Kasaner und sonstigen Tataren, welche die östlichen und südlichen Grenzen des moskowitischen Reiches inne hatten. Bedeutendes ist auf beiden Seiten nicht geschehen, nur daß die Wojewoden Iwans sich kaum stark genug erwiesen, die Feinde abzuwehren. Wenn es bei den üblichen Verheerungen des russischen Landes blieb, ist das mehr der inneren Zerfahrenheit dieser Barbaren als der Ueberlegenheit Moskaus zuzuschreiben. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß damals die ersten directen Beziehungen zum Sultan stattfanden.

Mit Littauen wurde 1542 einer jener Stillstände erneuert, der die alten Gegensätze offen ließ, factische Einbußen hat Moskau auch nach dieser Seite nicht erlitten. Nicht die Thätigkeit der Glinski oder Schuisky, sondern die politische und militärische Apathie der Nachbarstaaten hatte vor Verlusten geschützt. Auch bedeutete die an blinden Gehorsam gewohnte Masse der unter Moskaus Oberhoheit geeinigten russischen Slaven schon durch ihr Gewicht eine Gefahr, die man nur ungern heraufbeschwor. Die große Zukunftsfrage war, ob der allmählich zu reiferen Jahren heranwachsende Großfürst, trotz der schmählichen Vernachlässigung seiner moralischen und geistigen Erziehung, die Kraft zeigen werde, um die Waffen zu brauchen, welche seine in ihren Grundlagen nicht erschütterte Stellung ihm in die Hände legte.

Unumschränkt, wie nur je ein Khan in Sarai es gewesen ist, konnte er sein Regiment antreten.

Zweites Kapitel.

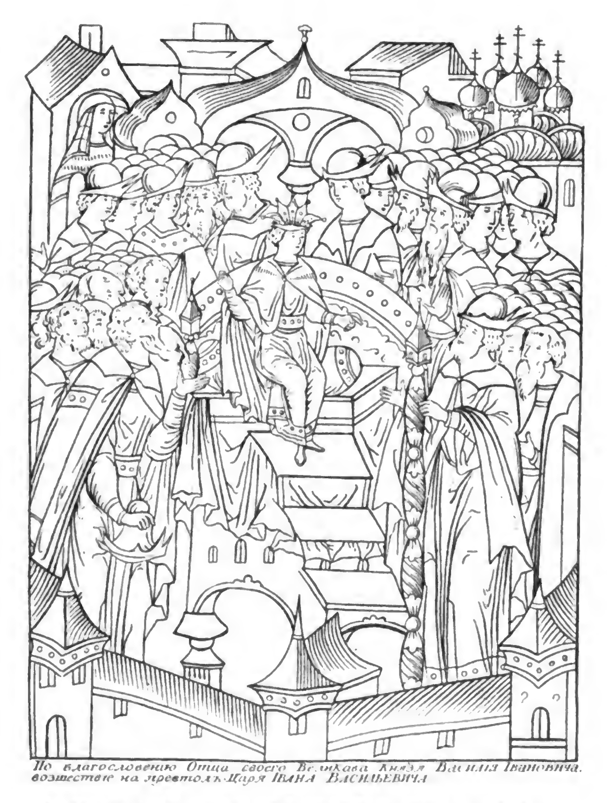
Selbstherrschaft und Wandlung.

Als Iwan in sein 17. Lebensjahr getreten war, faßte er den Beschluß, selbst zu regieren. Die erste Mittheilung machte er dem Metropoliten. Er erklärte ihm, er sei gesonnen, zu heirathen und sich zum Zaren krönen zu lassen, d. h. er wolle den Zarentitel annehmen. Wie die Heirath dem Bewußtsein Ausdruck geben sollte, daß er nunmehr zum Manne gereift sei, der keiner vormundschaftlichen Leitung weiter bedürfe, barg die geplante Annahme des Titels Zar einen politischen Anspruch von größter Tragweite. Zar war der Titel, den die Beherrscher jener tatarischen Reiche führten, die aus den Trümmern der goldenen Horde emporgewachsen waren; ein Titel, der demjenigen, der ihn führte, die Allgewalt verlieh, welche in orientalischen Staatenbildungen dem Fürsten eingeräumt zu werden pflegt.

In Moskau, wo man dem Titel- und Formenwesen höhere Bedeutung beilegte als sonst irgendwo, wo man die einmal erhobenen Ansprüche mit beispielloser Zähigkeit festzuhalten verstand, war man sich wohl bewußt, daß die Zarenwürde eine weitere Erhebung des Großfürsten seinen Verwandten und Unterthanen gegenüber bedeute und daß sie einen Gegensatz zu der Selbständigkeit von Kasan, Astrachan und der Krim in sich schloß.

„Mit großer Freude," erzählen die Chroniken, „nahmen die Bojaren vom Metropoliten die Verkündigung der Absichten ihres Herrn entgegen." Wir können wohl hinzufügen, es geschah nicht ohne Furcht. Hatten sie doch die wilde und rücksichtslose Leidenschaftlichkeit Iwans mehr als einmal kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Ueberraschend schnell hat dann der junge Großfürst seine Absichten ausgeführt.

Unter religiösen Feierlichkeiten, welche der Handlung in den Augen des Volkes noch besondere Weihe geben mußten, fand am 16. Januar 1547 die Krönung Iwans zum Zaren statt. Er nahm durch diesen Act den Feinden des christlichen Glaubens, den Tataren, den Titel, auf welchen sie Ansprüche gründeten; der Großfürst von Moskau als Erbe des Khans trat in ihre Ansprüche ein. Schon als der unglückliche Dmitri zum Nachfolger seines Großvaters bestimmt wurde, war von Iwan III. der Titel Zar für ihn in Anwendung gekommen; wie die Zeitgenossen damals damit die ausschweifendsten Ansprüche verbanden, und aus der Apokalypse den Beweis holten, daß alle Herrschaften der Welt bestimmt seien, in das neue Zarthum überzugehen, so tauchten alle diese Gedanken jetzt wieder auf. Auch die Erinnerung an die alten Beziehungen zu Byzanz wurde lebendig. Die Legende von den Krönungsinsignien, welche angeblich Kaiser Alexius dem Großfürsten Wladimir Monomach zugeschickt haben sollte, wurde ausdrücklich in Erinnerung gebracht. Welchen Werth Iwan diesem Umstande beilegte, geht daraus hervor, daß er



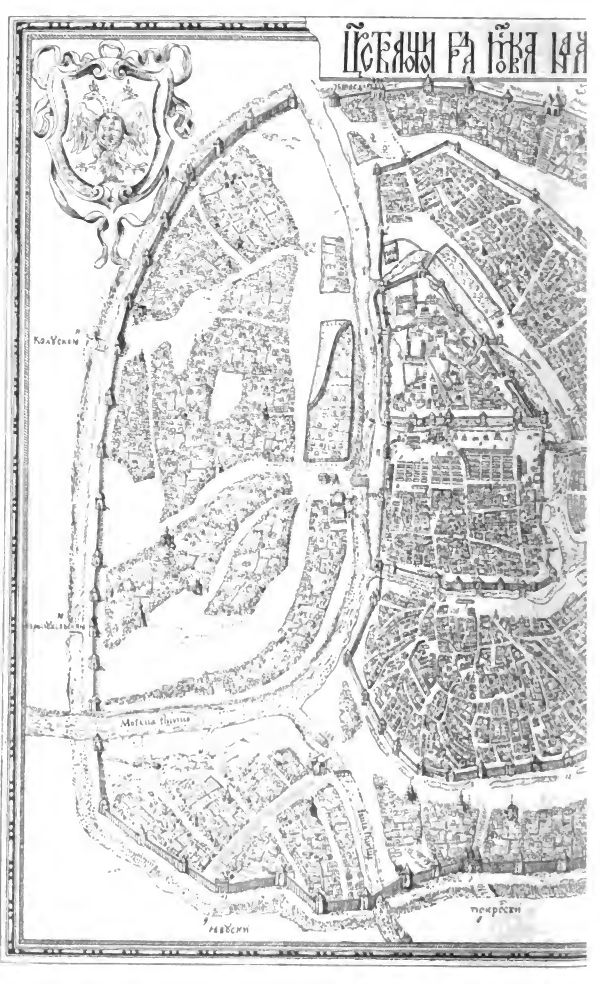
По благословенію Отца своего Великаго Князя Василія Івановича. возшествіе на престолъ Царя ІВАНА ВАСИЛЬЕВИЧА

Thronbesteigung des von seinem Vater dem Großfürsten Wassili Iwanowitsch gesegneten Zaren Iwan Wassiljewitsch.

Facsimile der Darstellung in einer alten russischen Chronik.

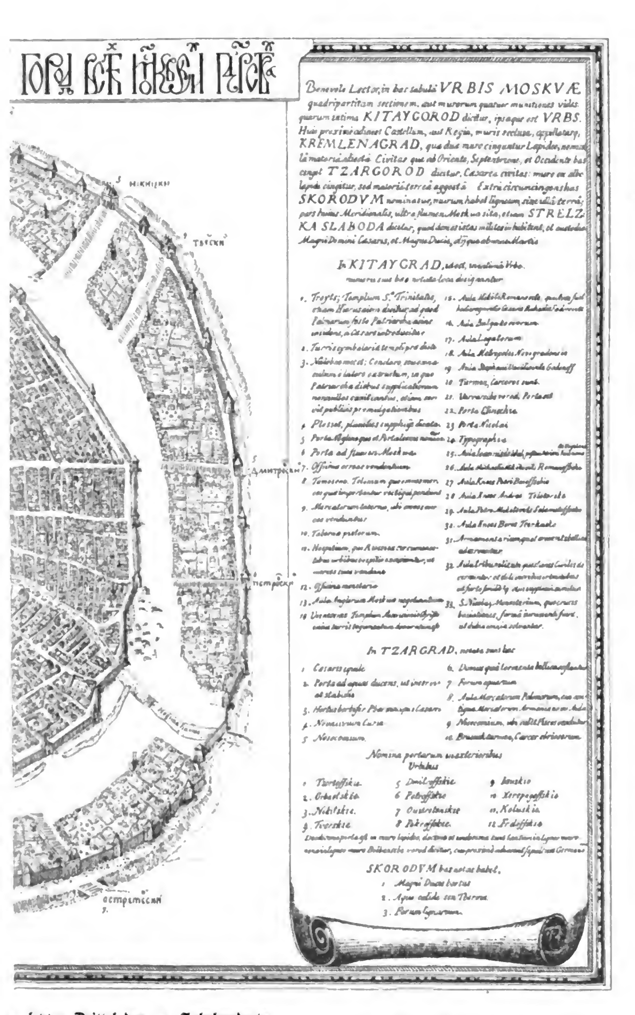
bei gebotener Gelegenheit sich im Jahre 1561 vom Patriarchen von Konstantinopel ausdrücklich seine Verwandtschaft mit dem byzantinischen Kaiserhause und sein Recht auf die Kaiserkrone bestätigen ließ. Iwan hatte darauf gedrungen, daß der Patriarch diese Bestätigung nicht nur von sich aus persönlich, sondern durch ein ad hoc berufenes Concil vornehmen ließ, und hatte die Freude, daß sein Wunsch voll erfüllt wurde. Seither betrachtete er sich als den rechtmäßigen Nachfolger der byzantinischen Kaiser, als den Beherrscher des dritten Rom, nachdem das zweite (Konstantinopel) in die Hände der Ungläubigen gefallen war. Eine nochmalige Krönung durch den im September 1562 eingetroffenen Abgesandten des Patriarchen aber wies er zurück, um nicht dadurch den Schein zu erregen, als gebühre dem Patriarchen eine ähnliche Stellung, wie sie der Papst dem Kaiser gegenüber beanspruchte. „Nicht nur die Ueberlieferung glaubwürdiger Menschen“ — urkundete damals Patriarch Josaphat —, „sondern auch die Chroniken bezeugen es, daß der jetzige Herrscher von Moskau von der unvergeßlichen Zarin Anna, der Schwester des Kaisers Porphyrogenetos, abstammt, und daß der Metropolit von Ephesus in Vollmacht des Concils von Byzanz den Großfürsten Wladimir zur Zarschaft gekrönt hat.“ Für die Beziehungen Moskaus zum orientalischen Christenthum war diese Bestätigung des Zarentitels von allergrößter Bedeutung. Der in die Kirchengebete aufgenommene Name des Zaren galt für den eines Schutzherrn. „Alle Völker des rechtgläubigen Orients begannen auf den moskauischen Zaren zu blicken als auf das Haupt und den Vertreter ihrer Kirche, als auf ihren einzigen und thatsächlichen Schirmer und Schutzherrn. Die von den Türken unterjochten Stämme erwarteten von ihm die Herstellung ihrer früheren Freiheit und Unabhängigkeit.“ Eine Perspective von unübersehbarer Tragweite eröffnete sich. Keiner der Nachfolger Iwans hat sie aus den Augen verloren. In Rußland selbst aber überwog die Auffassung, welche dem Zarentitel eine gegen die Tataren gerichtete Bedeutung verlieh. Die Nowgoroder Chronik bemerkt in diesem Anlaß: „und er nannte sich Zar und Großfürst und erwies sich als mächtiger Alleinherrscher des ganzen großen Rußland und Furcht überkam alle heidnischen Lande. Er war aber über die Maßen weise, tapferen Herzens und von starker Hand. Sein Körper war kräftig und seine Füße leicht, einem Pardel gleich wie sein Großvater, der Großfürst Iwan Wassiljewitsch; keiner seiner Ahnen vor ihm hat es gewagt, sich zum Zaren zu erheben und sich mit diesem neuen Namen zu nennen, denn sie fürchteten den Neid und daß die Heiden sich gegen sie erheben könnten.“

Der Krönung folgte die Vermählung auf dem Fuße. Eine Brautschau, wie sie gelegentlich auch im byzantinischen Reiche stattfand, versammelte die Schönen Rußlands vor dem prüfenden Blicke des jungen Zaren. Gnade vor seinen Augen fand Anastasia, die Tochter des Okolnitschi (Kammerherr) Roman Jurjewitsch Ssacharin, eines Mannes, dessen Geschlecht nicht Anspruch erheben durfte, sich den vornehmen Bojaren- und Fürstenfamilien gleich zu



Facsimile eines Planes von Moskau i

Dieser Plan ist einer der ältesten von Moskau existirenden; das Jahr seiner Ausführung ist nicht mi
welche in jenem Jahre ge



a letzten Drittel des 16. Jahrhunderts.
Sicherheit anzugeben, muß aber nach 1564 fallen, da auf dem Plane unter N 24 die „Buchdruckerei",
ändet wurde, angegeben ist.

schätzen. Unter Alexander Newsky waren sie „aus Preußen“[1]) nach Moskau gezogen, eine politische Rolle spielte erst der Oheim Anastasias, Michail Jurgewitsch, der einer der Vertrauten des Großfürsten Wassili Iwanowitsch war. Die Hochzeit des Zaren fand schon am 3. Februar statt und die Chronisten sind des Lobes der jungen Fürstin voll. Von einem Einfluß Anastasias auf ihren Gemahl aber ließ sich nichts bemerken. Neben geistlichen Uebungen, die über äußere Kirchlichkeit nicht hinausgingen, dauerte das, man muß wohl sagen, ruchlose Treiben der letzten Jahre fort. Die Staatsgeschäfte blieben den Glinski überlassen, und wo Klagen über die Mißregierung bis zum Zaren gelangten, erfolgte nicht Abhilfe, sondern Mißhandlung und Gewaltthat.

Erst eine Reihe erschütternder Ereignisse brachte eine Wandlung hervor. Am 12. und am 20. April 1547 verwüsteten schreckliche Feuersbrünste Moskau. Am 3. Juni stürzte — den erschreckten Zeitgenossen ein böses Omen — die große Glocke herab und vollends ergriff Entsetzen das Volk und den Zaren, als am 21. Juni eine dritte Feuersbrunst ausbrach, welche schrecklicher als alle früheren die ganze Stadt in Asche legte. 1700 Erwachsene kamen in den Flammen um, die Kinder hat Niemand gezählt, der Palast des Zaren verbrannte, er selbst und der Metropolit geriethen in die äußerste Lebensgefahr. Wie stets bei solchen Gelegenheiten, wurde das Unheil bösem Zauber zugeschrieben. Die Gegner der Glinski sprengten aus, das Geschlecht jener verhaßten Machthaber trage Schuld an dem entsetzlichen Unglück. Die Großmutter des Zaren, erzählte sich das Volk, Anna Glinski, habe den Todten das Herz aus dem Leibe gerissen, die Herzen in Wasser geweicht, die Straßen Moskaus besprengt und so den Brand erregt. Je widersinniger die Erfindung war, um so mehr Glauben fand sie. So gewaltig war die Erregung des Volkes, daß es den Oheim Iwans, den Fürsten Juri Glinski, in der Kirche ermordete und dann drohend nach Worobjowo zog, wo der Zar eine erste Zuflucht gefunden hatte. Seine Großmutter solle er ausliefern, sie und was sonst ihren verhaßten Namen trage, müsse sterben.

Es ist ein entschiedenes Verdienst Iwans, daß er in diesen kritischen Augenblicken keine Schwäche zeigte. In raschem Entschluß ließ er die Wortführer der Menge ergreifen und auf der Stelle hinrichten — voll Schrecken stoben die Uebrigen auseinander, denn stärker als Wuth und Aberglaube wirkte die angeborene Furcht vor dem Zaren.

Es darf wohl als feststehend angesehen werden, daß die Fürsten Schuisky dem Tumult die Losungsworte gegeben haben. Sie mochten hoffen, wenn erst die Glinski beseitigt waren, die Erben ihrer Stellung zu werden. Dem Zaren traute man den Ernst und die Nachhaltigkeit zu eigener Regierungsarbeit

1) Unter dieser Bezeichnung ist, wie neuerdings sehr wahrscheinlich gemacht worden ist, zu verstehen aus dem Nowgorodschen. In Nowgorod gab es eine preußische Straße, die große Heerstraße von Nowgorod nach Pskow hieß die preußische und die Bewohner der preußischen Straße nannte man kurzweg „die Preußen.“ Vgl. Petrow, Geschichte der russischen Adelsgeschlechter. Petersburg 1886.

nicht zu. Wie die Stimmung des Volkes einmal war, durften die Glinski nicht daran denken, wieder in den Vordergrund zu rücken, dann aber schien Niemand berufener als gerade sie, die Schuisky, die Zügel in die Hand zu nehmen. Da aber trat eine völlig unerwartete Wendung ein.

Weder die Schuisky noch sonst Jemand aus den Reihen der Großen sollte das Erbe antreten. Als der Rauch sich von der Trümmerstätte Moskaus zu verziehen begann, standen zwei neue Männer zunächst beim Zaren: der Pope Silvester und Alexei Fedorow Adaschew,[1]) ein kleiner, kaum beachteter Hofbeamter.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Iwan Beide schon lange kannte. Aber erst die Schrecken jener Junitage brachten sie ihm näher und boten ihnen die Gelegenheit, die durch Blut und Lüste verrohte Seele des Zaren ihrem Einfluß zu erschließen.

Silvester stammte aus Nowgorod und scheint durch den Fürsten Wladimir Andrejewitsch in nähere Beziehungen zum Zarenhause getreten zu sein. Seine Stellung an der Kirche Mariä Verkündigung zu Moskau bedingte ein häufiges Zusammentreffen mit Iwan. Die Vorliebe desselben für geistliche und historische Literatur — beide ruhten meist in gleichen Händen — ließ ihn den äußerst belesenen Priester schätzen, und als dieser jetzt die Unglücksfälle der letzten Tage als eine Strafe Gottes hinstellte, fand er in dem erschütterten Gemüthe des Jünglings einen Boden, der vorbereitet war, die von sittlichem Ernst getragenen Ermahnungen des Priesters anzunehmen. Auch ein mystisches Moment spielt hier mit. Silvester drohte mit neuen Strafen des göttlichen Gerichts. Er berief sich auf die Offenbarung, die ihm durch Visionen geworden sei, und bemächtigte sich bald so völlig der Seele des Zaren, daß dieser, wie er selbst sagt, sich ihm ganz unterwarf, ohne recht zu wissen, warum. Wie ein Magnetiseur den Magnetisirten — sagt ein russischer Geschichtsschreiber treffend — beherrschte ihn Silvester. Keinen Schritt wagte Iwan gegen seinen Willen zu thun: „er aß, trank, kleidete sich und lebte nach seinen Lehren."

Eine der ersten Maßregeln jener neuen Männer war, diejenigen vom Hofe zu entfernen, deren schädlichem Einflusse der Zar bisher nachgegangen war. Man umgab ihn mit Leuten, die sich der Geistesrichtung Silvesters und Adaschews anpaßten, und bald schien jede Möglichkeit geschwunden, gegen sie aufzukommen. „Niemand," berichtet das Zarenbuch, „wagte sich Silvester zu widersetzen, weder der Metropolit, noch die Bischöfe, noch andere Geistliche, noch die Bojaren und Bojarenkinder, er vereinigte die geistliche und die zarische Gewalt, obgleich er nur ein Pope war." Und Iwan selbst schreibt in späteren Tagen, als er sich diesem Zwang zum Guten längst entrissen hatte: „Ich war Herrscher, aber thatsächlich hatte ich keinerlei Herr-

1) Petrow l. l. p. 83 will die Adaschews auf das Geschlecht der Jaroslawschen Theilfürsten zurückführen. Ein Zusammenhang, der, wenn er bestand, jedenfalls zu Zeiten Alexei Adaschews vergessen war. Die Zeitgenossen wissen nichts davon.

schaft. Sie wollten mich nicht nur fügsam und gehorsam haben, sondern auch beherrschen und selbst regieren, wie es ihnen behagte, sie nahmen mir das Zarthum ab."

Wir wissen nur wenig von den Männern, die neben jenen Beiden standen. Der hervorragendste scheint der Fürst Dmitri Kurljätew gewesen zu sein, die übrigen kleine Leute, die weniger noch als der Bojarenrath an einen Widerstand denken durften. Auch jetzt folgte man blind der Richtung, die im Namen des Zaren vom Hofe ausging, und wer nur die Außenseite sah, mußte glauben, daß thatsächlich eine neue, bessere Seele den jungen Zaren bestimme. Ein ehrbarer, fast asketischer Zug ging durch die Hofkreise und überall traten bei Behandlung der inneren Reichsangelegenheiten sittliche und religiöse Gesichtspunkte in den Vordergrund. Die Regierung schien entschlossen, das gesammte Staatsleben auf neuen Grundlagen zu verjüngen. In Moskau traten Synoden zusammen, denen man die Aufgabe stellte, die zahlreichen localen Heiligenleben zu sammeln und auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Für ganz Rußland geltende Festtage sollten endgültig bestimmt werden, um so die, wie man befürchtete, aus den Fugen gehende kirchliche Einheit des Reiches herzustellen. Diese Synoden tagten 1547 und 1549 und noch in demselben Jahre 1549 zwischen dem 1. September und dem 23. November wurde die Geistlichkeit wiederum zusammengerufen. Diesmal aber zog man außerdem noch Vertreter aller Stände hinzu: Fürsten, Bojaren, Krieger, Abgeordnete der Städte — eine Versammlung, von der sich schwer sagen läßt, nach welchen Gesichtspunkten sie zusammengestellt wurde. Sicher ist jedenfalls, daß das geistliche Element überwog, wie denn jene Ständeversammlung als aus den Synoden hervorgegangen betrachtet werden muß. Sie erinnert in ihrer Zusammensetzung und in den ihr gestellten Aufgaben in keiner Weise an scheinbar verwandte Erscheinungen im Abendlande. Ihr Charakter ist ein rein moskowitischer und die Thatsache, daß hier zum ersten Mal eine Vertretung des Gesammtvolkes sich zusammenfand, begründete keinerlei Rechte des Volkes und bedeutete keine Minderung oder Beschränkung der zarischen Allgewalt.

Auch der Zweck der Versammlung war in seiner Originalität einzig dastehend. Eine feierliche Versöhnung zwischen dem Zaren und seinen Unterthanen war das Ziel, das erreicht werden sollte, die Ankündigung zugleich einer Wandlung in den leitenden Grundsätzen des Staatsregimentes.

Als an dem bestimmten Tage das Volk auf dem Richtplatze in Moskau in äußerster Spannung der kommenden Dinge harrte, erschien in feierlichem Zuge, von der Geistlichkeit, den Bojaren und erlesenen Kriegern geleitet, Iwan. Der kirchliche Lobgesang ward angestimmt. Darauf wandte sich der Zar zum Metropoliten: „Ich flehe dich an, heiliger Bischof — so begann er — sei mir ein Helfer und wirb mir Liebe. Ich weiß, daß du alles Gute erstrebst. Nun ist dir wohlbekannt, daß ich im vierten Jahre den Vater, im achten die Mutter verlor. Meine Verwandten haben mich vernachlässigt und meine mächtigen Bojaren und die Großen im Reiche waren mir gram. Eigenmächtig

haben sie in meinem Namen Ehren und Würden an sich gerissen, in Eigennutz, Raub und Uebermuth gelebt. Ich aber war taub und stumm und sprach nicht recht, denn ich war jung und hilflos und sie regierten. O, ihr abscheulichen Bösewichter und Räuber, ihr ungerechten Richter, welche Antworten gebt ihr auf all' die Thränen, die euretwegen vergossen sind? Meine Hände sind rein von diesem Blut, euch aber erwartet Gottes Gericht!" Darauf neigte er sich nach allen Seiten und fuhr dann fort: „Ihr Männer Gottes, die der Herr mir geschenkt hat, ich flehe um eueren Glauben an Gott und um euere Liebe. Das Leid, das euch geschehen ist, da ich jung war und hilflos durch den Frevel meiner Bojaren und Diener, durch Rechtsverweigerung und Ungerechtigkeit, durch Habsucht und Bestechung, das kann ich nicht ungeschehen machen. Ich flehe aber um Eines: lasset die alten Feindschaften fahren und vergebt einander, wo es sich aber um große Dinge handelt und wenn neuer Streit entsteht, da will ich selbst Richter sein, so weit es möglich ist, und will euch vertheidigen und das Unrecht brechen und wiedergeben, was geraubt ist."

Iwan selbst hat im folgenden Jahre den Inhalt dieser Rede dahin zusammengefaßt und erläutert: er habe vor allem Volk das Haupt geschlagen und die Versammlung habe ihn gesegnet und ihm seine Schuld erlassen. Er aber habe sich verpflichtet, ein neues Rechtsbuch zu erlassen. [1])

In welcher Weise die von Iwan auch später mehrfach hervorgehobene Versöhnung zwischen ihm und dem Volke vor sich gegangen ist, wird nicht ausdrücklich überliefert. Wahrscheinlich durch tumultuarischen allgemeinen Zuruf, an den sich, was direct bezeugt wird, von Seiten Iwans die Erklärung schloß, daß auch er den Bojaren und ihren Dienern verzeihe und ihrer Frevel ferner nicht gedenken wolle.

Silvester und Adaschew, die geistigen Urheber dieser unerhörten, aber echt russisch gedachten Kundgebung, rechtfertigten durch dieselbe vor der Oeffentlichkeit die neue Richtung, die nunmehr die Leitung des Staates in Händen haben sollte. Ganz Rußland erfuhr, daß die Bojaren, welche bisher dem Zaren zunächst gestanden hatten, schuld seien an allem Unheil der früheren Jahre, es erfuhr zugleich, daß die Stellung, welche Silvester und Adaschew thatsächlich einnahmen, dem Willen des Zaren entsprach und eben dadurch wurde diese Stellung legalisirt. Die Erbitterung, welche Iwan gegen die Bojaren hegte, stimmte durchaus mit den Plänen, die Silvester verfolgte. Nur über die Köpfe der Bojaren hinweg konnte sein Einfluß und der seiner Gesinnungsgenossen sich behaupten. Dann aber war nur Zweierlei möglich: entweder man ließ, wie es so oft vorher und nachher geschehen ist, jene Köpfe springen oder man entwurzelte ihr Ansehen in den Augen des Volkes und hielt sie vom Zaren fern. Gab der Zar sie preis, so hatten sie keine Stütze

1) Es ergiebt sich daraus, daß der im Stufenbuch erhaltene Text der Ansprache Iwans nicht vollständig ist. Die eigentliche Hauptsache fehlt.

weiter. Die Demüthigung, welche Iwan sich selbst durch die öffentliche Verurtheilung seines früheren Treibens auferlegte, wurde aufgewogen durch den Schlag, welcher die Bojaren traf.

Die Rechnung Silvesters war psychologisch ebenso fein angelegt wie politisch wirksam. Erst nach der Scene auf dem Richtplatze konnte Iwan, ohne Haß gegen die neuen Rathgeber wachzurufen, dem Alexei Adaschew die wichtige Befugniß übertragen, alle einlaufenden Bittschriften in Empfang zu nehmen und ihre Entscheidung durch den Zaren selbst vorzubereiten.

Selbstverständlich ist durch den stetig steigenden Einfluß der beiden Günstlinge, die fortan die Seele des Zaren beherrschen, nicht das System der moskowitischen Staatsverwaltung umgestürzt worden. Die alten Organe, vor Allem der Bojarenrath, behaupteten das überlieferte Feld ihrer Thätigkeit. Nur traten jetzt neue Persönlichkeiten in den Vordergrund und Niemand wurde in den leitenden Kreisen geduldet, der durch Familienverbindung oder ererbtes Ansehen stark genug gewesen wäre, sich der von Silvester und Adaschew ausgehenden Richtung zu widersetzen. Wir haben nicht abzuweisende Zeugnisse dafür, daß sowohl der Metropolit Makarius, als die Verwandten des Zaren mit den Günstlingen Hand in Hand gingen und dabei ihre Rechnung fanden. Der Metropolit durch die wachsende Bedeutung der Geistlichkeit, der die religiöse Stimmung Iwans zu gute kam, die Verwandten durch die größere persönliche Sicherheit, welche ihnen das neue Regiment bot.

Wirklich ist dann auch auf dem einmal eingeschlagenen Wege mit aller Energie weiter gearbeitet worden. Schon 1550 war die versprochene neue Codificirung des geltenden Rechtes vollendet. Sie kündete sich als Frucht der Bemühungen des Zaren, seiner Brüder (d. h. Verwandten) und Bojaren an und unterschied sich darin von allen früheren Bestrebungen auf diesem Gebiete, daß hier zum ersten Male der Versuch gemacht wurde, ein für ganz Rußland geltendes einheitliches Verfahren zu schaffen. Ein starker Einfluß der in Nowgorod und Pskow trotz Allem noch übrig gebliebenen rechtlichen Zustände klingt durch das Ganze. Das neue Gesetzbuch beginnt mit dem Verbot von Gelderpressungen durch die Richter, bedroht alle Formen der Bestechung mit Strafen und setzt feste Gerichtsgebühren an. Dann folgen Bestimmungen über den noch immer üblichen gerichtlichen Zweikampf, über den Zeugenbeweis, über Anstellung von Klagen und über Bestrafung der häufigst vorkommenden Verbrechen (Diebstahl, Raub, Mord, Hochverrath). Es schließen sich hieran Ordnungen über die Befugnisse der einzelnen Gerichtshöfe: des Bojarengerichts, des Gerichts der Statthalter in den Städten, des Gerichts über Knechte, über Streitigkeiten in Fragen des Grundbesitzes, namentlich der Erbgüter, über die Stellung der Bauern und endlich des Gerichts in Streitigkeiten mit den Theilfürsten. Ueberall geht der Gedanke durch, daß es sich um allgemeingültige Bestimmungen handelt, und aus Verbot und Gebot sieht man deutlich, wie schreiend die Mißstände waren, welche bekämpft werden sollten.

Der in 100 Paragraphen zusammengestellte Entwurf ist dann zur

Prüfung einer neuen ständischen Versammlung vorgelegt worden, die im Februar 1551 in Moskau zusammentrat.

Auch diese Versammlung, in der ebenfalls die geistlichen Elemente entschieden überwogen, zeigt jenen besonderen Charakter, der seit 1547 die Sinnesart Iwans beherrscht. Zur Besserung der Kirchenzucht, der Staatsverwaltung und aller landschaftlichen Angelegenheiten berufen, legte sie ihre Beschlüsse in einer Sammlung nieder, welche den Namen des Hundertkapitel-Buches (Stoglaw) trägt. Leider fehlt es noch an einer genügenden kritischen Behandlung dieser in höchstem Grade wichtigen Sammlung. Es steht nicht einmal fest, ob das Original oder eine spätere Abschrift vorliegt, und man hat aus einzelnen entschieden häretischen Bestimmungen des Stoglaw den Schluß ziehen wollen, daß der später so bedeutsame Raskol in den erhaltenen Texten seinen Lehrmeinungen Ausdruck gegeben hat. Wir halten das nicht für wahrscheinlich: dazu ist die Uebereinstimmung der Handschriften gerade in Betreff jener abweichenden Lehrmeinungen zu allgemein, auch stimmt es zu dem allgemeinen Bilde, das wir von den kirchlichen Zuständen des damaligen Rußland gewinnen, wenn in der allgemeinen Trübung des christlichen Bewußtseins auch die Lehre selbst mit betheiligt war. Denn das ist der charakteristische Zug, der überall aus dem Stoglaw uns entgegentritt, daß auch das kirchliche Leben nicht ungestraft die schweren dreihundert Jahre getragen hatte, in denen das Joch der Tataren und die nur auf irdisch-egoistischen Motiven aufgebaute Politik der Großfürsten von Moskau das sittliche Niveau ganz Rußlands so tief herabgedrückt.

Iwan eröffnete die Versammlung, welche diesmal im Kreml tagte, mit einer kurzen Thronrede, die er „mit hellen Augen und fröhlichem Antlitz“ sprach, und ließ darauf ein sehr umfangreiches Sündenbekenntniß verlesen, das ganz wie in jener ersten Versammlung die Schuld für die Mißstände seiner früheren Regierungsjahre denen zuschob, die ihn mißbraucht hatten. Er wies darauf hin, wie alles Uebel schließlich zurückzuführen sei auf den Zorn Gottes über die Sünden Rußlands. Diesen Sünden abzuhelfen, habe er die Versammlung berufen, es sei ihre, nicht seine Schuld, wenn er damit nicht zum Ziel gelangen sollte. Eine zweite schriftliche Vorlage enthielt eine Aufzählung dessen, was in den Synoden von 1547 und 49 verhandelt worden, und daran schloß sich wieder eine Rede des Zaren, in welcher er kurz zusammenfaßte, was unter ihm bereits zur Besserung der bestehenden Zustände geschehen sei: nach jener Versöhnungsscene auf dem Richtplatze habe er das Gerichtsbuch (Sudebnik), wie er versprochen, fertiggestellt, in allen Landschaften seien Aelteste, Geschworene, Hundertmänner und Fünfzigmänner zur Handhabung der Ordnung eingesetzt worden;[1]) ein Statutenbuch sei entworfen, das mit dem Uebrigen ihrer Prüfung unterliegen solle. Worauf die Versammlung sich einige, das solle von Geschlecht zu Geschlecht nach Gottes Willen fortbestehen.

1) Es ist eine Uebertragung der Nowgoroder Ordnungen auf die Gesammtheit.

Die merkwürdige Ansprache schließt folgendermaßen: „Bittet den Herrn um Hilfe, unterstützt uns in allen Nöthen, erwägt und entscheidet und bestätigt nach den Regeln der heiligen Apostel und Kirchenväter, und auf Grund der früheren Gesetze unserer Ahnen. Auf daß Gesetz und Gewohnheit in unserem Reiche gegründet seien auf Gott unter euerer geistlichen Leitung in Aufrechterhaltung unserer Machtstellung. Was aber in früheren Jahren, nach dem Tode meines Vaters, des Großfürsten Wassili Iwanowitsch, von ganz Rußland [1]) bis auf den heutigen Tag unsicher geworden ist durch Eigenmächtigkeit, Willkür oder Mißbrauch, wo die Gesetze in Vergessenheit geriethen und Gottes Gebote außer Acht gelassen wurden, die Schäden in der Verwaltung des Landes, sowie die Verirrungen unserer eigenen Seele, über alle diese Dinge sollt ihr euch bereden, berathen und Mittheilung machen.

„Mit Rath und That sollt ihr uns geistlich zur Seite stehen, denn wir wollen im Herrn mit euch Raths pflegen, und das Schlimme zum Guten wenden. Was uns aber Noth thut und die Bedürfnisse des Landes, davon werde ich euch Mittheilung machen. Ihr aber berathet darüber auf Grund der hl. Gebote und der Kirchenväter allesammt und einmüthig. Ich aber und meine Bojaren, wir schlagen das Haupt vor euch, unseren Vätern und Brüdern."

Man sieht, es waren geistliche und weltliche Fragen, die hier ihrer Entscheidung harrten. Die Versammlung war zu letzteren nur wenig vorbereitet, und wenn auch das Gerichtsbuch seine Bestätigung fand, wissen wir doch nicht, ob an demselben Aenderungen und Ergänzungen vorgenommen worden sind. Wahrscheinlich ist es keineswegs. Die weltlichen Theilnehmer der Versammlung scheinen schlecht oder gar nicht organisirt gewesen zu sein, während die hierarchischen Ordnungen der Kirche die Geistlichkeit als selbständige Gruppe zusammenfaßten. So finden wir denn, daß, als der Zar der Versammlung eine lange Reihe von Fragen vorlegte, diejenigen, welche rein weltliche Dinge behandelten, wie z. B. die Organisation der dienenden Leute und die bessere Vertheilung des Dienstlandes u. s. w. dem Zaren zur Entscheidung zurückgewiesen wurde. Eine gesetzgeberische Initiative lag der Versammlung überhaupt fern; man beantwortete die Fragen Iwans, die meist so gestellt waren, daß die Richtung, in welcher die Antwort gewünscht wurde, sich leicht erkennen ließ. An keiner Stelle tritt uns eine abweichende Meinung entgegen. Die in den Fragen zum Ausdruck gekommenen Mißstände wurden als solche anerkannt und durch weitere Ausführung der Versammlung ausdrücklich in Gegensatz zu den Lehren der rechtgläubigen russischen Kirche gestellt.

Bei dem Bilde der kirchlichen und sittlichen Verhältnisse Rußlands, das sich so ergiebt, ist zwar in Betracht zu ziehen, daß uns die negative, nicht die positive Seite jener Zustände entgegentritt, aber so sehr man auch bestrebt

1) Es fällt auf, daß hier die Regierung seiner Mutter Helena von Iwan stillschweigend in die Periode der Mißregierung mit eingeschlossen wird.

sein mag, es zum Besten zu kehren, der Gesammteindruck ist ungemein traurig. Es ist ganz zutreffend, wenn ein russischer Geschichtsschreiber sich darüber so ausdrückt: „Die größten Laster und der finsterste Aberglaube herrschten im gemeinen Volke und das alte Heidenthum begleitete das Leben von der Wiege bis zum Grabe.“ [1]) Die äußeren Formen des Christenthums waren zwar in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen, aber damit vereinigte man nicht nur die heidnischen Gebräuche altslavischen und finnischen Ursprunges, die sich bei den großen christlichen Festtagen zu Weihnachten, zu Johanni, zu Pfingsten und am Charfreitage ungescheut hervorwagten, auch der Einfluß der mohammedanischen Tataren und der katholischen Nachbarn im Westen machte sich geltend. Ueber die Grundlehren der griechischen Kirche herrschte im Volke größte Verwirrung, in der Praxis des täglichen Lebens waren Taufe und Abendmahl, Ehe und Bestattung mit einem wilden Kranz wuchernden Aberglaubens umgeben, an dem die niedere Geistlichkeit gleichen Antheil hatte wie der gemeine Mann.

Der Eid galt nur wenig, die Kreuzküssung, das Symbol desselben, wurde in zuversichtlicher Hoffnung auf Zaubermittel frevlerisch vollzogen, Zauberformeln und heidnische Lieder waren in Jedermanns Munde. „Weit durch das Land ziehen Gaukler in Schaaren von 70 bis 100 Mann, sie essen in den Dörfern bei den Christen, trinken und rauben Lebensmittel aus den Scheuern und erschlagen die Leute auf den Straßen. Die Bojarenkinder und Diener der Bojaren und alle Nichtsthuer spielen Würfel und saufen, leisten nicht ihren Dienst und treiben kein Gewerbe; aber alles Böse thun sie: stehlen, rauben und verderben die Seelen. Durch Kirchspiele und Dörfer ziehen falsche Propheten, Männer und Weiber, Mädchen und alte Frauen, nackt und bloß, mit wallendem Haar und sie zittern und geißeln sich, und sagen, der heilige Freitag sei ihnen erschienen und die heilige Nastasia, und habe ihnen befohlen, den Christen zu predigen, daß sie das Gesetz halten. Sie predigen aber, man solle am Mittwoch und Freitag nicht arbeiten, nicht spinnen und die Kleider nicht waschen und keine Steine brennen, andere aber predigen gottlose Dinge, die der heiligen Schrift widersprechen.“ [2])

Besonders arg scheint die Unsittlichkeit gewesen zu sein, die von den Orientalen überkommenen unnatürlichen Laster hatten in erschreckender Weise um sich gegriffen [3]) und das Treiben der russischen Mönche unterscheidet sich von der sittlichen Verkommenheit des Klerus im Abendlande nur durch die größere Rohheit und Schamlosigkeit. Dazu kam die immer mehr überhandnehmende Trunksucht, endlich die allgemeine Unredlichkeit in Handel und

---

1) Vorrede zum Stoglaw. l. l.

2) Stoglaw, Kap. 40.

3) Stoglaw, Kap. 34 giebt einen Begriff von der weiten Verbreitung der Sodomie, eine Thatsache, die auch sonst vielfach bezeugt ist. Die Strafen für diese Vergehen sind im Gegensatz zu denen des Abendlandes auffallend milde. Das weltliche Gericht bestrafte sie überhaupt nicht. Vgl. Kap. 16 den Schluß.

Wandel, in Dienst und Beruf. In den Fragen Iwans klingt die Klage über die unheilbare Trunksucht immer wieder durch: „In allen Klöstern saufen die Aebte, die Mönche wie die Weltgeistlichen ganz übermäßig: wie sollen sie die Laien bestrafen, wenn sie selbst in Unehren leben? Um Gotteswillen schafft deswegen ausreichenden Rath, damit die Hirten nicht im Trunk verderben und wir mit ihnen, indem wir es dulden.“ [1])

Wir können hier bei den Einzelheiten nicht verweilen. Man gewinnt beim Lesen dieser hundert Kapitel den Eindruck, daß es den Fragestellern ernst darum zu thun war, die richtig erkannten Schäden ohne Schonung bloß zu legen. Unzweifelhaft spricht hier, ebenso wie aus den Bestimmungen des „Rechtsbuches“ ein hervorragender Kenner des Volkes, seiner Sitten und seines Rechtes. Auch die Antworten der Versammlung gehen den Uebeln scharf zu Leibe. Eine Reihe von Befehlen, die im Namen des Metropoliten und des Zaren erlassen wurden, gab dem Ausdruck. Darunter Befehle, die, wenn sie ausgeführt worden wären, eine Besserung im inneren Leben des Volkes hätten hervorrufen müssen. „Wir haben,“ heißt es im 16. Kapitel der Antworten, „in der Versammlung beschlossen, auf Rath des Zaren: In der Hauptstadt Moskau und in allen Städten sollen die Protopopen und älteren Priester, mit allen Priestern und Diakonen, jeder in seiner Stadt, mit dem Segen seines Bischofes gute geistliche Priester und Diakonen auswählen und verheirathete ehrsame Diakonen, in deren Herzen die Furcht Gottes wohnt, die auch Anderen nützen können und die zu lesen und zu schreiben verstehen. Bei ihnen soll man in den Häusern Schulen errichten, damit die Priester und Diakonen und alle rechtgläubigen Christen in jeder Stadt ihre Kinder zum Unterricht geben.“ Handelt es sich hier auch nicht um einen allgemeinen Schulzwang, so doch darum, der heranwachsenden Jugend die Anfänge der Bildung zugänglich zu machen. Man hatte dabei fürs Erste die Ausbildung von Priestern im Auge, da auch sie nur zu häufig jener elementarsten Kenntnisse entbehrten.

Es hätte sich nun, nachdem die Fragen des Zaren beantwortet und die Verordnungen und Gesetze erlassen waren, die als Frucht all' dieser Verhandlungen reiften, darum gehandelt, geduldig und energisch auf diesem Felde weiter zu arbeiten. Die Folgezeit hat ergeben, daß weder das Eine, noch das Andere geschehen ist. Der Sudebnik sowohl als der Stoglaw sind nicht mehr als Versuche geblieben, man hat sie zur Nachachtung verkündigt, aber wohl nur in den nächsten Jahren ihnen nachzuleben versucht. Nationale Eigenthümlichkeiten, wie sie durch eine Geschichte hervorgerufen waren, die nach Jahrhunderten zählte, ließen sich nicht mit leichter Hand wegwischen. Nach wie vor dauerte die Unzuverlässigkeit des Beamtenthums, die Unbildung der Geistlichkeit, der Aberglaube, die Völlerei und die Unsittlichkeit der Menge, vor Allem aber der knechtische Sinn einer Bevölkerung fort, die gewohnt war,

1) l. l. Kap. 40 § 18, vgl. auch daselbst § 20, 23 2c.

nur eine Tugend zu üben, die des Gehorsams denjenigen gegenüber, welche die Macht in Händen hätten.

Es wird genügen, wenn wir mit kurzen Worten die weiteren Reformpläne berühren, mit denen die führenden Kreise in Moskau sich während jener Jahre trugen. Der Rangstreit unter den Bojaren, der namentlich in Zeiten des Krieges sich lästig fühlbar machte, weil Niemand unter einem Oberbefehlshaber dienen wollte, wenn nicht schon dessen Vorfahren an Rang und Stellung die Väter aller derjenigen übertrafen, die jetzt unter ihm dienen sollten, wurde wenn auch nicht beseitigt, so doch eingeschränkt.[1]) Die Edelleute sollten fortan nur nach Verdienst und im Verhältniß zu den übernommenen Pflichten Land erhalten, Kirchen und Klöstern Erbgüter zu verkaufen wurde verboten, überflüssige Kirchen sollten nicht mehr gebaut werden, endlich versuchte man in größerem Maßstabe Ausländer ins Reich zu ziehen, Handwerker, Künstler, Techniker und Gelehrte. Alle diese Dinge wurden in Angriff genommen — aber nicht durchgeführt, vor Allem wohl weil, wie sich bald herausstellte, der Einfluß von Silvester und Adaschew, die immer als die geistigen Urheber jener wohlgemeinten Pläne zu betrachten sind, doch nicht so fest und nachhaltig war, wie sie wohl gehofft hatten.

Die sittliche Anspannung, in welcher Jwan dauernd erhalten wurde, war stark genug, um ihn längere Zeit hindurch scheinbar über sich selbst emporzuheben, eine wesentliche Aenderung in ihm hervorzurufen vermochte sie nicht. Die Bande, welche ihn fesselten, lockerten sich allmählich, als er sie plötzlich ganz abwarf, traten all die zurückgehaltenen bösen Triebe mit einer Gewalt hervor, die ihn als den zeigten, der er eigentlich immer gewesen ist, als den bösartigsten Tyrannen, der je auf einem Throne gesessen hat.

Vorbereitet wurde diese Wandlung durch die sehr widerwillige Theilnahme Jwans an den viel gepriesenen Errungenschaften Moskaus den Tataren gegenüber. Es ist eine der ersten Spuren des Einflusses, den Silvester auf Jwan ausübte, daß der junge Zar zu Ende des Jahres 1547 beschloß, persönlich an der Spitze eines Heeres gegen Kasan zu ziehen. Damals scheiterte das Unternehmen an plötzlich eintretendem Thauwetter. Erst der Tod Sapha Gireis im März 1549 führte zu energischer Aufnahme der Bemühungen, endgültig die Machtstellung Kasans zu brechen. Durch geschickte Benutzung innerer Wirren gelang es, den Sohn und Nachfolger Saphas gefangen nach Moskau zu bringen und den von Rußland abhängigen Schig-Alei auf seinen Thron zu setzen. Im Gegensatze der russischen und kasanischen Interessen, welche Schig-Alei zu versöhnen die unmögliche Aufgabe hatte, vermochte er sich nicht zu behaupten. Schon zu Anfang des Jahres 1552 zog er sich mit seinen Anhängern auf russischen Boden zurück. In Kasan aber wandte sich das religiöse und nationale Gefühl gegen Moskau. Die mit einem neuen von Moskau eingesetzten Fürsten anrückenden russischen Wojewoden fanden die

---

1) Historische Urkunden I, 154.

Thore Kasans geschlossen und bald traf die Nachricht ein, daß sowohl die nogaischen Tataren, wie die Astrachaner und Krimer die Unabhängigkeit jener nördlichsten Vorhut des Islams nach Kräften zu unterstützen entschlossen seien.

Nun war es doch sehr gegen die Ueberlieferungen der moskauischen Hauspolitik gehandelt, wenn jetzt an Iwan das Ansinnen gestellt wurde, an der Spitze seiner Truppen gegen Kasan zu ziehen. Die Großfürsten von Moskau haben es nie geliebt, sich an offenem Kampf zu betheiligen. Dmitri Donskoi, der überhaupt als eine Ausnahme in der Reihe jener Herrscher erscheint, ist der letzte gewesen, der persönlich an einer Schlacht theilnahm. Der Zar Iwan wäre lieber in Moskau geblieben, aber noch hatte er die Kraft nicht, dem moralischen Uebergewicht seiner Rathgeber zu widerstehen. Nur zögernd hat er sich zum Aufbruch entschlossen. Am 3. Juli hatte er Kolomna verlassen, nachdem schon vorher seine Wojewoden den Ansturm der Krimer zurückgeworfen und die Umgebung Kasans verwüstet hatten. Als er in Murom war, brachte ihm ein Bote ein Ermuthigungsschreiben, das der Metropolit Makarius für nöthig befunden hatte, ihm nachzusenden.[1])

Es ergiebt sich aus diesem Schreiben, das alle Kriegshelden des alten Testaments aufführt, um zu zeigen, wie echter Gottesfurcht der Sieg nicht fehlen könne, daß das russische Heer 300 000 Mann zählte. Eine ungeheure Kriegsmacht, wenn wir sie mit den Aufgeboten vergleichen, welche um jene Zeit in den Schlachten des Abendlandes kämpften. Die Besatzung Kasans zählte etwa 30 000 Krieger.

Die Belagerung der Stadt, bei welcher sich der Vetter Iwans, Wladimir Andrejewitsch, hervorthat, hat vom 20. August bis zum 2. Oktober gedauert. Die Entscheidung wurde dadurch herbeigeführt, daß es gelang, der Stadt das Wasser abzuschneiden, Angreifer und Vertheidiger standen unter dem Eindrucke, für ihren Glauben zu kämpfen. Wenn die Russen mit dem Rufe „für uns ist Gott“! anstürmten, antwortete ihnen der Ruf: „Mohammed! wir wollen für unsere Jurten sterben!“ Am heftigsten wogte der Sturm vom 30. September bis zum 2. Oktober. Iwan hielt sich, soweit irgend möglich war, abseits. Während des entscheidenden Sturmes suchte er Trost in der Feldkirche. Aber sein Wegbleiben fiel doch so sehr auf, daß man nach ihm sandte, damit er sich an die Spitze seiner Truppen stelle. Iwan entgegnete, er müsse den Schluß des Gottesdienstes abwarten. Ein zweiter Bote fand ihn in Thränen und Gebet, da aber der Gottesdienst schloß, fand er keinen Vorwand, länger zurückzubleiben. Noch einmal küßte er das Bild des Wunderthäters Sergius, dann trank er geweihtes Wasser, ließ sich das Abendmahl reichen, nahm den Segen der Geistlichen entgegen, bat sie, inzwischen für ihn zu beten, und stieg schweren Herzens aufs Roß, das ihn zu seinem Leibregiment trug.[2])

1) Hist. Urk. I, 159, p. 287—290. Das Schreiben ans Heer d. d. 25. Mai, N. 160 an den Zaren d. d. 13. Juli. Die Antwort Iwans vom 20. Juli.

2) „Man nahm aber das Pferd des Zaren, der es nicht wollte, an den Zügeln, und stellte es neben dem Banner auf.“ Kurbsky 39.



Tatarische Rüstung. Museum Tzarskoe-Selo.
Rückansicht.

Nun aber war die Gefahr auch glücklich vorüber. Er kam gerade zur Zeit, um die Meldung entgegenzunehmen, daß die Erorberung Kasans vollendet sei. Man gewährte auf seinen Befehl keine Gnade. Bis auf den letzten Mann wurden die Bewaffneten erschlagen. Nur Weiber und Kinder durften gefangen genommen werden.

Dieser Kasansche Feldzug, der den großen Vortheil brachte, daß dieses tatarische Raubnest nunmehr endgültig vernichtet wurde, hatte für die innere Entwickelung Rußlands die eine schlimme Folge, daß Iwan über dem Siegesjubel, der ihn empfing, und trotz des Ruhmes, den er erntete, doch nicht verwinden konnte, daß man ihn zu einem Heldenthum gezwungen hatte, welches seiner Sinnesart durchaus widersprach. Er hat später darüber bittere Klage erhoben, daß man ihn wider seinen Willen wie einen Gefangenen ins Schiff gesetzt und in das Land seiner Feinde, der Unchristen, geschleppt habe. Aber noch ein zweiter sehr bedeutsamer Ausspruch Iwans wird aus jenen Tagen überliefert. Einem Wojewoden, der ihn erzürnte, rief er zu: „Jetzt fürchte ich euch nicht mehr!“ Er hatte doch das Gefühl einer Steigerung seiner persön-



Tatarische Rüstung. Museum Tzarskoe-Selo.
Vorderansicht

lichen Machtstellung, seit die stets zu Einfällen bereiten Nachbarn im Osten nicht mehr zu fürchten waren.

Zunächst aber überwog doch der Eindruck des errungenen Erfolges. Auf dem Rückwege nach Moskau empfing ihn die freudige Botschaft, daß ihm ein erster Sohn, Dmitri, geboren sei, und überall begrüßte ihn lauter Jubel des Volkes: „Lang lebe der Zar, der Besieger der Barbaren, der Befreier der Christenheit!" Der Metropolit kam ihm in feierlicher Procession entgegen und in der Rede, mit welcher Iwan die Ansprache des Oberhauptes der russischen Kirche begrüßte, klingen noch einmal die Gedanken durch, mit welchen Silvester und Adaschew seine Seele bezwungen hatten: Es muß doch ein eigenthümliches Bild gewesen sein, wie Iwan, sein Vetter Wladimir Andrejewitsch, die Bojaren und das ganze Heer sich tief zur Erde vor dem Metropoliten verbeugten: „Ich schlage das Haupt vor euch," sagte der Zar, „daß ihr zu Gott gebetet habt um unserer Sünden willen, und um die Erneuerung der Ordnung im Lande, damit er auf euer heiliges Gebet uns seine Gnade sende . . . uns auf den Weg der Erlösung führe, uns vor unsichtbaren Feinden behüte und nach seinem heiligen Willen uns die Stadt Kasan gebe, daß sein Name dort geheiligt, der rechte Glaube gefestigt und die Ungläubigen zu ihm geführt würden . . ." In überschwänglicher Rede, welche Iwan mit Konstantin dem Großen, Wladimir dem Heiligen, Alexander Newski und Dmitri Donskoi verglich, antwortete der Metropolit, dann aber warf er sich zu Boden nieder vor dem Zaren und mit ihm die ganze Geistlichkeit, mit lautem Dank für die Beschwerden, denen er sich unterzogen hatte.



Russische Krone für Kasan.

Uebrigens war mit der Eroberung Kasans, so sehr sie auch die Macht der Tataren erschütterte, der Widerstand nicht gebrochen, den die zahlreichen Völkerschaften, die zum Bestande des kasanischen Reiches gehörten, der russischen Herrschaft entgegensetzten: die Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Wot-

jäken und Baschkiren wurden nur sehr allmählich unterjocht. Erst fünf Jahre nach dem Falle von Kasan konnte die Eroberung als vollzogen gelten.[1]) Die Kämpfe aber, die zu diesem Zweck geführt werden mußten, blieben nicht ohne Frucht. Der Zugang zu Asien, den jene tatarischen Herrschaften gesperrt hatten, war geöffnet und vollends, als mit geschickter Benutzung der inneren Streitigkeiten unter den Nogaiern und Astrachanern die ersteren zu friedlichem Verhalten gebracht, Astrachan aber durch einen glücklichen Feldzug im Jahre 1557 zur Unterwerfung genöthigt wurde, schien die völlige Vernichtung der Tatarenherrschaften auf europäischem Boden eine Frage der nächsten Zukunft zu sein. Schon reichte der russische Einfluß bis in den Kaukasus und bis nach Sibirien hinein, die Krim vermochte sich nicht zu größeren Unternehmungen aufzuraffen und Moskau fand in der Bekämpfung derselben einen wichtigen Bundesgenossen in den Kosaken am Dniepr. Sie waren bereit, in russische Dienste zu treten und ihre Kräfte dem Austrage des Kampfes gegen die krimschen Tataren zu weihen. Unter einem kühnen Führer, Dmitri Wischnewetzki, dem Starosten von Tscherkassi und Kanew, der aus persönlichen Gründen mit dem Könige Sigismund August von Polen zerfallen war, boten die Kosaken dem Zaren ihre Dienste an; ging es nach dem Sinne derjenigen, die bisher die äußere und innere Politik Rußlands geleitet hatten, so stand man vor einem großen, gegen die Krim gerichteten Unternehmen, das in seiner weiteren Durchführung auch die Aufnahme des Kampfes gegen die Osmanen bedeutete, für welchen sich Rußland bessere Aussichten boten, als dem durch seine militärische und politische Organisation im Osten weniger schlagfertigen Abendlande. Ohne jeden Zweifel war es eine Entscheidung von größter Tragweite, vor welcher Iwan jetzt stand.

Ausschlaggebend wurde nun der Sturz Silvesters und Adaschews, der in jener Zeit eintrat. Kaum zwei Monate nach seiner Rückkehr vom Kasanschen Feldzuge erkrankte Iwan. Das Leiden des Zaren nahm eine so gefährliche Wendung, daß Iwan selbst für sein Leben fürchtete. Um seinem Sohne, dem eben geborenen Dmitri, die Nachfolge zu sichern, faßte er, wahrscheinlich auf den Rath der Sacharjins, sein Testament ab, dessen Bestimmungen beschworen werden sollten. Aber der Vetter Iwans, Wladimir Andrejewitsch, weigerte sich, den Eid zu leisten — der Hof spaltete sich in Parteien und Silvester wie Adaschew schlossen sich Denjenigen an, welche, um einer vormundschaftlichen Regierung zu entgehen, von der herkömmlichen Erbfolge abzuweichen wünschten. Man fürchtete, daß die Verwandten der Zarin alle Gewalt an sich reißen würden. Mit Wladimir Andrejewitsch aber standen die Günstlinge in den

1) Das weite Gebiet, das durch die Eroberung Kasans in die Hände Iwans kam, wurde theils als Dienstgut vergeben, theils russischen Geistlichen verliehen und so das Interesse des Landes an Moskau geknüpft. Auch zahlreiche Bauern sind als Ansiedler eingerückt. Ueber die Verwaltung und allmähliche Slavisirung Kasans vgl. Peretjätkowitsch, Das Wolgagebiet im 17. und Anfange des 18. Jahrhunderts. Odessa 1882 (russisch).

besten Beziehungen, das in Angriff genommene Werk der Reform durften sie im Einverständniß mit ihm durchzuführen hoffen.

Während die Sacharjin Jurjews sich mehr im Hintergrunde hielten, traten der Fürst Worotynsky und der Djak Wiskowaty als Führer der Gegenpartei auf. Es kam so weit, daß am Bett des, wie man meinte, sterbenden Zaren die Gegner einander mit Schelten, Schmähreden und Geschrei zu überbieten suchten. Erst gegen Abend entschloß sich ein Theil der Bojaren, das Kreuz darauf zu küssen, daß sie in dem jungen Dmitri ihren Herrn anerkennen wollten, Wladimir aber weigerte sich und auch Silvester war bemüht, ihn mit seinem Ansehen dabei zu unterstützen. Am folgenden Tage rief Iwan die Bojaren nochmals alle zu sich und befahl ihnen, in die Hände der Fürsten Mstislawsky und Worotynsky den Eid zu leisten. Aber schon machte Iwan nicht mehr den Eindruck eines Sterbenden. Die Ansprache, die er von seinem Lager aus an die Bojaren richtete, welche den Eid bereits geleistet hatten, wies auf einen Willen hin, der auch die Gegner bedenklich stimmte: „Ihr habt," sagte er, „mir und meinem Sohne euere Seele gebunden, daß ihr uns dienen werdet; die anderen Bojaren aber wollen meinen Sohn nicht in der Herrschaft sehen: wenn daher Gottes Wille an mir geschieht und ich sterbe, so sollt ihr nicht vergessen, worauf ihr mir und meinem Sohn das Kreuz geküßt habt. Duldet nicht, daß die Bojaren sich meines Sohnes bemächtigen, sondern flieht mit ihm in ein fremdes Land, wohin Gott euch weist. Ihr aber, Sacharjins, worüber seid ihr erschrocken? Glaubt ihr etwa, daß die Bojaren euch verschonen werden? Ihr würdet zuerst erschlagen werden: deshalb sollt ihr für meinen Sohn und seine Mutter sterben und nicht dulden, daß meine Frau den Bojaren zum Spott wird." Diese energische Sprache erregte, wie das sog. Zarenbuch erzählt, den Schreck der Bojaren. Einer nach dem Anderen leisteten sie nun den Eid und auch Wladimir Andrejewitsch ist dazu gezwungen worden.

Nun aber wurde Iwan gegen alle Erwartung gesund. Mit unsäglicher Bitterkeit mochte er jener Scenen an seinem Krankenlager denken, wie die Bojaren gemeutert und diejenigen Männer, auf welche er zumeist gehört, Silvester und Adaschew, sich den Gegnern angeschlossen hatten.

„Seit der Zeit," bemerkt eine Chronik,[1]) „begannen Feindseligkeiten, unter den Bojaren herrschte Zwietracht, im Reiche aber war Mangel an Allem." In banger Spannung harrte man der Dinge, die da kommen würden. Aber Iwan, der rings von Anhängern Silvesters umgeben war, hielt noch an sich.

Um einem Gelübde gerecht zu werden, unternahm er eine Wallfahrt zum Cyrilluskloster am Weißensee. Er hat dabei unterwegs zwei Mönche besucht und die Ueberlieferung will wissen, daß die Gespräche, die er mit ihnen pflog, einen wesentlichen Einfluß auf sein späteres Verhalten gehabt haben.

1) Stolowjew VI, S. 165 aus einer ungedruckten Chronik.

Der eine war ein gräcisirter Albanese, Maxim, der 1515 vom Berge Athos nach Rußland berufen wurde, um sich der schwierigen Aufgabe zu unterziehen, die in Rußland umlaufenden verderbten Schrifttexte zurechtzustellen und den auf fehlerhafter Lesung beruhenden falschen Lehrmeinungen entgegenzutreten. Er hatte mit ungewöhnlichem Fleiß und außerordentlicher kritischer Befähigung sich dieser Aufgabe unterzogen: eine Reihe von Commentaren zur heiligen Schrift, namentlich von Chrysostomus, wurde übersetzt, eine russische Uebertragung des Psalter vollendet, die zahlreichen apokryphen Schriften, welche für echt galten, widerlegte Maxim und beim Großfürsten Wassili Iwanowitsch wußte er sich Ansehen und Stellung zu erringen. Als aber die Frage über die Berechtigung des Güterbesitzes der Klöster auftauchte und die russische Geistlichkeit sich darüber in zwei Lager theilte, vertrat er mit dem vollen Gewicht seiner überlegenen Gelehrsamkeit die Ansicht, daß weltlicher Besitz der Geistlichen zu verwerfen sei. Es ist, als klängen die im Abendlande durch die Hussiten aufgeworfenen Fragen hier wieder. Wie leicht begreiflich ist, erregte Maxim dadurch den Zorn all' derjenigen, die für ihren Besitz bangten, und seine Stellung wurde unhaltbar, als er auch die Gunst des Großfürsten verspielte. Sein Widerspruch gegen die Scheidung Wassilis von Salome brachte ihn zu Fall. Es war den Gegnern Maxims gelungen, in seinen zahlreichen Uebersetzungen einige Fehler zu entdecken. Man zog ihn deshalb vor einem Concil in Moskau zur Rechenschaft, und obgleich er die Fehler zugab [1]) und durch die Last seiner Arbeiten entschuldigte, ward er wegen Verbreitung ketzerischer Lehrmeinungen zur Einsperrung in das Kloster Wolokolamsk verurtheilt. Später hat man ihn nach Twer versetzt und erst nach vielfältigen Bitten dem „Ketzer" gestattet, das Abendmahl zu nehmen. In die Heimath zurückzureisen aber erlaubte man ihm nicht. Eine Besserung seiner Lage bedeutete es jedoch, als er in das Troitzkykloster übergeführt wurde.

Hier hat ihn nun Iwan aufgesucht. Er kannte den gelehrten Mönch aus mehrfachen Briefen, die dieser an ihn gerichtet hatte. Maxim hatte dabei den Gesichtspunkt vertreten, daß die zarische Macht durch die Bojaren zum Schaden des Reiches niedergehalten worden sei. Als Iwan ihn jetzt aufsuchte, gab er sich redliche Mühe, ihn von der weiten Reise nach Bjeloosero zurückzuhalten. Gott sei allwissend und allgegenwärtig. Ein Gelübde, wie der Zar es geleistet habe, widerspreche der gesunden Vernunft. Es werde Gott wohlgefälliger sein, wenn er für die Wittwen und Waisen der vor Kasan Gefallenen Sorge trage, als wenn er sich selbst, Frau und Kind den Gefahren der weiten Reise aussetze. Es waren dieselben Anschauungen, welche Iwan aus den Silvester-Adaschewschen Kreisen entgegentraten, und vollends

1) Die Uebersetzungsfehler konnten um so eher entschuldigt werden, als Maxim die griechischen Texte erst ins Lateinische übertrug und, weil er anfänglich nicht genügend Russisch verstand, durch einen Dolmetscher ins Russische übersetzen ließ. Wie leicht konnte bei der doppelten Uebersetzung eine Ungenauigkeit mit unterlaufen. An absichtliche Fälschung ist nicht zu denken.

stutzig mußte er werden, als im Auftrage Maxims sein Beichtvater Andrei, der Fürst Jwan Mstislawsky, Alexei Adaschew und der Fürst Kurbsky ihm die Drohung überbrachten: „Wenn du mich nicht hörst, der in Gottes Auftrag dir räth, wenn du des Blutes der Märtyrer, die von den Heiden ihres Christenthums wegen erschlagen wurden, vergißt, wenn du die Thränen der Wittwen und Waisen nicht achtest und im Eigensinn auf deiner Reise bestehst, so wird dein Sohn unterwegs sterben.“ Es war ein Versuch mit den Mitteln, die schon so oft sich wirksam erwiesen hatten, die Herrschaft über den Zaren zurückzugewinnen.

Aber je klarer ihm dadurch wurde, daß die Partei Silvesters mächtigen Anhang hatte, um so mehr bestand er auf seinem Willen. Er setzte die Reise fort und in Dmitrow sprach er einen anderen Mönch, Wassian Toporkow, der ihm den Rath gab, nach dem sein Herz verlangte. Wassian war ein Gegner der herrschenden Richtung und als Jwan die bezeichnende Frage an ihn richtete: „Wie soll ich regieren, um meine Großen in Gehorsam zu erhalten?“ soll er ihm — wenn man Kurbsky Glauben schenken darf — zugeflüstert haben: „Willst du Herrscher sein, so dulde keinen Rathgeber neben dir, der klüger ist als du. Denn du bist besser als Alle. Handelst du so, dann wird deine Herrschaft sicher stehen und du wirst Alles in Händen haben. Sind aber klügere Leute um dich, so wirst du ihnen auch wider Willen folgsam sein.“ Der Zar, fährt Kurbsky fort, küßte ihm die Hand und sagte: „Auch mein Vater, wenn er am Leben wäre, hätte mir einen besseren Rath nicht geben können.“

Ohne auf die Authenticität dieser Erzählungen besonderes Gewicht zu legen, wird man sie doch nicht übergehen dürfen, denn sie zeigen uns, wie die nächstbetheiligten Zeitgenossen sich die Wandlung, die in Jwan immer deutlicher hervortrat, psychologisch zurechtlegten. Thatsache ist jedenfalls, daß er jene Wallfahrt als erste ganz selbständige Handlung gegen den Willen seiner Rathgeber vollzog, die doch für nöthig gefunden hatten, so angesehene Persönlichkeiten wie Kurbsky und Mstislawsky zur Wahrung ihres Einflusses ihm als Reisebegleiter mitzugeben. Der Umstand, daß der junge Sohn des Zaren wirklich während der Rückreise im Juni 1553 starb, scheint keinen tiefen Eindruck mehr auf Jwan gemacht zu haben, aber er mußte es anhören, daß man den Tod als Folge seines Ungehorsams darstellte. Noch stand er nicht fest genug, um den Druck, den er zähneknirschend über sich ergehen ließ, abzuwerfen. Aber sein Haus schien ihm doch wieder fester gegründet, als Anastasia am 28. März 1554 eines zweiten Sohnes genas.

Ueber die inneren Ereignisse der nächstfolgenden Jahre sind wir nur schlecht unterrichtet. Die Bojaren begannen für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten und im Juli 1554 machte der Fürst Nikita von Rostow den Versuch, nach Littauen zu entfliehen. Er wurde aber unterwegs ergriffen und das Verhör ergab, daß auch der Fürst Ssemon von Rostow, der bei der Eidverweigerung am Krankenbette Jwans eine hervorragende Rolle gespielt hatte,

sowie die Fürsten Labanow und Priimkow, die ebenfalls zum rostowschen Fürstengeschlechte gehörten, daran gedacht hatten, nach Littauen zu ziehen. Von dem Bojarengericht, welches Iwan zusammenrief, wurde Ssemon, der sich charakteristischer Weise mit seiner Dummheit entschuldigte, zum Tode verurtheilt, aber sehr wider seinen Willen [1]) ward Iwan auf die einhellige Bitte des Metropoliten und der Erzbischöfe genöthigt, ihn zur Verbannung nach Bjeloosero zu begnadigen. Einem Boten, der gerade damals nach Littauen abgefertigt wurde, gab man den Auftrag, wenn er befragt werde, zu sagen, der Fürst Ssemon sei wegen seines schwachen Verstandes unbrauchbar gewesen, habe trotzdem eine höhere Stellung verlangt, und als ihm das abgeschlagen wurde, Fremden gegenüber in unziemlicher Weise vom Zaren und von Rußland geredet, deshalb sei er bestraft worden. Wenn man aber sage, es hätten viele Bojaren und Edelleute mit Ssemon fortziehen wollen, so solle der Bote antworten: „Welcher Vernünftige hätte sich einem solchen Narren angeschlossen? Nur seine Verwandten, die ebenso dumm sind wie er, wollten ihm folgen.“

Es war ein gleichsam unterirdischer Krieg des Zaren mit der Partei, die ihn bisher geleitet hatte. Silvester und Adaschew behaupteten ihre Stellung im Gegensatz zu ihm und es scheint, daß auch die Zarin Anastasia ihren Einfluß gegen sie geltend machte. Der künstliche Friede, der äußerlich bestand, konnte unmöglich von Dauer sein.

Zunächst lenkten die auswärtigen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit ab, vor Allem die Kämpfe gegen die Tataren, die sich, wie wir gesehen haben, nach der Einnahme Kasans noch eine Reihe von Jahren hinzogen. Das russische Heer hat damals noch eine große Niederlage von Dewlet Girei erlitten und gleichzeitig hatten alte Grenzstreitigkeiten seit dem Herbst 1555 Moskau in einen Krieg mit Schweden verwickelt, in dessen Verlauf der schwedische Admiral Bagge in die Newa eindrang und den russischen Truppen eine erste Niederlage beibrachte. Im folgenden Jahre haben die russischen Truppen unter Führung der Brüder Scheremetjew nicht ohne Glück um Wyburg gekämpft, ohne jedoch die Stadt erobern zu können. Man wünschte auf beiden Seiten den Frieden. Gustav Wasa, weil er sich in der Hoffnung, von Livland und Polen unterstützt zu werden, betrogen sah, Iwan, weil gerade damals die Krimer das Reich von Neuem bedrohten. Ein thatsächlicher Friedenszustand trat deshalb ein, der zu Mariä Verkündigung 1557 in einen auf 40 Jahre abgeschlossenen Definitivfrieden auslief.

Wirklich ist Iwan auch gegen die Tataren gezogen. Im Juni 1556 hat er in Serpuchow sein Heer gemustert. Die Gefahr zog aber vorüber und unter Zurücklassung eines Beobachtungscorps konnte Iwan nach Moskau heim-

1) In seinem Rechtfertigungsschreiben an Kurbski schreibt Iwan darüber: „Als der Fürst Ssemon von Rostow mich verrieth und ich ihn gnädig bestrafte, hat Silvester mit euch, seinen bösen Rathgebern, diesen Hund möglichst geschützt und ihm alles Gute zugewandt, und nicht nur ihm, sondern auch seinem ganzen Geschlecht.“ Ustrjälow, Kurbsky p. 166. Vgl. Anm. 270.

kehren. Die livländischen Angelegenheiten lagen ihm damals vor Allem im Sinn. Im Zusammenhang mit ihnen hat der Sturz Silvesters und Adaschews, sowie die völlige Wandlung im Regierungssystem Iwans stattgefunden. Wir müssen, um diese bedeutsame Angelegenheit zu erledigen, dem chronologischen Gange der Ereignisse vorgreifen. Am 31. Mai 1557 hatte Anastasia ihren dritten Sohn Feodor, den späteren Zaren Feodor Iwanowitsch, geboren. Es scheint nun, daß die Sacharjins damals immer mehr zu Einfluß gelangten und Silvester, um sie zu bekämpfen, noch einmal die volle Kraft seines Willens daran setzte, um über ihren Kopf hinweg den Zaren wieder in seine Gewalt zu bringen. Vorübergehend scheint ihm das gelungen zu sein. Wir sind leider nur auf die, in ihrem Zusammenhange nicht recht verständlichen, gelegentlichen Aeußerungen Iwans angewiesen.

Er schreibt darüber an Kurbsky: „Als der Krieg gegen Livland begonnen hatte, da hat Silvester auch mit seinen Rathgebern heftig gegen uns gezürnt, und wenn ich oder die Zarin oder die Kinder krank wurden, hieß es stets, das sei die Strafe Gottes für meinen Ungehorsam gegen euch. Wie gedenk' ich noch der schweren Rückreise, die ich mit der kranken Zarin Anastasia von Moschaisk nach Moskau machen mußte! Wegen eines geringen Wortes wurde sie unnütz. Absichtlich, durch hinterlistigen Anschlag wurde uns Gebet, Wallfahrt und Gelübde an heiliger Stätte vorenthalten, wie sie Leib und Seele zu retten wohl geeignet sind; von menschlichen Heilmitteln und ärztlicher Hilfe durfte nicht einmal die Rede sein. In solcher bitterer Noth, da ich nicht mehr im Stande war, die Last zu tragen, welche menschliche Kräfte überstieg, habe ich den Verrath des Hundes Adaschew und all' seiner Rathgeber erkannt und sie gnädig bestraft, sie nicht hingerichtet, sondern an verschiedene Orte verbannt. Als aber der Pope Silvester sah, daß seine Genossen in der Acht waren, ist er freiwillig fortgezogen und wir haben ihn entlassen, nicht als ob wir uns vor ihm geschämt hätten, sondern weil wir ihn nicht hier richten wollten. Zwischen uns soll Recht gesprochen werden in jener Welt, vor dem Lamm Gottes." An anderer Stelle klagt Iwan, daß Silvester und Adaschew die Zarin gehaßt und mit der gottlosen Kaiserin Eudoxia, der Verfolgerin des Chrysostomus, verglichen hätten; endlich beantwortet er in seinem zweiten Briefe an Kurbsky den Vorwurf, daß er seine sittliche Reinheit verloren habe, folgendermaßen: „Aber weshalb habt ihr mich von meiner Frau getrennt? Hättet ihr mir nicht meine Hindin geraubt, so hätte es auch keine Opfer gegeben. Wäret ihr nicht mit dem Popen gegen mich aufgetreten, so wäre nichts gekommen: euere Eigenwilligkeit ist schuld an Allem."

Die Rückkehr Iwans von Moschaisk nach Moskau fand im Dezember 1559 statt, bald darauf brach in Moskau wieder eine böse Feuersbrunst aus, am 7. August 1560 starb Anastasia nach kurzer Krankheit, schon im selben Frühjahr ist Adaschew in ehrenvoller Weise als Feldherr vom Hofe entfernt

1) Ustrjälow l. l. p. 166.

worden. Ob Silvester, der sich in das Cyrilluskloster zurückzog, vor oder nach dem Tode Anastasias den Hof verließ, steht nicht fest.

Aus Alledem ergiebt sich wohl mit Sicherheit, daß der Gegensatz, in den die früheren Günstlinge zur Zarin traten, ihren endlichen Sturz herbeiführte. Es scheint sogar, daß es ihnen vorher gelang, Iwan vorübergehend von seiner Gemahlin zu trennen, ein Ereigniß, das dann jedenfalls in die Zeit zwischen dem Dezember 1559 und dem Frühjahr 1560, dem Termin der Entfernung Adaschews, fällt. Als Iwan sich der Zarin wieder zuwandte, war ihr Sturz vollends entschieden und mit dem Tode Anastasias der Gegensatz unheilbar geworden. Ungehört wurde Silvester in das Solowetzkische Kloster, auf einer Insel im Weißen Meere, verbannt, Adaschew aber in Dorpat eingekerkert, wo er bald danach starb.

Suchen wir, soweit es an der Hand unseres theils lückenhaften, theils von Parteileidenschaft eingegebenen Quellenmaterials möglich ist, zu einem abschließenden Urtheil über Silvester und Adaschew zu gelangen, so muß vor Allem betont werden, daß in den dreizehn Jahren ihres Einflusses die Regierung Rußlands eine bessere gewesen ist, als je vorher und nachher. Nach außen zeugen glänzende Erfolge, im Inneren die Ruhe und die Anfänge einer Reform, deren Grundzüge gesetzgeberisch festgestellt waren, von der Einsicht, mit der sie das Staatsruder führten. Der Versuch, den sie machten, dem Volke einen wenn auch beschränkten Antheil am Regimente zu gewähren, mag verfrüht gewesen sein, die Absicht, in der es geschah, ist jedenfalls löblich. Was ihnen zum Vorwurf gemacht werden kann, ist ein psychologischer Rechnungsfehler in der Behandlung Iwans. Die geistlichen Einflüsse, durch welche sie auf ihn vornehmlich wirkten, machten keinen Eindruck mehr. Seit der Scene an seinem Krankenbette aufs Aeußerste verbittert, hat Iwan noch volle sechs Jahre lang nicht vermocht, die Fesseln ihres Einflusses abzuschütteln, und diese sechs Jahre waren zweifellos ein Glück für Rußland. Um so schlimmer freilich wurde die Reaction, als nach dem Tode der Gattin, die er liebte, soweit das bei seiner Natur möglich war, und nach Beseitigung der lästigen Sittenrichter, deren Anblick schon ihm ein Vorwurf war, keinerlei Schranken mehr dem bösen Willen und den noch schlimmeren sinnlichen Trieben des Zaren sich entgegensetzten. Es giebt kein Laster, dem er in der Folgezeit nicht gefröhnt hätte.

Es erübrigt noch, auf zwei Ereignisse hinzuweisen, welche in die Periode fallen, da der Einfluß Silvesters und Adaschews auf seinem Höhepunkte stand: einmal der Versuch, durch die Vermittelung Hans Slittes mit der gewerblichen und wissenschaftlichen Bildung des Abendlandes in Beziehung zu treten, zweitens die Entdeckung des Seeweges über das Weiße Meer nach Rußland durch die Engländer.

Wie Hans Slitte, ein Deutscher aus Goslar, nach Moskau gekommen ist, läßt sich nicht feststellen. Um 1547 hatte er sich bereits dem jungen Zaren so weit bemerklich gemacht, daß dieser ihn beauftragte, aus Deutschland Aerzte, Apotheker, Buchdrucker, Handwerker, Künstler und Gelehrte nach Rußland

zu ziehen und ihn, mit Geld und Vollmachten versehen, zu diesem Zwecke nach Deutschland abfertigte. Daß er den Charakter eines zarischen Gesandten gehabt hätte, wie man aus vaticanischen Papieren schließen müßte, ist an sich unwahrscheinlich und wohl nur ein Theil des Lügengewebes, durch welches der wenig glaubwürdige Mann sich ein falsches Ansehen zu geben bemüht war. Wir finden ihn Ende 1547 oder Anfang 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg, wo er Kaiser Karl V. sein Anliegen vorbrachte und sich dadurch einen besonders wichtigen politischen Anstrich zu geben wußte, daß er von der besonderen Neigung Iwans für die katholische Kirche berichtete. Nachdem er einen kaiserlichen Geleitsbrief erhalten und 123 für seine Zwecke taugliche Männer geworben waren, zog er nach Lübeck, um von dort zur See nach Rußland zu reisen. In Lübeck wurde er im Interesse der Livländer, welche mit Besorgniß auf jene Mission sahen, die, wenn sie glückte, eine Stärkung Iwans bedeutete, ins Gefängniß geworfen. Erst nach anderthalb Jahren gelang es ihm, nach Ratzeburg zu entkommen; die von ihm geworbenen Leute aber hatten sich verlaufen und er mußte sein Werk nun von Neuem anfangen. Im August 1550 finden wir ihn wieder in voller Thätigkeit, nur daß der vermeintliche Plan Iwans, sich der römischen Kirche zu unterwerfen, jetzt ganz in den Vordergrund tritt. Auf Grund ihm angeblich verliehener Vollmacht nimmt er zum Kanzler des Zaren einen österreichischen Edelmann Johann Steinberg an, der sich verpflichtete, nach Rom zu reisen und mit dem Papste über die Vereinigung der russischen Kirche mit der lateinischen zu verhandeln. Auch in Rom ließ man sich täuschen. Eine Gesandtschaft an den Zaren, die ihm für den Fall des Uebertritts die Königskrone bieten sollte, wurde beschlossen und neben jenem Johann Steinberg der Graf von Eberstein mit dieser wichtigen Mission betraut. Sie hatte selbstverständlich keinen Erfolg; von der ungeheuren Aufregung, welche die ganze Angelegenheit in Polen hervorrief, werden wir in anderem Zusammenhange zu reden haben.

Slitte hat sich inzwischen fruchtlos in Deutschland darum bemüht, eine zweite Truppe zusammenzubringen. Noch 1555 ist er in Deutschland und richtet von dort aus einen Brief an den Zaren, um Geldmittel von ihm zu erhalten. Dann taucht er 1557 wieder in Moskau auf, wo er spurlos verschwindet. Die ganze Angelegenheit ist von Bedeutung nur durch ihre negativen Resultate. Die Thatsache, daß Livländer schuld an der gescheiterten Mission Slittes trugen, steigerte die Erbitterung Iwans gegen die deutsche Colonie, die ihm den Weg zum Meere verschloß, der Widerstand, auf den die Gesandtschaft Steinbergs und Ebersteins in Polen stieß, das Mißtrauen gegen König Sigismund August. In der Vorstellung Iwans wurden sie, nicht die Tataren, die Gegner, gegen welche er zunächst seine Waffen zu wenden entschlossen war.

Die Entdeckung des nördlichen Seeweges nach Rußland ist einem glücklichen Zufall zu danken. König Eduard VI. von England hatte 1553 ein Geschwader von drei Schiffen ausgesandt, um durch das nördliche Eismeer den Weg nach China und Indien zu finden. Er hoffte so den Handels-

erfolgen der Spanier und Portugiesen eine wirksame Concurrenz machen zu können. Während eines der Schiffe unverrichteter Sache nach England zurückkehren mußte, und die Besatzung des zweiten an der lappländischen Küste zu Grunde ging, landete das dritte vom Capitän Richard Chancelor geführte in der Mündung der Dwina, wo am westlichen Arm derselben ein dem Erzengel Nicolaus geweihtes Kloster lag. Auf die Einladung Iwans kam Chancelor nach Moskau und fand beim Zaren den freundlichsten Empfang. Als er im folgenden Jahre mit einem Schreiben an den inzwischen gestorbenen König heimkehrte, bildete sich in Anlaß der von ihm überbrachten Versprechungen Rußlands in London eine nordische Handelsgesellschaft, an deren Spitze Sebastian Cabot stand. 1555 fand dann die zweite englische Expedition nach Rußland statt. Da auch sie aufs Beste aufgenommen wurde, reichen Absatz fand und vom Zaren ein äußerst vortheilhaftes Handelsprivileg erhielt, entstanden regelmäßige Beziehungen zwischen beiden Staaten, die für Rußland um so wichtiger wurden, als bald danach der Bruch mit Livland erfolgte. Iwan hatte jetzt die Möglichkeit, auch während des Krieges in Verbindung mit dem Abendlande zu bleiben. England aber spielte während des großen Kampfes um die Ostsee dieselbe Rolle, die es seither in allen europäischen Kriegen bis in die jüngste Gegenwart hinein behauptet hat: es zog, ohne seinerseits Opfer zu bringen, Handelsvortheile aus den Wirren auf dem Festlande

Von dem land Europa/das zů vnsern zeiten die Christenheit begreifft vnnd etwas von der Türckey.



Vorstellung des 16. Jahrhunderts von der Gestalt Europas und der Lage Rußlands.
Facsimile aus Sebastian Münsters Cosmographie vom Jahre 1550.

Drittes Kapitel.

Polen und die Reformation.

Als Iwan der Schreckliche den Entschluß faßte, gegen den Rath Silvesters und Adaschews sich durch Eroberung Livlands den Weg zur Ostsee zu öffnen, lag es zu Tage, daß er nicht nur mit der livländischen Conföderation, die, wie er wohl wußte, in ihren Grundfesten wankte, zu kämpfen haben würde, sondern daß er damit an die Entscheidung einer politischen Frage schritt, welche nothwendig alle Nachbarstaaten in Mitleidenschaft ziehen mußte. Schweden und Dänemark, das deutsche Reich und Polen mußten sich ihm entgegenstellen: sie alle konnten ein selbständiges Livland dulden, nicht aber gestatten, daß der mächtige Zar von Moskau, der Führer einer orientalisch-barbarischen Macht, die man gewohnt war, in einer Reihe mit dem Türken zu nennen, zum Herrn eines Landes werde, das über drei und ein halbes Jahrhundert als Vormauer der abendländischen Christenheit im Osten sich bewährt hatte.

Vor Allem kam die Haltung Polens in Betracht, dessen alte Gegensätze zu Rußland nie ausgeglichen waren und auf dessen littauische Besitzungen Moskau von jeher Ansprüche erhoben hatte. Der in Ansehung Livlands willkürlich erfundene Anspruch konnte hier mit ganz anderem Schein des Rechtes erhoben werden und war erst Livland russisch, so mußte über kurz oder lang auch Littauen-Polen in Abhängigkeit verfallen. Als aber die Entscheidung an Polen herantrat, war es zu Allem eher bereit als zu einmüthigem Eintreten für die großen Interessen, die es zu wahren hatte. Ein tiefer Riß ging durch die Nation und die auswärtigen Fragen traten zurück vor den großen Interessen des inneren Lebens, vor dem Kampf der Szlachta gegen Magnaten und König und vor der damit aufs Engste verbundenen Frage der kirchlichen Reformation.

Wir haben die Anfänge dieser Bewegung kennen gelernt.[1]) Nicht wie in Deutschland, wo die Reformation thatsächlich im Gegensatz zu der geistigen und materiellen Vergewaltigung durch den römischen Stuhl, aus der Volksseele entsprang und alle Schichten der Bevölkerung von den Fürsten bis zu den Bauern hinab umbildete, ist in Polen die Bewegung der Geister und Gewissen entstanden. Ganz anders lagen dort die äußeren und inneren Verhältnisse. Zu einem nationalen Gegensatze gegen Rom gab es hier eigentlich

---

1) Vgl. außer der in Band I angeführten Literatur vornehmlich: Ljubowitsch: Geschichte der Reformation in Polen. Calvinisten und Antitrinitarier. Nach unedirten Quellen. Warschau 1883 (russisch). — Shukowitsch: Cardinal Hosius und die polnische Kirche seiner Zeit. Petersburg 1882 (russisch). — Karejew: Skizze einer Geschichte der reformatorischen Bewegung und der katholischen Reaction in Polen. Moskau 1886 (russisch). — In letzterem Werke findet man eine vortreffliche kritische Uebersicht der gesammten Literatur des Gegenstandes.

keinerlei Veranlassung. Von jeher hatte sich die Geistlichkeit mehr polnisch als römisch gesinnt gezeigt und die Curie hat stets den besonderen Verhältnissen, die ihr in Polen entgegentraten, auch Rechnung zu tragen gewußt. Man duldete es in Rom, daß die Besetzung der höheren geistlichen Würden in Händen des Königs lag, und begnügte sich mit der stets zuvorkommend gehandhabten Bestätigung der vom Könige nominirten Candidaten. So ängstlich achtete man in Polen auf die nationale Selbständigkeit des Klerus, daß ein Gesetz jeden Geistlichen mit Verbannung und Gütereinziehung bedrohte, der nach Rom ging, um sich dort geistliche Würden auszuwirken. Das Concordat, welches Sigismund I. im Jahre 1525 mit Papst Clemens VII. abschloß, ist noch weit günstiger als das berühmte französische Concordat von 1516. Auch zog der römische Hof aus Polen weit weniger als aus Deutschland. Immer hat man es verstanden, einen sehr beträchtlichen Theil der für Rom erhobenen Gelder in Polen zurückzuhalten. Die kirchliche Opposition beruhte hier auf ganz anderen Momenten: sie geht auf das Bestreben der Szlachta zurück, die eigene, polnische Geistlichkeit von der Machtstellung zu verdrängen, die sie einnahm. An Rom dachte man dabei zunächst gar nicht und nur das Interesse der Szlachta ist es, das den Kampf herbeigeführt hat. Also nicht von oben her durch den König, wie etwa in England, noch von unten hervor, wie in Deutschland, gründete sich die polnische Reformation, sie ist durchaus bedingt durch die Entwickelung des polnischen Kleinadels, der Szlachta.

In der langjährigen Friedenszeit, welche der endgültigen Unterwerfung des Deutschen Ordens folgte, hatte die während der Kriege groß gewordene Szlachta ihren kriegerischen Charakter verloren. Sie wurde reich und üppig auf Kosten des immer tiefer in menschenunwürdige Knechtschaft hinabsinkenden Bauernstandes und es ist ganz zutreffend, wenn ein Zeitgenosse behauptet, daß es auf Erden keinen verachteteren Sklaven gebe als den polnischen Kmeten, oder wenn ein venetianischer Gesandter 1575 berichtet, man könne auf der Welt kein unglücklicheres und ärmeres Wesen finden als den polnischen Bauer. Nichts besitzt er zu eigen, als was sein Herr aus Gnaden ihm übrig läßt, damit er sein armseliges Leben friste. Je mehr aber der Bauer verarmte, um so üppiger wurde sein Herr, der Szlachtiz. Die lange Reihe der Schilderungen, die uns den polnischen Adel jener Tage vorführt, ist einmüthig darin, daß sie uns einen unerhörten Wohlstand und eine humanistische Bildung vorführt, in seltsamem Gegensatz zu den Zuständen, die uns in den Kreisen des gleichzeitigen deutschen Adels entgegentritt. Die Thatsache, daß die gesammte Nation den wenigen hunderttausend Edelleuten diente und sie ernährte, machte einen Luxus der Bildung und des materiellen Lebens möglich, die sich in dieser Weise auf anderem Boden nicht wiederholt haben. Jene in elegantem Latein, in französischer und italienischer Sprache gleich gewandten Edelleute, die im Sommer in Seide, und Winters in kostbarem Pelzwerk einhergingen, die in leichtlebigem Genuß ihre Tage verbrachten und von italienischen und jüdischen Wucherern beherrscht auch die Verderbtheit italienischer Cultur,

wie sie die Königin Bona eingebürgert hatte, in sich aufnahmen, waren wenig dazu angethan, als Träger des sittlichen Ernstes der Reformation, Erzieher ihres Volkes zu werden. Je mehr sie sich erhoben, um so mehr sank die Aussicht der anderen Stände auf Gleichheit vor Recht und Gesetz: schon damals ist der Mittelstand in den Städten, der in besseren Zeiten auf der Grundlage deutschen Rechtes erwachsen war, nur noch ein sinkender Schatten.

Als ein Besonderes, das den Anspruch erhob, mehr zu sein als sie, stand nur der polnische Klerus dieser Szlachta gegenüber. Von der allgemeinen Gerichtsbarkeit durch seine Privilegien eximirt, für sich und seine Unterthanen des Kriegsdienstes ledig, durch den Ertrag des Zehnten und durch unermeßliche Liegenschaften eines fürstlichen Einkommens sicher, erregte er den Neid und die Erbitterung des Adels. Die geistlichen Fragen, welche die Reformation aufwarf, stellten sich der polnischen Szlachta als erwünschte Waffe dar im Kampfe, den sie um das Uebergewicht im Reiche mit der Geistlichkeit zu führen, sich entschlossen hatte. Die religiöse Frage stand daher nicht in erster, sondern in zweiter Linie, auch ist sie von außen her nach Polen importirt, nicht in Polen selbst spontan geboren worden.

Wir haben den Gang dieser Entwickelung und das erste Eindringen der reformatorischen Ideen von deutschem auf polnischen Boden bis in die letzten Tage Sigismunds des Alten verfolgt. Als er am 1. April 1548 starb und nunmehr sein Sohn Sigismund August die Regierung antrat, meinte der protestantische Theil der Szlachta, daß nun seine Zeit gekommen sei. Schon während der Beerdigung des Königs zeigte sich, daß man vor einer Krisis stehe. Zur Bestattung waren zahlreiche ausländische Protestanten, darunter Herzog Albrecht von Preußen und Markgraf Albrecht von Brandenburg, erschienen. Das gab auch den polnischen Protestanten den Muth, ihrer religiösen Ueberzeugung offenen Ausdruck zu geben. Der Bischof von Kamienec, Leonhard, früher Mitglied jenes Krakauer Kreises, verglich am 24. Juni in einer Predigt die Bischöfe mit den Pharisäern und sprach von ihnen als von einer Schlangenbrut, und als am 29. Juni ein Prediger an der Krakauer Kathedrale die Worte: „Auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen,“ auf den Primat Petri deutete und Leonhard dabei angriff, widerlegte ihn dieser, wie die Zuhörer meinten, aufs Glänzendste. Die ganze Szlachta nahm für ihn Partei. Sogar die Rechtgläubigkeit des Königs schien zweifelhaft: die Katholiken warfen ihm vor, daß er die Fasten nicht halte, Herzog Albrecht nannte ihn seinen Gesinnungsgenossen und dem Kanzler von Brieg schreibt unter diesen Eindrücken ein deutscher Theilnehmer an der Beerdigung: „Ich habe selbst von den angesehensten Herren in Polen sowie von gewöhnlichen Szlachtizen in den Gasthöfen gehört, daß, wenn es in ihrer Gewalt stünde, nach einem Jahre nur noch wenige Papisten im Lande übrig sein sollten.“

In solcher Stimmung trat am 18. Oktober 1548 der erste Reichstag Sigismund Augusts in Piotrkow zusammen. Schon hier aber zeigte sich, wie



Sigismund II. August von Polen.

Nach einem Gemälde. Copie eines gleichzeitigen Originals, im Besitz des Barons Nolken Allatzkiwwi

sehr der Szlachta das religiöse Interesse hinter dem politischen zurücktrat. Der Streit, den die ohne Genehmigung des Senats vollzogene Vermählung des Königs mit Barbara Radziwil hervorrief, drängte alles Andere in den Hintergrund. Nun war eigentlich diese Frage der Szlachta vollkommen gleichgültig, aber es verknüpfte sich ihr damit eine andere: sie verlangte Erfüllung des 1530 von Sigismund I. gegebenen Versprechens, die „Kronrechte zur Execution zu bringen.“ Unter diesem unklaren Schlagwort, das fortan über ein Menschenalter Polen in Athem hielt, verstand die Szlachta die ganze Summe ihrer Wünsche: vollständige Union Littauens und Preußens mit Polen, Wiedereinziehung der verpfändeten königlichen Güter, Herstellung einer nationalen Kirche, Privilegirung des Adels auf Kosten des Bürgerthums, und was es solcher eigennützigen Träume mehr gab. 1548 verstand man darunter eine neue Bestätigung der Rechte und Freiheiten der Szlachta und die Scheidung des Königs von seiner Gemahlin.

War nun Sigismund August fest entschlossen, von Barbara nicht zu lassen, so suchte er den lärmenden Adel durch ein Privileg zu befriedigen, das zwar den meisten, aber nicht allen Ansprüchen der Szlachta genügte. Im Zorn über den halben Erfolg liefen die Landboten unverrichteter Dinge auseinander. Sie hofften, den König dadurch zu vollem Nachgeben zu nöthigen. Darin aber täuschten sie sich. Seine kühle und abwartende Weise zeigte sich ihrer Hitze überlegen.

Sigismund August verstand es, zunächst sich nach außen hin zu sichern. Stillstände mit Moskau und den Türken wurden vereinbart, ein Angriff der Tataren zurückgeschlagen und mit Oesterreich am 12. Dezember 1549 ein Bündniß geschlossen. Barbara aber führte er nach Krakau und bald suchte der eben noch protestirende hohe und niedere Adel wetteifernd die Gunst des Königspaares. Einen Reichstag berief er nicht, damit die Leidenschaften sich legten. Und in der That, die Streitfrage wegen der Eheschließung kam zum Austrage, wie er ihn wünschte.

Um so unruhiger aber flammte jetzt die religiöse Bewegung auf.

Schon 1548 waren zahlreiche böhmische Brüder in Großpolen eingewandert und dort von den Szlachtizen mit offenen Armen aufgenommen worden. Etwa um 1549 zeigten sich calvinistische Prediger in Cujavien, in Kleinpolen aber gab die Heirath eines zur Exarchie Krakau gehörenden Dorfpfarrers, Valentin, Anlaß zum Ausbruch des Kampfes. Man hatte den Mann verurtheilt, obgleich zahlreiche Edelleute für ihn eingetreten waren. Sein Beispiel aber fand Nachfolge und auf einem Landtage, der dem zum Mai 1550 nach Piotrkow berufenen Reichstage vorausging, erklärte eine so allgemein bekannte Persönlichkeit wie Orzechowski, daß er das Verbot der Priesterehe für ein Werk des Teufels halte und selbst zu heirathen gedenke. Die Aufregung darüber war eine ungeheuere. Seine Oberen ließen ihm ein ausdrückliches Verbot zugehen und luden ihn vor ihr geistliches Gericht, aber im Vertrauen auf seinen Anhang unter dem Adel schickte Orzechowski die

Ladung zurück, wobei er erklärte, daß er das geistliche Gericht nicht anerkenne. Dann wandte er sich an den Reichstag und bat um dessen Schutz.

Seine Aussichten standen nicht schlecht. Laien und Geistliche lagen in erbittertem Hader. Man verlangte Aufhebung des Kirchenzehnten, Einziehung der Kirchengüter, Aufhebung der Klöster, in denen nur wenige oder keine Mönche seien, dazu noch weitere Privilegien für die Szlachta.

Nichts war natürlicher, als daß Orzechowski hier Vertheidiger fand. Man drohte, Gewalt gegen Gewalt zu setzen, und dem Könige blieb nichts übrig, als Orzechowski zu gestatten, sich vor ihm zu vertheidigen. Nun führte weder die Verhandlung vor dem Könige, noch der Versuch, durch eine Disputation im Hause des Erzbischofs von Gnesen die Gegensätze beizulegen, zur Verständigung. So schroff standen die Parteien einander gegenüber, daß man fürchtete, der Reichstag werde darüber zerrissen werden. Ein Scheincompromiß mußte schließlich helfen: gegen das Versprechen, nicht ohne die Genehmigung des Papstes in die Ehe zu treten, wurde Orzechowski unbehelligt gelassen. Die Erregung, welche seine Angelegenheit hervorgerufen hatte, kam aber der protestantischen Richtung so sehr zu gute, daß jetzt der Bewegung nur noch der Führer zu fehlen schien, um ihr den Sieg zu sichern.

In dem Mantuaner Franziscus Stankar meinte man ihn gefunden zu haben. Der von den Zeitgenossen überschätzte Italiener hatte in den vierziger Jahren seine Heimath verlassen, um religiösen Verfolgungen zu entgehen, war weit herumgeworfen und endlich 1549 zum Lector des Hebräischen an der Universität Krakau ernannt worden. Bald aber erregten seine allzu freimüthigen Vorlesungen Anstoß. In den Kerker geworfen, gelang es ihm mit Hilfe einiger Szlachtizen zu entkommen. Nicolaus Olesnicki, ein Verwandter des großen Zbigniew, gewährte ihm eine Zuflucht und meinte bei persönlicher Bekanntschaft, in ihm den Mann gefunden zu haben, der berufen sei, den Protestantismus in Polen zu organisiren. In Pinczow berieth man über den einzuschlagenden Weg und verständigte sich schließlich dahin, die Kölner Reformation, welche den Zusammenhang mit der alten Kirche am vorsichtigsten gewahrt hatte, zum Muster zu nehmen. So entstanden die Canones Reformationis. In Pinczow wurden sie von Olesnicki thatsächlich eingeführt und auf einer zweiten Zusammenkunft der Protestanten, an der auch zahlreiche Laien theilnahmen, veröffentlichte man diese polnische Ordnung des Gottesdienstes und feierte das Abendmahl in beider Gestalt.

Das Krakauer Kapitel wandte sich nun klagend an den König, und als im Dezember 1550, dank der Zähigkeit Sigismund Augusts, Barbara zur Königin gekrönt wurde, mochte die Geistlichkeit hoffen eine Verurtheilung Olesnickis herbeizuführen. Aus Furcht vor dem großen Gefolge aber, mit dem er vor Gericht erschien, wagte man kein Urtheil zu sprechen, die Richter stoben auseinander und der König, an den die Sache jetzt kam, begnügte sich mit dem Versprechen, daß die aus Pinczow vertriebenen Mönche ihr Eigenthum wieder erhalten sollten. Erst nachträglich erschien eine Reihe scharfer

Edicte gegen die Ketzer, so daß Stankar sich veranlaßt sah, nach Preußen zu fliehen, wo Herzog Albrecht ihn zum Professor des Hebräischen in Königsberg machte.

Die hohe polnische Geistlichkeit konnte sich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß sie einen Kampf um ihre Existenz führen müsse.

Der Primas der polnischen Kirche, der Erzbischof von Gnesen, beschloß, die Anhänger des Alten um sich zu schaaren. Er berief eine Synode nach Piotrkow und schon sein Ausschreiben zeigte, wie ernst ihm die Lage schien. Er rieth den König durch außerordentliche Willigungen günstig zu stimmen, und setzte, vom Bischof von Kulm, Stanislaus Hosius, aufs Wirksamste unterstützt, durch, daß die am 8. Juni 1551 eröffnete Synode ein allgemeines Glaubensbekenntniß abfaßte, auf welches alle Mitglieder der Synode verpflichtet wurden und das alle polnischen Geistlichen beschwören sollten. Außerdem wurde Hosius beauftragt, eine ausführliche Formulirung der Glaubenssätze der katholischen Kirche abzufassen. Das ist der Ursprung der 1553 erschienenen Confessio fidei catholicae.

Aber was auf dieser Synode erreicht worden ist, war doch nächst Hosius vor Allem der niederen Geistlichkeit zu danken. Die vornehmen Prälaten waren theils indifferent, theils verdächtig. So heißt es z. B. von dem damaligen Bischof von Krakau Andrej Zebrzydowski in einer Instruction, welche dem Krakauer Kapitel zur Synode mitgegeben wurde: „Es ist das Gerücht verbreitet, daß der Bischof die großen Fasten nicht beobachtet, sondern Fleisch ißt, daß er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt billigt und, horribile dictu, Atheist sei und keinerlei Glauben und Religion anerkenne. Er soll gesagt haben, daß Moses, Mohammed und Christus die drei größten Betrüger seien, welche die Welt von ihrem Wege abgelenkt und der Vernunft beraubt hätten. Verächtlich habe er den Apostel Matthäus — als sei er ein Bauer — Macziek genannt, auch den Ruhm und die Gottheit Christi gemindert und gesagt, er sei nicht Gottes Sohn, sondern der Sohn Abrahams, Davids und Josephs." In der That, wenn so die Häupter der Kirche dachten, in deren Händen die Macht ruhte, kann es nicht Wunder nehmen, daß, trotz aller Beschlüsse, die katholische Geistlichkeit sich zu energischer Unterdrückung der neuen Lehre nicht aufzuraffen vermochte. Immer weiter griff der Abfall um sich. Da man der Hilfe der stets kampfbereiten Szlachta sicher zu sein meinte, suchte man auf protestantischer Seite nach einem Fall, der Aufsehen erregen mußte, nach einer cause célèbre — wenn das bezeichnende französische Wort erlaubt sein soll. Es fiel nicht schwer, sie zu finden.

Jener Orzechowski, der in Piotrkow das Versprechen gegeben hatte, nicht ohne päpstliche Genehmigung zu heirathen, wurde von angesehenen Protestanten, unter denen namentlich Martin Zborowski genannt wird, angestachelt, ohne weitere Rücksichtnahme in die Ehe zu treten.

Orzechowski war leicht zu überreden. Am 18. Oktober 1550 ließ er in Przemysl notariell beglaubigen, daß er seine Würden als Canonicus und

Pleban niederlege, und vermählte sich darauf unter großem Zudrang des Adels in den Fasten des Jahres 1551 mit einem Edelfräulein Magdalena Chelmska. Erst nachträglich verlangte er von Papst Julius III. in entschiedenstem Ton die Anerkennung seiner Ehe.

Wenn je, so mußte hier das geistliche Gericht eingreifen. Auch zögerte Bischof Dziaduski von Przemysl nicht mit seiner Vorladung. Als aber Orzechowski mit einem Umstande von gegen 300 Edelleuten erschien, um den Bischof einzuschüchtern, schloß dieser die Pforten seines Palastes und nahm auch einen schriftlichen Protest nicht entgegen. Dagegen erklärte er ihn für einen Ketzer und verhängte Excommunication, Amtsentsetzung und Verbannung aus der Diöcese über ihn.

Als dann Orzechowski an die in Piotrkow tagende Synode appellirte, wurde hier das Urtheil des Bischofs in allen Punkten bestätigt, der König aber beauftragte den Wojewoden von Przemysl, Peter Kmita, den Spruch in Ausführung zu bringen.

Daß Kmita nicht gehorchte, sondern die Entscheidung auf den nächsten Reichstag verschob, änderte an der principiellen Lage der Angelegenheit gar nichts.

Aber die schwebenden Religionsprocesse begannen sich zu häufen und die erbitterte Stimmung der Szlachta steigerte sich in gleichem Verhältniß. Auf allen Provinziallandtagen, die 1551 zusammentraten, stand man unter diesen Eindrücken und so wurde es möglich, daß die zum Reichstage entsandten Landboten sämmtlich den Auftrag erhielten, nicht früher an weltliche Angelegenheiten zu gehen, als bis die geistliche Gerichtsbarkeit abgestellt sei.

Die Geistlichkeit, welche auf den Landtagen nicht zu erscheinen gewagt hatte, setzte alle ihre Hoffnungen auf den König. Auf dem Reichstage aber schienen die Verhandlungeu eine ihr sehr ungünstige Wendung zu nehmen. Die angesehensten Protestanten waren zu Landboten gewählt worden, Rafael Leszczinski, einer ihrer Führer, sogar zum Landbotenmarschall. Einmüthig verlangte man, daß der Geistlichkeit das Gericht über Ketzerei entzogen, und das königliche Edict aufgehoben werde, durch welches die weltliche Obrigkeit verpflichtet wurde, die Sprüche der Geistlichkeit zu executiren. Sogar der Senat, soweit er aus Laien bestand, unterstützte diese Forderungen. Trotz aller Heftigkeit der Verhandlungen konnte man doch zu keiner Entscheidung gelangen. Die Geistlichkeit wollte nicht nachgeben, der König es mit keiner Partei verderben. Zuletzt fand man den Ausweg, die Wirksamkeit der geistlichen Gerichtsbarkeit auf ein Jahr aufzuheben, der König aber verpflichtete sich, Gesandte zum Concil nach Trient zu senden und, wenn das Concil die Hoffnungen Polens nicht erfülle, ein polnisches Nationalconcil zu berufen.

Es war noch ein Ausdruck der Stimmung des Reichstages, wenn nicht Hosius, sondern ein kirchlich liberaler Mann, Jan Drogojewski, zum Boten nach Trient bestimmt wurde. Da aber gerade damals das Concil vertagt wurde, fielen die Hoffnungen, auf diesem Wege etwas zu erlangen, in sich zusammen. Dagegen konnten die Protestanten sich eines anderen Erfolges rühmen.

In Rom, wo man das Umsichgreifen der Ketzerei in Polen mit Argwohn und Sorge verfolgte, trug man sich mit dem Plan, die Inquisition auf Polen zu übertragen, und hatte als nächste Opfer bereits die Bischöfe Drogojewski und Uchanski ins Auge gefaßt. Hier aber griff der König ein. Er erklärte, nicht nur keinerlei Einmischung der Curie in polnische Angelegenheiten dulden zu wollen, sondern verlangte sogar Anerkennung der Ehe Orzechowskis. Sigismund August erinnerte daran, wie noch Paul III. zugestanden habe, daß Niemand, ohne daß der König vorher benachrichtigt sei, aus Polen nach Rom citirt werden solle.

Das Alles war den Protestanten günstig. Da man die Geistlichkeit zur Zeit nicht zu fürchten brauchte, fanden die versprengten Führer der Bewegung sich wieder zusammen: Stankar, Cruciger, Ostrorog, und wie sie alle heißen. Man schritt an die weitere Organisation der Kirche. Der Entwurf Stankars wurde mit einigen Aenderungen in Kleinpolen angenommen, und beschlossen, den Protestantismus augsburgischer Confession als Norm anzuerkennen. Superintendent der kleinpolnischen Kirche wurde Cruciger.

Schon damals aber zeigten sich tiefgehende Meinungsverschiedenheiten in dogmatischen Fragen. Es war unter Anderem durchaus nothwendig, eine Verständigung mit der in Großpolen mächtigen Richtung der böhmischen Brüder zu finden. Eine Synode zu Slominki hatte am 25. November 1554 dahin zielende Beschlüsse gefaßt, als die Nachricht, daß ein Reichstag bevorstehe, die Hoffnung erweckte, mit Hilfe des Königs feste Grundlagen für die Gewissensfreiheit zu erkämpfen. Wußte man doch, daß Sigismund August in den Kreisen der strengen Katholiken auch seine vornehmsten politischen Gegner hatte. In den Instructionen für die Landtage, welche dem Reichstage von 1555 vorausgingen, hatte der König ausdrücklich betont, daß es nothwendig sei, vor Allem im Innern Ordnung zu schaffen und die religiösen Gegensätze auszugleichen. So einigte man sich denn überall auf den Landtagen nochmals dahin, die Verhandlung politischer Fragen nicht früher vorzunehmen, als bis die religiöse Freiheit gesichert sei. Als dann im April 1555 der Reichstag eröffnet wurde, geriethen Szlachta und Bischöfe hart aneinander. Bestand die erstere in ihren Vertretern fast ausschließlich aus Protestanten, die mit ihren Klagen wider die Geistlichkeit leidenschaftlich vorgingen, so suchten die Bischöfe den Standpunkt zu vertreten, daß der Abfall vom katholischen Glauben die gesammte staatliche Ordnung erschüttere. Darüber ist heftig von beiden Seiten gestritten worden. Zuletzt trat der Wortführer der Szlachta mit dem Antrage hervor, bis zur Berufung eines allgemeinen Concils ein Interim anzunehmen. Der wesentliche Inhalt desselben bestimmte, daß die Geistlichkeit in Zukunft nicht berechtigt sein sollte, Laien zur Gütereinziehung und zum Verlust der Ehre zu verurtheilen. Alle dahin lautenden Edicte sollten aufgehoben und das „Wort Gottes“ zu verkündigen gestattet werden. Ein Glaubensbekenntniß, das man dem Könige überreichte, sollte den Beweis liefern, daß man nur die Ehre Gottes, nicht weltliche Dinge dabei im Auge habe. Sehr merk-

würdig ist es nun, wie weit der Reichstag die freie Predigt ausgedehnt und die Gewissensfreiheit gesichert wissen wollte. Aus den Verhandlungen gingen 9 Punkte hervor:

1) Jedermann darf in seinem Hause und in seiner Kirche Prediger halten, welche das Wort Gottes lauter und rein verkündigen.

2) Die Priester dürfen den Gottesdienst in ihrer Weise ausführen.

3) Sie dürfen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt vertheilen und zwar Jedem, der sie darum angeht.

4) Die vertriebenen römisch-katholischen Geistlichen sollen wieder aufgenommen werden. Sollten sie inzwischen gestorben sein, so soll jedem Edelmann freistehen, sich einen anderen Priester zu wählen, ohne daß er deshalb beim Erzbischof anzufragen hat.

5) Alle von Erzbischöfen und Bischöfen erlassenen Decrete sollen aufgehoben, null und nichtig sein.

6) Es soll den Geistlichen unbenommen sein, sich zu verehelichen.

7) Die Einkünfte der Geistlichen bleiben beim Alten.

8) Es ist verboten, die heilige Dreifaltigkeit und das Mysterium der Eucharistie, wie die katholische Kirche es begeht, zu lästern: ihr Gottesdienst soll frei verrichtet und nicht durch weltliche Gewalt gestört werden.

9) Alle diese Punkte soll der König bestätigen und sie sollen gelten, bis durch ein ökumenisches oder durch ein polnisches Nationalconcil die Einheit der Kirche hergestellt ist.

Der Wortlaut dieses Interims trägt den deutlichen Stempel eines zwischen der protestantisch gesinnten Majorität mit der katholischen Minorität der Szlachta geschlossenen Compromisses. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch Annahme desselben die rechtliche Stellung beider Confessionen sich völlig verkehrt hätte: die katholische Kirche wäre in die Stellung einer geduldeten, die protestantische in die der herrschenden Lehre getreten.

Sigismund August, dessen Haltung schließlich immer auf politische Erwägungen zurückzuführen ist, billigte zunächst das Interim, als aber im Senat der Widerspruch der Bischöfe durchschlug, trat er ihnen bei. Darüber stieg die Erbitterung auf beiden Seiten immer höher. Von anderen als religiösen Angelegenheiten konnte keine Rede sein und der König wurde ungeduldig. In seinem Auftrage theilte der Kanzler den Landboten mit, er habe im Senat die Frage ausreichend geprüft und werde seine Ansicht nicht ändern. Kämen sie ihm nochmals mit dem Interim, so werde er sie nicht anhören. Darüber kam man nicht hinaus. Alles, wozu der König sich schließlich verstand, war das Versprechen, aus eigener Machtvollkommenheit ein Nationalconcil zu berufen und bis dahin die geistlichen Gerichte außer Thätigkeit zu setzen. Beide Theile aber hätten Frieden zu halten. Damit mußte man sich begnügen und der Reichstag löste sich auf, weil ein besserer Bescheid nicht zu haben war.

Immerhin durften die Protestanten auf das Endergebniß als auf einen Erfolg blicken. Hatten sie auch nicht erreicht, was sie wollten, so

standen der weiteren Verbreitung ihrer Lehre doch keinerlei erhebliche Hindernisse im Wege.

So schritt man denn zur Ausführung der auf der Synode zu Slominki gefaßten Beschlüsse. Einige Priester der böhmischen Brüder wurden nach Kleinpolen geladen. Man verständigte sich dahin, daß man zwar in der Lehre übereinstimme, beide Kirchen aber nicht vereinigen könne, weil die kleinpolnischen Protestanten keinen festgeschlossenen Körper bildeten. Es war ein Bündniß, keine Union, zu der man sich verstand, und bald zeigte sich, daß die Böhmen mit ihrer Zurückhaltung Recht gehabt hatten. Auf einer Synode, die bald danach in Pinczow zusammentrat, ergab sich, daß neben den von Cruciger geführten Protestanten zahlreiche calvinistische Gemeinden in Kleinpolen bestanden. Schon bildeten sie einen Factor, mit dem gerechnet werden mußte.

Die Verbindung zwischen Polen und Genf geht auf Lismanini zurück, der in früheren Tagen Sigismund August nahe gestanden hatte, in Genf aber zur calvinischen Kirche übertrat und sich verheirathete. Durch ihn hatte Calvin ein lebhaftes Interesse für die polnische Kirche gefaßt. Wir haben seiner Briefe an den Prinzen Sigismund August bereits gedacht.[1]) Mit dem Könige hat er die Beziehungen aufrecht erhalten. Im Dezember 1554 führt er aus, daß der König ganz auf gesetzlichem Boden stehe, wenn er die Reformation der Kirche ohne Zuthun des Papstes durchführe. Etwa ein Jahr danach dankt er für die günstige Antwort Sigismund Augusts, dringt nochmals auf Durchführung der Reform und behauptet, es könne nicht schwierig sein, da der größte Theil des Adels der Reformation zustimme.

Hand in Hand damit ging ein reger Briefwechsel mit den Führern der reformatorischen Bewegung in Polen. Der Gedanke tauchte auf, Lismanini zurückzurufen, und wirklich ist er Ende 1555 von Genf aufgebrochen. Im April 1556 finden wir ihn in Polen, obgleich die Geistlichkeit schon vorher ein Edict des Königs erwirkt hatte, welches ihm die Rückkehr verbot. Die eigenthümlich lavirende Haltung Sigismund Augusts tritt dabei wieder zu Tage: er begnügte sich mit einem allgemein gehaltenen Glaubensbekenntniß Lismaninis und gestattete ihm darauf, in Polen zu bleiben.

In dieser Noth wandte sich der polnische Klerus an den Papst und Paul IV. fertigte als seinen Legaten Alois Lippomani mit dem Auftrage nach Polen ab, sich vor Allem durch den Augenschein von der Lage der katholischen Kirche zu überzeugen und den König zu gewinnen. Im Oktober 1555 traf er in Warschau ein, zog aber ohne weitere Zögerung nach Wilna, wo Sigismund August gerade Hof hielt. Aber seine Hoffnung, dauernden Einfluß zu gewinnen, schlug fehl; der König war zu strengen Maßregeln gegen die Protestanten nicht zu bewegen, die ganze Mission schien so aussichtslos, daß der Legat um seine Abberufung bat und nur auf den ausdrücklichen Wunsch des Papstes sich zum Bleiben entschloß. Durch eine Reihe von Mißgriffen verschlimmerte er seine Lage bald noch mehr. Ein Versuch, den Palatin von Wilna, Nicolaus

1) Bd. I, p. 650.

Radziwil, zu sich hinüber zu ziehen, scheiterte vollständig, noch mehr aber schädigte eine andere Angelegenheit sein Ansehen. Lippomani ließ eine Frau, welche beschuldigt war, eine Hostie an Juden verkauft zu haben, und die auf der Folter ihr angebliches Verbrechen gestanden hatte, auf dem Scheiterhaufen verbrennen und mit ihr einen der Juden. Drei andere, welche der König durch eilig abgesandte Boten zu retten suchte, hatten das gleiche Schicksal erduldet, bevor der Bote eintraf. Da Niemand außer dem leicht erregbaren Pöbel an das Verbrechen glaubte, verlor der Legat jeden Boden in der Gesellschaft und allen Credit beim Könige; dazu fand er in Peter Paul Vergerius einen Gegner, dem er sich ganz unebenbürtig zeigte.

Dieser höchst energische Mann war 1494 in Capodistria geboren und hatte seine Laufbahn am päpstlichen Hofe begonnen. 1548 wurde er Lutheraner, trat 1553 in würtembergische Dienste und wurde von hier aus erst nach Preußen, dann nach Polen berufen.

Von Königsberg aus hatte er Gelegenheit zu immer festerer Verbindung mit der protestantischen Partei in Polen gefunden. Sogar den König hoffte er für sich zu gewinnen. Anfang 1556 schickte er ihm das von Dr. Johann Brenz verfaßte und ursprünglich für das Concil von Trient bestimmte würtembergische Glaubensbekenntniß in italienischer Uebersetzung, mit einer Widmung, welche den König aufforderte, für die Verbreitung der reinen Lehre Sorge zu tragen. Dann schritt er zum Angriff gegen Lippomani. Ungeheueres Aufsehen erregte seine Veröffentlichung eines Briefes, den der Nuntius an den Cardinal Petrus Contarini gerichtet hatte und in welchem er über sein bisheriges Wirken und seine Pläne Bericht erstattete: wie er Radziwil für die katholische Kirche habe gewinnen wollen, und wie er, auf Befehl des Papstes, dem Könige gerathen, die Köpfe der vornehmsten Ketzer springen zu lassen. Er habe denselben Rath schon 1548 dem Kaiser Karl V. gegeben, als Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen in seiner Gewalt gewesen.

Der gesammte polnische Adel ergrimmte beim Gedanken, daß Jemand aus seiner Mitte, einer Gewissensüberzeugung wegen, am Leben gestraft werden solle. In dieser Hinsicht dachten Katholiken und Protestanten gleich. Wenn nachträglich der Nuntius den Brief für eine freche Fälschung erklärte, fand er keinen Glauben, wie denn die Echtheit des Schreibens auch feststeht.

Fast noch größeres Aufsehen aber erregte es, als kurz danach auch der Brief Lippomanis an Radziwil und des Letzteren Antwort im Druck erschienen. Daß der mächtigste der littauischen Magnaten sich offen als Anhänger des Protestantismus bekannte, war ein Ereigniß von größter politischer Bedeutung.

In diese Stimmung griff die Agitation um ein polnisches Natinalconcil ein. Der Nuntius hatte keine hierauf bezügliche Instruction erhalten. Da aber inzwischen Cardinal Caraffa als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte und über die Gesinnungen des neuen Papstes kein Zweifel bestehen konnte, erklärte Lippomani sich entschieden gegen die Berufung eines Nationalconcils und einen gleich ablehnenden Bescheid erhielt der Gesandte

Sigismund Augusts Maciejewski vom Papste selbst. Ein allgemeines Concil, dem alle strittigen Fragen vorliegen würden, werde auch die Beschwerden der polnischen Kirche in Erwägung ziehen.

Nun hatte die reformatorische Partei, auf die Nachricht, daß der König ein Nationalconcil bewilligen wolle, die weitgehendsten Vorbereitungen getroffen. Eine Reihe von Provinzialsynoden beschäftigte sich mit der Frage. Man forderte Calvin auf, nach Polen zu kommen, und bat die Stadt Genf, ihm Urlaub zu ertheilen. Schon meinte man den 24. August als Eröffnungstag nennen zu dürfen. Auch die Katholiken glaubten an das Zustandekommen des Concils. Ein so einflußreicher Mann wie der Kastellan von Krakau Jan Tarnowski hielt trotz aller Anhänglichkeit für die alte Kirche Zugeständnisse an die Neugläubigen für unumgänglich. Daß die Gerichtsbarkeit der Geistlichen über Laien aufhören müsse, galt ihm für ausgemacht. Nur unter vier Voraussetzungen ließen sich die religiösen Wirren in Polen beseitigen: wenn man die Priesterehe freigebe, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zulasse, den Gottesdienst in polnischer Sprache gestatte und die großen Fasten beseitige. Er hat darüber sogar mit Calvin correspondirt.

Die Nachricht, daß auf den Widerspruch des Papstes hin das Nationalconcil nicht stattfinden solle, hat bei Tarnowski kaum mindere Erbitterung erregt wie bei den Protestanten. Man setzte jetzt alle Hoffnung auf den Reichstag, der am 1. Dezember 1556 in Warschau zusammentreten sollte. Vergeblich hatten der Nuntius und einige Bischöfe ihr Möglichstes gethan, die Berufung zu hintertreiben. Wieder warf sich ihnen Vergerius, der damals nach Wilna gekommen war, mit der vollen Wucht seiner Persönlichkeit entgegen. Zwei Breve des Papstes, das eine an Tarnowski, das andere an den Senat, boten ihm noch einmal Gelegenheit, die öffentliche Meinung aufzuregen. Er veröffentlichte beide Schreiben mit einem Commentar, der schonungslos die Ränke des Papstes und die Haltlosigkeit seiner Versprechungen bloßlegte. Wenn er mit der Aufforderung schloß, jede Verbindung mit dem Papste abzubrechen, weil es unmöglich sei, zugleich Christ und Papist zu sein, brach er freilich die Brücke ab, die ihn bisher noch mit den polnischen Katholiken verbunden hatte. So logisch die Beweisführung ihm erscheinen mochte, sie überschritt daß Maß dessen, was ein Katholik ertragen konnte, da die endlichen Consequenzen seiner Bestrebungen zu deutlich in die Augen sprangen. Geschickter angelegt war die Veranstaltung einer neuen Ausgabe der Prolegomena von Brenz. In einem an Sigismund August gerichteten Begleitschreiben warf er die Frage auf, ob der König das Recht habe, in Verein mit den Ständen religiöse Fragen zu entscheiden. Die Antwort konnte ihm nicht zweifelhaft sein und es machte Eindruck, daß Vergerius sich schließlich erbot, vor dem Reichstage gegen den Nuntius drei Thesen zu vertheidigen: daß die heilige Schrift Alles enthalte, was zum Seelenheil erforderlich sei; daß die Tradition den Evangelien nicht gleichzustellen sei; daß endlich die katholische Kirche nicht beim Papste sei, sondern bei den Protestanten.

Der Nuntius hat den Kampf natürlich nicht aufgenommen. Schon die Nachricht, daß Vergerius zum Reichstage nach Warschau kommen wolle, rief einen Protest der Bischöfe hervor, auch hat man ernstlich an die Möglichkeit der Disputation kaum geglaubt.[1]

Ueber den Verlauf des Reichstages sind wir nur ungenügend unterrichtet. Der Versuch der Bischöfe, die protestantischen Geistlichen wiederum ihrer

Von dem kunigreich Poland

das in Sarmatia auch begriffen wirt, sampt andern lendern disem künigreich zůgehörig.



Facsimile einer Karte von Polen in Sebastian Münsters Cosmographie von 1550.

Jurisdiction zu unterstellen, scheiterte an dem einmüthigen Widerstande der Laien. Lippomani mußte sich gefallen lassen, daß ihn die Landboten mit dem Zuruf: salve, progenies viperarum! begrüßten und sich überzeugen, daß Alles in der Feindseligkeit gegen den Klerus zusammenstand.

Endlich entschlossen sich die Bischöfe, einen Compromiß in Vorschlag zu bringen: es solle dem Adel freistehen, auf seinem Grund und Boden und auf eigene Kosten protestantische Prediger anzustellen, aber nur solche, die von den Bischöfen bestätigt seien. Sprengel und Zehnter seien unverändert

beizubehalten, die bestätigten protestantischen Geistlichen sollten aber nicht nur auf die heilige Schrift, sondern auch auf die Kirchenväter Augustin, Hieronymus, Chrysostomus und Ambrosius verpflichtet werden und zwar solle dabei die katholische Auslegung ihrer Schriften als Norm gelten. So war das Zugeständniß im Grunde keins und es kann nicht Wunder nehmen, daß die Protestanten davon nichts wissen wollten. Sie waren stark genug, um durchzusetzen, daß der Reichstag die Bestimmungen von 1555 weiter gelten ließ. Der Adel behielt das uneingeschränkte Recht, Prediger zu halten, die geistliche Gerichtsbarkeit blieb suspendirt und Alles war wieder auf den nächsten Reichstag verschoben. Nur die weitere Verbreitung der Reformation wurde durch königliches Edict vom 13. Januar 1557 verboten, mehr um die höchst erregte Geistlichkeit zu beruhigen, als weil man gesonnen war, der Reformation eine Grenze zu setzen. Sie konnte um so mehr ihre Wege unbekümmert um die geistliche und weltliche Gewalt weiter gehen, als in den nächsten Jahren die brennende livländische Frage alle übrigen Interessen in den Hintergrund drängte.

Viertes Kapitel.

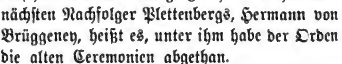
Die livländische Frage.

Seit dem Tode Plettenbergs haben bei steigendem äußeren Wohlstande die politischen Verhältnisse Livlands eine verhängnißvolle Wendung genommen. Der künstliche Friede mit Rußland wurde unter steten Zugeständnissen livländischerseits zwar immer erneuert, zu einer wirklichen Beseitigung der Gegensätze aber gedieh man nicht. Die nach Westen drängende Politik der Großfürsten von Moskau mußte über kurz oder lang einen Zusammenstoß herbeiführen. Da wäre nun, um im Augenblicke der Gefahr dem Feinde mit einiger Aussicht auf Erfolg die Spitze bieten zu können, ein straffes Regiment von Nöthen gewesen, das die centrifugalen Kräfte des Landes zusammenzufassen und eine militärische Einheit zu schaffen gewußt hätte. Das aber war es gerade, was Livland verweigert blieb. Ganz abgesehen davon, daß die nächsten Nachfolger Plettenbergs im Meisterthum die Männer nicht waren, eine so schwierige Aufgabe zu lösen, lagen in der livländischen Conförderation die entgegengesetzten Elemente so hart nebeneinander, daß auch stärkere Hände das Einigungsmittel schwer gefunden hätten.

Während der Protestantismus in streng lutherischer Form, von den Städten ausgehend, mit unwiderstehlicher Kraft in die Höfe der Bischöfe und in die Burgen der Ordensgebieter eindrang, blieb das ganze äußere Rüstzeug der katholischen Kirche nach wie vor in Kraft. Finden wir auch Bischöfe, die in ihren Gebieten reformirend vorgehen, so daß sich oft nicht entscheiden läßt, ob sie katholisch oder protestantisch sind, so hat sich doch keiner gefunden, der den Muth gehabt hätte, sich zu säcularisiren. Dazu waren die Domkapitel,

deren Interesse für Aufrechterhaltung der alten Ordnung sprach, viel zu mächtig, die bischöflichen Ritterschaften zu eng mit ihnen verschwägert und verbunden, um sie in Stich zu lassen. Der endliche Religionszustand ist dann der gewesen, daß bei nominellem Fortbestehen des Katholicismus — nur die Städte bekannten sich vor aller Welt zur Reformation — das gesammte Land die äußeren Formen desselben, soweit sich politische Rechte daran knüpften, anerkannte, im Uebrigen aber Jeden seine Wege gehen ließ und es nicht ungern sah, wenn die protestantische Lehre sich weiter ausbreitete und vertiefte.

Auch von den Ordensmeistern wissen wir nicht mit Sicherheit, wie weit sie protestantisch oder katholisch dachten. Nach außen hin war es für das Oberhaupt des Deutschen Ordens in Livland unumgänglich, katholisch zu erscheinen. In Bezug auf die Lehre aber herrschte im Orden völlige Freiheit. Schon vom



nächsten Nachfolger Plettenbergs, Hermann von Brüggeney, heißt es, unter ihm habe der Orden die alten Ceremonien abgethan.



Medaille (vergoldetes Silber) vom Hochmeister Albrecht von Brandenburg. Umschrift: ALBER · D · G · MAR · BRAN · DVX · PRVSSIAE. Ohne Kehrseite. Originalgröße. Berlin, königl. Münzcabinet.

Für jenen Scheinkatholicismus sprachen vor Allem die Beziehungen, in denen man zu Preußen und Polen stand.

Die Stellung des Herzogs von Preußen, als ehemaligen Hochmeisters des Deutschen Ordens und jetzigen Vasallen und vertrauten Rathgebers des Königs von Polen, führte dahin, daß er eine Aufhebung des Ordens in Livland als höchst erstrebenswerthes Ziel seiner Politik betrachten mußte. Unendlich schwieriger aber, als 1525 in Preußen, lagen um jene Zeit die Verhältnisse in Livland. Schon daß Albrecht keine anderen Landesherren neben sich gehabt hatte, war ein politischer Vortheil, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Was ein Plettenberg für unausführbar erkannt hatte, war seinen kleineren Nachfolgern erst recht ein unüberwindliches Hinderniß. Vollends aber war keiner der Prälaten stark genug, um sich zum Herrn aufzuwerfen. Die Kräfte jedes der Häupter der livländischen Conföderation reichten gerade hin, um den nächsten Nachbarn an der Freiheit seiner Bewegungen zu hindern. Nun war Herzog Albrecht von Preußen eifriger und überzeugter Lutheraner geworden und schon deshalb geneigt, die offenkundig protestantischen Elemente in Livland zu unterstützen. Namentlich die Stadt Riga konnte stets auf ihn rechnen, wenn sie in Händeln mit dem Orden lag. Seine Agenten sind jederzeit in Livland thätig gewesen, und seit sein Bruder Wilhelm sich trotz protestantischer Ueberzeugungen dazu verstanden hatte, Coadjutor des Erzbischofs von Riga zu werden, machte der preußische Einfluß sich überall nachhaltig geltend. Dieser preußische Einfluß war aber zugleich ein polnischer und Herzog Albrecht am polnischen Hofe der erbittertste Gegner des Ordens, wie

denn seine Anklagen gegen Livland oft einen geradezu denunciatorischen Charakter tragen.

So stark wirkte die Wandlung der politischen Verhältnisse, die seit dem Untergange des Deutschen Ordens in Preußen eingetreten war. Ein böses Verhängniß führte dahin, daß die, welche früher Glieder eines Leibes gewesen waren, sich als natürliche Gegner betrachten mußten. Bei Herzog Albrecht traten die nationalen Gedanken hinter den nächstliegenden politischen Erwägungen in den Hintergrund: eine Kräftigung des Ordens in Livland mußte ihm als Gefährdung seiner halben Selbständigkeit und seiner politischen Zukunftspläne erscheinen. Denn die wesentlichste Aufgabe der livländischen Meister jener Tage war es, dem polnisch-preußischen Einflusse entgegenzutreten.

Ein Compromiß war völlig undenkbar, denn Wilhelms Plan war ohne Zweifel, das Erzbisthum Riga zu erlangen, es dann zu säcularisiren und wo-



Viertelthaler (Silber) von Albrecht von Brandenburg.

Umschrift der Vorderseite: ALBERTVS · DEI · GRA · MARCHIO · BRANDE (nburgensis); im Felde: Maria mit dem Kinde sitzend; die Füße auf dem Halbmonde, der ein Menschengesicht hat, mit der Linken einen kleinen Ordensschild mit Kreuz haltend. Im Rande unten ebenfalls der Ordensschild mit Kreuz, oben der kleine brandenburgische Adlerschild. Umschrift der Rückseite: † HONOR · MAGISTRI · IVSTICIAM · DILIGIT · 1520; im Felde das verzierte Ordenskreuz. Originalgröße. Berlin, königl. Münzcabinet.

möglich ganz Livland unter seiner Oberhoheit in einen weltlichen, von Polen abhängigen Staat zu verwandeln. Die spätere Verbindung mit Preußen mußte dann die Zeit bringen.

Wir können uns die Wandlung vollzogen denken, als ihre Folge eine Wiedervereinigung der preußischen und livländischen Deutschen und damit eine Wandlung in der gesammten Entwickelung Osteuropas uns vorstellen — aber welche Kraft gehörte dazu, Derartiges auszuführen? Wie viel rücksichtsloses Wollen, wie viel Klugheit, wie viel Zähigkeit und Umsicht? Keine dieser Eigenschaften aber finden wir bei Wilhelm. Trotz der klugen Rathschläge, die er von seinem welterfahrenen Bruder erhielt, ist er in all' seinen Plänen gescheitert und sein Wirken hat nur die eine Spur hinterlassen, daß die Zersetzung der Grundlagen livländischer Ordnung noch rascher erfolgte. Von 1532—1536 finden wir ihn in der nie voll anerkannten Stellung eines Bischofs von Oesel, in Raufereien mit dem Lehnsadel des Stiftes reibt er nutzlos seine Kräfte und die des Landes auf, dann endlich, 1539, nach dem Tode des Erzbischofs

Thomas Schöning, scheint er dem Ziele seiner Wünsche nahe zu stehen. Er besteigt selbst den erzbischöflichen Thron. Aber in Riga findet er weder Aufnahme noch Anerkennung. Das geschieht erst 1542, nachdem die Stadt 1541 dem Schmalkaldener Bunde beigetreten ist. Auf einer Tagfahrt zu Lemsal hatte sie, um einem drohenden Kriege mit dem Erzbischofe zu entgehen, sich dazu verstanden, ihn neben dem Meister als ihr Oberhaupt anzuerkennen, wogegen Wilhelm sich verpflichtete, den Bürgern Rigas die völlige Religionsfreiheit zu sichern. Mit welchem Mißtrauen man trotzdem den Erzbischof betrachtete, der bei jeder Gelegenheit die gewichtige Fürsprache seines königlichen Oheims von Polen und seines Bruders von Preußen spielen ließ, zeigte der Landtag, der im Juli 1546 zu Wolmar zusammentrat. Hier wurde von allen Ständen einträchtig beschlossen, daß man jeden Stand bei seinen bisherigen



Siegel Wilhelms, Markgraf von Brandenburg, Erzbischof von Riga.

Umschrift: • S(igillum) • WILHEL · D · G · ARCHI(episcopi) RIGENSIS · MARCHIO · BRANDE(nburgensis) · 1545. Im Felde ein gevierteter Arabeskenschild: 1. Der brandenburgische Adler. 2. Der pommersche Greif. 3. Der Nürnberger Löwe. 4. Der geviertete hohenzollersche Schild. Im aufgelegten Mittelschildchen: 1 und 4 das Stiftswappen, 2 das Ordenskreuz, 3 die Lilie als Wappen des Kapitels zu Riga. Von einer Urkunde vom Jahre 1554 im Reichsarchiv zu Stockholm.

Rechten und Freiheiten bewahren wolle und daß weder der Erzbischof noch der Meister je ihren geistlichen Stand aufgeben und in den weltlichen Fürstenstand treten sollten, zudem — heißt es in dem Landtagsreceß weiter — „sollen sie keine ausländischen Fürsten oder Herren zu einem Coadjutor eligiren, postuliren, noch später in diese Lande fordern und einnehmen; in keinerlei Weise und Maß, wie es menschliche Vernunft immer erdenken möchte, es geschehe denn mit einhelliger, vollkommener und freiwilliger Verwilligung, Erlaubniß und Rath aller Stände dieser Lande.“

Nun unterliegt keinem Zweifel, daß Erzbischof Wilhelm höchst ungern und nur unter dem Druck der allgemeinen politischen Verhältnisse seine Zustimmung zu diesen Beschlüssen gab. Sie standen im Widerspruch zu seinen Plänen wie zu denen seines Hauses und enthielten das stillschweigende Bekenntniß verfehlten Strebens und nutzloser Lebensarbeit. Gerade was der

Receß für alle Zukunft verbot, hatte den Inhalt seiner Bestrebungen gebildet, seit er vor einem halben Menschenalter livländischen Boden betrat — es ließ sich nicht erwarten, daß er ehrlich und aufrichtig das in der Bedrängniß gegebene Versprechen halten werde. Sein ganzes weiteres Leben ist ein erst versteckter, dann offener Protest dagegen gewesen.

Aber auch nach außen hin stieß man durch den Receß zu Wolmar an. Zur Schmach und zur Minderung der Fürsten, der Grafen und Barone in Deutschland sei er gefaßt worden, sagt eine spätere Denkschrift, welche die Ereignisse rekapitulirt, und es läßt sich nicht leugnen, daß er in schroffem Widersatz stand zu der Entwickelung, welche die politische Richtung der Reformation mit Nothwendigkeit anbahnte. Die geistlichen Stifter mußten fallen, wo, wie in Livland, ihnen der Boden entzogen war durch die innere Loslösung der Gesammtheit von dem Zusammenhang mit der hierarchischen Organisation der päpstlichen Kirche. Die berufenen Erben der Bischöfe und der anderen geistlichen Herren waren nun einmal die jüngeren Söhne jener deutschen Fürstengeschlechter, die sich der Reformation angeschlossen hatten; noch lebte in ihnen die staatenbildende Kraft, die dem germanischen Blute als köstliche Mitgift auf seinen geschichtlichen Lebensweg gegeben ist. Aber auch eine andere Seite des verhängnißvollen Beschlusses darf nicht übersehen werden. Der Schlußsatz desselben stellt bei einmüthiger Verwilligung der Stände die Aufhebung der Schranke in Aussicht und darin liegt der eigentliche Kern des Beschlusses. Er richtete sich gegen den Erzbischof Wilhelm, von dem man, so wie man ihn kannte, weder erwartete, daß er selbst stark genug sein werde, die Lande zu einigen, noch daß er Einsicht genug habe, den künftigen Herrn Livlands ausfindig zu machen. Die Folgezeit hat dies Mißtrauen nur allzu sehr gerechtfertigt. Die auf nur einer der livländischen Herrschaften durchgeführte Säcularisation bedeutete Bürgerkrieg und Einmischung des Auslandes, namentlich Polens, das 1548 unter Sigismund dem Alten noch streng katholisch war und namentlich den protestantisch gesinnten Städten als Bedrohung ihrer Existenz erscheinen mußte.

Endlich spielte noch das Moment des unsicheren russischen Friedens mit. Während die nächsten Jahre nach dem Ständetage zu Wolmar in kleinlichen, durch persönliche Interessen hervorgerufene Intriguen hingingen, nahte der Zeitpunkt heran, der zu einer Entscheidung in den russisch-livländischen Beziehungen führen mußte. Das neue Moskau, mit dem Zaren als Oberhaupt, wollte sich nicht mehr genügen lassen an den halben Zugeständnissen der alten Stillstände: es verlangte Anerkennung seiner vermeintlichen Rechte auf Livland und war, seit die Tatarenmacht im Osten ihre Schrecken verloren hatte, mehr als je vorher im Stande, gewaltsam zu erzwingen, was bisher an dem zähen Widerstande der Livländer gescheitert war. Seit 1552 stand man in Unterhandlung um Erneuerung des Friedens, erst 1554 wurde er erlangt, aber nicht, wie man gewünscht hatte, auf 30, sondern nur auf 15 Jahre, und das unter den allerdrückendsten Bedingungen. Der Zar ließ den Gesandten erklären, er

habe, weil sie im Namen des Meisters, des Erzbischofs und des ganzen Livlands das Haupt vor ihm geschlagen, das ganze Land begnadet und seinen Zorn von ihnen gewandt, jedoch nur unter zwei Bedingungen: Livland müsse sich verpflichten, niemals mit dem jetzigen noch auch mit einem künftigen Könige von Polen in Freundschaft und Bündniß zu treten und im Falle eines russisch-polnischen Krieges neutral zu bleiben. Zweitens aber verlangte der Zar auf Grund alter Forderungen, die auf das Jahr 1463 zurückgingen, vom Stifte Dorpat einen Zins von einer Mark vom Kopf, nebst allen ausstehenden Rückständen. Der Bischof von Dorpat solle darüber eine Untersuchung anstellen und den Zins im dritten Jahre des Friedens ihm zusenden, in Zukunft aber alljährlich ohne jede Zögerung die Zahlung entrichten. Thue aber der Bischof nicht seine Pflicht, so solle das ganze Livland dafür haften. Die Unterzeichnung dieses Vertrages war ein Act verhängnißvoller politischer Schwäche. Das Verbot eines Bündnisses mit Polen isolirte Livland vollständig, der Zins aber, der seit Menschengedenken nie gezahlt worden war, konnte, sobald die Forderung auf frühere Jahre ausgedehnt wurde, überhaupt nicht gezahlt werden und bot, da jede Berechnung desselben angestritten werden konnte, eine stets offene Handhabe zu bewaffnetem Eingreifen Rußlands. Daß die einzig richtige Antwort, ein Krieg im Bündniß mit Schweden und Polen gegen Rußland, nicht erfolgte, daran trug vor Allem Erzbischof Wilhelm Schuld.

Nachdem auf einem Landtage zu Wolmar im Januar 1554 Religionsfreiheit für ganz Livland verkündet worden war, bis ein allgemeines Concil die endgültige Entscheidung gebracht hätte, schritt der Erzbischof an die Ausführung seiner lange vorbereiteten Pläne. Auf seinen Ruf kam der bisherige Bischof und Administrator von Ratzeburg, Christoph, der 19jährige Bruder des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, nach Livland, um als Coadjutor und künftiger Erzbischof an Wilhelms Seite zu treten. Nun war Christoph [1]) fast noch ein Knabe, eine Persönlichkeit, deren bisheriges Treiben keinerlei Gewähr bot, daß ihm die geistlichen und sittlichen Kräfte zu Gebote standen, welche die unendlich schwierige Stellung, in die er trat, gebieterisch forderte. Ein verzärtelter Prinz, der ganz unter dem Einflusse seiner ihn abgöttisch liebenden Mutter stand, durch seinen Aufenthalt in Frankreich sittlich verdorben, schlecht gebildet und dazu religiös indifferent, nur von dem einen Gedanken erfüllt, das Leben zu genießen, je toller je besser!

Da nun Christoph mit Sigismund August, dem Schutzpatron des Erzbisthums Riga, in naher Verwandtschaft stand, lag in seiner Wahl zum Coadjutor der Keim zu einer höchst gefährlichen politischen Verwickelung. Auch hat sich Niemand in Livland darüber getäuscht. Der damalige Meister, Heinrich von Galen, war ein alter Herr, nicht mehr geeignet, den Kampf auszufechten, der jetzt bevorstand. Als am 27. November 1555 Herzog

1) Vgl. Schirrmacher: Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg. Wismar 1885.

Christoph im Erzstift Riga eintraf und zu Anfang des folgenden Jahres trotz der Bestimmungen von Wolmar von Erzbischof und Kapitel zum Coadjutor angenommen wurde, beschloß auch er, sich einen Coadjutor und Nachfolger im Meisteramt zu setzen. Der Landtag zu Wolmar wählte im März 1556 den damaligen Comtur von Fellin, Wilhelm von Fürstenberg. Daß der Landmarschall Jasper Münster, der als höchster Ordensbeamter nach dem Meister ein Näherrecht zu haben behauptete, übergangen wurde, hatte seinen guten Grund: er war ein Freund des Erzbischofs und Anhänger der polnischen Partei im Orden. Hieran knüpfte sich nun eine politische Combination von größter Tragweite.

König Sigismund August hatte diese livländischen Dinge mit aller Aufmerksamkeit verfolgt. Die Pläne Erzbischof Wilhelms stimmten durchaus mit den Interessen der polnischen Politik, der König konnte es nur billigen, wenn in Christoph von Mecklenburg einer seiner Verwandten zum Erben der Pläne Wilhelms ausersehen wurde. Bereits im Januar 1556 hat Sigismund August ein Bündniß mit den Herzögen von Mecklenburg und Pommern abgeschlossen, Albrecht von Preußen war ebenfalls ein eifriger Förderer des neuen Coadjutors — die mächtigsten Fürsten des nordöstlichen Deutschlands und der Polenkönig machten hier gemeinsame Sache. Die Wahl des als Polenfeind bekannten Fürstenberg betrachtete man als eine Herausforderung. Und in der That, Fürstenberg war entschlossen, den Feinden des Ordens die Stirn zu bieten. In Livland brachte er ein Bündniß mit den Bischöfen von Dorpat, Kurland und Oesel, sowie mit der harrisch-wirländischen Ritterschaft zu Stande, nach Deutschland aber hatte man schon vorher den Comtur von Dünaburg, Gotthard Kettler, gesandt, um deutsche Knechte zu werben.

Wir verweilen einen Augenblick bei der Persönlichkeit dieses für die Geschichte des Unterganges livländischer Selbständigkeit verhängnißvoll gewordenen Mannes. Aus einem alten westphälischen Adelsgeschlechte um das Jahr 1517 geboren, war der ehrgeizige Jüngling etwa in seinem zwanzigsten Lebensjahre nach Livland gekommen, um dort in Diensten des Ordens seinen Weg zu finden. Er ist, wie es scheint, sehr bald durch anstellige Tüchtigkeit aufgefallen. Aber nicht mehr unter Plettenberg, sondern unter dessen Nachfolgern, in der Periode des beginnenden militärischen und sittlichen Verfalls, hat er seine Schule gemacht, sich zwar eine vortreffliche Kenntniß der äußeren und inneren Verhältnisse des Landes erworben, aber auch die ganze Haltlosigkeit der Zustände erkannt. Livland war ihm vor Allem ein Boden, der persönlichem Ehrgeiz freien Spielraum bot. Wir kennen die einzelnen Stadien seiner Ordenslaufbahn nicht, 1553 ist er — etwa 35 Jahre alt — bereits Ordensschaffer und in dieser Stellung in Angelegenheiten des Ordens in Deutschland thätig gewesen. Es scheint, daß er damals in Wittenberg für die lutherische Lehre gewonnen wurde, deren eifriger Bekenner er bis an sein Lebensende geblieben ist. Eine politische Rolle von weiterer Bedeutung spielte er jedoch erst, seit er Januar 1554 zum Comtur von Dünaburg erhoben

wurde. Hier, wo das Gebiet des Ordens mit littauischen Landen zusammenstieß und in Folge ewiger Grenzstreitigkeiten von Alters her ein Zustand bald versteckter, bald offener Feindseligkeit herrschte, verstand er mit großem Geschick, sich nach beiden Seiten hin seine Stellung zu sichern. Während er dem Orden Ruhe schaffte, trat er gleichzeitig in nahe Beziehungen zu dem uns bekannten Haupt der littauischen Protestanten, dem Fürsten Nicolaus Radziwil; die Beziehungen zu den Radziwils blieben auch bestehen, nachdem Nicolaus gestorben war, und haben dann in verhängnißvollster Weise auf die Entwickelung der livländisch-littauischen oder, was im Grunde doch dasselbe war, der livländisch-polnischen Beziehungen eingewirkt. Kettler wurde das Haupt der polnischen Partei im Orden. Es ist das nicht gleich offenkundig zu Tage getreten. Vielmehr ließ er sich noch Anfang 1556 zu der nicht ungefährlichen Mission gebrauchen, für den Orden auf deutschem Boden Truppen zum Kampfe gegen den Erzbischof und seinen Coadjutor zu werben. Er wußte wohl, daß eine Verwickelung mit Polen unvermeidlich war, hat sich aber nach beiden Seiten hin so zu stellen verstanden, daß ihm sein Verhalten nicht zum Vorwurf gemacht werden konnte. Während er noch auf deutschem Boden weilte, fiel die Entscheidung. Man glaubte in Polen noch von weiteren Anschlägen des Meisters zu wissen. Es hieß, daß seine Söldner von Fulda aus durch Schlesien gegen Danzig ziehen und gleichzeitig Mecklenburg angreifen sollten. Nach Dänemark seien Boten abgefertigt worden und Moskau zu einem Einfalle in Littauen bereit. Endlich seien auch die Hanseaten, um den Preis, daß man ihre Handelsprivilegien erneuere, bereit, Hilfe zu leisten. Man überschätzte offenbar die militärische und pecuniäre Leistungsfähigkeit des Ordens.

So war das erste Eingreifen Polens auch nur vorsichtig und gleichsam tastend. Trotz des Drängens der Mecklenburger versuchte Sigismund August anfänglich, seine Absichten auf friedlichem Wege zu erreichen. Ihm lag an Aufrechterhaltung des Status quo, wie er durch die Wahl Christophs geschaffen war. In diesem Sinne wurden seine Gesandten, der Elect von Samaiten, Jan von Damianow, und Caspar Lancki instruirt. Sie sollten Frieden stiften auf Grundlage der Anerkennung Christophs und sich für Jasper Münster verwenden, den man wegen seiner polnischen Beziehungen des Verraths bezichtigte. Gleichzeitig mit den polnischen Boten, die sich hochfahrend und wenig ehrerbietig zeigten,[1]) trafen auch mecklenburgische und preußische Gesandte ein, um den Druck auf Galen zu steigern. Aber der Einfluß Fürstenbergs überwog; man entließ die Boten mit ausweichender Antwort und warf durch eine Reihe entschiedener Maßregeln den gefährlichsten Gegner, Jasper Münster, zu Boden. Dünamünde und Ascheraden fielen in Fürstenbergs Hände, Münster

1) Inter prandendum (Lancki) cum surgere ad reddendam urinam vellet supra mensam saltavit, ac magistro non surgere jusso exivit. . . . Lancki fühlte sich beleidigt, weil ihm nicht der oberste Sitz bei Tafel angewiesen war. Schirrmacher l. l. II, 341.

floh zum Erzbischof und, da er sich auch dort nicht sicher fühlte, schließlich nach Littauen.

Inzwischen war es gelungen, einen Brief des Erzbischofs aufzufangen, in welchem dieser seinem Bruder, dem Herzog von Preußen, offen von seinen gegen den Orden gerichteten Plänen sprach. Man hatte damit das Material in Händen, um den Hochverrath Wilhelms den polnischen Gesandten wie den Ständen gegenüber zu beweisen. Ganz Livland war in Entrüstung und am 16. Juni 1556 kündeten alle Stände dem Erzbischof als Landfriedensbrecher die Fehde an.

In Voraussicht dieser Entwickelung hatte auch Sigismund August, der entschlossen war, den Erzbischof nicht fallen zu lassen, eifrig gerüstet. Der Krieg wurde unvermeidlich, als eben jener Caspar Lancki auf dem Wege nach Kokenhusen, dem Residenzschlosse des Erzbischofs, von Leuten des Vogtes von Rossiten angehalten und erschlagen wurde, wenige Tage danach aber der innere Krieg in Livland zum Ausbruch kam. Der Erzbischof zeigte sich der Ordensmacht nicht gewachsen. Seine Burgen und Schlösser wurden genommen, am 29. und 30. Juni er selbst und Christoph von Mecklenburg genöthigt, sich gefangen zu geben. Das Erzstift Riga ward sequestrirt und vorläufig den Bischöfen von Dorpat und Oesel zur Verwaltung übergeben.

Nun aber regten sich von allen Seiten die Feinde des Ordens und auch seine Freunde riethen, einen Kampf zu vermeiden, der für den Bestand des Ordens gefährlich werden könne. Die polnische Partei im Orden wurde wieder laut. Mehrere Monate hindurch fanden Verhandlungen statt unter Vermittelung des Kaisers, Dänemarks, Pommerns, Mecklenburgs und Preußens. Da starb im Mai 1557 Heinrich von Galen und Wilhelm von Fürstenberg ward sein Nachfolger. Es ist ein Zeichen des niedergehenden Sternes der Ordensmacht, daß er trotz redlicher Anstrengung nicht mehr als 7000 Deutsche, einen Haufen Bauern und einige Fähnlein Landsknechte zusammenzubringen vermochte. Sigismund August aber stand hart an der kurländischen Grenze bei Poswol mit 80 000 Mann. Geriethen beide Heere aneinander, so konnte die Niederlage Fürstenbergs nicht zweifelhaft sein.

Wir sehen nicht klar, wodurch der Meister verhindert wurde, eine stärkere Heeresmacht zusammenzubringen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die principiellen Gegner seiner Politik ihm Hindernisse in den Weg legten, die unüberwindlich waren und auch das Eine, was übrig blieb, unmöglich machten, mit der entschlossenen Minderzahl die Uebermacht niederzuwerfen. Unzweifelhaft wäre Fürstenberg persönlich auch zum Aeußersten bereit gewesen. Aber plötzlich sehen wir die livländische Kriegsthätigkeit wie gelähmt — es blieb zuletzt nichts übrig, als auf die Bedingungen einzugehen, welche Sigismund August setzte. Am 5. September erhielt Fürstenberg den Bescheid, daß Erzbischof Wilhelm und der Coadjutor in ihre frühere Stellung wieder einzusetzen seien, daß der Meister aber persönlich vom Könige in Poswol sich Verzeihung holen solle.

Verzweifelt genug müssen die Verhältnisse gelegen haben, um einen Mann vom Stolze und Selbstbewußtsein Fürstenbergs zu solcher Demüthigung zu nöthigen. Er hat, wie sauer es ihm werden mochte, zu Poswol seinen Fußfall vor dem Könige gethan und danach ein Friedensinstrument erlangt, das die moralische Niederlage Livlands für alle Zeiten besiegelte.

Die Urkunde versprach eine allgemeine Amnestie, sicherte dem Erzbischof die Gerichtsbarkeit über Riga und nahm, zum deutlichen Zeichen für den Antheil, den er an den Intriguen Wilhelms gehabt hatte, auch Albrecht von Preußen in den Frieden auf.

Die Hauptsache aber war, daß wenige Tage darauf ein Vertrag unterzeichnet wurde, durch welchen der Orden und Polen sich zu Schutz und Trutz wider den Moskowiter verbanden. Es wollte wenig besagen, daß dieser Vertrag erst nach Ablauf der beiderseitigen Stillstände mit Moskau in Kraft treten sollte. Der Nachtheil für Livland lag darin, daß nicht festgesetzt wurde, in welcher Weise die polnische Hilfe stattzufinden habe und welchen Lohn Polen im äußersten Falle zu fordern berechtigt sei. Es blieb eben Alles offen und unbestimmt — klar war nur das Eine, die Herausforderung, welche dieses Bündniß in den Augen Iwans bedeuten mußte.

Daß Christoph von Mecklenburg seine Stellung als Coadjutor behielt, verstand sich von selbst. Auf eine Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten aber hat Sigismund August ausdrücklich verzichtet.

Nun unterliegt keinem Zweifel, daß Sigismund August dem Orden in jenen Tagen noch weit härtere Bedingungen hätte abzwingen können. Aber die Gründe, welche ihn veranlaßten, sein militärisches Uebergewicht nicht voll auszunutzen, waren, recht betrachtet, doch für ihn zwingender Natur. Das Verhältniß, in dem Polen zu seinen nächsten Nachbarn stand, übte einen Druck aus, dem der König sich nicht entziehen konnte. So gern man es in Preußen gesehen hätte, wenn Livland schon jetzt ein polnischer Vasallenstaat geworden wäre, so wenig konnte man sich doch der Erwägung verschließen, daß die Erfüllung des Wunsches die größten Gefahren nach sich gezogen hätte. In Dänemark gedachte man der alten Ansprüche, die man seit den Tagen Waldemars III. auf Estland erhob, der Kaiser war noch immer nicht mit der Säcularisirung des Deutschen Ordens in Preußen ausgesöhnt und wollte keinerlei Steigerung der Machtstellung des Hauses Brandenburg dulden.

Und auch das religiöse Moment spielte mit. Man fürchtete eine Stärkung der ketzerischen Elemente in Polen durch die überwiegend lutherisch gesinnten Livländer und war in Wien wie in Rom geneigt, eventuell in Verbindung mit Rußland zu treten. In Folge einer frechen Fälschung, die in ihren Anfängen, wie wir sahen, auf Hans Slitte zurückgeht, glaubte man, daß Iwan für den Preis des Königstitels bereit sei, zur katholischen Kirche überzutreten. Da man in kaum begreiflicher Verblendung zu Rom des guten Glaubens war, daß es möglich sei, die katholische Kirche mit der russischen zu versöhnen, wandte Sigismund August alle Mühe daran, die Verleihung

des Königstitels an den Zaren zu hintertreiben. Erfolgte nun wegen der livländischen Dinge ein Bruch mit König Ferdinand, so tauchten aller Wahrscheinlichkeit nach jene Krönungs- und Unionspläne, deren Gefahr man auch in Polen weit überschätzte, wieder auf. Ein mit Rom versöhnter Herrscher von Moskowien hätte ja in der That eine ungeheuere Gefahr für die russischen Besitzungen Polens bedeutet. Endlich wußte man mit größter Sicherheit, daß ein Einrücken polnischer Truppen in Livland Rußland sofort zum Einschreiten veranlassen werde. Damit aber hätte der Krieg Osteuropas um das baltische Küstenland begonnen. Noch lebte man der Täuschung, daß es möglich sei, die Katastrophe zu vertagen, und der Friede zu Poswol ist der Ausdruck dieser Ueberzeugung. Unter günstigeren Voraussetzungen hoffte Polen seine Pläne gelegentlich wieder aufnehmen zu können.

Was man erreichte, war eine Vertagung der Krisis — nur täuschte man sich allseitig über die Dauer des Scheinfriedens.

Prüfen wir die Lage des Ordens nach dem Tage von Poswol, so hatte er sich wohl stark genug gezeigt, um die inneren Feinde für den Augenblick niederzuwerfen, aber nicht gut machen ließ sich die Thatsache, daß er Polen gegenüber sich gedemüthigt hatte, ohne auch nur das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Der erste Versuch einer Mobilisirung nach langer Friedenszeit war kläglich mißglückt. Nicht nur das Ansehen des Landes nach außen hin, auch das Selbstvertrauen der Livländer litt darunter aufs Schwerste. War auch die persönliche Tapferkeit der Einzelnen nicht in Frage gestellt, so hatte sich doch ergeben, daß die militärische Disciplin im Orden und der militärische Zusammenhalt der Vasallenschaften völlig gelockert war. Kaum ein Viertel der Vasallen hatte dem Aufgebot des Meisters Folge geleistet — die Autorität der vorwiegenden Macht in der livländischen Conföderation war aufs Aeußerste compromittirt. Da nun der Friede zu Poswol eine Stärkung der polnischen Partei im Orden bedeutete, steigerten sich die inneren Gegensätze noch mehr und das zu einer Zeit, da jenes polnisch-livländische Bündniß die Kriegsmacht des Zaren heraufbeschwören mußte.

Schneller, als irgend Jemand gemeint hatte, brach nun ein Verhängniß über das unglückliche Land herein, wie es in der Geschichte der abendländischen Staaten bisher nicht erhört gewesen war. Jener Rücken Polens, an den Moskau bis dahin als ersten Vorposten der abendländischen Christenheit gestoßen, war selbst halb russisch und hatte in dem steten Wechsel von Krieg und Frieden weniger gelitten, als man bei der barbarischen Kriegführung beider Theile meinen sollte. Wenig zahlreiche Städte, eine an volle Ansässigkeit nicht gewöhnte, auf weite Räume verstreute Bevölkerung konnte zeitweiligen Verheerungen sich leichter entziehen und sie darum auch leichter ertragen als die ganz anders geartete deutsche Colonie an der Ostsee. Hier drängte sich Stadt an Stadt, Burg an Burg, überall erhoben sich stattliche Edelhöfe und auch in bäuerlichen Kreisen herrschte ein Wohlstand, wie er in Polen und Rußland unerhört war. Eine alte in sich zusammenhängende Cultur kann,

einmal gebrochen, nur unendlich schwer sich zur vorigen Blüthe wieder erheben. Der 23 jährige Krieg, der nun den livländischen Boden verheerte, hat fast zur Unkenntlichkeit Land und Leute verdorben.

Fürstenberg hatte seinen Frieden zu Poswol geschlossen, weil er auf einen allgemeinen Krieg um Livland nicht vorbereitet war und von der Grenze drohende Botschaften einen bevorstehenden Angriff Moskaus in Sicht stellten. Unmöglich konnte er gleichzeitig gegen Polen und Iwan kämpfen.

Nun erinnern wir uns des russisch-livländischen Friedens von 1554. In demselben war ausdrücklich zugesagt worden, daß ein Bündniß, wie es in Poswol vereinbart wurde, nicht stattfinden solle. Iwan konnte mit Fug und Recht dem Meister Bruch des Vertrages vorwerfen und die Thatsache, daß der Meister einen Fußfall vor dem Könige von Polen, seinem Feinde, gethan, beleidigte seinen Stolz. Er ließ sich verlauten, er wolle den Meister schon dazu bringen, daß er auch von ihm Gnade begehren sollte.

Schon 1554 hatte er einen Boten nach Dorpat abgefertigt, der den bezeichnenden Namen Terpigorew, d. h. Dulde-Leid [1]) trug, und sich den Vertrag bekräftigen lassen. Die drei Jahre, welche man für Auszahlung des Tributes gesetzt hatte, waren verflossen, und um der lästigen, in ihrer Höhe und Unbestimmbarkeit kaum zu erschwingenden Zahlung zu entgehen, zogen im Februar 1557 livländische Boten nach Moskau. Aber der Zar ließ sie überhaupt nicht vor: wenn der Tribut nicht gezahlt werde, wolle er mit Gottes Hilfe sich sein Recht — das Recht des Stärkeren — aus den ganzen Livlanden selbst holen. Zugleich erhielt der Fürst Tschastunow den Befehl, unterhalb Iwangorods, gegenüber dem livländischen Narva, eine Befestigung anzulegen. Vergeblich suchte eine zweite Gesandtschaft, die zu Ende des Jahres abgefertigt wurde, erträglichere Antwort und Erneuerung des Stillstandes zu erlangen. Weder von einer Vermittelung des Kaisers, noch von einer Ermäßigung seiner harten Forderungen wollte Iwan etwas wissen. Er verlangte nicht nur den vollen Zins für die lebende Generation, wie für alle inzwischen Verstorbenen, sondern außerdem noch 50 000 ungarische Gulden als Ersatz der von ihm aufgewandten Kriegskosten. Da die Gesandten nicht genügend bevollmächtigt waren, um diese unerhörten Verpflichtungen zu übernehmen, schickte Iwan sie zurück. Am 16. Dezember 1557 verließen sie Moskau. Vom November datirt die Kriegserklärung des Zaren. Er faßt in derselben alle Beschwerden zusammen, die er und die Seinen gegen Livland geltend machen konnten, und kündigte an, er wolle von den Livländern suchen, soviel ihm der Allmächtige Beistand gebe. Das Blut aber, das vergossen werde, solle nicht ihn, sondern die Livländer vor Gott anklagen. Das Verhängniß des russischen Krieges war nicht mehr abzuwenden.

1) In seiner Kriegserklärung nennt Iwan ihn Terpi-bole, was ebenfalls Dulde-Leid bedeutet und wohl beweist, daß der Name gewissermaßen als Omen für Livland dienen solle.

Fünftes Kapitel.

Der Untergang des Deutschen Ordens.

Fürstenberg war bei der drohenden Gefahr nicht unthätig geblieben. Da ohne Zweifel der erste Angriff auf Dorpater Gebiet zu erwarten war, schrieb er dem Bischof von Dorpat Hermann Wessel, um ihn zur Vertheidigung der Grenze zu veranlassen, und erbot sich ihm mit Landsknechten und Reitern zu Hilfe zu kommen. Der Bischof aber dankte höflich, er hoffe, es werde unnöthig sein, die Botschaft werde gewiß Frieden mit dem Moskowiter schließen. Seine Räthe und der Stiftsadel wollten keine Landsknechte annehmen. Man fürchte die Zuchtlosigkeit derselben. Immer sei es noch besser, von Feinden als von Freunden zu Grunde gerichtet zu werden. Er meinte genug zu thun, wenn er die Ritterschaft um Dorpat zusammenzog. Bis zuletzt verließ ihn seine Vertrauensseligkeit nicht. Wenn er auch gegen Ende des Jahres sich bereit fand, Hilfe vom Meister anzunehmen, so bat er doch noch am 16. Januar 1558, der Meister möge nicht zu sehr eilen. Auch dem Adel im Revalschen hatte Fürstenberg geschrieben, damit dieser die Grenzen besetze. Am 7. Januar ging ein allgemeines Aufgebot durch das ganze Land. In Reval aber wurde gerade damals eine Hochzeit gefeiert, zu welcher fast der gesammte Adel aus Harrien, Wirland und dem Stifte Dorpat versammelt war. Der Brief des Meisters, der zur Grenzwacht rief, wurde — um die Festfreude nicht zu stören — in wohl beispielloser Frivolität unterschlagen. Hier lebten sie, erzählt in sittlichem Zorn ein Zeitgenosse, in Saus und Braus und meinten, sie wären in König Johanns Land.

Am 22. Januar 1558 waren die Russen unter Führung des Fürsten Michail Wassiljewitsch Glinski, eines Bruders der Zarin, Daniil Romanowitsch, und des ehemaligen Zaren von Kasan, Schig-Aley, in drei Reiterhaufen, etwa 70 000 Mann stark, in Livland eingeritten. Sie fanden das Land ganz ungeschützt. Die wilde, meist aus Tataren, Tscherkessen und Mordwinen bestehende Horde hatte den Auftrag umzukehren, wenn der Meister mit den Bischöfen gerüstet an der Grenze stehe. Iwan wollte sie erproben lassen, ob die gefürchteten Eisenritter des Ordens noch dieselben seien wie vor 50 Jahren.

Da sie auf keinen Widerstand stießen, verheerten die Feinde um so schrecklicher das in seiner Vereinzelung wehrlose Land. Sie drangen, ohne sich irgend durch zeitraubende Belagerungen aufzuhalten, bis hart vor die Mauern Dorpats, verwüsteten Estland bis vier Meilen vor Reval und näherten sich, überall raubend und sengend, bis auf sieben Meilen der Hauptstadt Riga.

Es war nicht möglich, sie zu fassen. Wo sie auf festen Widerstand stießen, machten sie auf ihren schnellen Rossen Kehrt, der Meister aber konnte sie mit den Schaaren, die er an sich gezogen hatte, nicht einholen. Der neuen Kriegskunst des Ostens zeigte die Schwerfälligkeit abendländischen Kriegswesens, der ungeheueren Uebermacht die Tapferkeit der Einzelnen sich nirgends gewachsen.

So war das Resultat des Zuges eine entsetzliche Verheerung des Landes und ein blinder Schrecken, der sich Aller bemächtigte. Als von Mitte Februar bis Anfang März die Feinde mit unermeßlicher Beute abzogen, hat Fürstenberg sein Möglichstes gethan, um eine Organisation der Heeresmacht des Landes zu Wege zu bringen. Aber er stieß auf allgemeine Entmuthigung. Und das war kaum wunderbar, wenn man der Bestialität gedenkt, mit der die tatarisch-russischen Heerhaufen während ihres kurzen Aufenthaltes auf livländischem Boden gehaust hatten. Ein Zeitgenosse (Salomon Henning, der vertraute Rath Kettlers) schildert ihr Treiben folgendermaßen: „Der oberste Feldherr dieses Zuges nennt sich einen tatarischen Kaiser, Zerzigalei, welcher gar tyrannisch in demselben Zuge gewüthet und getobt. Denn er schwangere Frauen voneinander gehauen und junge Kindlein an die Zaunstecken gespießet, alte und junge Leute niedergeworfen, sie in den Seiten aufgeschnitten, Büchsenpulver darein gestreut und die armen Leute ohne einig Erbarmen auseinander gesprengt. Item Unzähligen die Halsknochen an der Gurgel entzwei gehauen, und sie so mit halbabgehauenen Halsen liegen lassen, bis sie mit großer Angst und Schmerzen in ihrem Blut erstickt . . . Sie haben ihrer auch Viele mit fettem Kienholz gespickt, gebunden und zu Tod verbrennen lassen . . . . . . Summa, wer kann vor Herzeleid alle Grausamkeit desselben tatarischen Wütheriches erzählen.“ Diese Schilderung, bei der wir die empörendsten Rohheiten fortgelassen haben, weil unser Gefühl die bloße Erinnerung nicht erträgt, wird durch unser urkundliches Material vollauf bestätigt. Es war die Art, wie Moskau den ersten Versuch machte, im Abendlande festen Fuß zu fassen!

Der in Wolmar am 12. März 1558 zusammentretende Landtag beschloß nach langen Verhandlungen am 29. des Monats, durch Zahlung von 60 000 Thalern den Frieden von Iwan zu erkaufen und zu diesem Zweck sogleich eine Gesandtschaft nach Moskau abzufertigen, aber in völliger Verkennung der Lage erhielten die Gesandten zugleich den Auftrag, nicht allein mit allem möglichen Fleiß die vom Moskowiter geforderte und von den Gesandten bewilligte Summe des Tributs abzuhandeln, sondern ihn auch zu erinnern, wie „unverschuldeter Sachen er das arme Stift Dorpat und einen großen Theil des Landes verwüstet und verheert habe.“ Man habe das Geld gewilligt, um Frieden zu haben, und hoffe, daß er nun als ein christlicher Herr sie nicht weiter betrüben werde. Im Fall aber der Moskowiter nicht zu erweichen, noch ihm die ganze Summe abzuhandeln sei, sollen die Gesandten versuchen, wenigstens einen Theil der Willigung abzuhandeln.

Als ob derartige, man möchte fast sagen, sentimentale Vorstellungen irgend Aussicht haben konnten, bei den Moskauer Politikern zu verfangen. Daß man sich übrigens nicht unbedingt auf den Erfolg dieser Botschaft verließ, zeigen die gleichzeitigen Anordnungen zur Vertheidigung der Grenze. Auch charakterisirt es die allgemeine Stimmung, wenn der Landtag die schreckliche Verwüstung als eine Strafe Gottes für die vielfältigen und großen Sünden betrachtete, die im Schwange seien, und den Beschluß faßte, eine

Reformation vorzunehmen, durch welche alle Mißbräuche, falsche Lehre und Ceremonien in den Kirchen abgeschafft würden. Man wollte gelehrte und tüchtige Prädicanten ins Land ziehen, Deutschen wie Undeutschen die rechte, reine, biblische und apostolische Lehre predigen, endlich für ganz Livland eine Kirchenordnung, „die von christlichen, evangelischen Theologen gestellet und approbiret,“ ins Werk setzen.

Es war das erste offene Bekenntniß des gesammten Landes, Orden, Erzbischof und Bischöfe mit eingeschlossen, zur evangelischen Lehre, aber wie wenig besagte ein solcher Beschluß in diesem Augenblicke. Es waren lauter gute Vorsätze, die nicht zur Ausführung gediehen. Der Gedanke, an eine Säcularisation der Stifter zu schreiten, wie sich aus der Thatsache der Lösung von der alten Lehre mit innerer Nothwendigkeit ergab, ist den Zeitgenossen überhaupt nicht in den Gesichtskreis getreten. Das Grundübel des Landes, die politische Demoralisation, ließ sich auf dem Wege von Landschaftsschlüssen nicht beseitigen; auch ist nichts Erhebliches nach dieser Richtung geschehen. Männer machen Geschichte, in Livland aber fehlte es an einer Persönlichkeit von ausreichender Energie und rücksichtsloser Entschlossenheit, um das durch Wohlleben verweichlichte und durch Parteihader politisch verdorbene Geschlecht aus seiner Lethargie aufzurütteln. Fürstenberg, dem es weder an gutem Willen noch an Einsicht fehlte, hat dem Getriebe von Sonderinteressen, das ihn wie mit einem Netz umfing, den rettenden Entschluß nicht entgegenzusetzen gewußt. Man darf sogar die Frage aufwerfen, ob unter den gebotenen Verhältnissen die Rettung überhaupt noch zu finden war? Jedenfalls nicht, wenn man sie von außen her erwartete. Weder im Reich, dessen trübste und dunkelste Zeit gerade damals begonnen hatte, noch in Schweden, Dänemark oder Polen hatte der Orden Freunde. Sie Alle waren nur von dem einen Gedanken erfüllt, für sich etwas zu erringen, wenn die deutsche Colonie am Baltischen Meere zusammenbrechen sollte. Mit guten Vorsätzen, Hilfsgesuchen und guten Redensarten ließ sich Livland nicht retten — schon während die Gesandtschaft noch auf dem Wege nach Moskau war, zeigte sich, daß es überall in den Fugen der livländischen Conföderation krachte.

Geheime Verhandlungen mit Schweden, mit Polen und Preußen, ja sogar mit Rußland waren in Gang: die Bischöfe aufsässig, die Ritterschaften unbotmäßig, der Erzbischof und sein nichtsnutziger Coadjutor, Christoph von Mecklenburg, noch vom letzten Kriege her verstimmt, im Orden selbst ein heimlicher Zwiespalt, der zunächst darin seinen Ausdruck fand, daß der zum Comtur von Fellin gewählte ehemalige Comtur von Dünaburg, Gotthard Kettler, immer mehr in den Vordergrund trat.

Wir sehen ihn erst vom Hinterhalte aus, dann offen den Rettungsplänen des Meisters entgegenwirken. Während Fürstenberg bei Kaiser und Reich um Hilfe bitten ließ — wie schmählich seine Hoffnungen zu Schanden wurden und wie ganz unfähig die zerfahrenen Reichsstände waren, über ihre nächsten Interessen hinaus sich zu allgemein nationalen Gedanken und Entschlüssen zu

erheben, ist sattsam bekannt —, während er, soweit sich das erreichen ließ, die Kriegsmacht des Ordens zusammenfaßte, hatten die Gesandten den schweren Weg nach Moskau zurückgelegt. Iwan fand es nützlich, sie auf der Reise nach Möglichkeit aufzuhalten, und als sie endlich anlangten, hatte sich die Lage so sehr zu Gunsten Rußlands verändert, daß ihre Mission scheiterte.

Der vereinbarte Stillstand war, wir können nicht nachweisen, durch wessen Schuld, zwischen Narva und Iwangorod gebrochen worden. Ein Angriff der Russen, durch eine verrätherisch angelegte Feuersbrunst begünstigt, brachte am 11. Mai die Stadt in ihre Hand, und da sich an diesen ersten Erfolg weitere Eroberungen der Russen knüpften, sah sich Iwan in seiner Hoffnung bestärkt, daß es möglich sein werde, das ganze Livland zu gewinnen. Als die Gesandten am 5. Juni 1558 ihren Bescheid erhielten, mußten sie hören, daß der Zar ihre 60 000 Thaler nicht annehmen wolle. Der Bischof von Dorpat, Hermann, habe sich erboten, ihm Stadt und Stift in die Hände zu spielen, wenn der Zar die Privilegien bestätigen und den Bischof in Amt und Würden lassen wolle. Es lag nahe, auch bei anderen livländischen Gebietern ähnliche Treu- und Muthlosigkeit zu erwarten, da die Zerfahrenheit des Landes für den Zaren kein Geheimniß sein konnte. Sein Bescheid lautete daher auch stolz genug: Er wisse sehr wohl, wie der Meister erst kürzlich vor dem Könige von Polen das Haupt geschlagen und sich gedemüthigt habe, ein Gleiches verlange auch er. Wenn der Meister, die Erzbischöfe und die Bischöfe selber zu ihm kämen, ihm seinen Willen zu thun und das Haupt vor ihm zu beugen, dann wolle er sie begnadigen, wie es ihn billig dünke. Kämen sie aber nicht, dann wolle er keine Schuld tragen an dem Blut, das um Livland fließen werde. Mündlich aber soll er gesagt haben, um Narva zu behaupten, wolle er sein ganzes Land darauf verschießen, auch Dorpat und Reval nehmen und den Meister verfolgen, wohin immer er ziehe.

Mit größter Energie hat man dann von russischer Seite den Krieg aufgenommen. Der Osten in voller Aufrüstung rückte gegen den verlassenen und verdorbenen Vorposten deutscher Cultur heran. Nur wenige Orte waren im Stande, die russischen Heerhaufen abzuschlagen. Auch Neuhausen, das Georg Uexkull mit äußerster Tapferkeit vertheidigte, mußte sich in Folge einer Meuterei der Söldner ergeben. Fürstenberg aber, der mit 8000 Mann bei Kirempee lagerte, um sich dem russischen Wojewoden Peter Schuisky, der mit 60 000 Mann im Stifte Dorpat heerte, entgegenzuwerfen, wurde, nachdem er 6 Wochen lang durch die Intriguen seiner Gegner am Schlagen verhindert worden war, schließlich genöthigt, am 1. Juli Schloß und Hakelwerk zu verbrennen und nach Walk zu ziehen, wo ihm Kettler zum Coadjutor aufgedrängt wurde.

Damit hatte die Partei, welche den Meister ganz beseitigen wollte, in dem ehrgeizigen und eigennützigen Mann ihr Haupt gefunden. Gleich die ersten Tage des neuen Regiments brachten einen unersetzlichen Verlust. Kettler, den die Idee der polnischen Allianz in die Höhe gehoben hatte, trug durch die Hast, mit der er seine Pläne verfolgte, die Mitschuld an dem Falle von

Dorpat, das am 18. Juli, neun Tage nach der Wahl des Coadjutors und nach einer kurzen Belagerung, die kaum eine Woche dauerte, in schmählicher Capitulation sich dem zarischen Wojewoden ergab. Es war wie nach dem Tage von Tannenberg im preußischen Hauptlande des Ordens: Muthlosigkeit, Verrath, Eigennutz und politisch-militärische Demoralisation, die das Verderben herbeiführten. Nur daß in Livland kein Held erstand wie der Vertheidiger der Marienburg und daß die Russenmacht von 1558 weit schrecklicher war als die der littauischen Vettern im Jahre 1411. Näher liegt der



Stadtsiegel von Dorpat.

Umschrift: †SIGILLUM : CIVITATIS : TARBATENSIS. Im Felde Stadtthor in gezinnter Mauer mit aufgezogenem Fallgatter, darunter ein sechsstrahliger Stern in einem nach oben geöffneten Bogen. Zu beiden Seiten des Hauptthores zwei Thorthüren mit Pforten; zwischen den Thürmen Schwert und Schlüssel gekreuzt.

Vergleich mit der Lage Preußens um 1525. Aber auch damals war, obgleich Albrecht von Brandenburg und Kettler manche verwandte Züge zeigen, in Preußen die Noth geringer und der Mann kräftiger, der sie zu bestehen wußte. Kettler ist ein abgeblaßtes Nachbild des ersten Herzogs von Preußen.

Der Eindruck, den der Verlust der starken wohlbemannten Festung machte, wirkte niederschmetternd. Der Comtur von Reval fand sich bereit, Schloß und Gebiet dem Könige von Dänemark abzutreten. Eine ganze Reihe von Schlössern wurde von der deutschen Besatzung in Stich gelassen und verbrannt, die Bürger der kleinen Städte suchten mit Weib und Kind Sicherheit in der Ferne; nirgend mehr konnten größere Truppenkörper zusammengebracht werden, weil

Jedermann nur an die eigene Rettung dachte: der Erzbischof von Riga wie die Bischöfe, die Städte wie der Orden. „Dies Alles," erzählt ein Zeitgenosse, „machte großen Zwist und Zwietracht im Lande und Einer wälzte die Schuld des Jammers auf den Anderen. Die Ordensleute beschuldigten den Adel, daß er nicht mit ihnen zu Felde ziehen, sondern große Herren und Könige zu Oberhäuptern haben wolle. Der Adel wiederum gab dem Orden schuld, daß er keine Landsknechte ins Land schaffe, es zu beschirmen; die Bürgerschaft schalt auch auf den Adel, der nicht an den Feind wolle und doch sonst auf Hochzeiten und Kindtaufen mit schönen Hengsten zu prahlen und zu stolziren verstand. Dagegen schalt der Adel auf die Bürger, daß sie die Städte so verrätherisch aufgegeben hätten, wie zu Narva und Dorpat geschehen. Die armen Bauern endlich schalten insgemein auf Orden, Adel und Bürger: man könne sie wohl schinden und plagen, aber nun, da man sie beschützen solle, wäre Niemand vorhanden und lasse man sie in der Noth stecken." Es war ein Mißtrauen Aller gegen Alle, das zum natürlichen Verbündeten des Feindes wurde.

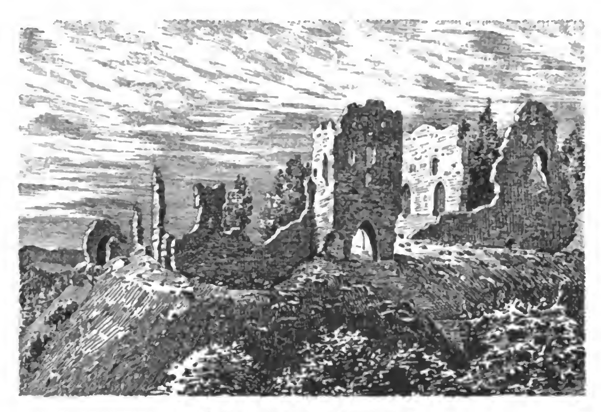
Nur in rascher Skizze verweilen wir bei der weiteren Entwickelung, die zu völligem Zusammenbruch des livländischen Staatskörpers führte.

Während Estland und Oesel sich erboten, dänische Herrschaft anzunehmen, wünschten Erzbischof und Coadjutor die Schutzherrschaft Polens, der Meister schwedische Hilfe. Alle Vermittelungsversuche, die von außen her an Iwan herantraten, wurden von dem siegestrunkenen, seiner Beute sicheren Zaren zurückgewiesen. Er rechnete mit Bestimmtheit darauf, des ganzen Landes Herr zu werden. Schon im Herbst 1558 waren zwanzig feste Plätze in seinen Händen, Schuisky hatte damals bereits Reval und vielleicht auch Riga aufgefordert, sich ihm zu ergeben. Die überall entstehenden russischen Kirchen zeigten, daß er das Land zu behaupten dachte.

Erst der Oktober brachte dem Orden einige Erfolge. Kettler eroberte Ringen zurück und griff sogar in das pleskauische Gebiet ein, so daß er zu Ende des Jahres eine ziemlich starke Defensivstellung behauptete. Aber schon im Januar 1559 drang ein neues russisches Heer verwüstend an Riga vorbei, bis nach Kurland hin. Nur der drohende Anfall der krimschen Tataren und in zweiter Linie die Vermittelung Dänemarks bewogen Iwan, auf einen sechsmonatlichen Stillstand einzugehen, der vom 1. Mai bis zum 1. November dauern sollte. Das gesammte dorptische und wesenbergische Gebiet nebst allen eroberten Plätzen blieb, als trennender Keil zwischen den nördlichen und südlichen Ordenslanden, unter starker militärischer Deckung in Händen der Russen.

Bevor der Stillstand ablief, ist die Entscheidung über die Zukunft des Ordensstaates gefallen. Wir wissen bereits, wie livländische Hilfgesuche an das deutsche Reich, an Schweden, Polen und Dänemark gegangen waren. Gustav Wasa war zu alt, um den Entschluß für eine in ihren Folgen unübersehbare Entscheidung zu treffen. Die dänischen Verhandlungen sind vom Bischof von

Oesel und zu dessen persönlichem Vortheil, nicht zu dem des Ganzen gepflogen worden. Im deutschen Reiche faßte man den unfruchtbaren Beschluß, durch eine Gesandtschaft beim Moskowiter für Livland zu wirken, und versprach schließlich eine Beihilfe von 100 000 Gulden, welche von Lübeck, Hamburg und Lüneburg vorgeschossen werden sollte, deren Zahlung aber nie erfolgt ist. So blieb nur Polen, wo Kettler die Verhandlungen in seine eigennützigen Hände nahm. Auch dort stießen die livländischen Hoffnungen auf unerwartete Schwierigkeiten. Man wollte in Littauen nicht an ein so weitsehendes Unternehmen gehen, zumal die religiösen Gegensätze und die Revision der Rechte



Ruinen der Ordens-Burg Segewold.

noch nicht ausgetragen waren, Fragen, die dem Adel mehr am Herzen lagen als alle auswärtigen Erwerbungen. Dem Einfluß Radziwils und Sigismund Augusts persönlich ist es daher zuzuschreiben, wenn am 31. August 1559 ein Vertrag mit Kettler und am 15. September ein anderer mit Erzbischof Wilhelm zu Stande kam: Sigismund August wurde Schutzherr der Ordenslande und des Erzstiftes und versprach dagegen, alle Stände bei ihren Rechten, ihren Gütern und bei der Augsburgischen Confession (sacram religionem Confessionis Augustanae) zu bewahren, „jedoch vorbehältlich des heiligen Römischen Reiches daran habender Herrlichkeit und Gerechtigkeit.“ Der Preis, den Livland zahlte, bestand in der Uebergabe einer Strecke Landes mit den Gebieten Rossiten, Ludsen, Dünaburg und Sellburg, sowie alles Landes an der littauischen Grenze von Drujen bis Ascheraden nebst dem Gebiete von Bauske;

vom Erzstift: Marienhausen, Lennewarden und zwei Höfe. Sei der Krieg mit dem Moskowiter zum Abschluß gelangt, so solle Alles gegen Zahlung von 600 000 Gulden von Seiten des Ordens und 100 000 Gulden von Seiten des Erzbischofs wieder ausgeliefert werden.

Da nun am 26. September der Bischof von Oesel und Kurland sich mit Land und Leuten der Schutzherrschaft Dänemarks unterwarf, war der Zerfall des Ordensstaates hiermit zur unvermeidlichen Nothwendigkeit geworden. Es war nicht daran zu denken, daß jene Schutzherren die einmal ergriffene Beute fahren lassen würden. Auch dem Orden als solchem war durch einen geheimen Punkt der zwischen Kettler und Sigismund August getroffenen Vereinbarung das Todesurtheil gesprochen. Auf dem Landtage, der Ende August in Wenden zusammengetreten war, erklärte Kettler am 17. September, daß Sigismund August auf der Abdankung Fürstenbergs bestehe. Es blieb dem von Allen verlassenen Meister nichts übrig, als sich zu fügen und Kettler, der die übrigen Ordensgebieter schon für sich gewonnen hatte, als rechten Meister anzuerkennen. Auch die ihm ursprünglich überwiesenen Aemter durfte Fürstenberg nicht behalten; man fand ihn mit Fellin und Helmet ab, zog ihn zwar noch einige Zeit lang hinzu, wenn es sich um wichtige Entscheidungen handelte, bald aber wurde er bei Seite geschoben und Kettler ging seine eigenen Wege.

Die Lage Kettlers war schon durch den Rückhalt, den er bei Polen hatte, eine wesentlich günstigere als die seines Vorgängers. Die Gefahren, welche der Vertrag in sich schloß, traten noch nicht hervor und Kettler konnte auf den Erzbischof und eine große Partei im Orden mit Sicherheit zählen. Auch ist er ernstlich bemüht gewesen, Geld zu schaffen und Livland in besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Als die Russen unter dem Vorwande, daß der Waffenstillstand mehrfach gebrochen sei, den Krieg wieder aufnahmen, gelang es ihm, ihnen eine erste Niederlage beizubringen, aber er vermochte keine der von ihnen genommenen Städte zu entreißen. Er wollte Livland auf russischem Gebiete zurückerobern, vermochte aber den Widerspruch Christophs von Mecklenburg und des livländischen Adels nicht zu überwinden. Die Hoffnung, Dorpat und Lais wieder zu gewinnen, scheiterte an der tapferen Vertheidigung der russischen Besatzung, denn wenn auch die Russen von den deutschen Reitern und Landsknechten auf offenem Felde fast immer geworfen wurden, wenn ihre Ueberzahl nicht gar zu erdrückend war, in der Vertheidigung fester Plätze zeigten sie sich entschieden überlegen. Der Mißerfolg vor Dorpat aber wurde für den ganzen Feldzug entscheidend. Der günstige Augenblick zur Offensive war versäumt. Ein neu eindringendes russisches Heer nahm im Februar 1560 nach nur vierzehntägiger Belagerung das feste Marienburg, verwüstete Kurland und konnte nirgends zurückgeworfen werden. Kettler vermochte wegen steten Geldmangels seine Truppen nicht zusammenzuhalten, Littauen aber leistete keine Hilfe, sondern benutzte nur die Gelegenheit, um sich eine Reihe kurländischer Schlösser abtreten zu lassen. Dazu mußte Kettler es hinnehmen, daß Sigis-

mund August ihm wegen des Verlustes von Marienburg die bittersten Vorwürfe machte.

Die Gesammtlage Livlands aber verschlimmerte sich noch dadurch, daß Mitte April ein neuer Prätendent in der Person des Herzogs Magnus von Holstein auftrat. Er war, wie der unfähige Coadjutor des Erzbischofs, der an der Schürze seiner Mutter hängende Mecklenburger Christoph, fast noch Knabe und besaß keinerlei Eigenschaften, die ihn befähigt hätten, das Land von der Russennoth zu befreien. Die wenigen Knechte, die er mit sich führte, waren kaum der Rede werth und auch seine Geldmittel lange nicht ausreichend, um einen Krieg zu führen, wie er bevorstand.



Siegel von Johannes Münchhausen, Bischof von Oesel-Wiek.

Umschrift: Sigillum • majestatis • IOANNIS • dei • gracia • episcopi • osiliensis • Im Felde ein Tabernakel, in diesem Johannes der Täufer mit dem Evangelium in der Hand und Johannes der Evangelist, den in seiner Linken haltenden Kelch segnend; zwischen beiden das agnus dei; in den beiden Seitenabtheilungen je ein Engel. Am Fuße des Siegels der betende Bischof, rechts von ihm das Stiftswappen, links sein Familienwappen, ein schreitender Mönch. An einer Urkunde vom 23. Juni 1543 im Raths-Archiv zu Reval. Originalgröße.

Die schon erwähnten Verhandlungen des Bischofs von Oesel hatten durch den Vertrag vom 26. September 1559 ihren Abschluß gefunden. Magnus von Holstein wurde zum Nachfolger Münchhausens gewählt und ohne Weiteres auf Oesel von Domkapitel und Stiftsadel anerkannt. Mit 30000 Thalern dänischen Geldes und dem, was er selbst rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatte, konnte Münchhausen sein gefährdetes Bisthum verlassen. Es war ein schnödes Handelsgeschäft, in welchem der persönliche Vortheil des Bischofs der ausschlaggebende Factor war. Um die schweren Verwickelungen, welche nothwendig erfolgen mußten, hat er keinerlei Anfechtungen zu bestehen gehabt.

Zum Bisthum Oesel gehörte auch die nächstgelegene Küste des Festlandes, die Wiek mit der Stadt Hapsal, und Magnus gewann eine bedeutende politische Stellung, als jetzt auch der Bischof von Reval, Moritz Wrangel, ihm in gleich gewissenloser Weise sein Stift übertrug. Mit Recht war Kettler aufs Aeußerste entrüstet wegen dieses Verfahrens der geistlichen Herren. Namentlich über Münchhausen, der sich ausdrücklich verpflichtet hatte, nie einen Fremden

in sein Bisthum zu rufen. Es kam hinzu, daß ein Drittel von Oesel dem Orden gehörte und Magnus direct in die Rechte des Ordens eingriff, wenn er aus der Hand meuternder Söldner, welche den Ordensvogt Lüdinghausen Wolff gefangen setzten, Schloß Sonnenburg entgegennahm. Der dänische Königssohn fühlte sich in seiner Stellung um so sicherer, als er auf wohlwollendes Entgegenkommen Moskaus rechnete, mit dem Dänemark damals in verhältnißmäßig günstigen Beziehungen stand. Unmöglich aber durfte der Orden sein gutes Recht jedem fürstlichen Abenteurer preisgeben: zu dem Unglück des Russenkrieges schien jetzt ein neuer Krieg kommen zu müssen. Wenn irgend denkbar, war ein friedlicher Ausgleich zu finden.

In Pernau ist es darüber zwischen dem neunzehnjährigen Herzoge, dem alten Erzbischof und seinem Coadjutor Christian, sowie Gotthard Kettler zu einer Verhandlung gekommen: vier Prätendenten, von welchen keiner das Wohl des unglücklichen Landes vertrat, sondern jeder nur insofern im anderen einen Gegner sah, als er ihm die Pläne des eigenen Ehrgeizes störte. Immerhin war aber Kettler zur Zeit noch der Vertreter jener Idee, durch welche der Orden den Bestand der Livlande aufrecht zu erhalten dachte, der Wortführer des Einheitsgedankens, das Haupt der Organisation, welche das alte Livland, wenn auch nicht geschaffen, so doch ausgebaut und über drei Jahrhunderte lang gegen äußere und innere Feinde zu behaupten gewußt hatte. Es zeugt von der Noth, in welcher der Orden sich befand, wenn schließlich unter Vermittelung des Erzbischofs ein Waffenstillstand bis in die nächsten Pfingsten (1561) zu Stande kam. Man erkannte vorläufig die Ansprüche des Dänen an und dieser verpflichtete sich, einen Theil seiner Mannschaft zum Ordensheer stoßen zu lassen.

Als dieser Vergleich erfolgte, am 6. August 1560, war aber eine andere Entscheidung gefallen, von welcher der Orden sich nicht mehr erholen sollte.

Die russischen Heere, welche überall in Uebermacht erschienen, hatten inzwischen das mittlere und südliche Livland nach allen Richtungen verheert. So tapfer der Widerstand auch war, der ihnen im Einzelnen entgegengestellt wurde, es liegt dafür eine lange Reihe von Zeugnissen vor — die unselige Verzettelung der Streitkräfte hatte zur Folge, daß man ihnen nirgends ernstlichen Abbruch zu thun vermochte. Am 2. August 1560 aber, also gerade während jener Pernauer Tage, gelang es ihnen, bei Ermes den Landmarschall des Ordens, der mit wenig zahlreicher Mannschaft ihre Vorhut angriff und niederwarf, völlig aufs Haupt zu schlagen. Man hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ein russisches Heer von 12000 Mann im Hinterhalte lag. Unvermuthet sah sich die siegesfrohe kleine Schaar umzingelt, der größte Theil wurde niedergemacht, der Rest gefangen genommen. Der Verlust war um so empfindlicher, als in dem kleinen Heere die tüchtigsten Ordensgebieter und die Blüthe des einheimischen Adels beisammen gewesen waren. Der Landmarschall Philipp Schall von Bell, sein Bruder Werner, zwei Ordensvögte und 120 Ritter wurden gefangen nach Moskau geführt.

Dort hat der Zar sie in den Straßen mit Drahtgeißeln so lange peitschen lassen, bis sie niederfielen, und sie danach enthaupten lassen. Seither ist die deutsche Ordensfahne nie mehr gegen den Feind ins Feld geführt worden, der Orden hat sich an den Folgen des Tages von Ermes verblutet. Da aus eigener Kraft die Rettung nicht mehr möglich war, heißt fortan die Lösung nach allen Seiten hin: Rettung im Anschluß an eine auswärtige Macht. Schweden, Dänemark und Polen mußten die Herren Livlands werden, wenn es nicht den Moskowitern zufallen sollte. Das deutsche Reich, das nicht nur das nächste Recht, sondern auch die Pflicht hatte, das Erbe anzutreten, konnte thatsächlich nicht mehr als politischer Factor in den Angelegenheiten des Ostens gelten. Schon 1525 hatte es in dieser Beziehung seine Ohnmacht unzweideutig dargethan und in allen ost-europäischen Angelegenheiten politisch abgedankt.

Es war eine Folge der Niederlage bei Ermes und der schlecht beigelegten Zwietracht zwischen Magnus und den Livländern, wenn nun auch das wichtige Fellin verloren ging. Schon bei Ermes hatten die russischen Feldherren, die Fürsten Kurbsky und Mstislawsky, im Hinblick auf Fellin geschlagen, dessen Einnahme ihnen der Zar zum Ziel gesetzt hatte. Die starke, auf drei durch Mauern verbundene Anhöhen erbaute Festung war mit Geschütz vortrefflich versehen und der alte Meister Fürstenberg entschlossen, sie um jeden Preis zu behaupten, auch stand der nach Fellin geflüchtete Adel der Umgegend treu zu ihm.

In der Stadt, die unterhalb der Festung, ebenfalls durch Mauern mit ihr verbunden, lag, hatte man eine Besatzung von 250 Landsknechten aufgenommen, und da das Schloß erst nach Einnahme der Stadt angegriffen werden konnte, hatten die Knechte und die Bürger in der Festung eine vortreffliche Zuflucht für den Fall der äußersten Noth. Auch ging anfänglich Alles gut. Noch nachdem die Stadt durch Feuerbälle in Brand geschossen und eingeäschert war, wurden drei weitere Sturmangriffe der Feinde zurückgeschlagen. Aber der Mangel an baarem Gelde verdarb Alles. Sobald sich zeigte, daß es dem Meister nicht möglich sei, die versprochene Löhnung zu entrichten, knüpfte das vaterlandslose Gesindel der Landsknechte Verhandlungen mit den Russen an. Der Feind bot ihnen freien Abzug mit all' ihrer Habe, wenn sie ihm die Festung überlieferten. Fürstenberg, dessen geringe Mannschaft an Adel und Bauern nicht ausreichte, um die weitläufigen Werke zu besetzen, suchte vergeblich sie für sich zu gewinnen, vergeblich bot er ihnen seine Baarschaft und sein Geschmeide, vergeblich fiel er ihnen weinenden Auges zu Füßen, sie rissen ihm die Schlüssel von der Seite und meinten, es sei besser, daß der „alte Luhrer" zu Grunde gehe, denn daß so viel guter Gesellen vorloren gingen. Sie zwangen ihm einen Freipaß ab, raubten Alles, was an Kostbarkeiten des Meisters, des flüchtigen Adels und der Bauernschaft auf der Burg in Sicherheit gebracht war, und öffneten darauf der Abrede gemäß dem Feinde die Thore. Am 26. August 1560 wurde so Fellin russisch und Fürstenberg bald darauf als Gefangener nach Moskau geschleppt, wo er in Kolomna seine Tage beschlossen hat.

Die verrätherischen Knechte haben dann freilich ihres Raubes nicht genossen. Die Russen nahmen ihnen die Schätze und Waffen ab und gaben ihnen weiße Stöcke in die Hand, mit denen sie dann nach Pernau zu gepilgert sind. Nur wenige aber entgingen den Nachstellungen des Ordens, der, wo er der Verräther habhaft wurde, sie foltern und hinrichten ließ.

Aber gut zu machen war der Verlust von Fellin nicht mehr. Die stärkste Ordensburg wurde fortan zum Ausgangspunkt der weiteren Unternehmungen der Russen, die den kostbaren Besitz wohl zu hüten und zu behaupten verstanden. Und unverzeihlich war es doch, daß Fürstenberg nicht rechtzeitig Verstärkung erhalten hatte. Im ganzen Lande warf man Kettler vor, daß es seine Pflicht gewesen wäre, den alten Meister zu entsetzen, und auch heute machen seine Entschuldigungen und Erklärungen einen wenig befriedigenden Eindruck. Daher war die moralische Niederlage auch noch größer als die äußere Einbuße des Ordens an seiner Machtstellung. Selbst die heldenmüthige Vertheidigung von Weißenstein durch den jungen Ordensritter Caspar von Oldenbokum, der sich mit geringer Mannschaft fünf Wochen lang gegen die russische Uebermacht behauptete und sie schließlich zum Abzuge nöthigte, änderte daran nichts. Auf und ab heerten die Feinde im Lande, die Bauern erhoben sich gegen die Gutsherren, die unter der Führung Chotkiewiczs endlich anrückenden littauischen Präsidien und Hilfstruppen erlitten bei Wenden mehrere Niederlagen, die sie zum Rückzug über die Düna nöthigten, Herzog Magnus aber that nichts, um den bedrängten Landen Hilfe zu bringen. Von den Hoffnungen, die sich bei leichtgläubigen Gemüthern an seine Ankunft geknüpft hatten, ging keine in Erfüllung, vielmehr war er bestrebt, den allgemeinen Zerfall auszunutzen, um sich auf livländischem Boden eine eigene Herrschaft zu gründen. Sein Plan ging dahin, das dänische Herzogthum Estland wieder aufzurichten und demselben die Ausdehnung zu geben, welche durch List und Gewalt sich irgend gewinnen ließ. Während die Russen die von ihm beanspruchte Neutralität keineswegs anerkannten, hatte das theils voreilig, theils absichtlich verbreitete Gerücht davon die unglückliche Folge, daß viele Livländer in die Wiek flüchteten und dort mit Weib und Kind den in das offene Land einrückenden russisch-tatarischen Kriegshorden zur Beute fielen. Bald hatte man nur noch Hohn- und Spottlieder für Magnus. Er mußte selbst eine Zuflucht in Oesel suchen und auch hier wurde in Folge politischer Mißgriffe und steter Geldnöthe seine Stellung bald so schwierig, daß er im Herbste 1561 zu seinem Bruder König Friedrich nach Dänemark zurückkehrte. Friedrich war höchst unzufrieden. Eine Gesandtschaft des Ordens, die bald danach ebenfalls in Kopenhagen eintraf, um über Magnus Klage zu führen, fand die beste Aufnahme, und auf das Gebot des Königs mußte Magnus seinen Stillstand mit Kettler auf drei weitere Jahre, bis Pfingsten 1564, verlängern. Man war am dänischen Hofe zur Ueberzeugung gelangt, daß die in Livland gewonnene Stellung sich nur behaupten ließ, wenn Magnus beschränkt und Oesel in engere Verbindung mit Dänemark gebracht werde. Nur

unter Bedingungen, die ihm jedes selbständige Vorgehen unmöglich machten, gestattete Friedrich dem Bruder die Rückkehr. Magnus mußte versprechen, in Zukunft das Land nicht ohne Erlaubniß des Königs und nicht auf länger als zwei Monate zu verlassen, die Leitung der Regierungsgeschäfte einem vom Könige eingesetzten Statthalter, Dietrich Behr, zu übergeben, weder Bündnisse zu schließen, noch Krieg zu führen, wenn der König nicht vorher seine Genehmigung dazu ertheilt hätte, und sich einen Superintendenten als Haupt der Evangelischen in Oesel gefallen zu lassen. (Obligation Herzogs Magni vom 4. Mai 1561.) Reichlich mit Geld versehen, ist Magnus so am 18. Mai in Arensburg wieder eingetroffen, König Friedrich meinte, das Heft jetzt in Händen zu haben. Er hoffte, daß es einerseits gelingen werde, den Ordensmeister gegen Aufgabe der dänischen Ansprüche auf das Bisthum Kurland zur Abtretung Sonneburgs zu bewegen, andrerseits aber beauftragte er Dietrich Behr, durch geheime Verhandlungen Reval zu gewinnen und, wenn irgend möglich, die Anerkennung der dänischen Ansprüche von Rußland zu erlangen.

In Reval aber war die Zeit, welche Dänemark Aussichten geboten hatte, dahin. Unter den Eindrücken von Ermes und Fellin hatte man seit September 1560 die nie ganz abgebrochenen Beziehungen zu Schweden jetzt mit der entschiedenen Absicht aufgenommen, sich Gustav Wasa anzuschließen. Die kraftlose und erfolglose Haltung Kettlers, die Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit des Herzogs Magnus und die mehr als zweideutige Stellung, welche die in Kurland und in das südliche Livland eingerückten littauischen Truppen beobachteten, die gänzlich fehlende Aussicht auf eine Hilfe von Deutschland her drängten zu einem Abschluß mit Schweden. Wenn nun auch Gustav Wasa am liebsten die Aufrechterhaltung der Stellung des Ordens gesehen hätte und in diesem Sinne auf Rußland einzuwirken suchte, konnte er sich doch schließlich den Gründen nicht verschließen, welche dafür sprachen, daß Schweden nunmehr zugreifen müsse. Er war im Begriff, eine dahin zielende Entscheidung zu treffen, als am 27. September 1561 der Tod ihn überraschte. Der Regierungsantritt einer so leidenschaftlichen und ehrgeizigen Persönlichkeit, wie Erich XIV. es war, gab der Richtung in Stockholm das Uebergewicht, welche aus den livländischen Händeln an Land und Leuten zu gewinnen hoffte. Wie Polen, Rußland und Dänemark, wollte man auch hier wenigstens einen Theil der livländischen Beute an sich bringen. Gedanken, welche auf den Gewinn der gesammten Küste des Baltischen Meeres gingen, lagen nicht fern. Es kam darauf an, daß man rasch und entschieden in Estland zugriff. So hat der König auch gehandelt. Ein Gesuch Kettlers um Hilfe lehnte König Erich ab, nur für den Fall, daß sich Reval seiner Schutzherrschaft unterwerfe, wollte er zugreifen. Noch einmal haben sich dann sowohl die Ritterschaften von Harrien und Wirland, als auch die Stadt Reval an Meister Gotthard gewandt. Sie führten aus, wie nur schleunige und energische Hilfe es ihnen möglich mache, noch ferner zum Orden zu stehen, und verlangten bestimmte und feste Zusagen. Da Kettlers Antwort durchaus unbefriedigend ausfiel

und in Vertröstungen auf polnische Hilfe gipfelte, trat man den schwedischen Anerbietungen näher. Vom 30. April 1561 datirt die Aufforderung des Königs, sich ihm zu unterwerfen. Nach längeren Verhandlungen, fand dann die endgültige Vereinbarung mit seinem Abgesandten Klas Horn statt. Am 4. und 6. Juni verstanden sich Harrien, Wirland und Jerwen und die Stadt Reval dazu, die schwedische Oberhoheit anzuerkennen. Nur der von Oldenbokum vertheidigte Revaler Dom vermochte sich noch drei Wochen lang zu behaupten. Als endlich, da keinerlei Aussicht auf Entsatz vorhanden war, am 23. Juni die Kapitulation erfolgte, hatte damit die Ordensherrschaft in Estland für immer ihr Ende gefunden. Als schwedischer Statthalter bezog Claus Christiersen den alten Sitz der Ordenscomture von Reval. Die Privilegien, welche König Erich XIV. am 2. August 1561 einerseits den Ritterschaften, andererseits der Stadt Reval ausstellte, bezeichnen so den Schluß einer mehr als 300jährigen Entwickelung. Der politische Zusammenhang mit dem Mutterlande war gelöst und man mußte sich zufrieden geben, beim Uebergang unter fremde Herrschaft wenigstens den ideellen geistigen Zusammenhalt mit dem deutschen Wesen gewahrt zu haben, soweit das durch feierliche Zusagen und bindende beiderseitige Verpflichtungen möglich war. Inmitten der großen religiösen Gegensätze, die das Abendland zerrissen, hatte man wenigstens das Eine erreicht, in dem evangelischen Schweden die Gewähr für Aufrechterhaltung der reinen Lehre des Augsburgischen Bekenntnisses gefunden zu haben. Der nationale Gegensatz aber wurde weniger schwer empfunden als in der Folgezeit: die Schweden waren doch germanischen Geblütes, und wenn wir die in schwedischer Sprache ausgegangenen Schreiben in den Archiven des Revaler Raths nur hier und da durch niederdeutsche Worte erläutert finden, gewinnen wir den Eindruck, als hätten die deutschen Bürger die Vorstellung gehabt, nur einen abweichenden Zweig ihrer eigenen Sprache vor sich zu sehen. Man hat es nicht für nöthig befunden, irgend welche Bestimmung wegen der Sprache in die Reversale und Privilegien aufzunehmen.



Secretsiegel des Revaler Domkapitels.
Mit Kleeblättern verziert. In einem Vierpaß der Apostel Andreas, rechts unten ein vierstrahliger, links oben ein sechsstrahliger Stern: Secretum Capituli Revaliensis at Causas. Zuletzt gebraucht August 1559.

Es zeugt von den weiten Plänen, mit denen Erich XIV. sich trug, wenn sein Statthalter noch im August 1561 hoffen durfte, auch Riga für sich zu gewinnen. Ein bald danach mit Iwan geschlossener Stillstand sollte ihm die Möglichkeit bieten, die gewonnene Stellung den Ansprüchen Dänemarks und der Kriegsmacht Polens gegenüber zu behaupten.

Denn daß das übrige Livland polnisch werden mußte, soweit es nicht von den Russen behauptet wurde, konnte keinem Zweifel mehr unterliegen.

Kettler hatte sich noch einmal an Kaiser und Reich gewandt und die für Jedermann überzeugende Gewißheit erhalten, daß von dort her keine Hilfe zu erwarten sei. Als nun auch Pernau in die Hände der Schweden fiel, blieb nichts übrig, als den Forderungen Sigismund Augusts nachzugeben. Kettler hatte sich mit der Hoffnung getragen, daß es ihm gelingen werde, als polnischer Lehnsmann über ganz Livland sich in einer ähnlichen Stellung zu behaupten, wie Albrecht von Brandenburg sie in Preußen einnahm. Das aber entsprach den Plänen des Königs nicht. Livland und vor Allem die Stadt Riga wollte er seiner Herrschaft unmittelbar unterwerfen. Deshalb sind auch die polnischen Hilfsleistungen weniger auf Abwehr der Russen berechnet gewesen, als auf Besetzung derjenigen Punkte, die der künftigen polnischen Herrschaft als Stütze dienen sollten. Man ließ die Noth im Lande absichtlich steigen, um es den Forderungen gefügig zu machen, von denen man fest entschlossen war nicht abzustehen.

Auch dachte man das unterworfene Livland nicht mit Polen und Littauen, sondern mit Littauen allein zu verbinden. Im Hinblick auf die völlige Union, wie sie 1569 zwischen Polen und Littauen zu Stande kam, sollte Livland die den Ausschlag gebende Mitgift werden. In den zwischen Kettler und Sigismund August darüber gepflogenen Verhandlungen hat der Meister in allen Punkten nachgeben müssen. Am 28. November 1561 gelangte man zum Abschluß. Livland unterwarf sich dem Könige von Polen und Großherzoge von Littauen, sollte aber, falls Polen die Subjection nicht annehme, lediglich dem Großherzogthum einverleibt werden. Der Meister erhielt Kurland als erbliches Lehen, trat in den weltlichen Stand und nahm den Titel eines Herzogs von Kurland und Semgallen an. Was jenseits der Düna lag, Riga mit eingeschlossen, fiel dem Könige zu, der alle Freiheiten und Rechte bestätigte, dem Lande die volle Freiheit der Augsburger Confession, die deutsche Obrigkeit und den alleinigen Gebrauch der deutschen Sprache sicherte und versprach, die Zustimmung des deutschen Reiches zu diesen Verträgen zu erwirken. Es ist das berühmte „Privilegium Sigismundi Augusti“, dessen Bestimmungen die Grundlage der Rechtsstellung bilden, in welcher die aller Ordenslande seither unter fremder Herrschaft sich über drei Jahrhunderte lang als ein Besonderes zu behaupten wußten.

Der Erzbischof ist im Februar 1562 den Subjectionspacten beigetreten, ebenso alle Städte mit Ausnahme von Riga, das erst am 17. März einen verclausulirten Eid leistete, zu dem es sich gezwungen sah, als Kettler durch die Besetzung von Dünamünde die Verbindungen mit dem Meere abschnitt.

Am 5. März fand der Austausch der Unterwerfungsdiplome gegen die alten Ordensurkunden statt. Der Wojewode von Wilna, der uns bekannte Führer der protestantischen Littauer, lag mit 100 Pferden in Riga, in seiner Gegenwart vor Meister, Erzbischof, den noch vorhandenen Ordensherren und der ganzen Ritterschaft spielte sich der letzte Act der Tragödie des deutschen Ordens im alten Ordensschlosse ab. „Allda,“ berichtet ein Zeitgenosse, „be-

klagte sich der Heermeister vor der ganzen Versammlung: nachdem der Erbfeind diese Lande mit Raub, Mord und Brand überzogen und verwüstet, also daß ihm unmöglich, demselben Widerstand zu thun, und ob er wohl mit großem Fleiße bei dem Römischen Reiche, dem Deutsch-Meister und sonst, wo er Trost vermuthete, um Hilfe und Entsetzung gebeten und angehalten, so hätte er doch bis auf den gegenwärtigen Tag von Niemandem einigen Trost gefunden. Zudem, wo er ein Ordensschloß bekommen, hätte er das ledige Nest und keinen Vorrath, damit es zu erhalten sein mochte, darauf gefunden; und wenn die Länder dermaßen einig gewesen, als billig und von Alters her gewöhnlich, so wäre diese jetzige Veränderung ohne Noth gewesen und wollte er für seine Person noch jetzt das Beste thun. Aber dieweil daran Mangel, so müsse er aus unverwindlicher Noth den Sachen also helfen, damit diese Lande nicht in des Erbfeindes tyrannische Gewalt kämen, sondern bei dem Christennamen bleiben möchten, bei königlicher Majestät zu Polen, der sie als ein christlicher Potentat von dem Erbfeinde ohne Zweifel beschirmen und beschützen würde. Demnach entlasse er die Ordensherren ihrer Pflicht und Gehorsams mit Ablegung des Kreuzes und den Adel ihres Eides. Danach schworen sie dem Könige zu Polen wiederum." Damit hatte der deutsche Orden in allen Livlanden sein Ende genommen: nicht ohne schwere eigene Verschuldung, aber unter dem Druck einer äußeren Noth, der auch mächtigere Staaten mit einer national geschlossenen Bevölkerung nur schwer Widerstand geleistet hätten, zu einer Zeit, da das politische Ehrgefühl im Mutterlande tief daniederlag, von Allen verlassen und durch inneren Hader gelähmt. Für die deutsche Colonie begann eine neue Periode ihrer Entwickelung. Unter dem Druck der Fremdherrschaft lernte sie die ewigen Güter bewahren, welche sie aus der Vergangenheit übernommen hatte: ihren protestantischen Glauben, ihr deutsches Wesen und jene Zähigkeit in Vertheidigung ihrer Eigenart, die in unseren Tagen auf eine neue schwere Probe gesetzt wird.

Schon Sigismund August hat von den Versprechungen, die er für sich und seine Nachfolger so feierlich ertheilte, keine einzige gehalten. Auch die dem neuen Herzoge von Kurland gesicherte Stellung eines Administrators von Livland ist ihm nur bis 1565 gelassen worden. Unter dem littauischen Feldherrn Chotkiewicz hat Livland seinen weiteren Kampf gegen die inneren und auswärtigen Feinde nicht mehr im eigenen Interesse, sondern in dem seiner neuen Herren ausfechten müssen. Herzog Albrecht von Brandenburg, der sich damals noch mit der Hoffnung trug, daß es in Zukunft möglich sein werde, Kurland direct mit Preußen zu verbinden, hat Kettler mit Rath und That zur Seite gestanden. Sehr gegen seinen Willen wurde Mitau, nicht Riga, die Residenz des neuen Herzogs.

Christoph von Mecklenburg endlich, der mit Schweden in Verbindung getreten war, machte nach dem Tode Erzbischof Wilhelms (4. Februar 1563) den Versuch, sich im Erzstift festzusetzen, sah sich aber schon am 4. August desselben Jahres genöthigt, vor Herzog Gotthard in Schloß Dahlen zu kapitu-

liren. Er wurde nach Polen geführt und erst im Mai 1564 freigegeben, nachdem jede Aussicht für ihn geschwunden war, je wieder in Livland Fuß zu fassen. Seine Schwester Anna, die sich 1566 mit Kettler vermählte, ist die Stammmutter des kurländischen Herzogshauses geworden. Nicht ohne Wehmuth läßt sich vom deutschen Standpunkte aus der tragische Gang dieser Entwickelung verfolgen. Um dieselbe Zeit, da im Westen die drei Bisthümer in Feindes Hand fielen, löste auch das lebenskräftige Glied des Reiches im Osten sich ab, ein Staatenkörper, der in den hoffnungsfrohen Tagen seines Aufbaues dem deutschen Namen die dauernde Herrscherstellung am Baltischen Meere zu sichern schien. In ihren Tugenden, wie in ihren Fehlern, echt deutsch, zäh, wie nur je Sendlinge niedersächsischen Blutes es gewesen sind, gingen die Colonisten an der Ostsee dem Reiche verloren, weil das Reich unter den spanischen Habsburgern sich selbst verloren hatte. Wie hätte es unter solchen Oberhäuptern die sittliche und materielle Kraft finden können, ein Erbe zu wahren, dessen Werth nur vom Standpunkte einer deutsch-nationalen Auffassung sich begreifen ließ?

Sechstes Kapitel.

Iwan der Schreckliche.

Während der Krieg um Livland seinen schicksalsschweren Verlauf nahm, ist jene lange vorbereitete Wandlung in dem Zaren Iwan zum Durchbruch gelangt, die ihm den Namen des Schrecklichen eintrug. Wir sahen, wie der Tod der Zarin Anastasia den äußeren Anlaß zum Sturze Silvesters und Adaschews gab. So wenig Thatsächliches sich ihnen vorwerfen ließ, ein gefälliges Gericht verbannte den Priester in ein Kloster im äußersten Norden, während Adaschew, der als Wojewode nach Fellin geschickt worden war, nach Dorpat verbannt wurde, wo er gestorben ist. Der Zar aber umgab sich mit neuen Günstlingen, unter welchen der Bojar Basmanow, ein Fürst Wjäsemsky und der schändliche Maljuta Skuratow Bjelski einen verhängnißvollen Einfluß auf ihn ausübten. In einer Reihe von Hinrichtungen, die bereits die unheimliche Freude Iwans an blutigen Martern verrathen, fand die neue Richtung ihren Ausdruck, und da bald Niemand mehr sich in Leben und Eigenthum sicher fühlte, begannen einzelne Bojaren ihr Heil in der Flucht nach Littauen zu suchen. In Iwan setzte sich die Vorstellung fest, daß er von Verräthern umgeben sei, und daß die Anhänger Silvesters und Adaschews darauf ausgingen, ihre alte Stellung mit auswärtiger Hilfe wieder zurückzuerobern. Dazu kam, daß die livländischen Angelegenheiten ihn in tiefster Seele erregten. Er betrachtete den livländischen Krieg als seine eigenste Angelegenheit, als das Unternehmen, an welches sich seine Befreiung von dem Drucke knüpfte, welchen Silvester und Adaschew auf ihn ausgeübt hatten. Jeder Widerstand, der ihm

in dieser Frage begegnete, reizte ihn daher doppelt. Mit Littauen aber waren die durch die Rivalität um Livland bedingten Mißhelligkeiten noch dadurch gesteigert worden, daß die Werbung Iwans um eine Schwester Sigismund Augusts eine wenig verblümte Ablehnung erfahren hatte. Iwan hatte seine Boten beauftragt, von den beiden Prinzessinnen diejenige für ihn zu wählen, welche die gesündere, schönere und wohlbeleibtere sei. Die Wahl der russischen Kenner fiel dann auf die zweite Prinzessin, Katharina. In Polen-Littauen aber, wo man von den Gefahren russischer Schwägerschaft noch lebhafte Erinnerungen bewahrte, stellte Sigismund August für den Abschluß der Ehe die Bedingung, daß ihm dafür Nowgorod', Pskow, Sewersk und Smolensk ausgeliefert werde. Darüber wurden von Iwan die Verhandlungen natürlich abgebrochen, und er vermählte sich nun am 21. August 1561 mit einer Tscherkessin, die erst getauft werden mußte, und deren barbarisches Wesen die bösen Neigungen des Zaren noch steigerte. Als bald danach Livland die Oberherrlichkeit Sigismund Augusts anerkennen mußte, beantwortete Iwan diesen Schritt mit einer Kriegserklärung: er selbst, so hieß es, wolle mit ganzer Macht gegen Sigismund ins Feld ziehen und einen Sarg mit sich führen, darin sein Haupt oder das des Königs gelegt werden solle. Die Vermählung Katharinas mit Herzog Johann von Finnland, dem Bruder Erichs XIV., steigerte noch seine Erbitterung, ebenso die Nachricht, daß Kettler seinem von Kurbsky geführten Heere eine Niederlage beigebracht habe. So entschloß er sich denn, selbst die Führung seines Heeres zu übernehmen. Am 31. Januar 1563 finden wir ihn vor Polozk, das wegen seiner Handelsbeziehungen zu Riga von ganz besonderer Wichtigkeit war, und schon am 15. Februar mußte die Stadt, nachdem ihre Palissaden verbrannt und eine große Strecke der Mauer niedergelegt war, sich der moskowitischen Uebermacht ergeben. Der littauische Wojewode, der die Vertheidigung geleitet hatte, und der katholische Bischof wurden gefangen nach Moskau gesandt, die Stadt geplündert, die katholischen Kirchen zerstört, die Mönche erschlagen und die gesammte Judenschaft in der Düna ersäuft. Den 500 Söldnern, denen freier Abzug versprochen war, wurden in Folge einer jener Launen, die den Zaren bestimmten, nicht nur das gegebene Wort gehalten, sondern sie erhielten dazu noch Geschenke an kostbarem Pelzwerk. Iwan hatte das Gefühl, einen großen Erfolg errungen zu haben, und traf alle Maßregeln, um sich in dauerndem Besitz der wichtigen Feste zu behaupten. Drei Wojewoden, die Fürsten Peter Iwanowitsch Schuisky, Wassili und Peter Semenowitsch Serjäbrenny-Obolensky, sorgten dafür, die Stadt gegen künftige Angriffe zu sichern und alle Verdächtigen aus derselben zu entfernen. Doch duldete Iwan, daß nach littauischen Satzungen von zuverlässigen littauischen Edelleuten Recht gesprochen wurde. Er wollte beweisen, daß er Schonung üben könne.

In Moskau feierte der Zar einen glänzenden Triumph. Wie nach der Einnahme von Kasan, zog ihm die Geistlichkeit in Procession entgegen, wie damals, warf der Zar sich vor ihr in den Staub. Man wechselte Ansprachen:

die Geistlichkeit gab dem Gedanken Ausdruck, daß Iwan Polozk von den bilderstürmenden Lutheranern befreit und die übrigen Christen zur Rechtgläubigkeit gesammelt habe. Es war wie bei allen kriegerischen Unternehmungen Moskaus — im Grunde kämpfte man doch für den rechten Glauben.

Sigismund August war durch den Verlust von Polozk aufs Aeußerste bestürzt. Die mangelhafte Schlagfertigkeit der polnisch-littauischen Kriegsmacht war wieder einmal kläglich zu Tage getreten. Er suchte vor Allem Zeit zu gewinnen und den Khan der Krim, auf dessen Hilfe er bereits früher gerechnet hatte, gegen Moskau aufzustacheln. In Folge von Verhandlungen, die zwischen den littauischen Großen und den Moskauer Bojaren hin- und hergingen, trat ein factischer Stillstand ein, der dann von Iwan auf den 6. Dezember 1563 als Endtermin bestätigt wurde. Sigismund August aber ließ dem Khan sagen, daß er nur den Austausch der Gefangenen erreichen wolle. Der Khan möge daher jedenfalls im Winter gegen Moskau ziehen, in keinem Fall wolle man den Stillstand über den Juli ausdehnen. Auch den Sultan hoffte er gegen Moskau aufzureizen. Wußte man auch von diesen Dingen am zarischen Hofe nichts, so begegnete man doch den Gesandten des Königs mit größtem Mißtrauen. Iwan hatte in Erfahrung gebracht, daß der Fürst Krapotkin zum Abfall bewegt werden sollte, auch war ein Brief des Königs an Erich XIV. aufgefangen worden, durch welchen Schweden zum gemeinsamen Kriege gegen Moskau bewogen werden sollte. Es ist kein Wunder, wenn Chotkewicz, der Gesandte Sigismund Augusts, in Folge dessen üble Aufnahme fand.

Bei den Friedensverhandlungen verlangten die Bojaren die Abtretung von Wolhynien, Podolien und Galizien — Forderungen, die in sich widersinnig waren, da sie in keinem Verhältniß zu den Erfolgen der russischen Waffen standen. Auch gehörten jene drei Provinzen zu Polen, nicht zu Littauen, so daß der Verhandlung mit den Abgesandten Littauens in dieser Frage auch die formelle Grundlage fehlte. Schließlich hat der Zar auch diesen Standpunkt fallen lassen. Dagegen blieb er dabei, Polozk nebst dem zugehörigen Gebiete und die Ordenslande behalten zu müssen. Von letzteren wolle er das Land südlich der Düna — also Kurland — abtreten, nur auf diese Bedingungen sei er geneigt, einen Stillstand auf 10 oder 15 Jahre zu schließen. Auch darauf konnte Chotkewicz natürlich nicht eingehen. Da beschied gegen alle moskauische Etiquette der Zar die Gesandten vor sich. Er wollte wissen, ob sie nicht eine letzte, geheime Instruction hätten. Dann führte er in langer Rede aus, wie Kiew altrussisches Erbe sei, und wie Sigismund August sich weigere, ihm seinen vollen Titel anzuerkennen. Und doch stamme sein Geschlecht vom Kaiser Augustus her, dessen Bruder Prus an Weichsel und Njemen ansässig gewesen und im vierzehnten Gliede den Rurik erzeugt habe. Aber eben weil sein Geschlecht so hehrer Abstammung sei, wolle er nicht darauf bestehen, daß Sigismund August den Zarentitel anerkenne, er sei doch, der er sei! So blieb schließlich als einziges Hinderniß Livland — darüber aber ließ sich keine Verständigung finden und unverrichteter Sache mußte Chotkewicz abreisen.

Der Krieg mit Polen oder, wie die Fiction auch weiterhin beibehalten wurde, mit Littauen ließ sich nicht länger hinhalten. Sigismund August war in größter Sorge. Noch immer verschlang in Polen die religiöse Frage und der Kampf um die Revision der Rechte, sowie die Vorbereitung zur Union mit Littauen jedes andere Interesse. Der König wurde von den kämpfenden Parteien, Szlachta und Bischöfen, hin und her gezerrt, machte er dem einen Theil Zugeständnisse, so protestirte der andere. Zu Willigungen für den russischen Krieg war Niemand zu bestimmen. Wir besitzen über die Verhandlungen auf diesen Reichstagen (zu Piotrkow 1558—59, 1562—63, zu Warschau 1563—64, zu Piotrkow 1565, zu Lublin 1566 u. s. w.) die sehr interessanten Berichte, welche die Gesandten der Stadt Danzig an Bürgermeister und Rath ihrer Stadt abfertigten.[1]) Sie sind für die damaligen Verhältnisse so bezeichnend, daß es wohl lohnt, von ihnen Notiz zu nehmen. So heißt es in einem Schreiben aus Warschau vom 14. Januar 1564: „Von Zeitungen können wir leider nicht bergen, daß vorgestern Schreiben anhero gelangt, als ziehe der Moskowiter bis in die 300 000 stark auf Livland und Littauen. Soll drei tatarische Kaiser bei sich haben, denen er zu eigen gegeben, was sie von Kiew bis in Polen erobern können. Sein Volk, so in Derbt und Narva gelegen, rückt vor die Stadt Reval. Er soll in eigener Person auf Wilna ziehen, hat die Stadt Riga etzliche Mal auffordern lassen. Der deutsche Meister, die römische kaiserliche Majestät, wie auch der Papst haben ihre Botschaften bei ihm in der Moskau gehabt, ihn zu diesem Krieg zu vermahnen, damit der heilige Orden mitsammt der alten katholischen Lehre nicht allein in Livland, sondern auch in Preußen ersetzt werde, als sei er, der Moskowiter, das Organon und das rechte Werkzeug, die katholische Religion zu predigen .... Auch erbietet sich der Deutschmeister, gegen Preußen sein Bestes zu thun, und es sind Leute vorhanden, welche die Briefe gesehen und gelesen haben. Unser Haufe, der in Littauen liegt, wird leider gegen diese grausame Gewalt viel zu schwach sein, und wäre die höchste Nothdurft, daß die ganze Krone ungesäumet auf wäre, wie der Herzog von Kurland bittet und vermahnet ... Gott wolle sich dieser mehr als pharaonischen verstockten Blindheit mit Gnaden erbarmen und will die Prophezeihung Joannis Hylneri fast wahr werden, daß Gog und Magog in Europa herrschen und regieren sollen." Wenige Tage danach melden dieselben Gesandten, daß das russische Heer in drei Haufen anziehe, gegen Livland, gegen Littauen und gegen Kiew. In Warschau aber geschehe nichts, man hoffe, daß die Kriegsnoth sie zwingen werde, in die Union zu willigen.

Glücklicher aber, als sich irgend hoffen ließ, ging diesmal die Gefahr vorüber. Das von Peter Schuisky geführte russische Heer, im Ganzen etwa 40 000 Mann stark, erlitt an der Ula, fünf Meilen diesseits von Polozk, durch den Hetman Nikolai Radziwil eine völlige Niederlage. Ueber 10 000 Russen

1) Danziger Stadtarchiv: Acta Internuntiorum.

fielen, darunter zwei Fürsten Palezky. Schuisky selbst ertrank auf der Flucht, drei andere Wojewoden geriethen in Gefangenschaft, mit ihnen gegen 1000 Mann. Das geschah am 26. Januar. Am 7. Februar erlitt das russische Heer bei Orscha eine zweite Niederlage, die sie in wilder Flucht bis nach Smolensk zurückwarf. Auch sonst hielten die russischen Truppen nirgends Stand, nur die Thatsache, daß Radziwil nicht genügend von Polen unterstützt wurde, und daß es Iwan gelang, die Tataren für sich zu gewinnen, hatte zur Folge, daß jene Siege keine wesentliche Aenderung in den gegenseitigen Beziehungen herbeiführten. Dagegen wirkten diese Verhältnisse auf Livland zurück. Der Wojewode von Dorpat, Andrej Michailowitsch Kurbsky,[1]) der bisher im Kampf gegen Polen das Beste gethan hatte, entfloh, von der Ungnade Iwans bedroht, nach Wolmar und von dort nach Polen, die Russen aber wagten in der nächsten Zeit nichts vorzunehmen, vielmehr schloß Iwan im September 1564 Frieden mit Erich XIV., dem er die von Schweden besetzten Gebiete, Reval und Pernau mit eingeschlossen, zuerkannte. Um Livland kämpften in den nächsten Monaten vor Allem die Schweden und Polen: Erich in der Absicht, Riga zu gewinnen, die Polen in der Hoffnung, ihn ganz von livländischem Boden zu verdrängen. Der Zar aber gab die Absicht, selbst an die Spitze seines Heeres zu treten, auf und beschränkte sich fast ganz auf die Defensive. Ihn beschäftigte vor Allem der Gedanke, Rache an seinen Verräthern zu nehmen und für die eigene persönliche Sicherheit Sorge zu tragen. Der Gedanke, daß die Bojaren ihn verriethen und ihm an Herrschaft und Leben wollten, setzte sich so tief in ihm fest, daß er alles Uebrige in den Hintergrund drängte. Noch von Wolmar aus hatte Kurbsky dem Zaren einen Brief zugesandt, durch einen seiner Diener, Schibanow, der den wahrlich nicht geringen Muth fand, ihn persönlich dem Zaren abzuliefern: „Von meinem Herrn, Deinem Verräther, dem Fürsten Kurbsky“ sagte er dabei. Iwan rief Schibanow zu sich, stieß ihm seinen eisengespitzten Stab durch den Fuß, stützte sich mit aller Wucht auf den Stab und ließ sich darauf den Brief vorlesen. Es waren Vorwürfe, wie sie so bitter wohl noch nie einem Herrscher, geschweige denn dem an stummen Gehorsam gewohnten Selbstherrscher in Moskau, ins Gesicht geschleudert worden waren. Die Hinrichtung der Bojaren und Wojewoden, die Mißhandlung seiner unschuldigen Unterthanen, den Niedergang des Reiches, sein zuchtloses Leben führte er ihm vor, und das Alles in dem hohen Pathos jener biblischen Sprache, die für die besser gebildeten Moskowiter jener Tage charakteristisch ist. „Weshalb, o Zar, hast du die Starken in Israel geschlagen? weshalb die Wojewoden, die Gott dir gab, umgebracht in stets neuen Todesarten? und ihr siegreiches heiliges Blut vergossen, in den Kirchen Gottes, wie bei den feierlichen Aufzügen der Bischöfe, so daß ihr Märtyrerblut die Schwellen der Kirchen befleckte? Ihnen, die dir wohlgesinnt waren und ihre Seele für dich hingaben, hast du unerhörte Marter

1) Die Flucht fand in den ersten Monaten des Jahres 1564, nicht 1563 statt.

und Verfolgung und Tod erdacht...... Worin haben sie sich vor dir vergangen, o Zar? und wodurch haben die Zeugen Gottes dich erzürnt?"...... Dann spricht Kurbsky von den Verfolgungen, denen er selbst ausgesetzt gewesen, wie ihm schließlich nichts übrig blieb, als in die Fremde ins Elend zu ziehen, und wie er nun mit all' den Verfolgten, Erschlagenen und Gefangenen Tag und Nacht vor Gott flehe um Rache. Das ganze Schreiben klingt aus in einen Ruf wilden Hasses gegen die bösen Rathgeber, welche das Ohr des Zaren vergiften. Von ihnen sei das Wort der Schrift gesagt: „Ammon und Moab und die Kinder der Lüste sollen nicht kommen in die Kirche des Herrn auch nach dem zehnten Glied; sondern nimmermehr sollen sie hinein kommen." [1])

Iwan ließ den Ueberbringer des Schreibens auf die Folter werfen; aber selbst die ärgsten Qualen vermochten Schibanow nicht zu Aussagen gegen seinen Herrn zu bewegen oder Mitschuldige desselben zu nennen. So entschloß sich der Zar zu jenem berühmten Antwortschreiben, das wir schon mehrfach als kostbare Quelle für die Beurtheilung seiner Entwickelung und seiner Geistesrichtung benutzen konnten.

Das Antwortschreiben ist ein ganzes Buch, ohne Zweifel ganz aus dem Munde des Zaren geschrieben, der Ausdruck eines durch Haß und Furcht dem Wahnsinne nahen Gemüthes, voll unermeßlichen Dünkels, scharfsinnig und zugleich voller logischer Sprünge, von theologischer Gelehrsamkeit und religiösem Pathos getragen und dabei voll cynischer Menschenverachtung: rücksichtslos offen und zugleich voller Unwahrheiten und Verdrehungen, nur subjectiv wahr, als Ausdruck dessen, was in der Seele des Zaren lebte. Vor Allem machte hier die tiefe Erbitterung Iwans gegen die vornehmen Geschlechter sich Luft, gegen alle diejenigen, die ihn beherrscht und beeinflußt hatten, gegen die Freunde und Nachtreter Silvesters und Adaschews — sie alle Verräther, mit denen er aufräumen müsse.

Frei wollte er in Zukunft sein, frei und sicher vor ihren Einreden und dem Vorwurf, der in ihrer bloßen Gegenwart lag, und so entschloß er sich, eine Maßregel zur Ausführung zu bringen, die ihresgleichen weder in alter noch in neuer Zeit gefunden hat.

Am 3. Dezember 1564 verließ Iwan Moskau in Begleitung der Zarin, seiner Kinder, vieler Bojaren und Edelleute mit ihren Familien, umgeben von einer Kriegsschaar, die aus allen Theilen Rußlands zusammengezogen war; den Staatsschatz und die vornehmsten Heiligthümer des Kreml führte er mit sich. So zog er von Kloster zu Kloster, Andachtsübungen ergeben, deren äußerliche Frömmigkeit ganz dem Sinne der Zeit entsprach, bis er endlich im heutigen Gouvernement Wladimir in der Alexandrowschen Slobode Halt machte. In Spannung und furchtbarer Aufregung wartete man in Moskau auf irgend eine Kundgebung des Zaren. Endlich, nachdem ein voller

1) 5. Mosis 23, V. 3, offenbar aus dem Gedächtniß citirt.

Monat hingegangen war, traf ein Schreiben Iwans an den Metropoliten Athanasius ein. Er könne, so hieß es in dem Schreiben, die Unordnungen und Gesetzwidrigkeiten der Bojaren nicht länger ertragen; immer und überall stelle sich ihnen die Geistlichkeit zur Seite und hindere ihn, die Verräther nach Verdienst zu züchtigen. Nun sei das Maß übervoll, er habe beschlossen, das Reich zu verlassen und zu ziehen, wohin Gott ihn führe.

Ein zweites Schreiben, an die rechtgläubige Christenheit der Stadt Moskau, erklärte den Kaufleuten und den einfachen Bürgern, daß er ihnen nicht zürne.

Der Eindruck, den beide Schreiben machen sollten, trügte nicht. Das Volk fürchtete, vom Zaren verlassen, der Willkürherrschaft der Bojaren zu verfallen, jammernd und drohend zog es durch die Straßen der Stadt. Es war ohne jeden Zweifel bereit, sich auf die Feinde des Zaren zu stürzen und sie niederzumachen.

Noch überwog aber die Furcht: alles Volk zog zum Metropoliten und verlangte von ihm, daß er den Zaren versöhne. Eine Gesandtschaft wurde nun nach Alexandrowo abgeordnet, an ihrer Spitze der Erzbischof von Nowgorod, Pimen, dem sich in bunter Reihe Vertreter aller Stände anschlossen. Am 5. Januar 1565 gelangten sie zum Zaren, der sich auf ihr demüthiges Bitten bereit fand, zurückzukehren, aber die Bedingung daran knüpfte, daß ihm in Zukunft Niemand darein reden solle, wenn er für nöthig finde, seine Verräther zu strafen. Am 2. Februar ist er dann wirklich in Moskau eingetroffen. Schon sein Aeußeres erregte Entsetzen: es war, als sei eine furchtbare Wandlung während jener zwei Monate in ihm vorgegangen. Die Züge waren wie von Wuth verzerrt, der Blick wie erloschen, er hatte sein Haupthaar fast ganz verloren. Er bedürfe, so verkündigte er vor großer Versammlung, zur eigenen Sicherheit und um der Sicherheit des Staates willen, einer besonderen Leibwache. Dann sonderte er aus dem Gesammtreich eine Reihe von Städten und bestimmte Straßen Moskaus aus und erklärte dieses Gebiet für sein besonderes Eigenthum. Das war die Opritschnina, das Ausgesonderte, während das übrige Rußland unter dem Namen Semschtschina, d. h. Landschaft, der Verwaltung des Bojarenraths überlassen blieb. Moskau war durch die Gebiete der Opritschnina in die Mitte genommen, der ganze Norden mit der neuen durch die Engländer eröffneten Handelsstraße in Händen des Zaren — ohne Zweifel, um als Rückzugslinie im äußersten Nothfalle zu dienen — Nowgorod bedroht und auch nach der littauischen Grenze hin eine starke Stellung gesichert. Die Wahl der Orte war mit großem Vorbedacht erfolgt und gab auch denen zu denken, die außerhalb der Opritschnina standen. Sie sollten bald erfahren, daß sie in den Augen des Zaren allesammt Feinde und Verräther waren. Schon zwei Tage nach diesen ersten grundlegenden Bestimmungen begann Iwan mit Bestrafung der angeblichen Verräther. Zwei Fürsten Schuisky, Vater und Sohn, wurden enthauptet, ihnen folgten viele Andere, darunter ein Fürst Schewyrew, der gepfählt wurde. Wieder Andere

wurden verbannt oder ihres Vermögens beraubt, oder genöthigt, Urkunden auszustellen, in denen sie bekannten, mit Littauen, der Krim, oder sonstigen Feinden des Zaren sich gegen ihn verschworen zu haben.

Ihr Leben war dadurch in die Hand des Schrecklichen gegeben, der je nach Gutdünken mit dem Schein des Rechtes, den er merkwürdiger Weise unter Umständen für nützlich hielt, gegen die in steter Todesangst Zitternden verfahren konnte. Mittlerweile war Fürsorge getroffen worden, die Leibgarde zu organisiren, die er sich ausbedungen hatte. Nicht 1000, sondern 6000 Mann mit Weib und Kind wählte er aus; meist Leute niederer Herkunft, die mit Liegenschaften ausgestattet wurden, die zur Opritschnina gehörten. Die früheren Eigenthümer, 12 000 Familien, wurden von Haus und Hof vertrieben, ohne Urtheil und Spruch. Das Schlimmste aber war, daß es, wie sich bald zeigte, gegen die Opritschniks kein Recht gab. Die ganze Semschtschina war ihnen zur Plünderung überwiesen; ihre Abzeichen, Axt, Hundekopf und Besen, setzten Alles in Schrecken, denn wer hätte gewagt, ihnen zu widerstehen? Man muß das Detail ihres Wüthens kennen und einen Blick in das ruchlose Treiben des Hofes von Alexandrowo werfen, um zu verstehen, wie tief Iwan das sittliche Niveau Rußlands herabgedrückt hat. Das Alltagsleben des fürstlichen Wütherichs war das gleiche lange Jahre hindurch, nur daß mit der Zeit das Bedürfniß nach neuen unerhörten Genüssen und Aufregungen sich steigerte. In wüsten Ausschweifungen, bei denen die Ehre der höchstgestellten Frauen und Jungfrauen nicht geschont wurde, in rohen Menschenjagden, bei denen das Blut in Strömen floß, in Mord und Brand, im Raffinement stets neu erdachter Qualen, denen er durch die teuflische Ironie, welche einen hervorragenden Zug seines Charakters bildet, noch eine besondere Würze gab, vermochte er sich nie zu übersättigen, und wetteifernd suchten seine Spießgesellen sich untereinander zu übertreffen. Was aber dem Treiben den charakteristischen Stempel gab, war die Verbindung mit mönchischem Gepränge und Andachtsübungen, die mit nicht minderem Eifer eingehalten wurden, wie die ihnen vorausgehenden oder nachfolgenden Orgien. Der Zar hatte sich selbst zum Abt einer Brüderschaft gemacht, zu welcher er 300 der zuverlässigsten oder, was dasselbe ist, der schlimmsten Opritschniks zusammenfaßte. Um Mitternacht versammelten sie sich mit Mönchskappen und in schwarzen Kutten, die sie über ihre kostbaren Leibröcke warfen, zur Frühmette. Dann folgte von 3—7 Uhr der Morgengottesdienst. Der für Niemanden Erbarmen kannte, beugte sich hier vier Stunden lang unter dem stets wiederholten „Herr, erbarme dich“ (gospodi pomiluj) zur Erde nieder, daß ihm die Stirn in Beulen stand, und dasselbe wiederholte sich dann zum Abendgottesdienst. Die Zwischenzeit gehörte dem Vergnügen, wie der Zar es verstand, oder den Regierungsgeschäften, denen er sich nicht entziehen konnte und wollte, soweit sie Angelegenheiten der Opritschnina oder der auswärtigen Politik betrafen. Wenn er sich dann Abends zu Bette legte, ließ er sich von Blinden Sagen und Märchen erzählen, bis der Schlaf ihn umfing. Ein Gefühl der Scham

hat Iwan übrigens nicht verwinden können. Seinem Boten, der mit Polen des Friedens wegen unterhandeln sollte, befahl er, wenn nach der Opritschnina gefragt werde, zu antworten, das sei thörichtes Gerede, es gebe keine Opritschnina. Und als zu Ende des Jahres 1565 eine große polnische Gesandtschaft unter der Führung von Chotkewicz und Tiszkewicz eintraf, empfing er sie in Moskau im Kreise seiner Bojaren, als stehe Alles beim Alten. Gerade damals, nach den Mißerfolgen der russischen Waffen, die seinen zehrenden Verdacht gegen Alles, was mit den alten Bojaren und Fürstengeschlechtern zusammenhing, noch steigerten, war Iwan daran gelegen, eine Verständigung mit dem Feinde zu finden. Auch in Polen war man friedlich gesinnt. Im Interesse der Union mit Littauen, der religiösen und politischen Streitfragen, sowie in Folge der Sorgen, welche die schwächliche Gesundheit Sigismunds erregte, wünschte man Ruhe zu haben. Die Gesandten brachten daher ganz ungewöhnliche Anerbietungen; für einen ehrlichen Frieden war man bereit, Polozk und alle von den Russen besetzten Gebiete in Livland ihnen zu lassen. Iwan verlangte noch Riga hinzu, und da die Gesandten dazu keine Vollmacht hatten, brachten sie eine persönliche Zusammenkunft zwischen dem Zaren und Sigismund August in Vorschlag. Schon war man in der Hauptsache einig, als über der Frage, welches das von beiden Theilen zu beobachtende Ceremoniell sein solle, Alles scheiterte. Iwan erklärte, er werde durch eine Botschaft die Anträge der Gesandten beantworten. Die völkerrechtliche Sicherung der Erwerbung von Dorpat und Polozk war jedenfalls nicht gering anzuschlagen, und schon damals hielt er es für denkbar, daß Littauen ihm ohne jeden Kampf zufallen werde, wenn Sigismund August sterbe. Da nun Iwan in folgerichtigem Mißtrauen bei einer so wichtigen Frage wenig Werth auf das Urtheil der Bojaren legte, die in seinen Augen ganze oder mindestens halbe Verräther waren, fand er für gut, wieder den vollen Apparat einer Ständeversammlung hervorzuholen, um, nachdem er ihre Meinung gehört, seinen endgültigen Entschluß zu fassen. Im Sommer 1566 trafen sie in Moskau ein, Geistliche, Bojaren, Beamte, Edelleute erster Klasse, Bojarenkinder und Edelleute zweiter Klasse, Gutsbesitzer aus den westlichen Grenzgebieten und endlich die angesehensten Kaufleute aus Moskau und Smolensk. Es muß doch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Nowgorod nicht in ähnlicher Weise vertreten war. Schon damals lebte im Zaren das Mißtrauen gegen die große Handelsstadt im Norden, das ihren schrecklichen Untergang herbeiführen sollte. Es ist schwer zu sagen, wie weit bei den nun folgenden Verhandlungen die wirkliche Meinung der Befragten zum Ausdruck gekommen ist. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß man den Willen des Zaren zu errathen und danach zu reden bemüht war. Die allgemeine Stimmung, welche besonders scharf bei den Gutsbesitzern aus dem Toropezschen zum Ausdruck gelangte, sprach sich dahin aus, Livland um jeden Preis zu behaupten. Iwan traf nun die entsprechenden Maßregeln. Seine Gesandten wurden beauftragt, nur dann einen Stillstand abzuschließen, wenn Sigismund August auf Livland

tagen, das sechs Wochen lang dauerte und dem fast die gesammte Bevölkerung der Stadt zum Opfer fiel. Täglich wurden viele hundert Menschen jedes Alters und Geschlechts hingerichtet, ersäuft, verbrannt, zu Tode gemartert. Was irgend an Handelsvorräthen vorhanden war und nicht die Habsucht der Opritschniks reizte, wurde entweder verbrannt oder in den Wolchow geworfen. Die Einzelheiten dieser Mordtage zu schildern, sträubt sich die Feder, sie sind nie und nirgend übertroffen worden, die schlimmsten Gräuel der französischen Revolution ein Kinderspiel dagegen, die Unthaten der orientalischen Despoten, eines Dschingiskhan und Timurlenk gnädig vollzogen im Vergleich zu dem, was hier geschah. Nur Iwan selbst sollte beweisen, daß seine wüthende Phantasie sich noch überbieten könne.

Am 12. Februar endlich erklärte der Zar, daß sein Zorn gestillt sei und er den Uebriggebliebenen gnädig sein wolle. Wie Viele aber waren noch übrig? Die Zahlen, die uns angegeben werden, mag man nicht glauben.

Von dem alten handelskühnen, selbstbewußten Groß-Nowgorod blieb nichts übrig. Unter den durch Todesangst entnervten Resten der Bevölkerung räumten Hunger und Pest auf. Nowgorod wurde eine stille Stadt, was Iwan III. begonnen, hatte der vierte Iwan zu Ende geführt.

Und die Veranlassung zu diesen Gräueln? Die Denunciation eines namenlosen Landstreichers, ein plumpgefälschter Brief Sigismund Augusts, der die Nowgoroder zum Abfall aufforderte, vor Allem aber der alte Haß Iwans gegen die Stadt Silvesters, deren Geschichte und stolze Freiheit ihm wohlbekannt war aus den Jahrbüchern, aus Erzählungen und aus eigener Erfahrung. Er konnte nichts dulden, woran sich Erinnerungen knüpften, die auf Kraft und Lust zum Widerstande gegen den einen unumschränkten Herrn Moskaus wiesen.

Von Nowgorod zog Iwan nach Pskow, um der zweiten Freistadt des alten Rußlands das gleiche Schicksal zu bereiten. Wie durch ein Wunder ist sie ihrem Verhängniß entgangen. Die grenzenlose Unterwürfigkeit, mit der die Stadt ihm entgegen trat, das dreiste Wort eines Wahnsinnigen, der ihm rohes Fleisch zur Speise bot, eine fast unerklärliche Gemüthsbewegung, die den Zaren ergriff, als er die ungezählten Glocken Pskows läuten hörte, bewogen ihn, seine Absicht nicht auszuführen. Er begnügte sich damit, die Häuser der Reichen den Opritschniks zur Plünderung zu überweisen, die Opfer, die dabei fielen, zählten nicht mit.

Es drängte ihn, nach Moskau zurückzukehren, wo er einen letzten großen Schlag auszuführen dachte. Gegen fünf Monate brauchte er hier, um durch eine weitschichtige Untersuchung das Material zur Verurtheilung der Verräther zu finden, die noch übrig waren. Eine große Zahl von Verhaftungen fand statt, mit Hilfe der Folter, der alle Angeschuldigten unterworfen wurden, stellte man die Beweise zusammen. Im Angesichte des gesammten Volkes von Moskau sollte das Urtheil vollzogen werden. Am 25. Juli wurden im sogenannten Kitaigorod, auf dem großen Marktplatze Moskaus, achtzehn Galgen errichtet, Folterwerkzeuge aufgestellt und über einem gewaltigen

Abcontrafactur

Des Herren Quar/ und Grosfürsten Jwan

Bassilowitz/ aller Reusen ein Monarcha/ zu Bladimir/ Muscaw und Nawgarten/ Czair zu Casan/ Czair zu Asbrogan/ Herrn zur Plesskaw/ Grossfürsten zu Schmalentzky/ Trwerski/ Jeharsky/ Jngosky/ Brusky/ Biasky/ Pronsky/ Palogarsky/ Bulkausky/ etc. Und anderer Herrschafften Herrn/ Grosfürsten zu Nawgarten in unterlanden/ Gerinskinsky/ Zeponsky/ Polenaky/ Rotonsky/ Bialersky/ Odersky/ Vdorsky/ Königinsky/ Jaroslaffsky/ Resolersky/ und der gantzen Sebenischen Landschafft/ der Nordenseiten Gebietern und ein Herrn vieler ander Landen/ etc.



Jwan der Schreckliche.

Facsimile eines gleichzeitigen Holzschnittes. Wien, k. k. Hofbibliothek

Scheiterhaufen ein großer Kessel mit Wasser angebracht. Die Bevölkerung Moskaus lief in jähem Schrecken auseinander. Als Iwan unter dem Schall der Becken mit seinem ältesten Sohne, seinen Bojaren und Günstlingen heranritt, war außer den Opritschniks und den 300 erlesenen Opfern Niemand auf dem Platze. Iwan ließ das Volk zusammentreiben, damit es Zeuge seiner Gerechtigkeit sei, schenkte 180 der Angeklagten das Leben und dann folgte in vier Stunden die unsagbar martervolle, weder von den schlimmsten römischen Imperatoren, noch von den blutigsten Despoten des Orients je übertroffene Hinrichtung der übrigen 120. Als Erster fiel der Kanzler Wiskowaty, wegen verrätherischer Verbindung mit der Krim, dann der Schatzmeister — seine ehemaligen Günstlinge Basmanow, Wjäsemsky waren auf der Folter gestorben — und so fort in blutiger Reihe.

Als die Arbeit gethan war, umritt der Zar den Richtplatz und suchte gleich darauf die Frauen der beiden Vornehmsten auf, um sich an ihrem Kummer und schließlich an ihren Folterqualen zu weiden. Dann trat eine dreitägige Pause ein, am vierten Tage folgten neue Hinrichtungen. Die Frauen aber der geschlachteten Edelleute wurden ertränkt.

Ob diesen letzten Hinrichtungen mehr als ein bloßer Verdacht zu Grunde gelegen hat, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Fast sollte man zur Ehre des russischen Volkes wünschen, daß wenigstens der Wunsch dagewesen ist, sich von dem unmenschlichen Tyrannen zu befreien. Aber einen Beweis dafür giebt es nicht. Thatsache ist nur, daß Iwan wirklich in stetem Verfolgungswahn lebte und voll überzeugt war, sich im Stande der Nothwehr zu befinden. Wenn es aber heute unter den russischen Geschichtsschreibern aufgekommen ist, Iwan nicht nur zu entschuldigen, sondern gar zu verherrlichen, so läßt sich daraus nur der Schluß ziehen, daß auch ein neuer Iwan IV. noch Raum auf dem Boden des alten Moskau finden würde.

Uebrigens hat der von Sorge, Furcht und Rachsucht besessene Herrscher sich innerlich tief unglücklich gefühlt. Wir haben dafür das merkwürdige Zeugniß, das er in seinem 1572 verfaßten Testamente niedergelegt hat. Die Schatten, gegen welche er kämpfte, waren ihm zur Wirklichkeit geworden. Er lebte der Ueberzeugung, daß er durch die Bojaren aus seinem Reiche vertrieben, für sich und seine Kinder einen Kampf auf Leben und Tod mit seinen und seines Hauses Feinden führen müsse. Vor diesem Triebe der Selbsterhaltung trat jede andere Empfindung zurück: der Gedanke, daß er Pflichten gegen sein Volk habe, ist ihm überhaupt nicht gekommen. Die wunderlichen genealogischen Anschauungen über den Ursprung seines Geschlechtes führten ihn zur Ueberzeugung, daß er anderen Blutes sei als seine Unterthanen. Die Russen, sagte er einem englischen Gesandten, seien alle Spitzbuben, und als dieser ihn lächelnd daran erinnerte, daß er ja selbst Russe sei, antwortete Iwan: nein, er sei deutscher Herkunft. Es lohnt, den Wortlaut des Testamentes von 1572 kennen zu lernen. Der Eingang erinnert an ein berühmtes Schreiben des Tiberius an den Senat: „Mein Körper ist erschöpft, mein Geist verdüstert, die Eiterbeulen

an meiner Seele und an meinem Leibe vermehren sich und kein Arzt ist da, mich zu heilen. Ich wartete, ob sich Jemand meiner erbarmen wolle — doch Niemand kam zu mir. Ich aber suchte keinen Tröster, sie haben mir Gutes mit Bösem, Liebe mit Haß erwidert." Immer wieder schärft er den Söhnen ein, Niemandem zu trauen, überall selbst einzusehen, denn nur so könnten sie dem Einflusse Anderer entgehen. Ihn hätten die Bojaren von Land und Leuten vertrieben, daß er im Reiche umher irren müsse, darum sollen seine Söhne zusammenhalten, bis sie der Feinde Herr geworden, und erst danach soll der Jüngere ein Theilfürstenthum erhalten. Jedoch so, daß er in völliger Abhängigkeit dem Aelteren gegenüber bleibt und diesem in keinem Dinge zu widersprechen oder zu widerstehen versuchen soll. Die Opritschnina beizubehalten oder abzuschaffen, überläßt er dem Ermessen seines Nachfolgers. Der Seelen ihrer Eltern sollen sie gedenken, selbst wenn sie in Verfolgung und Verbannung leben, in Liturgien, Todtenämtern, Litaneien, mit Almosen und Fürbitten, soviel möglich, für sie Sorge tragen. Eine innere Wandlung im Zaren ist nicht mehr eingetreten. Die Opritschnina wurde beibehalten, wenn auch zuletzt unter dem weniger verfaßten Namen des „Hofes." Das Mißtrauen gegen die Landschaft dauerte fort und ging zuletzt so weit, daß (wahrscheinlich 1575) er den Zarentitel und die Leitung des nicht zur Opritschnina gehörenden Rußlands einem getauften Tataren Simeon Bekbulatowitsch übertrug, der einige Jahre lang ohne jede factische Macht Krone und Scepter führte, um wieder in Vergessenheit zu verschwinden, sobald Iwan für nöthig fand, ihn zu entfernen.

Um das fast unerschöpfliche Thema der von dem schrecklichen Zaren vollzogenen Hinrichtungen zu erledigen, sei noch eines merkwürdigen Documentes Erwähnung gethan, welches der Senator Borosdin im Jahre 1809 auf einer archäologischen Reise im Cyrilluskloster zu Bjeloosero fand. Es waren einige Blätter in 16°-Format, deren Inhalt durch die folgenden Eintragungen in den Klosterbüchern erläutert wird: Der Zar, Gossudar und Großfürst Iwan Wassiljewitsch hat für die Geächteten 900 Rubel geschenkt. Ihre Namen sind im Synodik eingetragen. Man singt für sie Todtenmessen, Liturgien und Litaneien am Sonnabend in der Fastenwoche."

Und an anderer Stelle: „Am Sonnabend in der Fastenwoche für die Geächteten, Erschlagenen, Ertränkten und Verbrannten mit ihren Frauen, Kindern und ihrem Gesinde. Ihre Namen aber stehen im Synodicum. Die Todtenmessen singt man gemeinsam. „Der Zar und Großfürst Iwan Wassiljewitsch hat dafür 2200 Rubel auf zwei Landgüter angewiesen."

Dann folgt im Synodicum die Aufzählung der Opfer in schier endloser Reihe: Zunächst diejenigen, deren in allen Gottesdiensten gedacht werden soll. Drei Namen aus der Verwandtschaft des Zaren: Eudoxia, Maria, Alexandra. Gedenke, Herr, der Seelen deiner verstorbenen Diener und Dienerinnen unserer Zeit, von Adam bis zu diesem Tage. Gedenke ihrer, Herr! Des Kasarin und seiner beiden Söhne und der zehn, die ihnen zu Hilfe kamen; des Ischuk,

Bogdan, Iwan, Iwan, Ignati, Grigori, Feodor, Istom, des Fürsten Wassili von Rostow, des Nikifor, Wassili, Wassili Chlunew u. s. w. Der 20 Leute des Iwanow im Dorfe Komenskoje, des Michail Masilow, der 39 in Gubina .... der 87 in Matweischewo .... Gedenke, Herr, der Seelen deiner Knechte in Nowgorod 1505 Mann.[1])

Für Pskow nimmt der Zar 190 Seelen auf sein Gewissen, dann folgt wieder eine lange Reihe von Namen, dazwischen aber nur Zahlenangaben, wo Iwan sich der Einzelnen nicht erinnern konnte. Später hat der Zar dann noch eine Ergänzungsliste meist aus früherer Zeit hinzugefügt, 580 Namen, in Summa 3248 Seelen. Der Zar hat sich merkwürdiger Weise verzählt, denn der Schluß lautet, etwa wie man ein kaufmännisches Rechnungsbuch schließt: „Das macht 3470 Menschen." Wir können Iwan nachweisen, daß er lange nicht alle seine Opfer aufgezählt hat. So fehlt z. B. der Metropolit Philipp, an dessen Tod er offenbar nicht Schuld tragen wollte, ebenso wird von den vier von Iwan vergifteten Kindern des Fürsten Wladimir Andrejewitsch nur eine Tochter erwähnt. Es ist nicht denkbar, daß in beiden Fällen ein Gedächtnißfehler vorliegt. Der Zar wird einen Grund gefunden haben, der ihm die Möglichkeit bot, die Schuld auf Andere zu wälzen. Endlich fehlen in dieser Liste alle diejenigen, welche nicht russischen Glaubens waren. Die ungezählten protestantischen Gefangenen aus Livland, die Iwan bei verschiedenen Gelegenheiten umbringen ließ, zählen für ihn ebenso wenig mit, wie diejenigen, die er in Feindesland aus Grimm oder Lust zu Tode brachte. Die Summe aller Opfer seiner tyrannischen Raserei entzieht sich aber jeder Berechnung.

Man sollte es kaum für glaublich halten, daß gerade in dieser Periode, da die Ruchlosigkeit des Zaren ihren Höhepunkt erreichte, sich ihm politische Aussichten von der allergrößten Tragweite boten

---

Siebentes Kapitel.

Die Krisis in Polen und der Zar.

In Polen hatte trotz des Edictes vom 13. Januar 1557 die reformatorische Bewegung an Umfang stetig zugenommen. Freilich war sie mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen. Man konnte Ende der fünfziger Jahre unter den 25000 Szlachtizenfamilien etwa 1000 protestantische zählen,

1) Hier zählt Iwan wohl nur diejenigen, die er persönlich umgebracht oder selbst verurtheilt hat, Kurbsky will wissen, daß an einem Tage mehr als 15000 erschlagen wurden, eine andere Quelle spricht von 27000, der glaubwürdige Pleskauer Chronist von 60000.

aber in den Städten hatte sich fast ausschließlich das deutsche Element der Reformation zugewandt und die Bauernschaft blieb gänzlich unberührt.

Die Macht der Reformation beruhte auf dem Bündniß der Szlachta mit dem Protestantismus. Auch in den Kreisen der katholischen Szlachtizen hatte man volle Sympathie für den Gedanken, daß die Kirche dem Staat unterworfen sein müsse, und wenn in Kleinpolen die Szlachta thatsächlich die Leitung der evangelischen Gemeinden in ihre Hände genommen hatte, erweiterte sich dies Verhältniß zu dem allgemeinen Gedanken, ganz abgesehen von den confessionellen Unterschieden, die Szlachta in ganz Polen ebenso zur Herrin der Geistlichkeit zu machen, wie sie bereits Herrin des Bauern- und Bürgerstandes war. Viele Momente wirkten dahin, die Erreichung dieses Zieles möglich erscheinen zu lassen.

Wir haben mehrfach Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie sehr sich die Reformation in den Dienst des polnischen Kleinadels stellte. Die religiöse Freiheit galt doch im Grunde nur für ihn und es zeugt für die Oberflächlichkeit der Auffassung dieser Kreise, wenn erst 1563 eine Bibelübersetzung erschien, wenn man in vielen Fällen sich damit begnügte, die katholischen Priester zu verjagen, ohne sie durch evangelische zu ersetzen, wenn endlich fast nichts für die Hebung des Unterrichts, namentlich des Volksschulwesens geschah, das uns sonst überall als wirksamstes Rüstzeug der „reinen Lehre“ erscheint.

Dazu kam die Unmöglichkeit, eine Verständigung der verschiedenen protestantischen Gruppen in Bezug auf die Glaubensfrage und auf die Kirchenverfassung herbeizuführen. Selbst eine so hervorragende Persönlichkeit, wie Jan Laski, der von 1556—1560 an der Organisation der calvinischen Gemeinden in Kleinpolen arbeitete, vermochte nicht durchzudringen. Eine Verständigung mit den hussitisch gesinnten Großpolen erreichte er nicht und auch in Kleinpolen wurde die von ihm geschaffene Organisation schon wenige Monate nach seinem Tode modificirt, um dem Laienelement oder, was hier gleichbedeutend war, der Szlachta größeren Einfluß in der Kirche zu schaffen. Auch mit den Lutheranern war der gemeinsame Boden zu einem für alle Theile annehmbaren Glaubensbekenntniß nicht zu finden, vollends aussichtslos aber wurde ein Zusammengehen, seit die Socinianer sich in Polen festgesetzt hatten.

Die von Italien ausgegangene Richtung der radicalen Antitrinitarier fand in Polen einen besonders günstigen Boden. Schon zwei Jahre, nachdem Servet in Genf verbrannt war, 1555, hören wir von Anhängern, die er in Polen habe. Bald von diesem, bald von jenem Geistlichen heißt es, daß er verdächtig sei, aber solange Jan Laski lebte, wagten die Antitrinitarier nicht offen hervorzutreten. Georg Blandrata und Lelius Socinus, der zwischen 1558 und 1559 nach Polen gekommen war, traten erst seit 1561 offen mit ihrer Lehre auf. Sie haben namentlich dem Calvinismus großen Abbruch gethan, und wenn sie auch 1562 feierlich verflucht wurden, gewannen sie doch immer mehr Boden: in Polen wie in Littauen fielen ihnen diejenigen zu, welche die alte Kirche nicht zu fesseln vermochte. Gerade die in ihrem

Radicalismus vor keinen Schlüssen zurückschreckende Lehre der Socinianer zog den slavischen Geist besonders an. Als sie 1563 eine Ueberschau über ihren Gewinn hielten, konnten die Antitrinitarier nicht weniger als 42 Prediger aufführen und schon 1566 finden wir sie in der Landbotenstube vertreten. Für Polen galt thatsächlich das kühne Epigramm:

> Alta ruit Babylon: destruxit tecta Lutherus,
> Muros Calvinus, sed fundamenta Socinus.

Wir können hier auf die höchst interessanten Einzelheiten dieser Entwickelung nicht eingehen. Der Katholicismus selbst hat das Aufblühen der zahlreichen antitrinitarischen Secten befördert, weil er in ihnen ein zersetzendes Element sah und trotz aller Ketzerei der kirchlichen Einheit in katholischem Sinn noch den Sieg zu sichern hoffte. Freilich war nicht denkbar, daß der polnische Katholicismus aus eigener Kraft eine Wiedergeburt erfahren könne. Der gesammte Episcopat, den damaligen Primas Jacob Uchanski





Goldmünze, 10 Dukatenstück, von König Sigismund August von Polen.

Für Littauen geprägt. Umschrift der Vorderseite: † SIGIS · AVGVSTVS · D · G · REX · POLONI · MAG · DVX · LITVA; im Felde das gekrönte Bildniß des Königs, zu beiden Seiten die Jahreszahl 1562, umgeben von einem Kranze. Umschrift der Rückseite: † MONETA · MAGNI · DVCATVS · LITVAN · IO · FLOR · AVR.; im Felde der littauische Ritter, unter ihm ein Abzeichen von unsicherer Bedeutung. Originalgröße. Berlin, königl. Münzcabinet.

(seit 1562 Erzbischof von Gnesen) mit eingeschlossen, war von Freigeisterei berührt und von dem Gedanken einer national-polnischen Landeskirche getragen. Der Reichstag, der von 1562—1563 tagt, hat den König direct aufgefordert, die Frage der Reform in seine Hand zu nehmen, und als er vor der Entscheidung zurückschreckte, machte man mit größerer Aussicht auf Erfolg den Versuch, ihn aus ähnlichen Beweggründen, wie sie Heinrich VIII. von England bestimmt hatten, zu einem Bruch mit Rom zu führen.

Sigismund August stand damals in dritter Ehe mit einer ungeliebten Gemahlin, der Erzherzogin Katharina von Oesterreich, die ihm keine Aussicht auf Nachkommenschaft bot. Die Rechtmäßigkeit der Ehe ließ sich anfechten, da Katharina die Schwester seiner ersten Gemahlin war, eine Scheidung der Ehe durch den Papst war aber unter keinen Umständen zu erwarten. Er-

folgte dann die Scheidung des Königs durch ein Nationalconcil, so standen die Neugläubigen und auch die katholischen Szlachtizen am Ziel ihrer Wünsche. Auf dem Reichstage von 1565 hat man die Frage der Scheidung zuerst von protestantischer Seite angeregt. Nur mit Mühe gelang es dem päpstlichen Nuntius, den drohenden Schlag zu pariren.

Hätte Sigismund August sich zu einem raschen Entschlusse erhoben, so fiel ihm, das konnte keinem Zweifel unterliegen, ganz Polen fast widerspruchslos bei. Schon nannten ihn die Bischöfe ihren Oberherrn und Richter, er selbst soll erklärt haben, er sei bereit, eine Bettlerin zu heirathen, wenn sie ihm nur einen Sohn schenken wolle, und schon war auch die künftige Königin gefunden: eine Tochter des Fürsten Nicolai Radziwil, des Führers der littauischen Protestanten. In demselben Jahre berief Uchanski die Bischöfe zu einer Synode, um auf derselben die Frage der Priesterehe und des Laienkelches zur Berathung zu stellen. Nur der äußersten Anstrengung des päpstlichen Nuntius Commendone gelang es, das Zustandekommen jener Synode zu verhindern. Aber in höchster Sorge verließ er Polen, um in Rom persönlich Bericht über die Gefahren der Lage zu erstatten.

Drei Momente sind es, die in diesen Jahren höchster Gefährdung dem Katholicismus in Polen die Zukunft gerettet haben: die Unentschlossenheit des Königs, die Frage der Union mit Littauen und die Thätigkeit des Cardinals Hosius und der Jesuiten. Sigismund August zögerte und schwankte, bis der günstige Augenblick vorüber war. Noch 1570 war Uchanski bereit, aus eigener Machtvollkommenheit die Ehe des Königs zu scheiden, bald danach aber hatte man ihn so durch Courtisanen umgarnt, daß unter Ausschweifungen, die seine Tage verkürzten, ihm vollends alle Willensenergie verloren ging. Schwebte die Möglichkeit der Ehescheidung auch bis zu seinem Tode über der katholischen Kirche wie eine gewitterschwangere Wolke, der Blitz fuhr nicht nieder, denn immer wieder gelang es, den Geist des Königs nach anderen Richtungen abzulenken.

Die Frage der Union Polens und Littauens war eines der vorzüglichsten Mittel, den König von der kirchlichen Frage abzuwenden.

Seit der Vermählung Jagiellos mit Hedwig war der Plan der Union immer wieder aufgetaucht.[1]) In den Jahren 1401, 1413, 1499 und 1501 hatten die Polen daran gearbeitet und auch thatsächlich eine Reihe werthvoller Privilegien erlangt, die alle auf das Endziel einer völligen Union beider Reiche hinarbeiteten. Zuletzt war durch eine Declaration von 1564 festgesetzt worden, daß Polen und Littauen ein Reich und ein Volk unter einem Herrscher, dem Könige von Polen, bilden sollten. Die Union, wie man sie in Littauen wünschte, war ganz anderer Natur. Man wollte die völlige Unabhängigkeit in allen Fragen des inneren Lebens, der Verfassung und Verwaltung bewahren

1) Vgl. Tagebuch des Unionsreichstages von Lublin. Petersburg 1869, mit der Einleitung von Kojalowitsch.

und nur im Fall eines Krieges sich auf einem Reichstage mit den Polen vereinigen. Der König aber solle nicht gemeinsam, sondern von Polen und Littauen besonders und von beiden Theilen frei gewählt werden. Darüber kam es dann zu heftigen Streitigkeiten. Die Littauer machten mit Recht darauf aufmerksam, daß jene Declaration von 1564 gegen ihren Willen, und nachdem sie den Reichstag verlassen, zu Stande gekommen sei, auch den Privilegien von 1413 und 1501 hätten sie ihre Zustimmung nicht ertheilt. Als am 10. Januar 1569 in Lublin der Unionsreichstag endlich zusammentrat, geriethen die Parteien über diesen principiellen Gegensatz auf das Allerheftigste aneinander. Die Polen waren insofern die Stärkeren, als sie den König auf ihrer Seite hatten. Sie verlangten von den Littauern, „daß sie der Krone Polen Treue schwören, mit ihnen in einem Reichstage sitzen und die polnisch-littauischen Angelegenheiten wie die eines Reiches behandeln sollten.“ Auch konnten sie auf den kleinen littauischen Adel rechnen, der, durch die Fürsten und Senatorenfamilien unter starkem Druck gehalten, lange nicht die gleiche Selbständigkeit und Macht genoß, wie die polnische Szlachta. Die ihnen gebotene Gleichstellung war ein mächtiges Lockmittel, dem sie schwer zu widerstehen vermochten. Dazu kam, daß Sigismund August als Großfürst von Littauen einen weit größeren Einfluß ausüben konnte als in seiner Stellung als König von Polen. Das aber machte sich die polnische Unionspartei zu Nutze. Sie, welche in Polen stetig an der Minderung der königlichen Befugnisse arbeitete, brauchte jetzt die Autorität des Königs, um die berechtigten Ansprüche der Littauer auf einen Rest von Schutzwehren für Aufrechterhaltung ihrer Eigenart zu beseitigen. Das monarchische Gefühl war von Alters her in Littauen weit stärker als in Polen. Namentlich in den von russischer Bevölkerung bewohnten Gebieten tritt das aus den Verhandlungen des Reichtages klar zu Tage. Es wäre eine weit heilsamere Entwickelung für Polen gewesen, wenn der König mit Hilfe der Littauer das demokratische Adelsregiment in Polen geschwächt hätte — jetzt demokratisirte er künstlich den littauischen Adel, indem er ihn in die mächtige Organisation des polnischen Kleinadels hinein nöthigte.

Es fällt dabei auf, wie unehrlich der König und die Polen gegen Littauen verfuhren. Er einigte sich mit seinen Ständen dahin, die Littauer zu betrügen und zu überrumpeln, und in einer ganzen langen Reihe von Einzelfällen hat diese Politik zum Ziele geführt.[1]) Zu einem Ziele freilich, welches im weiteren Verlauf der Entwickelung den Ruin beider Staaten herbeiführen sollte. Daneben diente die Furcht vor den russischen Waffen und die Verweigerung jeder Hilfe vor Vollziehung der Union als mächtiger Hebel.

Der äußere Verlauf des Reichstags war dann in den Hauptzügen der, daß, als Sigismund August schließlich den Littauern kraft seiner königlichen

1) Vergl. Kojalowitsch, l. l. X u. XI.

Autorität befahl, die Union zu bewilligen, sie in höchster Entrüstung den Reichstag verließen und alle Vorbereitungen trafen, um ihre Selbständigkeit mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Die Polen aber brachen den Widerstand dadurch, daß sie den König veranlaßten, diejenigen Gebiete Littauens, in welchen trotz Allem seine Autorität unerschüttert feststand, einzeln mit Polen zu verbinden. Das geschah erst in Podlachien, dann in Wolhynien, zuletzt in Kiew. Die Wenigen, welche sich hartnäckig weigerten, die Gewaltthat anzuerkennen, wurden ihrer Aemter entsetzt und ihrer Güter beraubt — Littauen verlor durch einen Federstrich seine reichsten Provinzen und war dadurch so sehr geschwächt, daß nichts übrig blieb, als in möglichst vortheilhafter Weise nachzugeben. Die alte Sehnsucht der Polen nach Wolhynien war erfüllt und das übrige Littauen fiel ihnen jetzt ohne weitere Schwierigkeit zu. Als König Sigismund August auf Wunsch der Landboten ein von diesen selbst verfaßtes Privileg erließ, welches die Vereinigung Littauens und Polens auf Grund des letzten Privilegs König Alexanders und der Warschauer Declaration aussprach, waren dadurch den Littauern, wie sie sich ausdrückten, die Schwingen gebrochen. Eine Gesandtschaft, welche sie nach Lublin schickten, um Aufhebung des Unionsdecrets zu erlangen und die Entscheidung auf einen nächsten Reichstag zu verschieben, scheiterte vollständig. Es blieb ihnen, da sie ohne Wolhynien, Podlachien und Kiew keinen Krieg führen konnten, da außerdem der kleine littauische Adel die Magnaten in Stich zu lassen begann, nichts übrig, als sich zu fügen. Erst durch ihre Gesandten, dann in corpore vereinigten sie sich wieder mit dem Reichstage und erklärten, daß sie bereit seien, die Union, wie König Alexander sie formulirt hatte, anzunehmen. Sie behielten dann wenigstens einen Schein von Selbständigkeit: die littauischen Aemter, ihr Siegel, sowie den Titel Großfürst und Großfürstenthum Littauen. Aber schon fühlten sich die Polen ihrer Sache so sicher, daß ihnen jedes Nachgeben unnütz schien. Nach langen Verhandlungen beschlossen daher die Littauer endlich, die Entscheidung der ganzen Frage dem Könige zu überlassen. Am 27. Juni 1569 erschienen die littauischen Senatoren vor dem Könige und den polnischen Ständen. Der Starost von Samaiten ergriff das Wort und bat den König um Schutz für Littauen, zuletzt mit Thränen in den Augen, knieend und mit ihm knieten alle littauischen Senatoren und Landboten nieder. Da es das letzte Mal ist, wo das selbständige Littauen das Wort ergreift, lohnt es wohl, ihm Gehör zu geben:

„Allerdurchlauchtigster gnädigster König!“ — so begann der Starost von Samaiten — „Ew. Hoheit weiß, daß unsere Angelegenheit nach allen Seiten von den Senatoren und Ständen des Großfürstenthums Littauen berathen worden ist. Jetzt ist sie so weit gediehen, daß wir selbst, ohne unserem Gewissen Zwang anzuthun, uns nicht entschließen können, von dem zu lassen, was wir von den Senatoren des Königreichs gefordert haben.

Wir sind daher als getreue und gehorsame Unterthanen zu Ew. Hoheit

gekommen, um darzulegen, wie die Sache steht, d. h. um zu erklären, daß wir am vorigen Freitag auf alle Punkte der Union eingegangen sind, mit alleiniger Ausnahme der folgenden fünf Punkte: 1) Ueber die Succession, 2) über Livland, 3) über das littauische Siegel, 4) über den Warschauer Receß, 5) über das Lubliner Privilegium. Auf Befehl Ew. Hoheit haben wir mit tiefem Schmerz und in großer Bedrängniß unseres Gewissens uns auch die Zustimmung zu diesen fünf Punkten abdringen lassen: wie weh das uns thut — können wir mit Worten nicht sagen. Sind wir doch als treue Söhne des Vaterlandes verpflichtet, mit all' unseren Kräften für das Wohl desselben einzutreten — und die ganze Versammlung wird uns bezeugen, daß wir nach dem Maß unserer Kräfte dies unser Vaterland vertheidigt haben, wie wir es bis auf diesen Tag mit unserem Blut und Leben als Ganzes behauptet. Wenn wir aber jetzt jenen Schutz nicht bieten konnten, so mußten wir den Verhältnissen weichen, fatis et tempori.

Wir müssen weichen, aber nicht irgend einem Decret, sondern dem Willen Ew. Majestät, welche die Gesetze ausführt und die unser Herr ist, dem wir geschworen haben. So gehen wir denn darauf ein, daß in Zukunft die Privilegien und die beiden Reichen gemeinsamen Angelegenheiten mit einem Siegel besiegelt werden. Wir geben nach aus brüderlicher Liebe, damit man nicht glaube, daß wir uns irgend von den Herren Polen und ihrem Staate scheiden wollen. Mag ein Siegel an solche Urkunden geheftet werden, aber mag für die anderen Dinge das littauische Siegel fortbestehen.

Wir geben auch in dem nach, worum wir so dringend baten, als wir herkamen, d. h. daß unser blühendes Reich bleibe, wie es bisher gewesen ist — mag Littauen in Zukunft kein besonderer Staat mehr sein.

Was aber Livland betrifft, so weiß Ew. Majestät, wie wir es vor den Feinden vertheidigt haben, wie viel Ausgaben wir auf uns genommen, wie oft endlich wir unser Leben und unser Blut dafür zum Opfer brachten. Und was noch wichtiger ist, wir haben ihnen geschworen, daß sie bei Littauen bleiben sollten. Wenn daher in Folge der Rathschläge und des Zuredens Ew. Majestät die Livländer selbst sich von uns lösen wollen, so haben wir nichts dagegen, da Ew. Majestät uns gleich nach ihrem Ausscheiden von unserem Eide lösen wird. Da wir aber, wie ich ausführte, das Land bis heute vor dem Feinde vertheidigt haben und es noch mit Gut und Blut vertheidigen: wäre es billig, uns deshalb zu entschädigen.

So bleibt mir noch übrig, von der Succession, vom Warschauer Receß und vom Lubliner Privilegium zu reden. Allerdurchlauchtigster, gnädigster König! Wir besitzen Privilegien der Vorfahren Ew. Majestät, welche beweisen, daß wir unsere Herrscher frei gewählt haben. Als der Vater Ew. Majestät in der Ferne in Schlesien weilte, haben unsere Vorfahren ihn doch gewählt und sind zu ihm gereist, wie er es selbst bezeugt hat. Es bezeugt auch Ew. Majestät Vater ruhmvollen Angedenkens, daß wir auch Euch, da Ihr noch ein Kind wart, frei gewählt haben. So ist es auch zu Zeiten der Ahnen und

Dieser Mann war Stanislaus Hosius.[1]) Von deutschen Eltern am 5. Januar 1504 zu Krakau geboren, war Stanislaus in streng kirchlichem Sinne erzogen worden. Er studirte in Krakau, Padua, Bologna und wurde, obgleich er tief in die humanistischen Tendenzen der Zeit eingedrungen war, durch die Reformation an dem Glauben seiner Kinderjahre nicht irre. Vielmehr schienen ihm die Zwistigkeiten innerhalb der evangelischen Kirche die Vollkommenheit und ausschließliche Berechtigung der alten Lehre zu beweisen. Er beschloß, ihr sein Leben und seine Geisteskraft zu widmen. Schon unter Sigismund I. nahm er als Geheimsecretär des Königs eine hervorragende Stellung ein. Sigismund August hat ihn zu wichtigen diplomatischen Missionen benutzt und überraschend schnell hat er darauf die Staffel der geistlichen Würden erstiegen.

Schon 1551 finden wir ihn als Bischof in Ermeland, eine Stellung, die von großer politischer Wichtigkeit war, da sich mit ihr das Präsidium im preußischen Landesrath verband. Von vornherein erkannte er die Gefahren, welche der katholischen Kirche in Polen drohten, vollkommen klar. Ohne in den Parteivorurtheilen des polnischen Adels zu stehen, lebte er nur den Interessen der Kirche: wo irgend möglich, durchkreuzte er die Absichten der Protestanten, die für die Kircheneinheit gefährliche Idee eines polnischen Nationalconcils fand an ihm ihren entschiedensten Gegner. Auf Landtagen und Synoden wie am Hofe des Königs machte sein Einfluß sich geltend, seine confessio fidei catholicae Christianae war vor dem tridentinischen Glaubensbekenntniß die correcteste Fassung der katholischen Rechtgläubigkeit. Papst Paul IV. hat deshalb den Nuntius Lippomano ausdrücklich darauf hingewiesen, in allen Dingen den Rath des bewährten Bischofs von Ermeland einzuholen.

Bald meinte man in Anbetracht der schweren kirchlichen Krisis ihn in Rom als regelmäßigen Berather nicht entbehren zu können. Er entwickelte hier dem Papste seine Ansichten über die Gesammtlage der Kirche und trat 1559, ohne deshalb sein Bisthum aufzugeben, in die unmittelbaren Dienste der Curie. Eine sehr merkwürdige und ungewöhnliche Verbindung, die in der Bedeutung ihre Erklärung findet, die man dem Manne beimaß.

So ist er als päpstlicher Nuntius 1560 am Hofe Ferdinands thätig gewesen, um die Wiedereinberufung des unterbrochenen Concils durchzusetzen. Es ist bekannt, daß er seinen Zweck erreichte, weniger wohl, daß er einen starken Eindruck auf den Erzherzog Maximilian, den künftigen Kaiser, machte und ihn — wenigstens nimmt Hosius das Verdienst für sich in Anspruch — von seinen protestantischen Ueberzeugungen zur katholischen Lehre zurückführte. Mit dem Cardinalshut belohnt, hat Hosius als einer

---

1) Vergl. Eichhorn, Der ermeländische Bischof u. Cardinal Stanislaus Hosius. Mainz 1854—55. — Schukowitsch: Cardinal Hosius. Petersb. 1882 (russisch). — Allgemeine deutsche Biographie, Artikel Hosius von Th. Hirsch.

der fünf päpstlichen Legaten regen Antheil an der Leitung und an den Arbeiten des Concils genommen.

Der „Gott der Papisten," wie ihn die Protestanten wohl nannten, duldete



Stanislaus Hosius.

keine Compromisse. Erst Ende 1563 kehrte er nach Polen zurück und blieb dort bis kurz nach Vollzug der Union von Littauen und Polen. Ihm hat die katholische Kirche es zu danken, wenn der König die Satzungen des Tridentinums anerkannte und wenn die zu Protesten geneigte Geistlichkeit

weder zu Provinzialconcilien noch auch zu dem heißersehnten Nationalconcil kam. Es trat aber noch ein Moment hinzu, um diesem letzten Aufenthalt des Cardinals auf polnischem Boden entscheidende Bedeutung zu geben. Auf seine Anregung und in seinem Gefolge haben die Jesuiten festen Fuß in Polen gewonnen.

Bereits in Trient hatte Hosius sich mit dem Jesuitengeneral Lainez dahin verständigt, daß es nothwendig sei, den Orden auch nach Polen zu verpflanzen. 1564 sind darauf die ersten Jesuiten in Heilsberg eingetroffen, und 1565 eröffneten sie ihr berühmtes Collegium in Braunsberg, das zum Mittelpunkt der Gegenreformation für das ganze nordische und östliche Europa werden sollte, in den Jahren 1566 bis 1568 will der päpstliche Nuntius Ruggieri gar von 10000 Seelen wissen, die sie dem Katholicismus wiedergewonnen hätten. Von Ermeland aus drangen sie nach Plock und von dort aus immer weiter nach Süden und Osten. Ueberall drängten die besser organisirten Jesuitenschulen mit ihren trefflichen Lehrern und ihrem unentgeltlichen Unterricht die reformirten Schulen zurück; nur die Socinianer leisteten ihnen erfolgreichen Widerstand und konnten sogar noch Erfolge aufweisen. Aber gerade die Socinianer wurden von Hosius und den Jesuiten gefördert. Wäre ihnen auch das Liebste gewesen, wenn König Sigismund August mit einem raschen Schlage alle ketzerischen Prediger vertrieben hätte, so sahen sie doch, daß dieses Ziel nicht zu erreichen war. Sie riethen daher dringend, allen Secten in praxi gleiche Duldung zu Theil werden zu lassen, damit sie in gegenseitigem Kampfe einander aufrieben: „Sie alle sind gleiches Teufelswerk!“ Der Socinianismus aber bot durch seine Leugnung der Trinität so faßbare Angriffspunkte, daß es den Jesuiten leicht wurde, durch den Hinweis auf diese angeblich nothwendige Consequenz der Reformation, ängstliche und schwache Gemüther zu gewinnen. Eine allgemeine Gährung machte sich in Polen wie in Littauen merklich; die Protestanten fürchteten für die Zukunft, die mit Polen vereinigten russischen Provinzen hielten ihre kirchliche Freiheit ebenfalls nicht ohne Grund für gefährdet, die Union mit Polen, wie sie den Littauern aufgezwungen war, wurde schon 1569 und noch mehr in den nächstfolgenden Jahren als tyrannischer Zwang empfunden, die offene Frage der Ehescheidung des Königs endlich und die völlige Ungewißheit über die Thronfolge, das Alles wirkte dahin, auswärtigen Intriguen ein weites Feld zu eröffnen. Die Nachbarn Polens begannen sich zu regen, um zur Stelle zu sein, wenn die Krisis — wie über kurz oder lang geschehen mußte — zum Ausbruch gelangte.

Da waren zunächst Schweden und Dänemark, von denen Letzteres im Bündniß mit Sigismund August die Ansprüche des Herzogs Magnus zu verfechten suchte, Ersteres gegen Polen und Dänemark zugleich, aber im Frieden mit Rußland von seiner festen Stellung in Estland aus nach Süden vorzudringen bemüht war. Der Herzog Magnus aber trug sich mit der ehrgeizigen Hoffnung, die Schwester des Polenkönigs heimzuführen. Zweimal, 1565 und

1569, hat er um sie gefreit, beidemal wurde er abgewiesen. Die Anwartschaft auf den polnischen Thron, welche jene Ehe geboten hätte, war man nicht gesonnen, ihm zuzuwenden. Auch sprachen außer der geringen Garantie, welche die Persönlichkeit des jungen Herzogs bot, noch andere, politische Gründe dagegen. Der im Februar 1569 zwischen Dänemark und Schweden geschlossene Friede wurde schon im August gebrochen, und da Magnus nicht weniger als das ganze überdünische Livland zum Brautschatz verlangte, wies Sigismund August, schon um nicht den kürzlich abgeschlossenen Stillstand mit Moskau zu brechen, den Herzog auf das Entschiedenste zurück.

Das aber führte Magnus zu Verhandlungen mit Iwan dem Schrecklichen.

Nun hatte Moskau in letzter Zeit den livländischen Krieg nur lässig betrieben. Durch die inneren Angelegenheiten und seine stete Furcht vor Verrath eingenommen, hatte Iwan den Gedanken gefaßt, die russische Herrschaft über Livland mittelbar, durch einen deutschen Fürsten, den er mit Livland zu belehnen dachte, für sich zu gewinnen.

Schon 1564 hatte er dem alten Meister Fürstenberg einen dahin zielenden Antrag gemacht; da der Meister aber ablehnte und im folgenden Frühjahr starb, schwand diese Aussicht und der Plan ruhte eine Zeitlang, bis Iwan in zwei livländischen Edelleuten, Taube und Kruse, die nach langer und harter Gefangenschaft in den Dienst des Zaren getreten waren, die Werkzeuge gefunden zu haben meinte, um in anderer Weise das Ziel zu erreichen. Sie beuteten die Verzweiflung des unglücklichen Landes, das trotz der neuen Schutzherren in stets gleicher Bedrängniß und Gefahr lebte, aus, um dem Zaren eine Partei im Lande zu machen. Es gelang ihnen auch wirklich, im Erzstift Riga, das von den littauischen Präsidien am meisten zu leiden hatte, Boden zu gewinnen. Anfang 1569 waren sie mit der Ritterschaft des Erzstifts in Verhandlung und zugleich haben sie in noch nicht aufgeklärten Beziehungen zum Herzoge von Preußen gestanden. Als dieser Anschlag, wir wissen nicht aus welchen Ursachen, in sich zusammenfiel, ließ der Zar die livländische Krone erst dem Herzoge Gotthard Kettler und, als dieser ablehnte, dem Herzoge Magnus antragen. Er hoffte dabei, daß es ihm gelingen werde, wenn erst der livländische König da sei, Reval und dann das übrige Livland zum Abfall zu bewegen. In den Fasten des Jahres 1569 haben darüber Besprechungen zwischen Taube und den Revalensern stattgefunden. Auf Schweden brauchte keine Rücksicht genommen zu werden, da Iwan, seit der wahnsinnige Erich XIV. gestürzt war und König Johann III. den schwedischen Thron bestiegen hatte, sich durch den Friedensschluß, in welchem er Estland an Schweden abgetreten hatte, nicht länger gebunden fühlte. Auch spielte dabei ein sehr persönliches Moment mit. König Johann war seit 1562 mit Katharina, der Schwester Sigismund Augusts, vermählt und der Zar hatte von Erich XIV. die Auslieferung Katharinas verlangt, um sie zu heirathen. Sie war ihm — was kaum glaublich erscheint, aber thatsächlich feststeht — auch wirklich versprochen worden. Nur die Katastrophe des Königs vereitelte den Frevel. So sah

Iwan in dem neuen Könige nicht nur einen persönlichen Feind, sondern auch den natürlichen Bundesgenossen Polens.

Als daher Reval sich entschlossen zeigte, bei Schweden auszuharren, brachte er seine Verhandlungen mit Herzog Magnus zum Abschluß.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle diese weiten Pläne in die Zeit fallen, da Iwan auf dem Höhepunkt seiner Tyrannei stand. Wenige Wochen nach der Verwüstung Nowgorods traf Herzog Magnus in Moskau ein. Der Zar empfing ihn mit größter Herzlichkeit und mit all' dem Prunk, den er zu entfalten liebte. Er proklamirte ihn zum Könige von Livland und verlobte ihn mit Euphemia, der Tochter des unglücklichen Wladimir Andrejewitsch.

Die Urkunde, welche den Vertrag zwischen dem neuen Könige und dem Zaren festigte, begann mit einem Gnadenact. Den vor Jahren nach Rußland geführten Bewohnern Dorpats wurde die Rückkehr gestattet. Dann wurde bestimmt, daß Magnus dem Zaren Treue zu schwören habe und, falls Iwan selbst ins Feld ziehe, ihm mit 1500 Reitern und ebenso vielen Knechten Heeresfolge leisten müsse. Zieht der Zar nicht ins Feld, so darf auch Magnus zu Hause bleiben. Die Löhnung der Truppen des Königs von Livland übernimmt der Zar. Zieht Magnus allein in den Krieg, so soll er den zarischen Wojewoden im Rang vorausgehen, will er aber im Kriegsfall selbst zu Hause bleiben, so hat er 3 Thaler für jeden Reiter und $1\frac{1}{2}$ Thaler für jeden Knecht zu zahlen.

Dem Könige, seinen Nachfolgern und allen Livländern insgesammt wird die Augsburgische Confession gewährleistet.

Die livländischen Städte sollen frei nach Rußland Handel treiben, aber auch allen Ausländern freien Durchzug gewähren.

Sollten Riga, Reval oder andere Städte den König nicht anerkennen wollen, so will der Zar sie zum Gehorsam nöthigen.

Endlich, und das ist wohl der seltsamste Punkt dieses Vertrages, nach Magnus' Tode sollen die Livländer sich ihren König frei wählen dürfen.

Sowohl Magnus als der Zar glaubten, daß es möglich sein werde, auf Grund dieses Vertrages den Anschluß der Livländer an diesen König von Moskaus Gnaden zu erreichen. Die Spitze desselben richtete sich vor Allem gegen Schweden, weil man mit Littauen einen Stillstand hatte und gerade damals durch die oben geschilderten inneren Verhältnisse Polen-Littauens sich dem Zaren Aussichten boten, die er unmöglich von der Hand weisen durfte.

Im Frühling eben jenes blutigen Jahres nämlich waren auch Gesandte unter der Führung von Jan Krotszewski und Nicolaj Talwosz in Moskau erschienen, um einen Frieden auf längere Zeit zum Abschluß zu bringen. Als die üblichen Streitigkeiten über die gegenseitigen Grenzen eine Verständigung unmöglich zu machen schienen, erbaten sie sich eine Audienz beim Zaren.[1])

1) Vergl. Solowjew. Bd. VI, pg., 237 sq., wo die ungedruckten Gesandtschaftsbücher theils wörtlich, theils inhaltlich wiedergegeben sind.

Als sie vor Iwan standen, erklärten sie ihm, er möge doch den Frieden abschließen, da das ihm großen Nutzen bringen werde. Und als er nun weiter fragte, antworteten sie: „Der Senat der Krone Polen und des Großfürstenthums Littauen haben gemeinsam darüber berathen, daß der König keine Kinder hat. Wenn ihn nun Gott aus dieser Welt ruft, meinen beide Senate, daß es nicht gut wäre, einen König aus muselmännischen oder aus anderen Ländern zu nehmen; sie wollen freiwillig und ungezwungen einen Herrscher slavischen Stammes wählen, und neigen zu Dir, großer Zar, und zu Deinen Nachkommen."

Darauf antwortete Iwan: „Wir haben davon schon gerüchtweise gehört. Durch Gottes Barmherzigkeit und durch die Gebete unserer Voreltern ist unser Reich ohnehin groß, weshalb sollten wir das Eurige wollen? Wenn ihr aber uns haben wollt, so ist es euch nützlich, uns nicht zu erzürnen, sondern zu thun, was wir durch unsere Bojaren euch sagen lassen." Daran knüpfte er eine lange Rede, die in den russischen Gesandtschaftsbüchern nicht weniger als 44 Seiten einnimmt und den historischen Nachweis liefern sollte, daß alle Schuld an den russisch-polnischen Gegensätzen dem Könige und dessen Vorfahren zufalle.

Trotzdem kam es zu einem Stillstande auf die Zeit von drei Jahren, inzwischen aber solle über einen Definitivfrieden verhandelt werden.

Iwan fertigte auch sogleich eine Gesandtschaft an Sigismund August ab. Die Instruction ist erhalten und höchst charakteristisch. Frage man die Gesandten nach dem Anlaß der letzten Metzeleien, so sollen sie sich erstaunt stellen, daß man in Polen davon gehört habe. Der Zar habe seine Verräther gestraft und den Nowgorodern und Pskowitern wegen Littauens gezürnt. Dann heißt es weiter:

„Stirbt der König und wählt man einen König aus anderen Ländern, so soll mit ihm der Stillstand nicht bekräftigt werden, sondern er soll Gesandte nach Moskau schicken. Wird aber einer der Pane (ein Piast) gewählt, so sollen unsere Gesandten nicht an den Hof gehen; wenn man sie aber dazu zwingt, sollen sie sich setzen, keinen Gruß geben und die Botschaft nicht ausrichten, sondern sagen, der ist unser Bruder, zu dem hat man uns nicht geschickt."

Die Gesandten meldeten, nachdem sie angelangt waren, daß man Wilna so gut wie verloren gebe und Alles die Stadt verlasse. Beide Senate seien darin einig, daß sie den Zaren oder den Zarewitsch zum Könige haben wollten. Den Türken wollten sie nicht, vom Kaiser aber glauben sie keinen Schutz zu haben. Der König habe seinen Neffen von Ungarn zum Nachfolger haben wollen, doch sei der Prinz gestorben. In Warschau sage man, kein Anderer als der Moskowiter solle König werden, der Adel bestelle sich schon moskowitische Kleider und Viele tragen sie bereits. Im Schatze der Königin sammle man Edelsteine und Gewänder Moskauer Geschmackes und die Königin würde den Zaren gern nehmen."

So weit war es nun freilich nicht. Iwan legte im Augenblick größeren Werth auf die Ausführung seiner livländischen Pläne und verhielt sich daher den Polen gegenüber halb ablehnend. Er fand seinen Vortheil darin, daß man es nicht mit ihm verderben wollte, und meinte mit ganz anderem Gewicht auftreten zu können, wenn ihm das schwedische Livland in die Hände gefallen wäre. So spitzte sich Alles zu einer großen Entscheidung zu. Gelang es Magnus, in Livland festen Boden zu gewinnen und seinem Königthum ein Fundament an Land und Leuten zu sichern, so hatte Iwan sein nächstes Ziel erreicht und nicht ohne Aussicht auf Erfolg durften dann seine littauischen und polnischen Anhänger darauf rechnen, für den Fall der polnischen Thronerledigung seine Candidatur zur Geltung zu bringen.

Man sieht, daß es sich um eine Entscheidung über die Zukunft des östlichen Europa handelte, als König Magnus im Sommer 1570 mit russischen Truppen, die durch den Zuzug getäuschter oder durch die Noth der Zeit politisch demoralisirter Livländer wesentlich gestärkt waren, heranzog, um vor Allem Reval, den Fels und Hort der schwedischen Macht in den alten Ordenslanden, einzunehmen.

Wenige Monate, bevor das Magnistische Heer — so sagte man damals — vor Reval[1]) eintraf, hatte durch einen Handstreich, dessen Anlage wahrscheinlich auf Taube und Kruse zurückzuführen ist, ein livländischer Landsknechtsführer in schwedischen Diensten, Claus Kursel, sich der Burg von Reval, des sogenannten Domes, bemächtigt und den schwedischen Commandanten Gabriel Christiernsen gefangen gesetzt. Die Absicht war, Knechte des Königs Magnus heranzuziehen und, wenn Magnus mit seinem russischen Heere herannahe, ihm Schloß und Stadt in die Hände zu spielen. Zum Glück entriß schon am 24. März ein kühner Soldatenstreich den Verräthern die Burg. Als König Magnus am 21. August 1570 vor den Thoren Revals erschien, war die Stadt entschlossen, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Weder die 25 000 Russen, die Magnus aus Moskau heranführte, noch die sogenannten Hofleute, die sich ihm angeschlossen hatten, vermochten die Stadt zu nehmen. Auch das aus Narva geholte schwere Geschütz und 5000 Opritschniks, welche der Zar im Spätherbst sandte, brachten keine Erfolge. Obgleich die von Schweden versprochene Hilfe nicht eintraf, wiesen die tapferen Bürger und die kleine Schaar der Besatzung jeden Angriff der Russen ab, sie begannen durch häufig wiederholte Ausfälle den Feind so zu ängstigen, daß seine Lage bedenklich wurde. Immerhin konnte es doch zweifelhaft erscheinen, ob die Stadt sich auf die Dauer werde behaupten können. Polen, der Kaiser und die wendischen Städte, an welche sich Reval um Hilfe wandte, hatten nicht mehr

1) Das urkundliche Material für die Geschichte der Belagerungen Revals hat G. v. Hansen in den „Beiträgen zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands," Bd. III, Heft 3, Reval 1886, in zwei darstellenden Arbeiten zusammengetragen. Vgl. auch meine Charakterköpfe und Sittenbilder aus der baltischen Geschichte des 16. Jahrhunderts. Mitau 1877.

als Trostworte zu bieten, und als am 12. Januar die Russen neuen Zuzug erhielten, begannen sie die Beschießung mit frischem Eifer. Doch die Bürger von Reval waren guten Muthes. Wie zum Tanz liefen die Kriegsleute, Gesellen, Hausknechte und Jungen in den Streit. Hatte Magnus mühsam eine Schanze oder ein Blockhaus errichtet, über Nacht wurden die Werke zerstört oder genommen. Auch die Versuche, durch Ueberredung Reval zu gewinnen, scheiterten. Der „wohlbeschwatzte" Hofprediger des Königs Magnus, Christian Schrapfer, wurde zwar gehört, aber, wie es in dem Berichte heißt, „mit Bescheidenheit abgewiesen." Man getraute sich auch ohne fremde Hilfe den Feind von Thürmen und Thoren fern zu halten. Die Hoffnung stieg, als eine böse Seuche im Lager ausbrach und in Folge der rücksichtslosen Ausplünderung der Umgegend ein drückender Mangel an Lebensmitteln sich einstellte. Schon glaubte man die Zeit nahe, da der Feind werde abziehen müssen.

Ueber die letzten Versuche der Russen berichtet ein Schreiben des Revaler Raths vom 14. März. „Der Feind versuchte sich mit aller seiner Macht an uns, schoß längere Zeit Tag und Nacht aus grobem Geschütz Feuerkugeln und Sprengkugeln in die Stadt, schlug eine gewaltige Schanze auf, lagerte sich längs der Seekante, baute noch näher zur Stadt hinter dem Rosengarten eine Schanze, machte Laufgräben und begann hinter dem Kalkofen ein Blockhaus zu schlagen. Das zu dulden, war uns unleidlich. Als wir mit unseren Geschützen, die Tag und Nacht auch nicht feierten, ihm nicht wehren konnten, sind wir mit unserer ganzen Kriegsmacht den 3. März im Namen der heiligen Dreieinigkeit ausgefallen, schlugen ihn aus der nächsten Schanze und verbrannten das Blockhaus und die Schanzkörbe. Darauf wurde noch an demselben Tage und am 5. März tapfer scharmützelt, so daß der Feind durch Gottes Hilfe ängstlich wurde und all' sein grobes Geschütz in der folgenden Nacht aus dem Fischerdorf brachte. Auch aus der Koppel zog er ab und ließ sich ganz und gar nicht mehr dort sehen. Der Hafen ist wieder frei und die Zufuhr kann jetzt ohne jede Gefahr geschehen . . . . ."

Am 16. März, nachdem die Belagerung dreißig Wochen gedauert hatte, steckte König Magnus sein Lager in Brand. Er verzweifelte an weiterem Erfolg und zog frühmorgens ab. Die Russen nach Narva, die Deutschen nach Weißenstein, er selbst nach Oberpahlen. Mit seinem Königthum war es fürs Erste nichts, es war an den Mauern Revals gescheitert, zugleich mit den Plänen Iwans. Die Livländer, welche sich Magnus angeschlossen hatten, sagten sich zum Theil von ihm los. Einige, darunter auch Taube und Kruse, machten den Versuch, den Russen Dorpat zu entreißen, und flüchteten, als der Anschlag mißlang, in das polnische Livland, wo sie gute Aufnahme fanden.

Namentlich Taube und Kruse, welche tief in alle politischen Pläne des Zaren eingeweiht zu sein vorgaben, gelangten bald bei Sigismund August zu Stellung und Ansehen. Die mehr als zweideutige Rolle, welche sie gespielt hatten, hat man ihnen dort verziehen und sie zu wichtigen Geschäften gebraucht, in den Kreisen der deutschen Livländer duldete man sie nur mit Widerstreben.

Iwan, der über den Abfall Beider erschreckt und erbittert war, suchte vergeblich sie zur Rückkehr zu bewegen. Sie wußten, was sie zu erwarten hatten, Sigismund August aber, dem er alle livländischen Gefangenen frei zu geben versprach, wenn man ihm die Beiden zur Bestrafung abliefere, wies den Antrag natürlich zurück. Dafür ließ dann der Zar, wenn unsere Berichte nicht zu viel sagen, etliche Tausend Gefangene, die sonst hätten ausgelöst werden können, zu Tode martern.

Gegen Magnus aber war Iwan gütig. Er beruhigte den wegen seines Mißerfolgs bangenden Vasallenkönig und schlug ihm, da Euphemia inzwischen gestorben war, die Hand ihrer jüngeren Schwester Maria vor. Der Zar war in Sorgen und Unruhe. Sein alter Plan, im Nothfall eine Zuflucht bei seiner Freundin, der Königin von England, zu finden, wurde wieder in ihm lebendig. Dazu ängstigten ihn die Tataren und Türken. In der Krim hatte man seinen Zarentitel nie anerkannt, nur durch Bestechungen und Geschenke konnte er sich einen unsicheren Frieden erhalten und vollends groß wurden seine Besorgnisse, seit er wußte, daß Soliman sich mit der Absicht trug, Kasan und Astrachan zurückzuerobern. Im Frühjahr 1569 hatte der Sultan einen Pascha mit 17000 Mann nach Kafa geschickt und ihn beauftragt, Wolga und Don durch einen Kanal zu verbinden und sich dann Astrachans zu bemächtigen. 50000 Tataren hatten sich ihm anschließen müssen. Die Arbeit wurde auch wirklich in Angriff genommen, aber zum Glück für Moskau wurden die Orientalen der technischen Schwierigkeiten nicht Herr. Der Winter brach ein, und als trotz einer Meuterei der Truppen der Pascha seinen Marsch gegen Astrachan fortsetzte, hat ein glückliches Ungefähr die Stadt gerettet. Das falsche Gerücht vom Nahen russischer Truppen bewog die Türken zur Umkehr. Ob dabei die Intriguen der Tataren mitgespielt haben, läßt sich nicht feststellen. Moskau gegenüber nahm der Khan der Krim das Verdienst für sich in Anspruch, den Rückzug herbeigeführt zu haben, und in der That lag es durchaus nicht in seinem Interesse, die Osmanen zu Nachbarn in den östlichen Steppen zu haben. Das hätte mit Nothwendigkeit zu einer größeren Abhängigkeit der Krim führen müssen.

Die Türken haben darum ihren wohlüberlegten Plan nicht fallen lassen; als nach Solimans Tode Iwan Gesandte nach Konstantinopel schickte, um den neuen Sultan Selim zum Antritt seiner Regierung zu beglückwünschen, erhielt er die ungnädige Antwort: „Kasan und Astrachan seien auszuliefern." Man war in Moskau in steter Angst vor Erneuerung des Krieges. So ging das Jahr 1570 in Aufregung und Furcht hin, ohne daß etwas Wesentliches zur Vertheidigung des Landes geschehen wäre. Als im Frühjahr 1571 das Gerücht vom bevorstehenden Anzuge der Feinde immer mehr Gestaltung gewann, schickte der Zar seine Wojewoden mit 50000 Mann an die Oka, während er selbst mit der Opritschnina in Serpuchow sein Kriegslager aufschlug.

Dieses Mal erschien der Feind wirklich: nur waren es nicht die Türken, sondern die Tataren unter Dewlet Girei, die mit 120000 Mann heranzogen.

Sarmatia Asie.



Facsimile aus Sebastian Münsters Cosmographie vom Jahre 1550.

Der Khan hoffte, daß in Folge des Entsetzens, welches die Vernichtung Nowgorods und die Moskauer Hinrichtungen hervorgerufen hatten, eine energische Abwehr ihm nicht entgegentreten werde. Auch fanden sich wirklich Leute, die ihm die Wege zu ebnen bemüht waren. Wohl solche, die Rache an dem Zaren nehmen wollten, denn von Sympathien für Dewlet Girei konnte die Rede nicht sein. Von Verräthern geführt, gelang es dem Khan, die Oka zu überschreiten und dadurch Iwan von dem Zusammenhang mit dem Hauptheere abzuschneiden. Während die Tataren in Eilmärschen gegen Moskau vorrückten, floh der Zar mit seiner Opritschnina über Bronniza und Alexandrowo nach Rostow, die Fürsten Bjelski, Mstislawsky, Worotynsky und Schuisky aber warfen sich mit ihren 50 000 Mann auf Moskau zurück, um die Residenz mit ihren Heiligthümern zu vertheidigen. Zu einem Kampf zwischen ihnen und den Feinden ist es nicht gekommen. Als am 24. Mai die Tataren vor Moskau erschienen, gelang es ihnen, die Vorstädte in Brand zu stecken. Bei heftigem Winde stand bald die ganze Stadt in Flammen: nur der Steinbau der Kreml blieb erhalten. Unzählige fanden in den Flammen den Tod. Ausländische Berichte wollen von 800 000 Mann wissen, die dabei umkamen: Geistliche, Bojaren, Kaufleute, Soldaten und all' die kleinen Leute, welche vor dem Anzug der Tataren in Haufen nach Moskau geflüchtet waren, ein Elend, das jeder Beschreibung spottet. Vor dem Flammenmeer, dem sie gegenüberstanden, blieb freilich auch den Tataren nichts übrig, als umzukehren, sie haben nicht einmal den Versuch gemacht, den Kreml zu belagern. Aber gegen 150 000 Gefangene trieben sie vor sich her, als sie ihren Rückweg in die Krim einschlugen und die Sklavenmärkte des Orients füllten sich wieder einmal mit russischer Waare.

Als Iwan keine Gefahr mehr zu besorgen hatte, kehrte er nach Moskau zurück. Der Brief, den ihm Dewlet Girei zusandte, mag hergesetzt werden, da er Stimmung und die Lage scharf zeichnet: „Ich brenne und verwüste wegen Kasans und Astrachans“ — schrieb der Khan — „und lege im Vertrauen auf Gottes Allmacht der Welt Herrlichkeiten in Staub. Ich bin gegen dich gezogen, habe deine Stadt verbrannt und wollte dir Krone und Haupt rauben. Du aber bist nicht gekommen und hast nicht Stand gehalten und willst dich doch rühmen, der Gossudar von Moskau zu sein! Hättest du Scham und wärest du edelgeboren, du wärest gegen uns gezogen und hättest dich vertheidigt. Willst du aufrichtigen Sinnes mit uns in Freundschaft sein, so gieb uns unsere Jurten Kasan und Astrachan wieder: alle Reichthümer und Schätze der Welt, die du mir bieten könntest, verschmähe ich, Kasan und Astrachan aber will ich haben. Weg und Steg in deinem Reiche habe ich nun gesehen und kenne sie wohl!“ Iwan antwortete in einem demüthigen Schreiben und erklärte sich bereit, Astrachan abzutreten, war aber bemüht, die thatsächliche Uebergabe hinzuhalten. So furchtbar die Tataren werden konnten, wenn sie bei plötzlichem Ansturm nicht entschlossenen Widerstand fanden, so wenig reichte ihre Kraft doch hin, Ansprüche durchzuführen, welche, wie die Abtretung von



Grabmal von Sigismund II. August, in der Schloßkirche von Krakau.

Kasan und Astrachan, Rußland wieder um ein Jahrhundert in seiner staatlichen Entwickelung zurückgeworfen hätten. Die Holzhäuser Moskaus erstanden neu aus der Asche, Iwan hielt geschickt die Erfüllung seiner Versprechungen hin, und als im Sommer 1572 ein neuer Anfall der Tataren erfolgte, wurden sie vom Fürsten Iwan Michailowitsch Worotynsky und dem Livländer Georg Farensbach an der Oka so völlig aufs Haupt geschlagen, daß die Tatarennoth für längere Zeit aufhörte. Von einer Abtretung Astrachans wollte Iwan natürlich nichts mehr wissen: jetzt hielt er das Haupt hoch und Dewlet Girei mußte sich beugen.

So lagen die Verhältnisse, als der Tod Sigismund Augusts die Frage der polnischen Thronfolge brennend machte. Alle politischen Factoren des östlichen Europas kamen bei der großen Entscheidung, die nun bevorstand, in Betracht.

Achtes Kapitel.

Die Entscheidung in Polen. 1)

Am 7. Juli 1572 war das lange erwartete Ereigniß eingetreten. Sigismund August, der letzte Jagellone, war gestorben. Auf littauischem Boden, in Knyschin, im heutigen Gouvernement Grodno, hatte ihn der Tod ereilt. Ueber die Nachfolge in den geeinigten Reichen Polen und Littauen hatte er keinerlei Bestimmungen hinterlassen. Die staatsrechtliche Fiction, daß Polen ein Wahlkönigthum sei, die bis zuletzt nicht aufgegebene Hoffnung, noch in eine neue Ehe zu treten und Erben zu gewinnen, die Abneigung endlich, Beschlüsse zu fassen, von denen es keine Umkehr mehr gab, hatten Sigismund August über die ungeheuere Verantwortlichkeit hinweg geholfen, die er durch seine Unentschlossenheit auf sich lud. Er hatte sein Leben lang zwischen den Gegensätzen lavirt, die das damalige Polen in feindliche Parteien schieden. Obgleich selbst mehr Littauer als Pole, hatte er sein Stammland mit gebundenen Händen und Füßen der polnischen Szlachta und der werdenden Gegenreformation überliefert und nichts gethan, um bei den nothwendig bevorstehenden Wahlkämpfen eine Directive zu hinterlassen. Es kennzeichnet die Zustände, welche nun eintreten mußten, wenn wir hören, daß der königliche Schatz nicht einmal die Mittel bot, um die Beerdigung des Königs zu bestreiten. Es gab keinerlei gesetzliche Ordnungen, welche die Form bestimmt hätten, in welcher die Wahl des neuen Königs stattzufinden habe, ja man

1) Vgl. Tratschewsky, Das polnische Interregnum. Moskau 1869. Solowjew, Geschichte Rußlands, Bd. VI. Noailles, Henri de Valois et la Pologne en 1572. 2. Aufl. Paris 1878. Schukowitsch, l. l. Bestuschew, Rjumin. Reimann, Die polnische Königswahl von 1573, in Sybels hist. Zeitschrift, und desselben Verfassers „Kampf Roms gegen die religiöse Freiheit der Polen. 1573 und 1574“ l. l.

wußte nicht einmal, wer die Regierung während eines Interregnums zu führen habe. So ist es kein Wunder, daß ein Parteikampf entbrannte, der die Nation oder, was dasselbe bedeutet, den Adel bis in seine Tiefen erregte: der Gegensatz der Stände, der Provinzen, der Confessionen, der Ehrgeiz der Nachbarstaaten wurde in Mitleidenschaft gezogen, die Zusammengehörigkeit Polens und Littauens noch einmal in Frage gestellt und so ein, wie man fürchten mußte, unentwirrbares Chaos widerstreitender Pläne und Hoffnungen auf den Kampfplatz gerufen.

Vor Allem standen Kleinpolen mit Krakau, dem Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung, und Großpolen mit Gnesen, dem Mittelpunkt des neuen Katholicismus, einander feindlich gegenüber: ob Uchanski dem Primas der polnischen Kirche oder Jan Firley dem Krongroßmarschall, Wojewoden von Krakau und Haupt der Reformirten die Stellung eines Interrex und die entscheidende Leitung der Wahlangelegenheit gebühre, war eine Frage von größter principieller Bedeutung und wurde als solche auch erkannt. Es war ein erster Sieg der Katholiken, wenn Uchanski schließlich mit seinen Ansprüchen durchdrang und ihm die Berufung des künftigen Convocationsreichstages zufiel, aber es lag in seiner Persönlichkeit auch eine Gefahr, die man von römischer Seite nicht unterschätzte. Uchanski, der sich noch immer mit dem Gedanken einer polnischen Nationalkirche trug, hielt jetzt den Augenblick für geeignet, um seine Pläne durchzuführen. Er dachte neben dem Reichstage eine Provinzialsynode nach Warschau zu berufen und auf derselben seine Absichten durchzuführen. Aber die Häupter der katholischen Reaction zeigten sich ihm überlegen: Karnkowski, Commendone, Hosius und ihre Helfer operirten so geschickt, daß Uchanski bald allein stand und zur Erkenntniß kam, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei. Bald aber wurde auch er durch das Netz der Intriguen, welche ganz Polen und Littauen umfaßten, so umsponnen, daß ihm der eigene Standpunkt darüber verloren ging.

Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit hat die Partei der Gegenreformation die ganze Intrigue geleitet. Die Hauptschwierigkeit, welche der Cardinal Commendone zu überwinden hatte, lag in der religiösen Gleichgültigkeit, welche damals noch die Mehrzahl der katholischen Edelleute zu einem wenig brauchbaren Werkzeug machte. Mit allen Mitteln schritt er deshalb daran, nicht nur die Katholiken zu einigen, sondern auch den Zusammenhalt der Protestanten zu sprengen. Die Versöhnung des Bischofs von Cujavien, Karnkowski, mit Albert Laski, dem einflußreichen Wojewoden von Sieradz, gab den polnischen Katholiken neuen Zusammenhang, während der gleiche Zweck in Littauen durch eine persönliche Zusammenkunft erreicht wurde, zu welcher Commendone den Starosten von Samaiten, Jan Chotkiewicz, und Nicolai Christoph Radziwil, den unter dem Beinamen Sirotka bekannten Sohn Nicolai Radziwils des Schwarzen, bewog. Da Beide als Renegaten besonders eifrige Förderer des Katholicismus waren und mehr durch alte Familieneifersucht als durch persönliche Feindschaft getrennt waren, gelang

die Versöhnung über Erwarten. Sie verständigten sich mit Commendone dahin, daß Littauen, ohne eine Entscheidung der Polen abzuwarten, einen von Kaiser Maximilian II. zu bezeichnenden Sohn desselben zum Großfürsten wählen sollte, und rechneten dabei darauf, daß die Polen, um keine Trennung der polnisch-littauischen Union herbeizuführen, sich ihnen anschließen würden. Ein littauisches Heer von 25 000 Reitern, das beide Magnaten ohne Schwierigkeit aufbringen konnten, sollte diesen Plänen Nachdruck geben; wenn der Kaiser gleichzeitig an die polnische Grenze rücke, müsse er, von Albert Laski und dessen Parteigängern unterstützt, ohne Zweifel die Wahl seines Sohnes durchsetzen können. Der Partikularismus der Littauer, der religiöse Eifer der polnischen Katholiken und das dynastische Interesse des Hauses Habsburg sollten so zu einem Ziele wirken. Aber der Plan scheiterte an dem Verhalten des Kaisers. Er hatte mehr Bedenken als die Littauer und Polen, gegen alles Recht einen derartigen Zwang auszuüben, und ehe er den Entschluß zum Handeln fand, ging die ihm günstige Zeitlage hin. Als am 26. August eine glänzende österreichische Gesandtschaft in Krakau eintraf, standen die österreichischen Aussichten bereits weit ungünstiger und die Ungeschicklichkeit und Planlosigkeit der Gesandten, sowie der habsburgischen Agenten zweiten Ranges, die neben ihnen intriguirten, verdarb es vollends. Commendone, der doch der eigentliche Urheber der österreichischen Candidatur war, wurde von ihnen vernachlässigt und im Verein mit dem päpstlichen Nuntius Portico die wenig populäre Schwester Sigismund Augusts, Anna, unterstützt, weil man ihr einen österreichischen Erzherzog zum Gemahl zu geben dachte. Die tiefe Abneigung der Polen gegen die Deutschen, die Befürchtung, in eine ähnliche Stellung zu gerathen, wie die übrigen Vasallenstaaten Oesterreichs, die Abhängigkeit, in welcher Oesterreich den böhmischen Adel hielt, die Thatsache schließlich, daß ein habsburgischer König als Mitgift höchst wahrscheinlich einen Türkenkrieg brachte, das Alles wirkte dahin, der österreichischen Partei den Boden unter den Füßen zu nehmen.

Nun hätte man meinen sollen, daß dadurch die Protestanten gewannen, die in dem Wojewoden von Sandomir, Peter Zborowski, und im Krongroßmarschall Jan Firley mächtige und kluge Führer hatten. Aber auch hier hat Commendone sehr geschickt seinen Vortheil zu wahren verstanden. Firley war, wie wir wissen, Wojewode von Krakau und wegen dieser Stellung mit Zborowski verfeindet. Als nun Commendone den Wojewoden von Sandomir davon zu überzeugen wußte, daß Firley sich selber die Königskrone schaffen wolle, war es um die Einigkeit der Protestanten geschehen. Zborowski ging so weit, Commendone sein Wort darauf zu geben, daß er die Wahl eines Protestanten nicht dulden werde! Dadurch waren auch die Aussichten der Protestanten, einen Glaubensgenossen auf den Thron zu erheben, beseitigt; das Aeußerste, was sich für sie noch erreichen ließ, war die Wahl eines Herrschers, der ihnen volle Religionsfreiheit sicherte. Unter den Candidaten aber, die dann in Betracht kamen, schienen zeitweilig die besten Gründe für

Iwan den Schrecklichen zu sprechen. Wir sahen, daß der Gedanke einer Verbindung Rußlands und Littauens nicht neu war. Der Großfürst Alexander und Iwan III. hatten ihn in freilich sehr verschiedenem Sinne gehegt, unter Iwan dem Schrecklichen war er gerade von littauischer Seite mehr als einmal aufgenommen worden. Die griechisch-orthodoxe Bevölkerung der russischen Provinzen Polens und die sehr zahlreichen Anhänger der russischen Kirche in Littauen waren dafür. Die Radziwil und Chotkiewicz hatten vielfach mit dem Zaren in Verbindung gestanden und ganz abgebrochen waren die Verhandlungen eigentlich niemals. Nun sprach allerdings gegen Iwan die alte Feindschaft zwischen den beiden Nachbarstaaten, sein griechischer Glaube, seine Grausamkeit und namentlich die Härte, mit welcher er den hohen russischen Adel behandelte. Die Türken, auf welche man Rücksicht zu nehmen genöthigt war, machten schon damals geltend, daß ein polnischer König griechischen Glaubens leicht die griechisch-gläubigen Unterthanen des Sultans zum Aufstande reizen könne, und wollten daher von Iwan nichts wissen. Endlich hatte man in Polen die sehr gegründete Befürchtung, daß der Schwerpunkt des Reiches von Westen nach Osten verlegt werden könnte. Ueber diese Bedenken aber halfen andere Erwägungen hinweg. Littauen, hieß es, werde bei der großen Macht des Zaren ungemein an Sicherheit gewinnen; man erinnerte an die Verwandtschaft der Sprachen — eine panslavistische Regung, die wohl bemerkt zu werden verdient —, an die Gleichheit der Sitten, an die gemeinsamen Feinde, die Türken und Deutschen, und half sich über andere Bedenken mit echt polnischem Leichtsinn hinweg. Die Nordländer, hieß es, haben stets Sehnsucht nach dem Süden gehabt, auch Iwan werde es aus dem kalten Moskau nach dem sonnigen Krakau ziehen, was aber seinen Glauben betreffe, so liege den Protestanten wenig daran, auch heiße es, daß er nicht abgeneigt sei, katholisch zu werden! Der Hauptgrund aber war der, daß der Zar für unermeßlich reich galt. Es gab in Polen und Littauen unzählbare offene Hände, wer viel gab, konnte auf viele Freunde rechnen.

Uebrigens bestand diese „russische" Partei nicht auf der Person Iwans. Man meinte alle Vortheile zu gewinnen, ohne sich den Gefahren einer directen Herrschaft des Zaren auszusetzen, wenn man nicht ihn, sondern seinen zweiten Sohn, den blöden Knaben Feodor, zum Könige wählte.

Schon bei der officiellen Meldung vom Ableben Sigismund Augusts trat man mit diesem Plane hervor. Iwan antwortete, wie es seine Art war, in langer, wohl überdachter, in ihren Sprüngen für ihn höchst bezeichnender Rede[1]): „Man werde einen guten Herrn an ihm gewinnen, denn hart sei er nur gegen die Schlimmen. Er sei doppelt so reich, als sein Vater gewesen, und dabei kriegsstark. Daß er jüngst vor den Tataren geflohen, sei geschehen, weil er mit nur 6000 Mann 40 000 Feinden gegenüber gestanden und von den Bojaren ohne jede Kundschaft gelassen worden sei. Man solle deshalb

1) Vgl. Solowjew, VI, l. l.

eine Gesandtschaft zu ihm senden und ihm die Krone anbieten, dann wolle er die Rechte Polens und Littauens nicht mindern, sondern mehren, er schwöre auch, an den Ueberläufern keine Rache zu nehmen. Um Livland solle man nicht sorgen, denn unter ihm als König von Polen würden Livland, Nowgorod, Pskow und Moskau Eins sein! Wolle man ihn aber nicht zum Könige haben, so möge man eine große Gesandtschaft schicken, mit der er Frieden zu schließen gedenke. Er bestehe nicht länger auf Polozk, ja, er sei sogar bereit, moskowitisches Land abzutreten, wenn man ihm nur das überdünische Livland lassen wolle. Dann solle ewiger Friede sein zwischen ihm und dem Königreiche und er wolle seinen Kindern den Eid auflegen, mit Littauen nicht zu kriegen, solange sein Geschlecht währe. Von seinen Söhnen aber könne er ihnen keinen geben, das wäre für ihn, als ob er sich die Augen aus den Höhlen reiße."

Nun hatte man in Polen, wie in Littauen, vor Allem den Wunsch, während des Zwischenreiches mit Moskau in Frieden zu bleiben. So wenig verheißend daher jene ersten Verhandlungen mit Iwan auch gewesen waren, man rüstete eine neue große Botschaft aus, zögerte aber absichtlich mit Abfertigung derselben. Erst Anfang 1573 traf sie in Moskau ein. Sie verlangte klaren Bescheid, ob Iwan selbst gewählt zu werden wünsche, oder ob er einen seiner Söhne für die polnische Krone bestimmt habe. In beiden Fällen müsse er die Rechte der Szlachta garantiren und vier Städte, nämlich Smolensk, Polozk, Uswjät und Oserischtsche, abtreten; werde Feodor gewählt, so müßten noch einige Städte und Gebiete hinzugefügt werden.

Das war nun ganz gegen die Wünsche des Zaren. Nach dem letzten Siege über die Tataren war sein Selbstbewußtsein wieder gestiegen. Von Landabtretungen wollte er nichts wissen, auch könne er die Krone nur annehmen, wenn sie ihm erblich übertragen werde. Er wisse wohl, daß der Kaiser und der König von Frankreich Gesandte geschickt hätten, aber man möge bedenken, wie vornehm sein Geschlecht sei. Er und der Türke seien die adligsten Fürsten Europas und sein Geschlecht gehe auf Cäsar Augustus zurück.[1]) Er müsse darauf bestehen, daß in seinem Titel Moskau vor Polen und Littauen genannt werde. Seinen Sohn Feodor gebe er ihnen nur, wenn Polozk und ganz Livland mit Moskau vereinigt werde. Einen ewigen Frieden aber wolle er unter der Bedingung schließen, daß man ihm Livland jenseit der Düna lasse, dann solle Kurland und Polozk bei Littauen bleiben. Haraburda, der Führer der Gesandtschaft, warf nun ein, wie Iwan es bei dem ungeheueren Umfange des Reiches möglich zu machen gedenke, stets von Ort zu Ort zu reisen, auch möge er bedenken, daß ohne Annahme des katholischen Glaubens von seiner Wahl nicht die Rede sein könne.

Der Zar fand nicht gleich eine Antwort; er beschied den Gesandten für den folgenden Tag nochmals zu sich. Seine Antwort fiel dann unbefriedigend

1) Bei anderer Gelegenheit gab er sich für einen Bayern aus. Russe hat er nie sein wollen. Vgl. auch Forsten: Acten und Briefe zur Geschichte der baltischen Frage im XVI. und XVII. Jahrh. Petersburg, 1889, S. 82.

genug aus. Er legte dem Umstande, daß er griechischen Glaubens bleiben wolle, keine besondere Bedeutung bei, verweilte etwas länger bei der Titelfrage und kam schließlich darauf hinaus, daß es ihm weit lieber wäre, wenn er, ohne zum Könige von Polen gewählt zu werden, Littauen allein mit Rußland verbinden könne. Aber sein unruhiges Mißtrauen trat wieder deutlich hervor. Nicht anders als mit seiner Opritschnina und mit beiden Söhnen wolle er das russische Gebiet verlassen. Man habe ihm zugetragen, die Polen wollten ihn verrathen, sich seines Sohnes bemächtigen und ihn den Türken ausliefern. Er brauche deshalb feste Eide, um sicher zu gehen. Dabei sei er schon alt und es wäre ihm daher das Liebste, wenn man den Sohn des Kaisers wähle und mit ihm einen ewigen Frieden schließe.

Dann machte er, als Haraburda bereits im Begriffe war abzureisen, noch einen letzten Versuch. Littauen, ließ er sagen, wolle er gern annehmen und es dann gegen Polen wohl schützen!

Es ist kein Wunder, daß diesem Verhalten gegenüber die moskauische Partei in Littauen und Polen in sich zusammenbrach. Aus allen Verhandlungen war nicht mehr hervorgegangen, als die feste Absicht des Zaren, Livland wenigstens bis zur Düna zu behaupten, und sein Wunsch, auch die littauischen Lande an sich zu bringen. Die Zugeständnisse, die er machte, waren gleich Null, von den russischen Schätzen war aber trotz der Bettelbriefe, mit denen er überlaufen wurde, nichts nach Littauen oder Polen geflossen. Wer sollte da noch ferner zu ihm stehen?

So haben die Ungeschicklichkeit Oesterreichs, die Hartnäckigkeit und das Mißtrauen Iwans und die innere Zerfahrenheit des polnischen Protestantismus einer anderen Intrigue die Wege geebnet. Die französische Candidatur, Herzog Heinrich von Anjou, der Bruder König Karls IX., absorbirte schließlich alle anderen Parteien. Die erste Anknüpfung mit dem französischen Hofe war durch einen gewissen Johann Krasowski, der 26 Jahre lang am französischen Hofe gelebt hatte, vermittelt worden. Durch ihn wurden die Zborowski, fünf Brüder, die, bis auf einen, reformirten Bekenntnisses waren, auf den Herzog von Anjou aufmerksam. Sie ließen ihn auffordern, als Bewerber um die polnische Krone aufzutreten. Als Ende Juli die Nachricht vom Tode Sigismund Augusts in Paris eintraf, verlor man keinen Augenblick. Der Bischof von Valence, Montluc, wurde mit reichen Geldmitteln (er soll Gold und Juwelen im Werth von 400 000 Ducaten mitgenommen haben) nach Polen geschickt, um für die Wahl Heinrichs zu arbeiten. Man hätte keinen geschickteren Unterhändler finden können. Die Congenialität des französischen und polnischen Charakters machte es ihm möglich, mit überraschender Leichtigkeit die Punkte ausfindig zu machen, an welche er die Hebel ansetzen mußte. Das hochgespannte nationale Bewußtsein der Polen, das vor einem deutschen Könige zurückschreckte, hatte von einem französischen Prinzen nichts zu fürchten. Montluc wies darauf hin, daß ein französischer König den Frieden mit der Türkei sichere, gegen Rußland gewinne man einen genialen Feldherrn und der ungeheuere Reichthum des

(von Schulden gedrückten, fast ruinirten, auf die Reichthümer Polens speculirenden) Herzogs von Anjou werde dem ganzen Lande zu Gute kommen. Den Protestanten wurde Heinrich als Feind jedes Gewissenszwanges geschildert, während gleichzeitig der Partei der strengen Katholiken nicht verhohlen blieb, was thatsächlich von ihm zu erwarten war. Es gehörte freilich die eherne Stirn und die überraschende Geschicklichkeit Montlucs dazu, um auch nach der Bartholomäusnacht die Fabel von der religiösen Duldsamkeit Heinrichs aufrecht zu erhalten. Mit leichter Hand verwischte er den ersten schlimmen Eindruck, und wenn die Protestanten jetzt auch nach anderen Candidaten ausschauten: nach einem Piasten, nach Johann III. von Schweden, nach dem Wojewoden von Siebenbürgen, Stephan Bathory, dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen, keiner von ihnen hatte Aussicht durchzudringen. Die Feindschaft zwischen Firley und Zborowski machte jedes einheitliche Vorgehen unmöglich. So geschah, was geschehen mußte.

Als der Convocationsreichstag zu Warschau mit dem neuen Jahre 1573 zusammentrat, konnte über das schließliche Resultat desselben unter klarsehenden Köpfen kein Zweifel sein.

Man stritt zunächst über die wichtige Frage, welche Stellung dem Primas bei der Königswahl gebühre. Durch einen Compromiß einigte man sich schließlich dahin, daß er während eines Zwischenreiches den Reichstag berufen und später den König nominiren und krönen solle, der Krongroßmarschall dagegen die erfolgte Wahl zu proclamiren habe.

In Betreff der Form der Königswahl wurde festgesetzt, daß sie von sämmtlichen zum Kriegsdienst pflichtigen Edelleuten Polens und Littauens, die beiden Reichen einverleibten Staaten eingeschlossen, durch persönliche Abgabe der Stimmen vollzogen werden sollte. Am 1. April 1573 solle die Wahl bei Warschau erfolgen.

Nun konnten die Protestanten nicht zweifelhaft sein, daß aus solcher Wahl nur Heinrich von Anjou als künftiger König hervorgehen könne. Sie wünschten daher, noch vor erfolgter Wahl eine rechtliche Sicherung der thatsächlich geltenden Gewissensfreiheit zu erlangen, und traten deshalb am 28. Januar 1573 zu einer Conföderation zusammen. Um, wie es früher geschehen war, auch jetzt der Unterstützung der katholischen Szlachta sicher zu sein, verbanden sie ihre religiösen Forderungen mit dem populären Verlangen nach einer Revision der Rechte und faßten ihre Wünsche in zehn Punkten zusammen. Punkt 3 lautete: „Da in unserem Staate nicht wenig christliche Bekenntnisse bestehen, verpflichten wir im Glauben Abweichenden, uns (dissidentes in religione),[1]) damit nicht aus diesem Anlaß schädliche Zwistigkeiten entstehen, wie wir sie in anderen Reichen vor Augen haben, für uns und unsere Nachkommen auf ewige Zeiten mit Eid, Ehrenwort, Ehre und Gewissen, den Frieden zu wahren und wegen Verschiedenheit des Glaubens oder kirchlicher Gebräuche,

1) Der Ausdruck wird hier zum ersten Mal urkundlich gebraucht.

weder Blut zu vergießen, noch Pönen zu erheben, noch Güter einzuziehen, die Ehre abzusprechen, einzukerkern oder zu verbannen. Auch wollen wir keiner Gewalt und keinem Regierungsbeamten dabei behilflich sein. Sollte aber Jemand aus diesem Grunde Blut vergießen, so verpflichten wir uns, ihm Widerstand zu leisten und zwar selbst dann, wenn es auf Grund gerichtlicher Entscheidung geschehen sein sollte." Sehr bezeichnender Weise sagt dann der folgende Punkt der Conföderationsacte, daß dadurch in keiner Weise der Macht geistlicher oder weltlicher Herren über ihre Unterthanen präjudicirt werden solle. Man wahrte ihnen das Recht, tam in spiritualibus quam in saecularibus eigenmächtige Unterthanen zu strafen!

Die Freiheit der Gewissen sollte eben nur für die Szlachta gelten. Was kümmerte sie das Loos von Bürger und Bauer?

Die Conföderationsacte fand Anfangs beifällige Aufnahme, der Protest der Bischöfe, namentlich aber der Umstad, daß der Primas Uchanski inzwischen in das Lager der strengen Katholiken übergegangen war, führte zum Bruch. In feierlichster Weise erklärte Uchanski im Senat: „Er könne nicht mit Satzungen übereinstimmen, welche die Majestät Gottes und seinen heiligen Willen beleidigen und jedem Mohammedaner und Epicuräer Glaubensfreiheit zugestehen, eher wolle er seine rechte Hand, ja sein Haupt auf den Block legen." Es war nicht möglich, über diesen Protest hinwegzukommen. Als der Wahlreichstag zusammentrat, war ganz Polen in zwei große feindliche Lager zerrissen.

Stand nun auch die Unvermeidlichkeit der Wahl Heinrichs fest, so mußte doch, bevor sie erfolgen konnte, noch eine Entscheidung über die Forderung der Dissidenten erfolgen. Sie waren fest entschlossen, von einer Sicherung der Gewissensfreiheit nicht zu lassen, und sollte es darüber zum Bürgerkriege kommen. Wirklich setzten sie auch durch, daß der Wahlreichstag zur Revision der Gesetze eine Commission ernannte, die ihre Arbeiten auch dann noch fortsetzte, als die Vorbereitungen zur Wahl bereits begonnen hatten. Am 1. Mai 1573 konnte Firley das Ergebniß vorlegen. Es waren die später sogenannten articuli Heinriciani, durch welche in unheilvollster Weise das Königthum in Polen für alle Zeiten gelähmt worden ist. Bei der ungeheueren Tragweite derselben ist es nöthig, eingehender bei ihnen zu verweilen.

Der erste Punkt beseitigte die Erblichkeit der Krone und sorgte durch eine Reihe kleinlicher Maßregeln dafür, daß der jeweilige König in keiner Weise auf die Wahl seines Nachfolgers einen Einfluß ausüben konnte. Artikel 2 verpflichtete den König, zu schwören, ewig die besondere Conföderation zu beobachten, welche zum Zweck des religiösen Friedens zu Warschau geschlossen worden sei. „Sollten wir aber," heißt es zum Schluß des ganzen Instrumentes, „was Gott verhüte, etwas gegen die Gesetze, Freiheiten, Statuten und Capitulationen thun, oder etwas davon nicht erfüllen, so befreien wir für diesen Fall die Bewohner des Königreichs und des Großfürstenthums von dem uns geleisteten Eide der Treue und des Gehorsams." [1])

1) Vergl. Noailles l. l. II, S. 339 ff., vol. leg. II, 135 ff.

Den Reichstagen gegenüber wurde den Königen von Polen jedes Recht der Initiative genommen, dagegen erhielt der Senat die Bedeutung einer Behörde, welche König und Regierung controlirte, zugleich aber dem Reichstage verantwortlich war. Alle zwei Jahre sollten die Reichstage zu sechs wöchentlichen Sitzungen zusammentreten, in den Zwischenräumen zwischen zwei Reichstagen der König in allen Dingen an den Senat gebunden sein. Eine ständige, von jedem Reichstage neu gewählte Commission von 16 Senatoren, von denen je vier vierteljährlich beim Könige residirten, war beauftragt, ihn in Allem zu überwachen, und mußte ebenfalls dem Reichstage Rechenschaft ablegen. Am thörichtsten aber waren diejenigen Bestimmungen, durch welche die ohnehin schwerfällige polnische Kriegsmacht völlig lahm gelegt wurde.

Vor Allem bedurfte der König zu einer Kriegserklärung und zu einem allgemeinen Aufgebot der Zustimmung des Reichstages; eine Bestimmung, die besonders deshalb schädlich wirkte, weil dem Reichstage die Aufregung und der Zeitverlust der Wahlen, sowie die Berathungen der einzelnen Landtage vorauszugehen hatten. Ueberschritt das Heer die Grenze, so hatte der König vorher die Genehmigung des Adels einzuholen und den Sold im Voraus zu entrichten, nie aber sollte ein Feldzug länger als drei Monate dauern. Nach Ablauf dieser Frist konnte, wenn nicht ein neuer Reichstag inzwischen in die Fortsetzung des Feldzuges gewilligt hatte, jeder Szlachtic heimreiten. Spätestens 14 Tage nach der Einberufung mußte das Heer marschieren. Die Theilung der Truppen in verschiedene Corps war dem Könige verboten, dagegen hatte er den Unterhalt der Artillerie, der Munition sowie alle Kosten des Feldzuges zu tragen. Endlich wurde die Vertheidigung der Grenzen nebst allen damit verbundenen Kosten ihm aufgebürdet.

So sind die articuli Heinriciani ein Verbrechen an der Zukunft Polens, das auch dadurch seine Entschuldigung nicht findet, daß Firley mit den übrigen, höchst populären Artikeln auch den Artikel 2 durchzusetzen hoffte, der den Dissidenten unter dem Adel, so dürfen wir alle Nichtkatholiken fortan nennen, die Bekenntnißfreiheit sicherte.

Der Verlauf der polnischen Geschichte hat dahin geführt, daß die Bekenntnißfreiheit mit Füßen getreten wurde, die jede Würde und Kraft des Staates vernichtenden anderen Artikel aber ihre Kraft behielten, bis sie mit der vergifteten Republik zu Grunde gingen.

Mit diesen Artikeln ausgerüstet, ist Jan Firley am 2. Mai 1573 vor dem Senat erschienen, um von ihm eine Prüfung der Commissionsarbeit zu verlangen. Wie zu erwarten war, erhob sich beim zweiten Artikel stürmischer Widerspruch. Die Bischöfe, mit Karnkowski an der Spitze, wollten von einem gesetzlichen Schutze des Atheismus — denn das sahen sie in der unbedingten Glaubensfreiheit — nichts wissen. Es könne leicht geschehen, daß auf Grund dieses Punktes der König einer Secte beitrete, welche den Eid verwerfe: dann sei auch er seines Eides ledig und die gesammte Verfassung, alles Recht und alles Eigenthum damit in Frage gestellt.

Trotz heftigster Debatten, und obgleich fast alle weltlichen Senatoren sich für den Artikel 2 aussprachen, war es gegen den Widerspruch der Geistlichen und der zu ihr stehenden masovischen Szlachta nicht möglich, die Annahme durchzusetzen. So leichten Herzens man die übrigen Artikel annahm, hier schien der Gegensatz unüberwindlich. Schließlich erklärte Firley, um den fruchtlosen Debatten ein Ende zu geben, daß er in seiner Eigenschaft als Kronmarschall für den folgenden Tag den Beginn des Wahlgeschäftes verkündigen werde. Es blieb immer noch die Möglichkeit, in der Spanne Zeit, die zwischen der erfolgten Wahl und der Proclamirung des neuen Königs lag, einen letzten Versuch zu Gunsten des Artikels 2 zu machen.

So wurde Heinrich von Anjou wirklich gewählt und die Dissidenten faßten nun den Entschluß, auf die Gefahr eines Bürgerkrieges hin den Reichstag zu zerreißen. Unter der Führung des Krongroßmarschalls verließen sie das Wahlfeld in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai und begaben sich in das etwa eine Stunde abliegende Grochow. Alles, was gegen die französische Candidatur war, traf hier zusammen: ein kleines Heer, das im äußersten Falle entschlossen war, mit den in drei Heerhaufen geordneten Anhängern Heinrichs um die Entscheidung zu kämpfen.[1] Im Grunde war es aber nicht mehr die Person des Königs, um die man stritt. Daß man Niemanden hatte, der mit einiger Aussicht auf Erfolg dem Valois die Spitze bieten und die Stimmen auf sich vereinigen konnte, unterlag keinem Zweifel. Wurde der Punkt 2 der Articuli Heinriciani gewilligt, so war man geneigt nachzugeben. Und auf diesem Boden hat dann nach schwierigen Verhandlungen, auf deren Verlauf wir nicht eingehen können, die Verständigung stattgefunden. Es waren die Senatoren, welche den Ausschlag für den Frieden gaben; die große Mehrzahl der Szlachtitzen legte, nachdem die Person des Königs feststand, dem Uebrigen keinen Werth bei. Die Geistlichkeit, die mit alleiniger Ausnahme Krasinskis ihre Unterschrift verweigerte, konnte daran nichts ändern und auch den französischen Gesandten blieb nichts übrig, als sich zu fügen. Am 15. Mai 1573 haben sie im senatorischen Zelt auf dem Wahlfelde den ihnen von Krasinski vorgesprochenen Eid geschworen, der den König zur Annahme der Wahlbedingungen verpflichtete. Ja sie mußten auf Firleys Drängen ihm dazu noch die folgenden Worte nachsprechen: „Hauptsächlich und ganz besonders beschwören wir, daß der gewählte König Alles erfüllen wird, was über Erhaltung des Friedens zwischen den verschiedenen Religionen in der Urkunde gesagt ist, die ihm auf dem Krönungsreichstage der Marschall und der Kronkanzler übergeben werden."

Wenn feierliche Eide eine Sicherheit für den religiösen Frieden der Zukunft bieten konnten, war die Gewissensfreiheit in Polen für alle Zeiten gesichert.

Den nochmaligen Protest Uchanskis gegen die Warschauer Conföderation

1) Ueber den dramatischen Gang der Verhandlungen in den letzten Tagen und Stunden vgl. Noailles l. l.



Heinrich III.
Nach einem Gemälde im Louvre zu Paris.

hat man kaum beachtet. Er verklang in dem allgemeinen Jubel, als nun Jan Firley thatsächlich die Formel aussprach, durch welche Heinrich von Anjou zum König von Polen proclamirt wurde. Auch war man katholischerseits trotz aller Zugeständnisse guter Dinge. Es schien immer noch möglich, daß Heinrich, der, wie der Cardinal Hosius sich voller Freude ausdrückte, „stets und überall Christum bekannt habe," sich über die Warschauer Conföderation, diese „Verschwörung wider Gott und seinen Christ," hinwegsetzen werde. Durch den Papst, die Guise, durch Katharina von Medici hoffte man ans Ziel zu kommen, zumal der Führer der nach Frankreich abgeordneten Gesandtschaft, Konarski, Abt von Posen, eine der neuen Richtung des Katholicismus unbedingt ergebene Persönlichkeit war. 12 Gesandte und nicht weniger als 250 Edelleute mit Gefolge machten sich auf, um den König einzuholen. Am 19. August 1573 trafen sie in Paris ein, am 10. September, nachdem alle Versuche, die Polen von ihren Forderungen abzubringen, gescheitert waren, leistete Heinrich in Notre-Dame seinen Eid, am 13. wurde ihm in feierlicher Sitzung die Wahlacte übergeben. Er ging in Anbetracht der schwankenden Gesundheit seines Bruders nur ungern nach Polen, auch war es ihm sehr schwer geworden, die pacta conventa zu beschwören, welche die Versprechungen formulirten, die Montluc leichten Herzens vor der Wahl gegeben hatte; die Verpflichtung, Anna, die Schwester Sigismund Augusts, zu heirathen, schien ihm unerträglich und die Articuli Heinriciani waren ihm, auch abgesehen von jenem vielbesprochenen und angefochtenen zweiten Punkte, ein Gräuel, da er seine königlichen Machtvollkommenheiten nach allen Richtungen hin beschränkt sah. Von dem Geiste, mit dem er in Polen rechnen mußte, hatte er einen Begriff bekommen, als beim ersten Versuch, die Articuli Heinriciani abzulehnen, Jan Zborowski ihm zurief: „Jurabis aut non regnabis!" Wie er damals den Eid leistete ohne die Absicht, ihn einzuhalten, war er auch fest entschlossen, sich in Polen über Alles hinwegzusetzen, was seinen Neigungen und Grundsätzen — wenn überhaupt von Grundsätzen bei ihm die Rede sein kann — widersprach.

Für die Geschichte des östlichen Europa hat die Regierung des Valois auf dem polnischen Throne nur eine negative Bedeutung. Erst am 26. Januar 1574 hat er die Grenzen Polens berührt, am 30. Mai starb Karl IX., am 17. Juli ist König Heinrich aus Polen entflohen, nächtlicher Weile, wie ein Verbrecher. Die Polen, den Grafen Tenczynski an der Spitze, setzten ihm nach und waren ihm hart an den Fersen. Hinter Oswiecim trennte sie nur noch ein kleiner Fluß, dessen Brücke der König hinter sich hatte abbrechen lassen. „Ohne zu zögern, sprang Tenczynski ins Wasser, und da er Heinrich am anderen Ufer zu erkennen meinte, rief er ihm noch im Schwimmen zu: Serenissima Majestas, cur fugis? Königliche Majestät, weshalb fliehst du?" Der König lachte laut auf, gab seinem Pferde die Sporen und erreichte glücklich die Grenze (bei Pszczyna in Schlesien) vor seinen Verfolgern. Als Tenczynski dann auf deutschem Boden mit ihm zusammentraf und noch einen Versuch

machte, ihn zur Rückkehr zu bewegen, sagte Heinrich, er sei zu weit gereist, um Kehrt zu machen. „Wenn auch die ganze Streitmacht Polens hier wäre, würde ich es nicht thun, und den Ersten, der so dreist wäre, mir davon zu reden, mit dem Dolche niederstoßen. Ihr könnt mir nur einen Dienst erweisen, das ist eure und meine Leute heimzuführen und für sie zu sorgen." Der Pole stach sich darauf in den Arm, sog das Blut ein und schwor dem Könige unter Thränen ewige Treue. Man gab ihm ein kostbares Andenken, und er führte seine Tataren zurück.

So war der Ausgang ein Possenspiel. Ein Possenspiel war es auch, das der flüchtige König von Frankreich aus mit den Polen trieb. Nach höchst erregten Verhandlungen hatte man sich in Krakau schließlich darauf geeinigt, zum 12. Mai des folgenden Jahres einen Reichstag nach Stenzyca zu berufen; wenn der König bis dahin nicht zurückgekehrt sei, solle über die Krone verfügt werden, als sei sie erledigt. Einer Botschaft gegenüber, die ihm Anfang 1575 davon Nachricht gab, spielte Heinrich den Verletzten. Sobald es die französischen Zustände erlaubten, wolle er nach Polen kommen, nur einen bindenden Termin könne er nicht angeben. Gleichzeitig aber bot er die polnische Krone aus, als sei sie eine Waare, die er verhandeln könne. Statt seiner erschien ein Gesandter in Stenzyca — zu spät, um die Entscheidung irgend beeinflussen zu können.

Neuntes Kapitel.

Iwan und Stephan Bathory.[1])

Die unerwartete Erledigung des polnischen Thrones hat noch einmal alle politischen Leidenschaften weit über die Grenzen Polens hinaus in Bewegung gesetzt. Von der Entscheidung über den polnischen Thron war auch die Lösung der livländischen Frage nicht zu trennen. Alles war noch unsicher in Livland; weder der schwedische, noch auch der dänische, russische und polnische Theil des Landes hatten das Bewußtsein, daß eine endgültige Entscheidung über ihre Lage getroffen sei. In dem steten Wechsel der Befürchtungen und Hoffnungen, heute im Kampfe gegen Schweden und Dänen unter polnischer Führung, dann wieder unter König Magnus mit russischen Kampfgenossen verbündet, oder aber sich Jedem anschließend, der wider den Erzfeind, den Moskowiter, zog, ging dem unglücklichen Lande das Vertrauen zu all' den eigennützigen Helfern und Vermittlern verloren. Wer konnte sich dafür ver-

1) Die Arbeiten von Werschbowsky, „Zwei Candidaturen zum polnischen Thron: Wilhelm von Rosenberg und Erzherzog Ferdinand, 1574—1575. Nach unedirten Quellen" (russisch). „Beziehungen Rußlands zu Polen 1574—1578, nach den Berichten des päpstlichen Nuntius, Vincentius Laureo," waren mir nicht zugänglich. Vgl. Forsten l. l.

bürgen, daß der Freund von heute nicht morgen zum Feinde wurde? Welcher Fahne sollte man folgen, seit die livländische Fahne gesunken war? Eine kurze Zeit hatte es wohl geschienen, als wolle das Deutsche Reich, das so lange matt und thatenlos darein geschaut hatte, sich seiner alten Rechte und Pflichten erinnern. Als 1570 der Stettiner Friede den siebenjährigen Krieg zwischen Schweden und Dänemark unter kaiserlicher Vermittelung beilegte, hatte Schweden Alles, was es in Livland besaß, dem Reiche abgetreten und Kaiser Maximilian II. die Schirmherrschaft über diese Lande auf Dänemark übertragen. Nur Reval und Weißenstein sollten schwedisch bleiben, bis man sich über die von Schweden aufgewandten Kosten verglichen habe. Aber das Reichsbanner war nur zum Schein entfaltet worden. Jener Vergleich erfolgte nie und trotz des Friedens dauerte daher der alte Gegensatz Schwedens und Dänemarks auch in Livland fort. Als im Dezember 1572 der Zar selbst gegen Estland zog, um im Vertrauen auf seinen Stillstand mit Polen und Dänemark ohne sonderliche Gefahr das vereinzelt stehende Schweden zu bekämpfen, gelang es ihm wirklich, Weißenstein mit Sturm zu nehmen. Den tapferen Vertheidiger der Festung, Hans Boye, ließ er am Spieße braten, mit ihm viele Deutsche, Schweden und Esten, die das Unglück hatten, ihm lebendig in die Hände zu fallen. Schließlich aber gelang es dem schwedischen Oberbefehlshaber Klaes Akeson Tott, einen Haufen von 16 000 Russen völlig zu schlagen, so daß, nachdem sich Iwan schon früher nach Nowgorod zurückgezogen, auch der Rest der russischen Truppen eilig das Land räumte. In Nowgorod aber wurde am 12. April 1573 die Hochzeit des Königs Magnus mit der Nichte des Zaren gefeiert. Es lohnt, den für den Zaren charakteristischen Bericht eines wohlunterrichteten Zeitgenossen darüber zu hören. „Die Hochzeit" — schreibt Salomon Henning — „soll zwar ihrer Art und Gewohnheit nach an aller zugehörigen Nothdurft prächtig, herrlich und wohl sein zugegangen. Aber die Spectakel und Schauspiel, Tänze und andere Kurzweil, so für und nach gehalten, so schandlos und abscheulich, daß es züchtige Ohren und Augen billig weder hören noch anschauen sollten. Es ist aber den Deutschen solch Ehrbot, zu sonderlichen Gnaden geschehen, daß sie ja auch etwas von der Reußen Hofzucht zu sagen und anheim zu bringen hätten. Er, der Großfürst, ist auf der königlichen Hochzeit so lustig und rebenthierisch (betrunken gewesen), daß er nicht alleine dieselbe mit seiner Gegenwart gezieret, sondern auch ein Cantor, Chor- und Sangmeister geben, und mit etlichen jungen Mönchen anstatt des Brautliedes das Symbolum Athanasii gesungen, auswendig so fertig und ohne Mangel, daß es ihm auch seine Concentores aus einem Buche nicht nach thuen konnten. Dahero er in seinem Krame so irre, und auf die elendigen Mönche so verbittert worden, daß er sie mit dem Baculo, damit er mensuriret und den Tact gehalten, auf die geweihten Köpfe geschlagen, daß man ihnen die rothen Noten daran sehen konnte. Solch ein feiner Unterricht- und Lehrmeister war er. Wie er denn sonst gemeinlich auch den Gebrauch gehabt, wenn der Himmel voller Geigen gehangen, zu epinikisiren, Carmen triumphale, ein Ueberwindungs-

und Siegeslied, von beiden Kaisern Kasan und Astrachan zu singen, wie er dieselben in seiner Jugend, da er noch nicht zwanzig Jahre alt, und erst in seine Regierung getreten, überwunden, gefangen und sammt Land und Leuten unter sein Joch und in Dienstbarkeit gebracht hat."

Die Hoffnung, in ähnlicher Weise auch Livland zu gewinnen, sollte ihn täuschen, aber noch gingen Jahre hin, während welcher er hart am Ziele zu stehen meinte. Die Wirren, welche die gewissenlose Königsflucht in Polen hervorriefen, mußten, so schien es, vor Allem ihm zu Gute kommen.

Daß die Wahl Heinrichs von Valois im Grunde doch über die Köpfe der Littauer hinweg zu Stande gekommen war, trug nicht wenig dazu bei, die Abneigung gegen die polnisch-littauische Union wieder lebendig zu machen. Die Elemente, denen der littauische Staatsgedanke mehr am Herzen lag als der polnische, rechneten entschieden richtig, wenn sie eine Minderung der Bedeutung Polens und eine stärkere Betonung der littauischen Nation von der Wahl des Zaren zum Könige und Großfürsten erwarteten. So ist es denn auch der Castellan von Minsk, Glebowitsch, gewesen, der dem Zaren als Erster Kunde gab von der Erledigung des polnischen Thrones. Iwan zögerte nicht, sich um Geleitsbriefe für eine große Gesandtschaft zu bemühen. Der Primas Uchanski ging so weit, ihm den Entwurf eines Schreibens zu senden, das er für geeignet hielt, auf die polnischen Wähler Eindruck zu machen, auch der Castellan von Wilna, Jan Chotkiewicz, wandte sich wieder der Candidatur des Zaren zu. Er beschwor ihn, ja nicht mit Absendung der Gesandtschaft zu zögern.

Iwan aber hielt noch zurück. Der Augenblick war allzu günstig, um in Livland auf polnische und schwedische Kosten an Boden zu gewinnen. Ohne auf die gerade damals besonders verwickelten livländischen Ereignisse einzugehen, die ihrer Natur nach jedem Feinde das Eindringen erleichtern mußten, wird es genügen, die Hauptsachen hervorzuheben. Während dänische Intriguen nicht ohne Erfolg einen Theil der livländischen Hofleute und drei wichtige Schlösser den Schweden abtrünnig machten, ohne genügende Vorsorge für die Vertheidigung der neuen Erwerbungen zu treffen, brachen zu Anfang 1575 russische Heerhaufen unter Führung des Königs Magnus in das schwedische Livland ein. Mißglückte gleich der Versuch, Reval zu überrumpeln, so fand doch eine furchtbare Verwüstung des Landes statt, bei welcher auch zwei der neuerworbenen dänischen Schlösser in Flammen aufgingen. Ueber die gefrorene Ostsee hin führte der Zug auf die Inseln, nur unzweifelhaft dänisches Gebiet wurde verschont, und da der Stillstand mit Polen von Iwan für abgelaufen erklärt wurde, auch das polnische Livland angegriffen. Besonders verhängnißvoll war es, daß am 9. August 1575 Pernau den Russen in die Hände fiel. Die Stadt hatte sich auf das Tapferste gehalten, der Feind gegen 7000 Mann verloren, als die letzten sechzig waffenfähigen Männer sich ergaben. Sie wurden — ein fast unerhörter Fall — schonend behandelt, wohl in der klugen Berechnung, dadurch andere schwächere Orte zur Uebergabe zu bestimmen. In der That wurden

vier kleinere Festen darauf freiwillig dem Feinde überliefert, die russische Herrschaft schien immer mehr an Boden zu gewinnen. Zieht man dabei in Betracht, daß Schweden im Hochsommer 1575 einen zweijährigen Stillstand für Finnland mit Iwan schloß, so daß diesem der Rücken gesichert blieb, daß die Polen in ihren Wahlhändeln keine Kraft zu energischer Kriegführung fanden, so ist wohl verständlich, wie dem Zaren der Muth schwoll. Er dachte daran, im künftigen Winter auch in Livland und Kurland einzudringen, ja sogar in Preußen dachte er Fuß zu fassen, soweit er immer könne. Ueberallhin, durch schwedisches und polnisches Gebiet drangen seine Schaaren, am 12. Februar 1576 fiel Hapsal, am 20. Februar das Kloster Padis und nur an der unerschütterlichen Haltung Revals lag es, wenn er nicht schon damals Herr aller schwedischen Besitzungen und des halben polnischen Livland wurde. Erst diese Dinge und der Entschluß, durch einen gewaltigen Vorstoß seiner Hauptmacht den lästigen Widerstand Revals zu brechen, erklärt die Politik, welche der Zar bei der polnischen Thronfrage verfolgte.

Am 12. Mai 1575 war jener Reichstag zu Stenzyca zusammengetreten, der darüber entscheiden sollte, ob Heinrich von Valois noch König von Polen sei. Da er nicht erschien und die Vertröstungen seiner Gesandten keinen Glauben fanden, machte sich die allgemeine Stimmung dahin geltend, daß die Wahl des neuen Königs sofort vorzunehmen sei. Im Grunde gab es damals nur zwei Candidaten, Kaiser Maximilian, den die polnisch-littauischen Magnaten zum Könige erheben wollten, und Iwan den Schrecklichen, den die Szlachta begünstigte. In diesen Kreisen wollte man vom „Deutschen“ nichts wissen; Iwan sei Slave, man könne ihn einen Halbpiasten nennen.

Die Candidatur des Kaisers stand außerdem vor einer formellen Schwierigkeit. Da Heinrich weder abgedankt hatte noch abgesetzt war und im diplomatischen Verkehr den Titel eines Königs von Polen fortführte, konnte Maximilian, der sich nicht wie der Zar über alle Formen politischer Etiquette hinwegsetzen durfte, mit seiner Bewerbung um eine nicht erledigte Krone unmöglich offen hervortreten. Den Versuch des Senats, die Absetzung Heinrichs durch ein Manifest auszusprechen, vereitelte die Szlachta, welche den Zweck dieses Schrittes wohl durchschaute. Als trotzdem die Wahl des Oesterreichers wahrscheinlich schien, wurde der Reichstag zerrissen. Die Landbotenstube, d. h. die Szlachta, veröffentlichte einen Bericht über den bisherigen Verlauf des Reichstags, beauftragte Commissarien, mit dem Senat — dem Schuld an der herrschenden Uneinigkeit gegeben wurde — zu verhandeln, und beschloß, daß, wenn es zu keiner Verständigung komme, Provinziallandtage berufen und ein neuer Reichstag ausgeschrieben werden solle.

Eine Verständigung war, wie leicht begreiflich, nicht zu erreichen. Dem Senate, der immer wieder erkennen mußte, daß er der schwächere politische Factor war, blieb nichts übrig, als nachzugeben. Ein im Oktober zusammengetretener Convocationsreichstag bestimmte, daß am 7. November des laufenden Jahres der Wahlreichstag in Warschau zusammentreten solle. Der formelle Gang

war derselbe wie bei der Wahl Heinrichs. Nachdem die ausländischen Gesandten ihre Werbung vorgebracht hatten, schritt man zur Wahl. Für Kaiser Maximilian sprachen sich die polnischen und littauischen Senatoren in überwiegender Mehrzahl, dazu die gesammte Geistlichkeit und die Vertreter Preußens aus. Was nicht für den Habsburger war, stimmte entweder für „einen Piasten" oder für andere Candidaten, wie denn der Wojewode von Siebenbürgen, Stephan Bathory, ebenfalls eine Stimme erhielt. In der Landbotenstube war die ungeheure Mehrzahl dafür, einen Piasten zu wählen, Viele nannten den Zaren, erklärten aber gleichzeitig, daß sie bereit seien, umzustimmen, wenn die Uebrigen auf dem Piasten beständen. Auch Kaiser Maximilian hatte eine Reihe von Stimmen, die insofern von großem Belang waren, als die betreffenden Landboten erklärten, daß sie von ihrem Candidaten nicht lassen würden.

Der Landbotenmarschall war in Verlegenheit, wie er das Ergebniß zusammenfassen solle. Schließlich erklärte er am 1. Dezember: Die Szlachta wünsche einen Piasten, Einige aber wünschten den Kaiser.

Es war wie in Stenzyca, Senatoren und Landboten konnten sich nicht einigen. Im Vortheil aber befand sich jetzt entschieden der Senat; es lag in seiner Macht, zu warten, bis die Szlachta auseinander geritten war, und dann die Königswahl zu vollziehen, oder aber er konnte, sobald er einstimmig war, von sich aus, ohne jede Rücksicht auf die Szlachta, Maximilians Wahl verkündigen.

Die Landboten und mit ihnen die übrigen Gegner der Wahl des Habsburgers, trennten sich nun, ohne das Wahlfeld zu verlassen, vom üblichen Versammlungsplatze, dem Zelt der Senatoren. Es war, wie man in Erinnerung an römische Vorgänge es nannte, eine „secessio," ein Bruch zwischen Volk und Senat.

Während der Verhandlungen, die nun von Lager zu Lager hin und her gingen, zeigte sich nochmals, daß die Gegensätze nicht zu vereinbaren waren. Im Senat gewann, nachdem die Gegner der Wahl Maximilians sich auf die andere Seite geschlagen hatten, die Ueberzeugung immer mehr Boden, daß man auf die Landboten keine weitere Rücksicht zu nehmen habe. Ueberschaute man die eigenen Reihen, so sah man in denselben fast sämmtliche Magnaten, dazu Littauer und Preußen, die bedeutendsten Würdenträger, endlich Szlachtisten aus allen Wojewodschaften. So war man entschlossen, den Kaiser zu wählen.

Aber die Szlachta war nicht gesonnen, sich zu fügen. Als sie in drohender Haltung bewaffnet auf dem Wahlfelde erschien, sahen die Senatoren ein, daß unter diesen Umständen eine Wahl nicht möglich sei. Noch einmal forderten sie die Szlachta auf, abzuziehen. Als sie keinen Gehorsam fanden, ritten sie unter der Führung des Primas vom Wahlfelde fort bis unter die Mauern Warschaus, und hier proclamirten sie am 12. Dezember 1575 Maximilian zum Könige.

Sehr merkwürdig war nun das Verhalten der aufs Aeußerste erbitterten Szlachta. Auch sie war entschlossen, ohne sich um den Senat weiter zu kümmern, einen König zu wählen; aber sobald die Frage der Wahl eines Piasten direct

an sie herantrat, trat eine so große Zahl von Candidaten auf, daß an eine Verständigung nicht zu denken war. Es war die Idee des Piasten, nach der man jagte; einem wirklichen Piasten von Fleisch und Blut sich zu unterwerfen, lag eigentlich Allen gleich fern. Schließlich haben zwei der Magnaten, die sich zur Szlachta geschlagen hatten, dem Ganzen eine unerwartete Wendung gegeben. Jan Zamoiski schlug Anna Jagiello, die ältliche Schwester Sigismund Augusts, vor, die einst Heinrich von Valois verschmäht hatte, Andrej Zborowski aber Stephan Bathory, den Wojewoden von Siebenbürgen, dem er schon im Senate seine Stimme gegeben hatte. Darüber kam es dann zu einem Compromiß: am 12. Dezember 1575 — also an demselben Tage, an dem von der Senatspartei Maximilian gewählt wurde — proclamirte der Landbotenmarschall Anna Jagiello zum Könige unter der Bedingung, daß sie sich mit dem Wojewoden von Siebenbürgen vermähle.

Es kam darauf an, welche von beiden Parteien in dem nun unvermeidlichen Bürgerkriege die Oberhand behaupten werde. Die besseren Aussichten schien Kaiser Maximilian zu haben und das um so mehr, als er der Unterstützung Iwans sicher war. Bevor noch die eben erzählten Ereignisse auf dem Warschauer Wahlfelde stattgefunden hatten, war eine Gesandtschaft des Kaisers nach Moskau aufgebrochen. An ihrer Spitze standen Johann Cobentzl und David Prinz von Buchau. Sie trafen, ohne Kunde von dem zu haben, was inzwischen geschehen war, Januar 1576 in Moschaisk ein, wo der Zar sich damals aufhielt. Ihr Auftrag ging dahin, die weitere Verheerung Livlands wenn möglich zu verhindern, vor Allem aber, denn die Sorge um Livland ging nicht über eine platonische Liebe hinaus, ein Bündniß zwischen dem Kaiser und dem Zaren zu schließen und die damals bereits gefürchtete Wahl Stephan Bathorys zum Könige von Polen zu verhindern. Stephans Wahl bedeutete für Polen Frieden mit der Türkei, was Rußland sowohl wie Oesterreich gleich lästig sein mußte. Der Zar wies denn auch alle Einmischung in die Angelegenheiten Livlands entschieden zurück, in Bezug auf die polnischen Verhältnisse blieb er bei dem schon früher von ihm vertretenen Standpunkte. Er wünschte Littauen zu erwerben, wollte die Eroberung Livlands vollenden und wenn irgend möglich auch Kiew an sich bringen. Für diesen Fall hatte er gegen die Wahl Maximilians oder des Erzherzogs Ernst keinerlei Bedenken. Die Hauptsache aber war ihm immer Livland; sollte es unmöglich sein, Littauen von Polen zu trennen, so konnte er sich dazu verstehen, seinen Einfluß auf die littauischen Großen für die Wahl eines Habsburgers spielen zu lassen. Ende Januar hat er ein in diesem Sinne abgefaßtes Schreiben nach Littauen gesandt. „Ihr habt“ — so hieß es in demselben — „vor diesem den beeidigten Staatssekretär Michael Haraburda an uns gesandt [1]) und uns gebeten, daß wir der Krone Polen und dem Großfürstenthum Littauen unseren Sohn und Zarewitsch Feodor geben oder aber selbst das Reich übernehmen, und habt wissen

1) Vor der Wahl Heinrichs.

wollen, ob unser Verlangen nicht nach dem Großfürstenthum Littauen allein steht? Wir haben Euch durch Michael geschrieben und zu sagen befohlen, daß wir das Reich, nämlich die Krone Polen und das Großfürstenthum Littauen, wohl in unsere Herrschaft nehmen wollen und daß wir auch im Stande sind, die Herrschaft zu führen, indem wir durch unser ganzes Reich reisen. Wir haben aber dem Michael unsere besondere Neigung kund gethan, auch abgesehen von der Krone Polen über Littauen zu herrschen, das wäre uns auch lieber." Der Zar knüpft daran die bündigsten Versprechungen, das Landesrecht zu wahren und die Freiheiten des Adels zu sichern und zu mehren. Darauf geht er auf die Gesandtschaft des Kaisers über, der es gern sähe, wenn sie seinen Sohn Ernst wählten; dann gedenke er mit Moskau ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, dem auch der Papst und der König von Spanien beitreten würden. Sollte es daher sich nicht als möglich erweisen, Littauen auf ihn oder auf seinen Sohn Feodor zu übertragen, so rathe er zur Wahl des Erzherzogs Ernst. Er verspreche dann, mit dem Kaiser und seinem Sohne in Freundschaft und Bündniß zu treten. Eine drohende Warnung vor der Wahl Bathorys bildet den Schluß: „Ihr Herren vom Senat sollt außer uns und dem Sohne des Kaisers keinen zum Herrscher nehmen, besonders aber keinen aus der Hand des Sultans, wenn Ihr verhindern wollt, daß Christenblut vergossen werde."

An den Kaiser ging eine besondere Gesandtschaft unter Führung des Fürsten Sachar Iwanowitsch Sygorski. Die Instruction verspricht, daß der Zar für die Wahl der Erzherzogs eintreten werde. „Littauen aber und Kiew und die Städte, welche dazu gehören, sollen unserem Moskauischen Reiche zufallen." Livland sei das Erbtheil seiner Väter, daran möge der Kaiser nicht rühren, sondern ihm vielmehr seine Zuneigung beweisen. Es komme Alles darauf an, die Wahl des Siebenbürgers zu verhindern. Sollte die Wahl desselben doch erfolgen, so haben die Gesandten ein russisch-österreichisches Angriffsbündniß vorzuschlagen und der Kaiser soll ersucht werden, ohne jeden Zeitverlust eine Botschaft mit ausreichenden Vollmachten nach Moskau zu senden.

Um Littauen zu beruhigen, wurden gleichzeitig die russischen Wojewoden in Livland angewiesen, sich aller Feindseligkeiten gegen das polnische Livland bis auf Weiteres zu enthalten.

Alle diese Pläne zerfielen in Nichts vor der Doppelwahl in Polen und der überraschenden Thatkraft, die Stephan Bathory an den Tag legte.[1]) Als ihm die Nachricht von der erfolgten Wahl zugetragen wurde, soll er gesagt haben: „Dies angetragene Königreich will ich nicht lassen und sollt' ich nur drei Tage die Krone behalten! . . . Aber wie Cäsar Julius gethan, also muß man die Sache nihil cunctando verrichten; jacta est alea! Gott will wunderbarliche Dinge mit mir fürnehmen, damit sich die ganze Christenheit verwundere!"

---

1) Zakrzewski, Stephan Bathory, Krakau 1887 (polnisch). Hausmann, Studien zur Geschichte des Königs Stephan von Polen, 1. Theil, Dorpat 1880.



Stephan Bathory.
Facsimile des Kupferstiches, 1576, von Jost Amman (1539—1591).

In jeder Beziehung zeigte sich Stephan dem Kaiser überlegen. Maximilian verlor seine Zeit in Botschaften und in Vorbereitungen, die längst hätten getroffen sein müssen, während sein Gegner, ohne einen Tag zu verlieren, persönlich nach Polen eilte. Da seine Anhänger rechtzeitig Krakau besetzt hatten, gelang es ihm, in die Stadt zu dringen. Durch seine Vermählung mit Anna erfüllte er die nächste an seine Wahl geknüpfte Bedingung und nun zögerte der Bischof von Cujavien, Stanislaus Karnkowski, nicht, ihn am 1. Mai 1576 feierlich zu krönen. Die geforderten Eide auf Erhaltung der polnischen Rechte und Freiheiten, sowie die Warschauer Religionsconföderation beschwor er ohne jedes Bedenken.

In der Hauptsache war damit der Thronstreit für ihn entschieden. So wenig geneigt die Partei, der Maximilian seine Wahl verdankte, gewesen war, ihren Candidaten fallen zu lassen, sie war überrascht und schon sehr bald begannen erst Einzelne, dann die Geistlichkeit, in geschlossenen Reihen zu ihm überzugehen. Der Primas gab das Beispiel, die Anderen folgten. Auch Littauen und Preußen beharrten nicht bei ihrem Widerspruch. Nur Danzig hielt, auch nachdem Maximilian am 12. Oktober 1576 gestorben war, zum Hause Habsburg. Es blieb dem Könige nichts übrig, als die Stadt förmlich zu belagern: erst Ende 1577 hat sie sich dazu bequemt, ihm ihre Thore zu öffnen und gegen Gewährung einer stolzen Sonderstellung ihn als König von Polen anzuerkennen. Derselbe Sinn deutsch-bürgerlicher Selbstherrlichkeit, der einst dem Deutschen Orden so tiefe Wunden geschlagen, wußte hier auch den Polen gegenüber sich zu behaupten. Die Vertheidigung Danzigs gegen den polnischen Poliorketes ist ein fast gleich ruhmvolles Blatt in der Geschichte deutscher Wehrhaftigkeit, wie die Vertheidigung Revals gegen die russische Uebermacht, die nun zum dritten Mal versuchte, durch die Bewältigung Revals [1]) sich zum Herrn Livlands und des Baltischen Meeres zu machen.

Die Wahl Stephan Bathorys hatte den Zaren zum Entschluß gebracht, nunmehr den entscheidenden Schlag gegen Livland zu führen. Er wußte Bathory durch die inneren polnischen Angelegenheiten, zumal aber durch Danzig gebunden und dachte erst Reval durch ein vorausgeschicktes Heer zu bewältigen und danach selbst an der Spitze seiner gesammten Macht das übrige Livland zu zwingen.

Schon im Juli 1576 hatte er mit der Verheerung des Landes beginnen lassen und Reval, das auf Grund der Bestimmungen des Stettiner Friedens noch immer in Kaiser und Reich seine rechte Obrigkeit, im Schwedenkönige nur den Schutzherrn sah, hatte durch die Vermittelung Danzigs sich an Maximilian um Hilfe gewandt: im Herbst oder Winter sei es einer Belagerung gewärtig. Hilfe aber kam von keiner Seite. Nur auf den Schutz der eigenen waffenkundigen Bürgerschaft, auf einen Haufen nothdürftig organisirter estnischer Bauern, die schwache schwedische Besatzung und die wohl in Stand gehaltenen

1) Vgl. G. v. Hansen in den Beiträgen zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands, Bd. III, Heft 3, Reval 1886.

Thürme und Mauern sich verlassend, hat Reval vom 23. Januar 1577 ab sieben lange Wochen hindurch den Feind bestehen müssen. An der Spitze des russischen Heeres, das 50 000 Mann stark war, stand der Fürst Feodor Mstislawsky, ein junger kriegstüchtiger Mann, ihm zur Seite Iwan Scheremetjew, der beste Feldherr, den Rußland damals aufzuweisen hatte. Der Zar hatte ihnen seine gesammte Artillerie, 200 schwere Geschütze, darunter 50 Feuermörser, zur Verfügung gestellt. 2000 Tonnen Pulver gaben ausreichendes Material zum Geschützkampf und zur Anlage von Minen. Und doch war all' ihr Bemühen vergeblich, alle Anschläge mißglückten, die musterhaft organisirte Bürgerschaft wußte jeden Brand im Keime zu ersticken und durch geschickt geführte Ausfälle den Muth der Belagerten aufrecht zu erhalten. Bald hatten die Russen das Gefühl, selbst die Belagerten zu sein; wo sie sich eine Blöße gaben, wurde sie ausgenutzt; die Ueberlegenheit abendländischer Kriegskunst und der persönlichen Tapferkeit deutscher Krieger zeigte sich jenen tatarisch-moskowitischen Schaaren gegenüber bei jeder Gelegenheit. Scheremetjew selbst war gefallen; ein Brief des Zaren, der unter den üblichen Versprechungen die Stadt aufforderte, sich ihm zu ergeben, war ohne jede Wirkung geblieben; während Reval nur 110 Todte zählte, hatten die Russen gegen 4000 Mann verloren — sie verzweifelten daran, ihr Ziel zu erreichen; am 13. März zündeten sie ihre Lager an, mit Schimpf und Schande mußten sie abziehen, ganz wie sechs Jahre vorher der König Magnus es gethan hatte.

Daß Reval sich behauptet hatte, bedeutete einen so entschiedenen Mißerfolg der russischen Politik, daß sich der Rückschlag sofort sichtbar machte. König Magnus trat in geheime Verhandlung mit Gotthard Kettler und durch diesen mit Stephan Bathory. Es scheint sich darum gehandelt zu haben, daß er gegen Garantie seiner Besitzungen in Pilten und in Livland den Polen Dorpat ausliefere; bevor er aber zu einem Entschluß gekommen war, beschied Iwan, der mit großer Heeresmacht in Pleskau lag, ihn vor sich und mit bösem Gewissen traf Magnus am 29. Juli 1577 ein. Wie hätte er auch seinem Herrn Widerstand leisten können? Der Zar hatte zwar keine Beweise von den verrätherischen Unterhandlungen seines livländischen Scheinkönigs, aber dringenden Verdacht gegen denselben. Durch einen förmlichen Vertrag wurde Magnus, der sich zu entschuldigen verstanden hatte, noch einmal an die russischen Fahnen gefesselt: er sollte in dem Feldzuge, den der Zar jetzt persönlich gegen Livland ins Werk zu setzen entschlossen war, ein selbständiges Commando erhalten, aber nur Schlösser und Städte nördlich und östlich der livländischen Aa besetzen, das südliche Livland behielt der Zar sich selber vor.

Stephan Bathory lag noch vor Danzig und Iwan glaubte eben damals seine Ansprüche auf Livland auf feste Rechtstitel gründen zu können. Taube und Kruse waren aufs Neue in Verbindung mit ihm getreten. Der Zwiespalt, den die Wahl Stephans hervorgerufen hatte, ließ sie befürchten, daß Iwan sich vielleicht doch Livlands bemächtigen könne. Sie wollten sich für diesen Fall den Rücken sichern und erhielten von Stephan Bathory, dem sie sich vor Danzig

nützlich erwiesen, die Genehmigung, mit dem Zaren zu unterhandeln. Auch gaben sie vor, von ihm günstige Zusagen erhalten zu haben. In Wirklichkeit aber hatten sie dem Zaren gefälschte Briefe des Kaisers, der Kurfürsten und Fürsten des Reiches vorgelegt, in welchen diese zu Gunsten Iwans ihren Ansprüchen auf Livland entsagten und dabei ausdrücklich des Eifers gedachten, mit welchem Taube und Kruse im Interesse des Zaren gewirkt hätten.

Ein Theil des Adels im Erzstift Riga, welcher in der Noth der Zeit von dem Anschluß an König Magnus Rettung hoffte, war nun in der That bereit, unter Gewährleistung der alten Rechte und Freiheiten eine mittelbare Herrschaft des Zaren anzuerkennen, und so begann am 11. Juli 1577 der entsetzliche Zug Iwans durch das schlecht vertheidigte, von polnischen Präsidien fast völlig entblößte Land. Die Chronisten der Zeit haben dem Jammer jener Tage schlichten Ausdruck gegeben, und da ihre Schilderung zugleich sehr wesentliche Züge zur Charakteristik Iwans bietet, lohnt es wohl, dabei zu verweilen. Das russische Heer zog brennend und mordend über Ludsen, Rossiten und Dünaburg, Schwaneburg und Seßwegen durch Livland. In Ascheraden ließ der Zar dem alten Ordensmarschall Kaspar Münster, der hier in seine Hände fiel, erst die Augen ausstechen und ihn dann zu Tode peitschen, dann rückte er die Düna entlang westlich vor. Ein panischer Schrecken war ihm vorausgegangen. Auf die Nachricht vom Nahen des Zaren erkannten die meisten Orte die Oberhoheit des Königs Magnus an, in der trügerischen Hoffnung, dadurch dem drohenden Verderben zu entgehen. Gegen die Pleskauer Vereinbarung hatte Magnus sich unverantwortlicher Weise dazu verstanden, die Huldigung Wendens entgegen zu nehmen und bald danach Kriegsleute nach Kokenhusen zu senden, welche in der nur schwach besetzten Festung in seinem Namen die Huldigung entgegen nahmen. Von Wenden aus aber erließ er am 24. August ein Umschreiben: als ein christlicher deutscher Fürst trage er Erbarmen mit dem armen bedrückten Lande. Wer sich ihm anschließe, den wolle er erretten. Auch in Riga waren seine Agenten thätig — er trieb ein doppeltes Spiel: im Hinblick auf Rußland wie auf Polen wollte er ähnlich, wie Taube und Kruse es gethan hatten, sich die Zukunft sichern. Die Folgen hatte das unglückliche Livland zu tragen.

Iwans mißtrauische Natur durchschaute zwar nicht das volle Gewebe der Intrigue, wohl aber war er entschlossen, dem Könige die Lust zu nehmen, über die Schranken des Pleskauer Vertrages hinauszugreifen. Er verlangte drohend Einlaß in Kokenhusen und ließ, als ihm schließlich die Thore geöffnet wurden, die Littauer abziehen, die Bürgerschaft gefangen nehmen, „aber Alles, was König Magno zugestanden, elendiglich säbeln, morden und würgen, ausgenommen einen Schreiber, den er seines Lebens gefristet und los gegeben, damit er solche Kokenhusische Tragödie ... seinem Herrn einbringen könne.“ Die eine gute Folge aber hatte jene „blutige Geschichte,“ daß in Riga Niemand mehr den Versprechungen des Königs von Livland trauen wollte und daß Iwan davon abstand, in Kurland einzudringen, welches schwerlich hätte Widerstand leisten

können. Er wolle, ließ er dem Herzoge sagen, seines Gottes Ländchens für diesmal verschonen. [1])

Der Grund dieser Schonung ist wohl verständlich: einerseits hatte Iwan dem Herzoge antragen lassen, er möge sich ihm unterwerfen, und dieser Bedenkzeit erbeten, andererseits bildete Kurland doch nominell einen Theil von Littauen und Iwan, der von der Union von 1569 nicht Notiz nahm, hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, Littauen durch friedliche Verhandlungen zu gewinnen; endlich aber war er aufs Aeußerste ergrimmt, daß Magnus in Wenden festen Fuß gefaßt hatte. Ihm lag vor Allem daran, Wenden, den alten Sitz des Ordensmeisters, den Händen des unzuverlässigen Schützlings zu entreißen. Mit seiner ganzen Heeresmacht rückte der Zar heran wie gegen eine feindliche Stadt. Die Nachricht, daß Magnus bei der Einnahme von Wolmar einen zarischen Wojewoden gefangen gesetzt hatte, war nicht dazu angethan, seinen Grimm zu sänftigen; er war entschlossen, aus Wenden ein zweites Kokenhusen zu machen. Auf Bitten der geängstigten Bewohner entschloß sich Magnus, mit 23 der Vornehmsten Iwan entgegenzuziehen, um Fürbitte einzulegen. „Wie er nun des Großfürsten ansichtig worden, fället er mit alle den Seinen auf die Knie und bittet um Gnad, seines und der Seinigen Leib und Lebens. Der Großfürst steiget mit seinem Sohne und vornehmsten Obersten auch ab, heißt ihn aufstehen, denn er sei eines großen Herren Kind, giebt ihm sein Dolchen wieder, die er ihme und den Seinen zuvor abnehmen lassen, und verspricht ihm, mit vorgehender großer Beschüldigunge Gnade und Sicherheit Leibes und Lebens zu. Indem kömmt eine verflogene Kugel aus dem Schloß, nicht weit von des Großfürsten Kopf sausen und brausen, darob er wieder aufsitzt, und also verbittert, daß er bei St. Nicolaus schwur, es sollt Keiner auf Wenden beim Leben bleiben, und wenn er gleich ein Fürst wäre."

Magnus wurde gefangen genommen, mit jenen 23 in eine Badstube gesperrt und gezwungen, dem Zaren einen Schuldschein auszustellen, durch den er sich verpflichtete, nächstfolgende Weihnachten 40 000 ungarische Gulden zu erlegen, und wenn er den Termin nicht einhalte, so lange in Moskau dafür zu haften, bis das Doppelte mit arabischem Golde oder Edelsteinen bezahlt sei. Gegen Wenden aber richtete der Zar sein gesammtes Geschütz und ließ die Seinigen Sturm laufen. Auf Schloß Wenden wußte man wohl, daß nun kein Erbarmen mehr zu erwarten sei. Mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte sich die kleine Schaar gegen die gewaltige Uebermacht: wurde einer etwa in einem Fenster von großem Geschütz getroffen und erschossen, so drängten sich die Anderen hin, um auch ein so rasches und beneidenswerthes

1) „Welches den Hertzogen in seiner großen angst und hertzeleide, also gesterket, getröstet und erigirt, das er für frewden auffgesprungen und gesaget, Ist denn mein armes Fürstenthumb, wie ich nicht anders weiß und glaube, Gottes Ländichen, So bin ich nun sicher und gewiß, daß GOtt über den seinen werde halten, dem Feind ein gebiß ins Maul legen, und ihme nicht verhengen, daß er mich und die Meinen weiter betrübe." Salomon Henning in Scr. Rer. Liv., II, S. 269.

Ende zu finden, das sie der Rache des Tyrannen für immer entriß. Es blieben schließlich nur Wenige in der Burg übrig: Greise, Weiber und Kinder, einige Kriegsleute und Geistliche, im Ganzen etwa 300 Seelen. Am fünften Tage der Beschießung, den 4. September 1577, versammelten sie sich Alle in einem festen Gemach des Schlosses.[1]) Auf den Knieen nahmen sie noch einmal das heilige Abendmahl, und als nun die Russen anstürmten, warf Heinrich Boismann, eines Revaler Rathsherrn Sohn, Feuer in die vier Tonnen Pulver, welche sie unter das Gemach gelegt hatten. „Heinrich Boismann hat noch ein wenig gelebet, als ihn die Russen im Schutt liegen fanden. Sie brachten ihn vor den Großfürsten, er starb aber zur Stunde und wurde des anderen Tages auf den Pfahl gesetzt. Darnach hat der Großfürst in der Stadt Wenden solche Tyrannei und Schande mit Frauen und Jungfrauen geübet, als dergleichen von dem Türken und anderen Tyrannen nicht gehört worden ist. Da hat er auch etliche Männer erstlich peitschen, darnach verwundet und blutig, lebendig am Feuer braten lassen, und einem Burgermeister das Herze lebendig aus dem Leibe nehmen und einem Prediger die Zunge aus dem Nacken gerissen, und die Uebrigen mit unerhörter Marter und Pein umbringen lassen. . . .“

Der Untergang Wendens machte einen überwältigenden Eindruck. Wohin Iwan gelangte, öffnete man ihm die Thore. Ganz Livland, mit alleiniger Ausnahme von Riga, Dünamünde und Treiden, wurde sein. Am 18. September war der Zar blut- und siegestrunken in Dorpat eingetroffen und am folgenden Tage beschied er Magnus, der in steter Todesangst gelebt hatte, vor sich. Er hielt ihm abermals eine „scharfe Lection.“ Wie seine Vorfahren und er mit den römischen Kaisern und Königen über etliche hundert Jahr — „welches er aus einer behaltsamen Memorien zu erzählen gewußt“ — große Freundschaft gehabt, sich mit ihnen befreundet und also seiner Geburt und Herkommen von deutschem Geblüt wäre,[2]) sonderlich hätte er mit dem Salzkönige (Friedrich von Dänemark) große Pläne gehabt und deshalb den König Magnus geehrt, geliebt und ihm seine nahe Blutsfreundin verehelicht u. s. w. Zuletzt entließ er den geängstigten Fürsten nach Karkus, ohne ihn jedoch von der unerschwinglichen Schatzung frei zu machen, zu welcher er sich vor Wenden hatte verpflichten müssen. Dann kehrte Iwan über Pleskau nach Moskau zurück.

Von Wolmar aus hatte er dem Fürsten Kurbsky einen triumphirenden Brief geschrieben. Seinen vollen Titel setzte er, wie in einer wichtigen Urkunde, an die Spitze: „Wir, der große Herrscher, Zar und Großfürst Iwan Wassiljewitsch von ganz Rußland, von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Zar von Astrachan, Gossudar von Pskow, Großfürst von Smolensk, Twer, Jugorien, Perm, Wjätka, Bolgarien und anderer, Gossudar und Großfürst von Nowgorod im Niederland, von Tschernigow, Rjäsan, Polozk, Rostow, Jaroslaw, Bjeloosero, erblicher

1) Nach der Ueberlieferung im alten Remter des ehemaligen Meisters von Livland.

2) Hierzu bemerkt Henning, dem wir die wohl aus dem Munde des Königs Magnus stammende Erzählung entnehmen: Scilicet, wie Pontius Pilatus von Forchheim aus Frankenland! Vgl. S. 347.

Herrscher und Besitzer des livländischen Landes deutscher Zunge, Gebieter von Udorien, Obdorien, Kondinien, von ganz Sibirien und der nördlichen Lande — unserem ehemaligen Bojaren und Wojewoden, dem Fürsten Andrej Michailowitsch Kurbsky." Noch gebe es Männer in Rußland; vor der Gewalt des lebendigen Kreuzes seien die Festen der Deutschen gefallen. Wohl sei er streng und hart, aber die Treulosigkeit der Bojaren habe ihn dazu genöthigt. Von Wolmar aus, wo Kurbsky Rettung vor ihm gesucht, schreibe er ihm diesen Brief, daran möge er den Willen Gottes erkennen, in sich gehen und daran denken, wie er seine Seele rette! „Geschrieben in unserem väterlichen Erbe, Livland, in der Stadt Wolmar, im Jahre 7086, unserer Herrschaft dem 43., der Regierung in Rußland dem 31., in Kasan dem 25., in Astrachan dem 24."

Der leichte Triumph, den seine Uebermacht in Livland erzielt hatte, das Bewußtsein, gerade durch sein persönliches Eingreifen die Haupterfolge errungen zu haben, die Hoffnung auf die immer noch in Littauen vorhandene russenfreundliche Partei steigerten das Hochgefühl, das aus diesem Briefe spricht, weiter ins Maßlose und wie stets in solcher Stimmung ließ der Zar seine vermeintlichen Feinde und Verräther entgelten, was ihn bewegte. Damals ist der Fürst Michail Worotynsky, der Besieger der Tataren, grausam zu Tode gequält worden, weil er dem Zaren durch Zauberei nach dem Leben getrachtet haben sollte, gleich ihm der Wojewode Fürst Nikita Odojewsky, der alte Bojar Morosow mit den Seinigen und Andere mehr. Eine neue Ehe, die sechste in der Reihe, bot neuen Sinnestaumel und nebenher gingen die hochfliegendsten politischen Pläne. Neben Reval dachte er, wie einst vor Narva geschehen, eine neue Stadt zu erbauen. Vor Allem aber Rigas und Kurlands meinte er jetzt Herr werden zu können. Seine Wojewoden in Livland waren beauftragt, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und schon im Oktober 1577 fürchtete man in Riga und Dünamünde eine Belagerung bestehen zu müssen. Dazu ist es nun nicht gekommen.

Nach dem Abzug des Zaren rückten polnische Präsidien, wenn auch in geringer Anzahl, ins Land; die Livländer selbst faßten Muth und eine der von den Russen genommenen Burgen und Städte nach der anderen ward durch Ueberrumpelung oder Sturm zurückgewonnen. Wichtig vor Allem war es, daß Dünaburg und Wenden den Feinden entrissen werden konnten. Dann kam der Vergleich des Königs Stephan mit Danzig. Er hatte die Unterstützung Livlands von der Kapitulation Danzigs abhängig gemacht, durch livländische Unterhändler ist Danzig auch zur Uebergabe bewogen worden, die, wie wir wissen, unter den ehrenvollsten Bedingungen stattfand. Fortan finden wir am Hoflager des Königs stets die Gesandten der Stadt, die in stolzer Selbständigkeit, zwar im Zusammenhange mit Polen, doch ungebrochen neben den allgemeinen Reichsinteressen die eigenen verfolgen durfte. Die Berichte dieser Gesandten bilden denn auch eine der hervorragendsten, noch wenig genutzten Quellen für die Geschichte Osteuropas, vornehmlich aber Polens, im 16. und 17. Jahr-

hundert.[1]) Der König war, gleich nachdem er die Huldigung Danzigs entgegengenommen hatte, nach Warschau gezogen, wo ein Reichstag über die Mittel berathen sollte, wie Livland vor den Russen, Wolhynien und Podolien vor den Tataren zu schützen sei. Nach Moskau waren Boten abgefertigt, um mit dem Zaren in Verhandlung zu treten, aber Bathory hatte sie beauftragt, nach Möglichkeit zu zögern, da er Zeit gewinnen wollte und sich der Einsicht nicht verschloß, daß ein Entscheidungskampf mit Rußland unvermeidlich sei. Nur wollte er den Krieg nicht eher beginnen, als bis ihm ausreichende Mittel zur Durchführung des Kampfes gesichert waren. Auf dem polnischen Reichstage aber herrschte wie üblich Zwiespalt und Verwirrung. Die Szlachta ließ keinen Verhandlungsgegenstand aufkommen, um einen ihrer Lieblingsgedanken, die Gründung von Obertribunalen, die aus Wahlen der Wojewodschaften (auf je ein Jahr) hervorgehen sollten, zur Durchführung zu bringen. Trotz der flehenden Hilfegesuche Littauens war sie nicht zum Nachgeben zu bewegen und Bathory hätte sein Ziel wahrscheinlich nicht erreicht, wenn er nicht mit ungemeinem Geschick verstanden hätte, einerseits die Anhänger der Gegenreformation und andererseits den Führer der Szlachta zu sich herüberzuziehen. Beides war nicht nur für den Augenblick, sondern für die ganze spätere Entwickelung Polens von entscheidender Bedeutung.

Stephan Bathory, dessen katholische Rechtgläubigkeit vor seiner Wahl so wenig feststand, daß er gerade dem protestantisch gesinnten Kleinadel seinen Erfolg zu danken hatte, war dennoch von vornherein entschlossen gewesen, mit dem Katholicismus tridentinischer Observanz Hand in Hand zu gehen. Schon nach dem ersten Zusammentreffen mit dem Könige waren die katholischen Heißsporne sich darüber klar, daß sie in ihm keinen Gegner, sondern einen Förderer finden würden. Stephan hatte sehr wohl erkannt, wie wenig die protestantische Bewegung in die Tiefe gedrungen war, und meinte, sobald das öffentliche Interesse erst durch andere Dinge abgezogen sei, die zahlreichen lauen und gleichgültigen Elemente dem Protestantismus leicht abwendig zu machen. Darüber, daß ein Krieg gegen Rußland hierzu meist förderlich sein müsse, konnte kein Zweifel sein, es ist daher nur zu begreiflich, daß die gesammte Partei der katholischen Reaction den König in seinen Kriegsplänen unterstützte. Da nun zweitens der König seine Wahl den Stimmen der Szlachta verdankte, wollte er vor Allem auch König der Szlachtizen sein und sich auf dieses Element stützen, allerdings unter der Voraussetzung, daß diese Adelsdemokratie ihm innerhalb des Rahmens der polnischen Verfassung behilflich sei, eine starke Königsmacht zu begründen. Er hat daher nicht, wie man allgemein erwartete, Andrej Zborowski, den hervorragendsten der Magnaten, die für ihn gestimmt hatten, in den Vordergrund gezogen, sondern den Szlachtizen Jan Zamoiski, einen früheren Protestanten, der für den fähigsten Kopf unter dem Kleinadel galt und durch seine Familienbeziehungen im russischen Littauen

1) Acta Internuntiorum. Danziger Stadtarchiv.

einen sehr gewichtigen Einfluß ausübte. Diesen Mann erhob er zu seinem Unterkanzler: auf seine Popularität und auf die offene und geheime Unterstützung der Geistlichkeit gründete er seine neue Theorie vom polnischen Königthum. Der vom Volke, d. h. von der Szlachta gewählte König stellt in sich die Majestät des Volkes dar und darf deshalb auch Anspruch auf unbedingten Gehorsam erheben.[1]) Eine sehr eigenthümliche Theorie, die in vollstem Gegensatz zur Lehre vom Königthum aus Gottes Gnaden und überhaupt zum Legitimitätsbegriff steht. Es ist dieselbe Anschauung, auf welche 200 Jahre darauf der Convent in Paris sein Schreckensregiment gründete, und es zeugt von der Biegsamkeit der katholischen Kirchenlehre, daß sie sich, ohne auch nur den Versuch eines Widerstandes gemacht zu haben, dieser Lehre anbequemte.

Freilich hat Bathory nur sehr allmählich seine Theorie zur Ausführung bringen können, und da der politische Theil des Programms nur unter der Voraussetzung einer Folge kraft- und geistvoller Herrschernaturen denkbar war, ist dieser Theil seiner Herrscherarbeit dem polnischen Staate spurlos verloren gegangen, während das als Mittel zum Zweck dienende religiöse Programm voll durchgeführt wurde. Seine Regierung hat den Protestantismus entwurzelt und gleichzeitig in die griechisch-orthodoxen Gebiete der Republik unvertilgbare Keime des Katholicismus gelegt. Das überwiegende Interesse, welches gleich nach Genehmigung des Tribunals die auswärtige Politik in Anspruch nahm, lenkte von der religiösen Frage ab[2]) und gleichzeitig begannen die goldenen Tage der Jesuiten. Polen wurde seit den Tagen des Königs Stephan der Mittelpunkt für die katholische Propaganda in Osteuropa. In den Jesuiten fand der König stets willige und thatkräftige Förderer seiner politischen Pläne. Der heute auf Kosten Polens wieder lebendig gewordene Gedanke der Entnationalisirung und religiösen Uniformirung ist von Stephan Bathory in einmüthigem Zusammengehen mit den Jesuiten erst in Littauen und Preußen, dann in Livland zur Anwendung gebracht worden. Er hoffte, auf diesem Wege die während der letzten Königswahlen in Littauen so offen ans Licht getretenen Sympathien für das griechisch-orthodoxe Rußland zu brechen, in Preußen und Livland aber den Zusammenhang mit dem germanisch-protestantischen Westen ganz zu zerstören. Im Verein mit Jan Zamoisky hat er seinen Plan während des ganzen Verlaufes seiner Regierung nicht aus den Augen verloren. Diese Gesichtspunkte haben die polnische Republik nicht verlassen bis an ihr Ende und noch darüber hinaus. Sie bilden die Stärke, aber zugleich die Schwäche derselben, weil einmal das polnische Element die Assimilirungskraft nicht zeigte, die eine solche Riesenaufgabe erforderte, zweitens aber der gegen Recht und Gerechtigkeit geübte religiöse und nationale Zwang über kurz oder lang sich rächen mußte. Wir halten daher die auf dem Fundament der articuli Hein-

1) Zakrzewski, Stephan Bathory. Krakau 1887.

2) Vgl. Ljubowitsch, Zur Geschichte der Jesuiten in den littauisch-russischen Ländern im 16. Jahrhundert, Warschau 1888 (russisch). Pierling, Rome et Moscou 1547—1579, Paris 1883.

riciani ruhende Regierung Stephan Bathorys für den verhängnißvollsten Wendepunkt in der Geschichte Polens: indem er die Größe Polens aufbaute, hat er zugleich den künftigen Zerfall unvermeidlich gemacht. Nur in kurzen Strichen gestatten wir uns, auf diese Entwickelung hinzuweisen.

Die Arbeit der Jesuiten wurde sowohl durch die päpstlichen Nuntien gefördert, in deren Händen alle Fäden der gegen Protestantismus und Griechenthum gerichteten Bestrebungen zusammen liefen, als von den auf das gleiche Ziel hinarbeitenden Franziskaner- und Bernhardiner-Mönchen. Sie verstanden es auch, die verachteten Bauern zu gewinnen, namentlich häufig waren die Uebertritte in den Reihen der Dienerschaft griechischen Glaubens.[1]) Ganz besonders aber zeichneten sich die Wilnaer Jesuiten aus: in den Fasten des Jahres 1579 konnten sie dem Könige das Schauspiel der Aufnahme von 82 Protestanten und gegen 40 Griechen vorführen. Die Haupterfolge errangen die Väter der Gesellschaft Jesu jedoch im Gegensatz zu den anderen Orden in den höchsten Kreisen. Der Kanzler Zamoiski hatte sie stets um sich, er und der Wojewode von Podolien ließen erst ihre protestantischen Frauen, dann ihre Unterthanen von Jesuiten bekehren und König Stephan war diesen Bestrebungen gegenüber nicht nur duldsam, sondern er suchte sie nach Kräften zu fördern. Die Umwandlung des Wilnaer Jesuitencollegs in eine Academie und die Gründung des Jesuitencollegs in dem den Russen entrissenen Polozk sind für die Geschichte der Gegenreformation in Littauen geradezu epochemachend. In den russischen Provinzen arbeitete das von den Maciejowski, Zebrzydowski, Wapowski gegründete Jesuitencolleg zu Lublin mit überraschendem Erfolge und gleichzeitig wurde überall eifrig für Convertirung der Protestanten gesorgt, deren geringe Widerstandsfähigkeit im eigentlichen Polen geradezu erschütternd ist. Wie ein Gewand wurde der Glaube gewechselt und die Convertiten erscheinen bald als eifrige Förderer des katholischen Gedankens. Trat ein Jesuitenprediger auf, so konnte er auf reichen Andrang der von Neugier und unbestimmtem Verlangen getriebenen Protestanten rechnen. „Ich hatte," erzählt einer jener Jesuiten, der in Krakau im Sommer 1579 propagirte,[2]) „die allerverschiedensten Zuhörer, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten und Anabaptisten, die gekommen waren, um einen Jesuiten reden zu

---

1) Ljubowitsch l. l., S. 13, Anm. 2 führt einige charakteristische Beispiele an: „Inprimis anno 1579 Dec. 13. Zophia antea vocata Agaphia de Potocko (dafür ist wohl sicher zu lesen: Polocko) famula d. Gasparis Klodzienski schisma Ruthenorum revocavit. Eodem die Ioannes, cocus supradicti domini, Ruthenus agnoscens fallaciam doctrinae Ruthenicae, catholicae fidei adhaesit. 14. Dec. Thomas antea vocatus nomine Ruthenico Panas (wohl Afanas) de Witewsko ... homo laboriosus ex schismate Moscorum conversus. Eodem die Simon antea vocatus Siemien famulus D. Gasparis Clodzienski schisma graecorum revocavit, Anno domini 1580, Marz 6 ancilla quaedam ... nomine Dorothea ex patre Lewon Rutheno .. pertinaciam Ruthenorum omisit u. s. w.

2) Vgl. Ljubowitsch l. l. Documente Nr. 1 aus dem vaticanischen Archiv, d. d. 17. Juli 1579.

hören. . . . Von den Ketzern, die größtentheils dem Adel angehörten, habe ich ungefähr 25 in den Schooß der heiligen Kirche wieder aufgenommen, obgleich ihrer viel mehr waren. Ich konnte aber nicht Allen genügen und schickte die Uebrigen daher zu unserem theueren Propst". . . . Das war am ersten Tage der Predigt gewesen, an den nächstfolgenden aber steigerte es sich immer mehr. „Am Sonntage erschien eine noch weit größere Menge als vorher, so daß wir von der dritten Morgenstunde bis zu 7 Uhr Abends in der Kirche bleiben mußten . . . . Fürwahr, wir haben an diesem so übel befleckten Orte die reichste Ernte gehalten: die Leute hungern im Geiste und es fehlt an Solchen, die geeignet waren, die Mühseligen und Beladenen aufzurichten und zu trösten. Gelobt sei Gott in alle Ewigkeit!"

Solcher Berichte ließe sich eine lange Reihe hersetzen. Sie alle bezeugen für Polen und Littauen die geringe Innerlichkeit der protestantischen Bewegung, die nur in den radicaleren Richtungen der Antitrinitarier und Socinianer festere Abwehr leistete, und kehren je länger je mehr den politischen Gesichtspunkt in den Vordergrund. Polen war das erwählte Rüstzeug, das die Gegenreformation im Norden und Osten durchführen und die seit den Tagen Gregors VII. ersehnte Union der griechischen Kirche mit der katholischen endlich verwirklichen sollte.

Das ist der Gesichtspunkt, von welchem aus die Regierung Stephan Bathorys ihre weltgeschichtliche Bedeutung findet. Die Voraussetzung, unter welcher allein jene politisch-hierarchischen Gedanken zur Ausführung gelangen konnten, aber war der Krieg mit Rußland, als dessen Preis vor Allem Livland winkte, fortan das Schicksalsland des europäischen Ostens.

Von Livland führte der Weg hinüber nach Schweden, wo unter dem Einfluß der polnischen Katharina der Katholicismus bereits Fuß zu fassen begann. Gelang es auch hier, wie in Polen, den verlorenen Boden der alten Kirche wieder zu erringen, so war der Kreis geschlossen, der die Wiege der Reformation, Deutschland, zu erdrücken bestimmt war: wann danach das schismatische Rußland der Union verfiel, erschien dem kühnen Gedankenfluge der katholischen Führer nur als eine Frage der Zeit. Nie ist dem slavischen Stamme ein weiteres Ziel gesteckt worden. Der scheinbar begabteste Zweig desselben war ausersehen, den Plan durchzuführen, eine glänzende Herrschernatur machte ihn sich zu eigen und gab durch eine Reihe militärischer Erfolge, die den Zeitgenossen wie ein Gottesgericht erschienen, dem Ganzen ein sehr reales Fundament — wenn er dennoch scheiterte, so geschah es, weil in erster Linie in Livland die lutherische Kirche in den Jahren der höchsten Gefahr eine Widerstandskraft zeigte, die Niemand von dem todmüden Lande erwartet hatte, weil Schweden sich gegen das unnatürliche Bündniß mit dem vom polnischen Slaventhum getragenen katholischen Universalgedanken aufbäumte und weil endlich die griechische Kirche moskowitischer Zunge gerade durch die Aeußerlichkeit ihres Cultus in unüberwindlicher Passivität alle religiösen Versuchungen an sich abprallen ließ.

Die ersten Beziehungen zwischen Iwan und Bathory greifen in das Jahr 1577 zurück. Der Zar hatte einen Brief des Königs, der ihm wegen seines livländischen Feldzuges Vorwürfe machte, damit beantwortet, daß er die livländischen Dinge von den littauisch-polnischen streng unterschied. Livland sei sein Erbland, das habe er gesäubert, wegen der littauischen Beziehungen aber erwarte er eine Botschaft, mit der er freundlich verhandeln wolle.

Als dann zu Anfang 1578 die Gesandtschaft unter Führung des Wojewoden von Masovien eintraf, stellte sich heraus, daß die beiderseitigen Ansprüche sich nicht friedlich ausgleichen ließen. Auch konnte der Zar es nicht über sich bringen, Stephan „Bruder“ zu nennen. Mit unsäglichem Hochmuth sah er auf den Wojewoden von Siebenbürgen, den türkischen Vasallen, hinab. Als schließlich trotzdem ein Stillstand auf drei Jahre, vom 25. März 1578 ab gerechnet, zu Stande kam, lauteten die polnische und die russische Ausfertigung des Vertrages verschieden. Die russischen Gesandten, die zugegen sein sollten, wenn der König den Stillstand beschwöre, wurden schlecht empfangen; wenn es nicht schon damals zu einem Bruch kam, geschah es nur deshalb nicht, weil beide Theile Zeit gewinnen wollten. Iwan trat in Beziehungen zum Kaiser und zu den Krimschen Tataren und glaubte bereits Dänemarks sicher zu sein, als der dänische Gesandte Ulfeld am 28. August einen Tractat mit ihm abschloß, demzufolge Livland und Kurland als Eigenthum des Zaren von Dänemark anerkannt wurden. Aber Ulfeld hatte seine Vollmachten überschritten. Der Vertrag wurde in Kopenhagen nicht ratificirt und er selbst fiel in Ungnade. Inzwischen aber hatte Bathory die Zustimmung des Reichstags zum Kriege mit Moskau endlich erhalten und Rüstungen im größten Stile vorgenommen. Von allen Seiten erhielt er Zuzug, namentlich die littauischen Magnaten, welche jetzt den Gedanken an eine Verbindung mit Moskau endgültig fallen ließen, übertrafen sich in freiwilligen Leistungen an Mannschaft und Geld. Ein mit Schweden abgeschlossenes Bündniß bedeutete eine sehr wesentliche Stärkung gegen Moskau und hatte schon im Oktober 1578 den großen Erfolg gebracht, daß ein Versuch der Russen, Wenden zurückzugewinnen, nicht nur scheiterte, sondern eine völlige Niederlage des russischen Heeres herbeiführte. Es wollte für polnische Verhältnisse außerordentlich viel bedeuten, daß König Stephan ein Heer von über 50 000 Köpfen zusammenbrachte. Noch nie hatte Polen seinem Erbfeinde so wohl gerüstet gegenüber gestanden. Im Juni 1579 erfolgte dann die Kriegserklärung. Bathory war entschlossen, auf russischem, nicht auf livländischem Boden zu kämpfen, und zwar nahm er Polozk zum Ziele seiner Angriffe, das, wie wir sahen, seit 1563 in russischen Händen war und wegen seiner starken Befestigungen für uneinnehmbar galt. 20 Meilen in der Runde war von Iwan eine künstliche Wildniß geschaffen worden, welche den Zugang ungemein erschwerte. Ueberall sonst, nur nicht hier, erwartete er den Feind. Vor Reval, meinte er, müsse die Entscheidung fallen; der polnische Kriegsplan brachte ihn aus aller Fassung. Am 30. August nahm Stephan Polozk mit Sturm und ohne Aufenthalt ging es dann weiter auf

Sokol zu, das nach verzweifelter Gegenwehr am 25. September verbrannt wurde. Ebenso fiel eine Reihe kleinerer Festungen und auch von den Schweden, die verheerend in das nowgorodsche Gebiet eingedrungen waren, kam günstige Kunde. Der Stern Iwans war im Niedergang. Sogar Iwangorod, der Ausgangspunkt der russischen Eroberungen in Livland, wurde vom schwedischen Admiral Gyllenlod in Asche gelegt. Für die Gesammtlage wollte es nur wenig bedeuten, wenn nachträglich russische Haufen verwüstend in Estland eindrangen.

In dem Bewußtsein, einen großen Erfolg errungen zu haben, konnte Stephan unter Zurücklassung von 12 000 Mann, die vor Polozk im befestigten Lager blieben, nach Wilna ziehen. Der Lauf der Düna war jetzt gesichert und die Operationsbasis zu einem neuen Feldzuge gewonnen. Zur Fortsetzung des Krieges aber war die Genehmigung des Reichstages unerläßlich; erfolgte sie nicht, so konnte leicht Alles wieder über kurz oder lang verloren gehen. Trotzdem hielt es ungemein schwer, die Zustimmung der Polen zu erhalten. Es bedurfte der ganzen Beredsamkeit Zamoiskis, um den Widerstand zu brechen. Die Abneigung der Szlachta aber machte sich darin fühlbar, daß sie sich entschieden weigerte, persönlich ins Feld zu ziehen, so daß Stephan sich genöthigt sah, um seine deutschen und ungarischen Soldtruppen zu verstärken, die unkriegerische Bürgerschaft der Städte heranzuziehen, ja sogar — eine für polnische Verhältnisse unerhörte Thatsache — aus den Domanialgütern jeden zwanzigsten Bauern auszuheben. Damit durch dieses unfreie Element der übrige Theil des Heeres sich nicht in seiner Ehre geschädigt glaube, sagte man jenen Bauer-Reitern für sich und ihre Nachkommen die Befreiung von der Leibeigenschaft und von allen Herrenrechten zu.

So war das Heer zusammengesetzt, das den ruhmvollsten Feldzug, von dem die polnische Geschichte weiß, gewinnen sollte. Der Kern desselben bestand aus Fremden. Während der Vorbereitungen gingen wieder Botschaften hin und her, namentlich Iwan war bemüht, den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Die Instructionen, die er schließlich seinen Gesandten gab, lauteten unendlich viel demüthiger als sonst. „Läßt man Euch Noth leiden, so macht darüber bescheidene Vorstellungen, schelten aber und drohen sollt Ihr nicht. Erlaubt man Euch, Lebensmittel zu kaufen, so kauft, gestattet man es nicht, so ertragt es. Wenn der König sich nicht nach der Gesundheit des Zaren erkundigt und beim Gruß nicht aufsteht, sollt Ihr es nicht beachten und nichts sagen, thut man Euch Unehre an, bedrängt und schilt man Euch, so sollt Ihr beim Pristaw bescheidene Klage führen, aber nicht unwillig davon reden, sondern es dulden.“ Aber schon war es zu spät. Bathory antwortete, er sei im Begriff, aufs Pferd zu steigen, fünf Wochen wolle er noch warten, dann möge der Großfürst seine Gesandten an die Grenze schicken.

Am 8. Juli fand 50 Meilen von Wilna bei Czasnik die Musterung statt; ein Punkt, von dem aus sowohl Smolensk als Welikije Luki bedroht waren. Der König wollte den Feind bis zuletzt im Unklaren darüber lassen, wohin er sich

wenden werde. Und das ist ihm über Erwarten gelungen. Am 19. Juli lief der Waffenstillstand ab. Noch am Abend vorher traf ein russischer Courier ein und meldete, daß eine große Gesandtschaft am 1. August in Smolensk einreiten werde. Aber man achtete nicht weiter darauf, das Heer setzte sich in Bewegung, wiederum 50 000 Mann, von denen 15 000, unter der Führung Zamoyskis, am 12. August die Düna überschritten. Zur Seite stand ihm Georg Farensbach, derselbe Livländer, der einst den Zaren vor den Tataren gerettet hatte und jetzt durch seine Kriegskunde und Tapferkeit wesentlich zum Gelingen des Feldzuges beitrug. Das Ziel des Feldzuges aber war nicht Smolensk, sondern Welikije Luki, auf der großen Straße von Polozk nach Nowgorod. Die russischen Truppen lagen weit verstreut vor Nowgorod, Pskow, Kokenhusen und Smolensk, auch gegen Tataren und Schweden sah sich der Zar genöthigt, eine Defensivstellung einzunehmen. Nur an Welikije Luki hatte er nicht gedacht. So konnte es geschehen, daß bevor man hier anlangte, Uswjät und Welischa fielen; schon am 27. August lag das polnische Heer vor Welikije Luki. Weil die große Botschaft des Moskowiters im Anzuge war, einigte man sich hier in letzter Stunde auf einen kurzen Stillstand. Die nächstfolgenden Ereignisse schildert ein Augenzeuge folgendermaßen[1]): „Den 29. ist die Moskowitische große Botschaft erstlich für dem König im Feldlager kommen und nach abgelesenem langem Gruß ein Credenzschreiben überreicht. Als ihnen nun vergunnt worden zu reden, haben sie nichts andres fürgebracht, als mit kurzen Worten, daß der König mit seinem Kriegsvolk wieder in sein Land sich wenden soll. Dahin will der Großfürst seine Gesandten verordnen und aller Zwistung halber tractiren lassen. Darauf sie zum ersten, andern und dritten gefragt wurden, ob sie nichts Weiteres vorzubringen hätten und als sie noch etliche Mal gesagt, sie hätten weiter nicht Befehl, ist ihnen durch den Herrn Christoph Radziwil dieser Bescheid gegeben: weil sie mit einer solchen nichtigen Werbung gekommen, mögen sie also wieder ohne Bescheid fortziehen."

In aufrichtiger Entrüstung schritt man jetzt polnischerseits mit aller Energie an die Beschießung der Stadt. Als der Fall der Festung bereits wahrscheinlich war, traten dann die russischen Gesandten, die inzwischen im littauischen Lager geblieben waren, mit neuen Anträgen hervor. Sie boten für den Frieden Polozk und die Eroberungen, welche Stephan im vorigen Feldzuge gemacht hatte. In Livland wolle der Zar zu dem, was die Polen bereits inne hätten, ihnen noch sechs Ortschaften einräumen. Als der König daraufhin keinen Frieden schließen wollte, baten sie um die Erlaubniß, einen aus ihrer Mitte nochmals zum Zaren zu schicken. Bathory aber wartete die Rückkehr desselben nicht ab, Welikije Luki wurde mit Sturm genommen und fast die ganze Besatzung niedergemacht. Auch Nefel, Oserischtsche und Sawolotschje fielen, dagegen mißlang ein Versuch, sich Smolensks zu bemächtigen. Auch wo

1) Danzig Acta internuntiorum 1580, Sept. 8.

Aigentliche vnd ware Contrafactur/ 
Johannes De Zamoscio/ deß Königreichs Poln Groß
kantzler/ vnd Kriegs General Oberster/ rc.
1 5 8 8.

Johann von Zamoyski.
Facsimile eines anonymen Holzschnittes von 1588.

die Russen im offenen Felde den Polen gegenübertraten, warf man sie zurück. Nur die Ungunst der Jahreszeit verhinderte Stephan, gegen Pleskau zu ziehen, den kleinen Krieg setzte er aber auch während des Winters fort. Auch die Schweden unter Pontus de la Gardie hatten in Livland und Karelien erfolgreich gekämpft; überall waren, von kleineren Raubzügen abgesehen, die russischen Waffen im Nachtheil. Aber gebrochen war die Macht Moskaus noch lange nicht. Wollte Polen ganz Livland erwerben, so war ein dritter Feldzug nicht zu umgehen. Dazu aber bedurfte es wieder der Zustimmung der Stände, die, je länger der Krieg dauerte, um so widerwilliger die Lasten desselben trugen. Nicht das Verdienst des polnischen Adels ist es, wenn König Stephan sein Ziel, Moskau von der Ostsee zu verdrängen, schließlich doch erreichte.

Als Bathory zu Anfang des Jahres 1581 in Warschau seinen Reichstag versammelte, wies er mit aller Entschiedenheit darauf hin, daß es unbedingt nöthig sei, noch einen Feldzug zu unternehmen, wenn man sich den Besitz Livlands sichern wolle. Durch Anlehen in Preußen, Sachsen und Brandenburg hatte er sich die nöthigsten Geldmittel gesichert und auch der Reichstag verstand sich zuletzt zu einer Willigung auf zwei Jahre, bat aber dringend um schleunige Beendigung des Krieges, weil die Bauern durch Auflagen und Kriegsdienste erschöpft seien. Vorübergehend hegte man noch einmal die Hoffnung auf Abschluß eines Friedens. Der Zar hatte das unerhörte Zugeständniß gemacht, eine große Botschaft, 120 Pferde stark, nach Warschau abzufertigen. Ein Puschkin und ein Pisemsky standen an der Spitze derselben. Ihre aus den russischen Gesandtschaftsbüchern bekannte Instruction [1]) zeigt noch mehr als die des vorigen Jahres, daß der Zar durch die lange Kette von Mißerfolgen tief entmuthigt war. Die Gesandten, heißt es in der Instruction, sollen ihr Beglaubigungsschreiben Niemandem abgeben als dem Könige und verlangen, daß man sie sofort Bathory vorstelle. Sollte man sie schelten, schmähen, schimpfen oder schlagen, so sollen sie auf Schimpf und Schmähung antworten je nach den Verhältnissen, wie es vortheilhafter ist und Gott ihnen eingiebt. Schelten aber sollen sie nicht und die Schläge ertragen und fest darauf bestehen, daß man sie zum Könige entlasse; bevor sie beim Könige gewesen sind, sollen sie Niemandem das Beglaubigungsschreiben geben und ihre Gesandtschaft nicht ausrichten. Wenn der König nicht aufsteht und durch die Pane nach der Gesundheit des Zaren fragt, so soll man sich darüber nicht aufhalten, sondern sagen, daß der Zar gesund ist, das Beglaubigungsschreiben übergeben und die Botschaft ausrichten. Sollte man sie während der Botschaft schimpfen oder schlagen — so sollen sie nur sagen, man möge ihnen gestatten, die Botschaft zu bestellen, selbst sollen sie nicht kränkende oder unehrerbietige Worte dem Könige sagen.

1) Vgl. Solowjew, VI, 329. Für das Folgende: Turgenew, Historica Russiae Monimenta, Petersburg 1841. Kojalowitsch, Tagebuch des letzten Feldzugs Bathorys gegen Rußland und die diplomatische Correspondenz der Zeit (russisch). Danzig, Stadtarchiv: Acta internuntiorum.

Sagen die Pane, daß der Gossudar sich nicht Zar schreiben dürfe und stockt deshalb das Geschäft, so haben die Gesandten zu antworten: Unsere Herrscher sind nicht seit gestern, sondern von Alters her Gebieter. Will aber euer Herrscher den unsrigen nicht Zar nennen, so will unser Herrscher es dulden, damit die Christenheit Ruhe habe; es ist gleichgültig, wie man ihn schreibt, die ganze Welt weiß es, welch' ein Herrscher er ist.

Fragt man aber, wer denn seit gestern Herrscher sei? so ist zu antworten: wir sagen, daß unser Gossudar nicht seit gestern Herrscher ist, wer aber seit gestern herrscht, wird es selbst wissen!

Will man aber nicht schreiben, daß der Gossudar Bruder des Königs ist, so ist zu erwiedern: Unsere Herrscher herrschen von Alters her, der türkische Cäsar und viele große Herrscher sind seine Brüder, will aber euer Herrscher das nicht haben, so wollen wir schreiben, ohne der Bruderschaft zu gedenken, daß ein Herrscher mit dem anderen einen Stillstand geschlossen hat. Wollen sie aber, daß in der Stillstandsurkunde so geschrieben wird: „wir haben Dich den Zaren zum Bruder erhoben in Freundschaft und Liebe" — so sollt ihr es daran nicht scheitern lassen. Geht der König nicht darauf ein, zu schreiben Zar von Smolensk, so sollt ihr auch das dulden."

Wenn man sich vergegenwärtigt, welchen Werth man in Moskau auf Aeußerlichkeiten legte, so ist diese Instruction von besonderem Interesse. Sie zeigt uns, wie es in der Seele des Zaren aussah, der in Mißtrauen und Selbstquälerei sich an den Beschimpfungen weidete, die in der Person seines Gesandten ihm angethan werden könnten. Gerade damals war das Treiben an seinem Hofe wüster als je. Der Zar, erzählte ein gefangener Russe in Warschau, thue seit Welikije Luki nichts als täglich neue Ehen schließen. Und in der That, in ruchlosem Sinnentaumel, von der Opritschnina umgeben, die nach wie vor das stets gefügige Werkzeug seiner Grausamkeit und seiner Lüste war, suchte der Zar in der Alexandrow'schen Slobode auf Augenblicke zu vergessen, daß er rings umgeben war von Elend, Rathlosigkeit und Verzweiflung. Er hat damals die sechste oder siebente seiner Ehen geschlossen. Maria Nagoi war die Auserwählte, während gleichzeitig sein zweiter Sohn, der blöde Feodor, mit Irinjä Godunow vermählt wurde. In den Adern beiden Frauen floß tatarisches Blut. Es war, als solle die Thatsache dadurch ihren Ausdruck finden, daß die Zukunft Moskaus doch in der Assimilirung mit dem barbarischen Osten, nicht im Anschluß an das Abendland ruhe, dessen Besitz der Zar so leidenschaftlich erstrebt hatte. Weil er die Hoffnung nicht aufgab, trotz Allem wenigstens einen geringen Theil der Ostseeküste für sich zu behalten, hatte er sich entschlossen, seinen Hochmuth vor dem siegreichen Feinde zu beugen — er mußte erleben, daß Bathory weit entfernt war, wegen formeller Zugeständnisse auf das eigentliche Kampfobjekt, den Besitz des ganzen Livland, zu verzichten.

Die Verhandlungen führten um so weniger zum Ziel, als man polnischer Seits nicht nur auf Livland bestand, sondern noch dazu die Uebergabe des wichtigen Sebesch und eine Kriegsentschädigung von 400 000 ungarischen

Dukaten verlangte. Am 16. Februar, einem Sonntage, erhielt die moskauische Gesandtschaft vor vollem Rath ihren Abschied. Der Castellan von Wilna, Eustachius Wolowicz, hielt die Ansprache. Die Gesandten würden sich erinnern, wie fruchtlos man mit ihnen verhandelt habe. Da sie keine Vollmacht hätten Livland abzutreten, wolle der König seine Sachen dem allmächtigen Gott befehlen und Livlands halber den Krieg ferner fortstellen. Sie möchten also herzutreten, der königlichen Majestät die Hände küssen und ihren Abschied nehmen. Die Gesandten erwiederten, es habe nicht an ihnen gelegen, wenn man sich nicht verständigt, des Königs Majestät hätte sich auch etwas bequemen müssen. So aber könnten sie nicht scheiden, man möge ihnen gestatten, sich noch einen Augenblick zu berathen. Das wurde ihnen vergönnt; der Groß-



Thaler (Silber) von König Stephan Bathory.

Umschrift der Vorderseite: STEPHAN · D · G · REX · POLON(iae) MAG(nus) DVX · L(ithuaniae; im Felde des Königs Bildniß mit der Krone, im Panzer, das Scepter im rechten Arm, die linke Hand am Schwertgriff. Umschrift der Rückseite: RVS(siae) PRVS(siae) MAS(oviae) SAM(oyitiae) LIVO(niae) PRIN(ceps) TRAN(ssylvaniae); im Felde gekröntes und geviertetes Wappen von Polen und Littauen mit dem Wappen der Bathory, drei Drachenzähne, als Herzschild; zu Seiten 1585 und NB. Für Siebenbürgen geprägt. Originalgröße. Berlin, königl. Münzcabinet.

kanzler, der Castellan von Wilna, Albert Laski, der Wojewode von Siradz, und andere Räthe traten zu ihnen und nach einiger Zeit kehrte der Großkanzler allein wieder und meldete, daß die Russen zu den vierzehn Häusern (Festungen) in Livland noch zwei, Salis und Pürkel, abtreten wollen, auch hoch schwören, daß sie über ihre Instruction hinausgingen. Es werde sie den Hals kosten, sie thäten es aber, um den Frieden zu erlangen. Als Bathory trotzdem bei seinem Ultimatum — Abtretung ganz Livlands — blieb [1]), versuchten die Gesandten einen Stillstand auf Grund des Status quo zu vereinbaren. „Solches ist ihnen auch wieder abgeschlagen worden und sind darauf wieder in den Rath gefordert und weil sie nichts erhalten können, haben sie gebeten, ihnen, was bisher tractirt worden, schriftlich unter des Königs Siegel zu geben." Sie wollten dem Großfürsten beweisen, daß es an ihnen nicht gelegen habe,

1) Auf Sebesch und die Zahlung der Entschädigung wollte man nicht bestehen.

wenn sie unverrichteter Sache heimkehrten. Das wurde ihnen dann zugestanden und nachdem sie dem Könige die Hände geküßt, nahmen sie mit einem Schreiben Bathorys an Iwan ihren Abschied und zogen davon.

Auch danach sind noch Boten hin und her gegangen. Ein Courier Bathorys, Christoph Dzierzek [1]), wurde vom Zaren mit ausgesuchter Mißachtung behandelt. In der Gewißheit, den Frieden doch nicht erlangen zu können, schickte er ein Schreiben nach Polen, acht Bogen lang (im Druck bei Kojalowicz, 23 Seiten), in welchem er der Bitterkeit und dem Grimm Luft machte, die seine Seele bedrückten. „Wir von Gottes Gnaden und nicht durch aufrührerisches Gutdünken der Menschen, Iwan, demüthiger Zar und Großfürst von ganz Rußland," so begann er das Schreiben, in welchem der Stolz des erblichen Herrschers dem Wahlkönige gegenüber seinen Ausdruck fand. Auch nach all' den Schlägen, die ihn betroffen hatten, fand er den Muth, die großen Thaten seiner Regierung zu rühmen, alle Schuld für den Ausbruch des Krieges von sich ab auf Polen zu wälzen und endlich die Entscheidung einer offenen Feldschlacht anzubieten. Die Antwort Bathorys [2]) ließ die angeschlagenen Töne voll wiederklingen. Von jenem Abwägen der Verschuldungen des einen oder des anderen Theiles ließ sich nichts erwarten und vollends zwecklos war es, wenn Bathory den Zaren zum Zweikampf herausforderte. „Ergreife die Waffen," — so schloß der König — „und steige aufs Roß! wir wollen Ort und Zeit bestimmen und dann kannst Du erweisen, ob Du ein Mann bist, und wie weit Du der Gerechtigkeit Deiner Sache vertraust, darüber wollen wir beide mit dem Schwerte entscheiden. Auf diese Weise wird weniger Christenblut vergossen werden. Gehst Du darauf ein, so lasse es uns wissen und wir wollen uns schleunigst Dir entgegenstellen. Gott, der gerechteste aller Richter, wird dann zeigen, auf wessen Seite das bessere Recht ist. Schlägst Du es aber aus, so sprichst Du Dir selber das Urtheil und zeigst, daß in Dir weder Wahrhaftigkeit ist, noch königlicher Sinn, sondern daß ein unmännlicher weibischer Geist Dich beherrscht. Doch was Du auch thun magst, ob Du Dich stellst oder die Flucht ergreifst, Gott wird mit uns sein, auf daß Wahrheit und Gerechtigkeit das Feld behalten: Du aber gehst den Weg des Verderbens!"

An jenem 12. August 1581, an dem Bathory dieses herausfordernde Schreiben Iwan zufertigen ließ, war er bereits mit seinem inzwischen vollzählig versammelten buntscheckigen Heere auf dem Marsche gegen Pleskau, wo, wie er hoffte, die endgültige Entscheidung fallen werde. An demselben Tage überschritt

1) Ueber die Mission Dzierzeks sind von den Zeitgenossen allerlei Fabeln verbreitet worden. Er soll dem Zaren gegenüber das Schwert gezückt und eine unerhört kühne Sprache geführt haben. Diese Nachrichten gehen auf „Zeitungen" zurück und finden in den Gesandtschaftsacten keine Bestätigung.

2) Sie ist noch länger als das Schreiben Iwans, im Druck 41 Seiten, von dem Livländer Giese verfaßt. Für die Geschichte der russisch-polnischen Verhandlungen ist der Brief eine wichtige Quelle, wenn auch von einseitig polnischem Standpunkte aus. Gedruckt nach dem lateinischen Original bei Turgenew l. l. I, No. 225, polnisch bei Kojalowicz, No. 58 in der von Zamoiski angefertigten, etwas abweichenden Uebersetzung.

mit Willen und Wissen des Königs der Jesuit Antonio Possevino als päpstlicher Abgesandter in der Nähe von Dubrowna die russische Grenze. Der kriegerischen Action sollte eine friedliche Vermittelung zur Seite treten und man durfte sich wohl mit der Hoffnung tragen, daß sie nicht fruchtlos sein werde, denn Possevino kam auf den Ruf des Zaren.

Zehntes Kapitel.

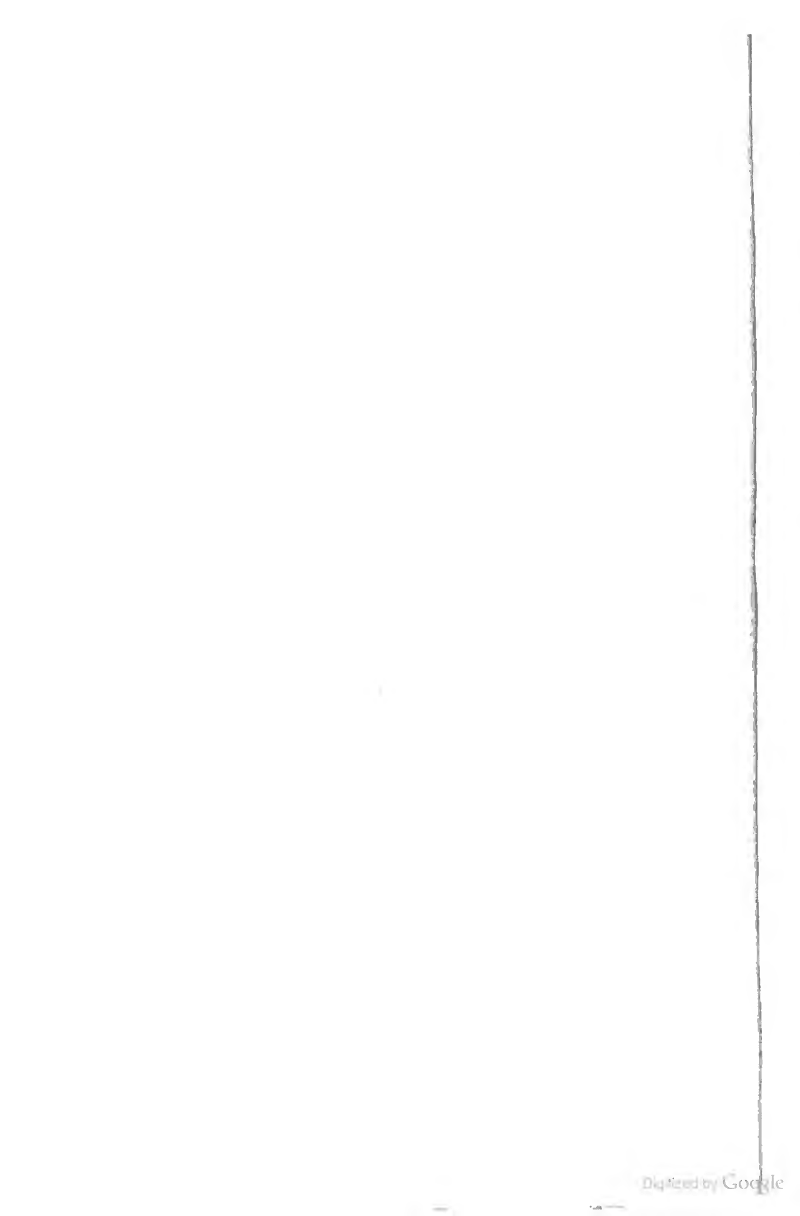
Antonio Possevino und der Friede von Jam Zapolski.

Der unerhörte Schritt des Zaren, die päpstliche Vermittelung anzurufen, war vor beinahe einem vollen Jahre beschlossen und sogleich ins Werk gesetzt worden. Am 25. August 1580 unter dem Eindruck der Schläge, unter welchen Welikije Luki zusammengebrochen war, hatte eine Sitzung des Zarisches Rathes in der Alexandrow'schen Slobode den folgenreichen Entschluß gefaßt. Iwan hoffte, indem er das Haupt der katholischen Kirche herbeirief, günstigere Bedingungen bei Abschluß eines Friedens zu erlangen, von dessen Nothwendigkeit die Niederlagen seiner Truppen, die Erschöpfung des Landes, die Unfähigkeit seiner Heerführer ihn überzeugt hatten. Vielleicht ließ sich auf diesem Wege wenigstens ein Fetzen Livlands für Moskau retten.

Nun kannte Iwan sehr wohl den Lieblingsplan Papst Gregors XIII., durch eine Allianz der christlichen Herrscher die Osmanen aus Europa zu verdrängen; auch das wußte er, daß man in Rom nichts sehnlicher wünschte, als eine Union der griechischen Kirche mit der katholischen herbeizuführen, wie sie durch das Florentiner Concil im Princip erreicht, aber nur auf polnisch-littauischem Boden, und auch da nur sporadisch, zur Anerkennung gelangt war. Von Beidem dachte er Vortheil zu ziehen. Dem Kaiser Rudolf II. und dem Papste gegenüber wollte er sich durch ein Handschreiben bereit erklären, den Kampf gegen die Türken im Verein mit dem übrigen Europa aufzunehmen. Wenn man ihm Frieden von Bathory schaffe, den er als Verbündeten des Sultans darstellte, von der kirchlichen Union aber brauchte er nicht zu reden. Die Thatsache, daß er sich an den Papst wandte, genügte, um dort Hoffnungen zu erwecken, von denen sich mehr Vortheil erwarten ließ, als von den geringen thatsächlichen Zugeständnissen, zu denen er im äußersten Falle sich verstehen durfte. Ohne jede Zögerung[1]) wurde der Djak Leonti Istoma Schewrigin, mit einer Mission, ein ungebildeter, habsüchtiger, aber schlauer Beamter, mit der wichtigen Mission betraut, die darin gipfelte, daß der Papst einen Gesandten absenden solle, um zwischen Moskau und Polen zu vermitteln. Zwei Dol-

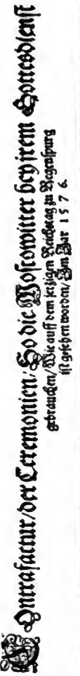
1) Am 6. September 1580. Ueber die Mission Possevinos und die damit zusammenhängenden Fragen vgl. Pierling, Un nonce du Pape en Moscovie, Paris 1885.





metscher, ein livländischer Renegat Namens Popler und ein mailändischer Kaufmann, Pallavicino, wurden Schewrigin beigegeben.

Die Botschaft nahm ihren Weg über Pernau, Kopenhagen und Leipzig nach Prag, wo sie trotz ihrer glänzenden Anerbietungen bei Kaiser Rudolf



Gesandtschaft Iwans bei Ausübung ihres Gottesdienstes. Facsimile eines Holzschnittes von 1576.

nur kühle Aufnahme fand. Die Ansprüche des Reiches auf Livland waren hier in der Theorie noch lebendig und die Antwort des Kaisers ging über alle anderen Dinge hinweg. Das Aeußerste, was Schewrigin erreichte, war die Zusage, daß man geneigt sei, noch weitere Verhandlungen zu pflegen. Am

13. Februar trafen die Russen dann in Venedig ein, das, wie sie zu ihrem Erstaunen erfahren hatten, ein selbständiger, in der türkischen Frage nicht zu umgehender Staat sei.[1]) Schewrigin half sich damit, daß er dem Dogen eine ad hoc von Pallavicino gefälschtes Schreiben Iwans übergab, erhielt aber auch hier außer reichen Geschenken nur ausweichenden Bescheid. Erst in Rom zeigte sich, daß der Zar richtig gerechnet hatte. Schon die Thatsache, daß eine russische Gesandtschaft den Papst aufsuchte, bedeutete einen Erfolg in den Augen Gregors XIII. Ueber die Anträge Iwans in Betreff des Türkenkrieges war man von Prag und Venedig aus orientirt worden und so ließ sich wohl hoffen, daß die hochfliegenden Pläne, mit denen die katholische Reaction sich trug, um einen bedeutsamen Schritt dem Endziele näher treten würden. Wenn die vereinigte Macht des gesammten christlichen Europa, vor Allem aber Habsburgs, Polens, Rußlands und Venedigs, thatsächlich die Osmanen nach Asien zurückwarf, mußten die Früchte eines so großartigen Erfolges doch zumeist dem Nachfolger Petri zu Gute kommen, ihm und seiner Kirche, die erst dann wieder sich über alle Welt erheben konnte. Schienen doch gerade damals die Hoffnungen, welche sich auf Wiedervereinigung der durch die Reformation verlorenen Reiche und Völker richteten, der Erfüllung nahe zu sein. In den Niederlanden gewann Alexander Farnese immer mehr an Boden, in Frankreich hoben die Guisen ihr Haupt, in England hoffte man mit Elisabeth auch die Ketzerei zu beseitigen, in Schweden war König Johann insgeheim gewonnen, sein Nachfolger und die Königin eifrig katholisch, die polnischen Dissidenten fürchtete man nicht mehr, sie hatten als politische Partei so gut wie abgedankt — es blieb nur der protestantische Theil des Deutschen Reiches, das kleine Dänemark, das dem Untergange geweihte Livland und endlich das schismatische Rußland. Gelang es nun, wie der Zar wünschte, Moskau und Polen zu versöhnen und danach eine Kirchenvereinigung, wenn auch nicht durchzuführen, so doch anzubahnen, so sollte der Krieg gegen die Osmanen folgen, die, von den Persern arg bedrängt, unmöglich im Stande sein würden, sich zu behaupten. Das Uebrige mußte sich dann, unter kluger Benutzung von Menschen und Verhältnissen, von selbst ergeben — gewiß ein großartiger, in seiner Einseitigkeit wahrhaft genial gedachter Plan. Und doch, ihm fehlten die Voraussetzungen des Gelingens. Nicht nur der Gegensatz der russischen und römischen Kirche, wie er im Bewußtsein des Volkes lebte, und die nationale Feindseligkeit, die ein Zusammenwirken von Polen und Russen unmöglich machte, war unterschätzt, auch die Widerstandskraft des Protestantismus wurde viel zu niedrig angeschlagen. Es sollte sich zeigen, daß namentlich in Livland, das man schon als sichere Beute des siegreichen Katholicismus betrachtete, ein protestantischer Sinn von unüberwindlicher Festigkeit in den Tagen der Noth herangereift war und daß an der Niederlage, welche die Curie an diesem einen Punkte erlitt,

1) Fast unbegreiflich ist es, daß Pallavicino ihnen darüber nicht früher die Augen geöffnet hat. Aber man scheint ihn gar nicht befragt zu haben.

schließlich der ganze gigantische Plan zerschellen sollte, durch den sie die Welt sich zu Füßen zu legen hoffte. Von dieser Seite her sollte die Enttäuschung jedoch erst nach einer Reihe von Jahren kommen, zunächst erweckte schon die genauere Einsicht in das Schreiben des Zaren ein großes Mißtrauen. Am 27. Februar 1581 hatte der Papst Schewrigin vor vollem Consistorium empfangen; als das Schreiben Iwans von einer Commission der Cardinäle geprüft wurde, ließ sich nicht verkennen, daß der Zar seine Bundesgenossenschaft gegen die Türken nur anbot, um eine diplomatische Hilfe gegen Bathory zu erlangen, den er als den eigentlichen Feind der Christenheit und den Bundesgenossen der Türken darstellte. Von der dem päpstlichen Stuhl so sehr am Herzen liegenden Kirchenvereinigung fand man kein Wort, wohl aber die Bitte, daß ein päpstlicher Gesandter nach Moskau geschickt werde.

Nach mehrtägigen Berathungen erklärte darauf der Papst am 6. März, er werde einen Boten nach Moskau schicken, ihn aber beauftragen, vor Allem die Religionsfrage zu behandeln, und im Fall der Weigerung jede politische Verhandlung abzulehnen. Gregor übertrug darauf die Mission dem Jesuiten Antonio Possevino, der noch jüngst in seinen Verhandlungen mit Johann III. von Schweden die glänzendsten Beweise seines diplomatischen Talentes geliefert hatte.[1]) Mit den polnisch-schwedischen Verhältnissen von früher her vertraut, warf sich der Jesuit mit allem Eifer auf das Studium alles dessen, was an gedrucktem und handschriftlichem Material im Vatican über Moskau zu finden war; bereits am 27. März war er so weit, mit dem reich beschenkten Schewrigin die Reise nach Moskau anzutreten. Schon auf dem Wege nach Venedig hatte er den Triumph, einen der russischen Dolmetscher, Pallavicino, zur katholischen Kirche zurückzuführen, während Popler ihm die Erziehung eines seiner Söhne zu übertragen versprach. In Venedig gelang es ihm, eine entgegenkommende Haltung in Bezug auf künftige Handelsbeziehungen zwischen der Republik und Moskau durchzusetzen[2]), dann ging es weiter auf Villach zu, um mit dem Kaiser Rücksprache zu nehmen. Hier aber trennte sich Schewrigin mit den Seinigen von Possevino, um nach Wien zu gehen, während Letzterer in Angelegenheiten des Ordens nach Gratz zog. In Prag trafen beide Parteien wieder zusammen, um sich sogleich wieder zu trennen. Die Russen kehrten über Lübeck und Kopenhagen heim, ohne in Oesterreich das Geringste erreicht zu haben, und auch Possevino vermochte den Kaiser Rudolf nicht seiner politischen Apathie zu entreißen: er ist nicht einmal empfangen worden. Alle seine Hoffnung richtete sich auf Stephan Bathory.

Schon im Februar 1581 war man in Polen über die Gesandtschaft

---

1) Ueber die frühere Laufbahn Possevinos vgl. Pierling, Un nonce du Pape en Moscovie, S. 27. sq.

2) Das vom Dogen Schewrigin eingehändigte Schreiben ist dem Zaren nie übergeben worden. Der Russe behauptete später, es sei ihm geraubt worden, um so der Gefahr zu entgehen, welche ihm drohte, wenn Iwan entdeckt hätte, daß er ein gefälschtes zarisches Schreiben überreicht habe.

Schewrigins orientirt, Ende April ließ Possevino den König um Pässe bitten, am 17. Juni wurde er zu Krakau von Bathory empfangen. Es gelang ihm den König darüber zu beruhigen, daß er von Rom und vom Kaiser keinerlei Feindseligkeiten zu fürchten habe. Man lebe dem Gedanken des Türkenkrieges und sei bereit, ihn auf jede Weise dabei zu unterstützen. Vor allen Dingen komme es jetzt darauf an, dem Katholicismus in Livland zum Siege zu verhelfen und in irgend welcher Weise den Weg zu einer Verständigung mit Moskau zu finden. Bathory sei das von Gott auserwählte Rüstzeug, er könne mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Papst stets und vor Allem seinen Interessen Rechnung tragen werde.

In seiner Erwiederung unterschied Bathory zwischen dem Papst und dem Kaiser. Letzterem könne er nicht trauen; auch ließ er sich auf die Frage des Türkenkrieges gar nicht ein. Dagegen führte er aus, daß er durch den Eid, den er bei seiner Thronbesteigung geleistet, verpflichtet sei, das ganze Livland zurückzugewinnen, davon könne er nicht lassen. Im Augenblick erwarte er die Rückkehr eines nach Moskau abgefertigten Boten[1]), vor der Antwort des Zaren könne er keinerlei Zusage machen.

Es machte einen guten Eindruck, daß Possevino sich zufrieden gab und auch alle Anordnungen, die wegen seiner Reise zum Zaren getroffen wurden, billigte. Während nun die Antwort aus Moskau erwartet wurde, hatte Possevino nicht nur Gelegenheit, dem Großkanzler Zamoiski persönlich nahe zu treten, sondern sich auch durch den König davon überzeugen zu lassen, wie geringe Hilfe von Iwan für einen türkischen Krieg zu erwarten sei. Der militärische Scharfblick Bathorys erscheint uns in besonders glänzendem Lichte, wenn er bei dieser Gelegenheit auf die strategische Bedeutung von Asow hinweist. Mehr als die durch die Steppe gelähmten, von Kasan und Astrachan auch jetzt noch stets geängstigten Moskowiter würden die Perser, Circassier und die asiatischen Völker bedeuten. Sie seien die natürlichen Bundesgenossen in einem Kriege mit dem Sultan.

Als dann Dzierzek heimkehrte und die uns bekannte Antwort des Zaren brachte, seine Gesandten aber dabei blieben, daß von einer Abtretung des ganzen Livland nicht die Rede sein könne, auch allen Vermittelungsversuchen Possevinos gegenüber sich unzugänglich zeigten, entstand jenes stolze Antwortschreiben Bathorys, das mit der Herausforderung zum Zweikampfe schloß. Der König verließ mit seinem Heere Polozk und Possevino zog nach Rußland. Ueber Smolensk und Wjäsma gelangte er am 18. August nach Staritza, wo Iwan damals Hof hielt. Bis zum 14. September dauerten die Verhandlungen. Hatte der inzwischen eingetroffene Brief Bathorys die persönlichen Gegensätze verschärft, so gewann Possevino doch einen lebhaften Eindruck davon, daß der Zar den Frieden sehnlichst wünschte. Die Türkenfrage, davon überzeugte er sich, war nur vorgeschoben, um dieses Ziel zu erreichen, und ebenso sah er

1) Es ist der oben erwähnte Dzierzek.

klärlich, daß weder der Zar noch sonst Jemand in Rußland an einen Uebertritt zur katholischen Kirche dachte oder auch nur die Vereinigung beider Kirchen wünschte. Alles, was sich im Augenblick erreichen ließ, war, daß Rußland und der Zugang zu Persien den Abgesandten des Papstes und den venetianischen Kaufleuten geöffnet und ihnen freie Ausübung ihres Gottesdienstes gestattet werden sollte. Gemeinschaftliche Verhandlung über die polnischen und schwedischen Angelegenheiten lehnte man ab, der Zar wollte nur von einem mit Polen abzuschließenden Sonderfrieden wissen und das äußerste Zugeständniß, zu dem er sich verstand, war die Abtretung Livlands mit Ausnahme von Dorpat und Narva sowie einiger geringerer Ortschaften.

Mit diesem Bescheide reiste Possevino, der uns den Zaren als einen Mann finsteren Aussehens, mit Zügen, die von Leidenschaften durchwühlt sind, und halb erloschenem Blick schildert, nach Pskow, dessen Belagerung durch Bathory inzwischen begonnen hatte. Am 5. Oktober traf er hier ein in der Hoffnung, durch Zugeständnisse beider Theile den Abschluß des Friedens anzubahnen. Die Stimmung des Königs und die Lage des polnischen Heeres war seinen Plänen günstig. Seit dem 18. August lag das polnische Heer vor Pleskau und trotz eines mit bewunderungswürdiger Tapferkeit am 8. September ausgeführten Sturmes, trotz der ununterbrochenen Beschießung hatte man keinerlei wesentliche Vortheile zu verzeichnen. Die von zwei Fürsten Schuisky geleitete Vertheidigung der Stadt geschah mit musterhafter Umsicht und Tapferkeit, sie stellte eine langwierige Belagerung in Sicht, und im polnischen Heere machte sich schon jetzt Mangel an Proviant, vor Allem aber an baarem Gelde fühlbar. Es mußte fraglich erscheinen, ob unter diesen Umständen das polnische Heer sich den Winter über in der unwirthlichen Gegend werde behaupten können. Trotzdem fanden die Anerbietungen des Zaren kein Gehör. In voller Senatssitzung wurde der Beschluß gefaßt, auf die Abtretung von ganz Livland zu bestehen. Dagegen fand sich Bathory bereit, in einer Grenzstadt weitere Verhandlungen zu führen. Es dauerte einen Monat, ehe eine Antwort des Zaren eintraf. Seine Boten hatten Vollmacht, den Frieden auf der Basis der Abtretung Livlands zu schließen, wenn die Polen ihrerseits Welikije Luki nebst drei anderen Städten und das ganze Gebiet von Pskow abträten. In Jam Zapolski hart an der Grenze sollte darüber verhandelt werden.

Der Hauptgrund, der Iwan und die Bojaren bewog, in Friedensverhandlungen zu treten, lag in den Erfolgen, die Schweden inzwischen errungen hatte, und in dem Zugeständniß der Polen, trotz ihres schwedischen Bündnisses allein mit dem Zaren abzuschließen. Da naturgemäß der von den Schweden behauptete Theil Estlands von den Polen nicht beansprucht werden konnte, blieb so — wenn erst die Bundesgenossen getrennt waren — dem Zaren immer noch die Hoffnung, den trotz ihrer Siege von ihm geringgeschätzten Schweden abzuringen, was er von Polen nicht erlangen konnte — Raum an der Ostsee.

In der That war, seit im Oktober 1580 Pontus de la Gardie die

Leitung der schwedischen Kriegsmacht übernommen hatte, eine Reihe glänzender Erfolge erzielt worden, die denen des polnischen Heeres durchaus an die Seite gestellt werden können. In der Kühnheit und Schnelligkeit seiner militärischen Operationen zeigte sich Pontus dem Könige Stephan sogar entschieden überlegen. „In Ingermannland sowohl als in Estland operirte er mit so blitzartiger Geschwindigkeit und mit so unwiderstehlichem Nachdruck, daß das Landvolk der Gegenden, durch welche seine Märsche gingen und seine Feinde ihn im Bunde mit dem Teufel wähnten. Noch heute weiß jenes Landvolk finnischen Stammes von Pontus' Bauten, von Pontus' Wällen und vom Bunde des Herrn Pontus mit dem Satan zu erzählen." [1]) Er ist der erste große schwedische Feldherr, der Vorläufer Gustav Adolfs und gerade, was er hier auf dem Boden des alten Ordenslandes erkämpfte, ist die Vorbedingung für alle späteren Erfolge des größten der Wasa gewesen.

Der Raum gestattet uns nicht, auf die Einzelheiten dieser Feldzüge einzugehen: wie er von Wiborg aus über das Eis des finnischen Meerbusens sein Heer nach Wesenberg führt, wie er Kexholm genommen und die Russen genöthigt, ihm einen Platz nach dem andern zu überliefern. Das Wesentliche ist, daß um die Zeit, da die Friedensberedung in Jam Zapolski zusammentrat, nicht nur ganz Estland von den Russen gesäubert war, sondern auch Ingermannland mit Kexholm, Koporje, Jamburg und das seit 1558 in den Händen der Russen befindliche Narva, kurz der ganze finnische Meerbusen mit all' seinen Küsten schwedisch geworden war. Da nun gleichzeitig die Schweden in Livland vordrangen und gerade damals Pernau belagerten, hatte auch Bathory allen Grund abzuschließen, bevor weitere Erfolge de la Gardies ihn in Bezug auf Livland in eine ungünstige Lage brachten. Er mußte fürchten, daß allzu glänzende Erfolge eine größere Begehrlichkeit erregen würden, als ihm lieb war und hatte keinerlei Verlangen, dem russischen Kriege einen schwedischen folgen zu lassen.

Nur diese Verhältnisse erklären es, wenn trotz Allem eine Verständigung zwischen Polen und Rußland gefunden wurde.

Am 8. November kündigte ein russischer Courrier das Eintreffen der großen Gesandtschaft an, die zum Abschluß des Friedens bevollmächtigt war. In Jam Zapolski [2]) sollten die polnischen Gesandten ihren Aufenthalt nehmen, während die Russen in dem benachbarten Kiwerowa Gora ihr Lager aufschlugen. Zu ihnen sollte Possewin als der Vermittler zwischen den Ansprüchen beider Theile, in Wirklichkeit doch als Partei, da ihm die polnischen Interessen, die mit den katholischen im Grunde identisch waren, vor Allem am Herzen lagen. Vor seiner Abreise, die am 29. November erfolgte, hatte er sich in mehrfachen Gesprächen mit Bathory und Zamoyski davon überzeugt,

1) Vgl. die Urkunden der Grafen de la Gardie in der Universitätsbibliothek zu Dorpat. Herausgegeben von Johannes Lossius. Dorpat 1882. Einleitung und Text XIX, 158.

2) Eine dorfartige Siedelung zwischen Porchow und Zawolotschje.



Pontus de la Gardie.

Nach dem Kupferstiche von Jeremias Falck (1619—1663).

daß man entschlossen war, auf Livland zu bestehen: die Zugeständnisse Polens konnten nur die Eroberungen auf russischem Boden betreffen. Daß der König, der im Begriff war das Heer zu verlassen, um nach Warschau zum bevorstehenden Reichstage zu eilen, während Zamoyski vor Pskow zurückblieb, nicht ohne Sorge war, weil er fürchtete, Possewin könne durch die Hoffnung auf Bekehrung der Russen doch zu lästigen Zugeständnissen gebracht werden, zeigt ein Brief, den er ihm noch am Tage der Abreise zustellte: Aufs aller Nachdrücklichste brachte Bathory ihm nochmals in Erinnerung, daß Livland Grund und Anlaß des Krieges sei: nie werde er die Waffen niederlegen, bevor Livland sein sei, sein Krönungseid und der Beschluß aller Stände des Reiches binde ihn. Komme in bestimmter Frist der Friede nicht zu Stande, so sei er entschlossen, nicht nur mit aller Macht Pleskau zu bestürmen, sondern auch gegen Moskau vorzurücken. Durch Versprechungen solle Possewin sich nicht täuschen lassen und nicht vergessen, wie viel enger die Verbindung Roms mit Polen sei, als mit dem Großfürsten von Moskau.

So konnte der Friedenscongreß beginnen. Vertreter Polens waren der Palatin von Braclaw, Jan Zbaraski, Herzog Albert Radziwil, der littauische Marschall und der als Kenner moskowitischer Zustände und Formen bekannte, Haraburda, dessen Ernennung zum Sekretär der Botschaft insofern besondere Beachtung verdient, als er der griechischen Kirche angehörte. Iwan hatte den Fürsten Dmitri Jelatzky Namestnik von Kaschin, Roman Olferjew Namestnik von Kosalsk und den Sekretär Werschtschagin sowie einen Untersekretär geschickt. Possewin war von beiden Theilen als Schiedsrichter anerkannt, war jedoch in besonders schwieriger Lage, da er die geheimen Instructionen beider Theile nicht kannte. Es ist dann zu einem förmlichen Handelsgeschäft gekommen. Die Russen wollten durchaus nichts von der Abtretung Livlands wissen und behaupteten, daß dieses Land ihnen seit Schöpfung der Welt gehört habe, die Polen erhoben den Anspruch, daß auch Schweden in den Frieden eingeschlossen werden solle und machten Miene Alles zu behalten, was in ihren Händen war. Mehrere Mal waren die Gesandten nahe daran, abzureisen, erst wenn der Bruch unvermeidlich schien, machte man sich gegenseitig kleine Zugeständnisse und nahm dann die Verhandlungen wieder auf, um bald an dem nächsten Hinderniß wieder zu stocken. So ging die Zeit vom Dezember bis in das neue Jahr hin.

Endlich am 6. Januar 1582, als die Polen nochmals erklärt hatten, daß sie nunmehr endgültig die Verhandlungen abbrechen würden, gaben die russischen Gesandten nach. Sie traten Livland, Polozk und Welischa dem Könige Stephan ab und sollten dafür Welikije Luki, Zawolotschje, Nefel, Cholm Sebesch und die übrigen russischen Festungen, die Bathory während der letzten Feldzüge genommen hatte, zurückerhalten, ebenso das ganze Gebiet von Pskow. Sehr schwierig war es aber auch dann noch eine Verständigung über die Titel herbeizuführen, welche beiden Herrschern in dem Friedensinstrument zukamen. Erst Possewin, der überhaupt mit größter Geschicklichkeit ausglich und

vermittelte, wo es ihm nöthig schien, den russischen Gesandten gegenüber sogar vor Thätlichkeiten nicht zurückschreckte — fand auch hier einen Mittelweg. Das russische und das polnische Exemplar des Friedensinstrumentes erhielten verschiedene Fassung. Nur im russischen Text wurde Iwan Zar und Herr von Smolensk und Livland genannt, im polnischen fielen diese Titel weg. Schwedens geschah keine Erwähnung, man half sich damit, die einzelnen vom Zaren in Livland abgetretenen Städte und Orte aufzuzählen, und das war deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil dadurch auch die Grenze zwischen dem polnischen und dem schwedischen Livland gezogen wurde. In Betreff des jüngst von de la Gardie eroberten Narva legten die Polen einen feierlichen Protest ein.

Bis zum 4. März des Jahres sollten beide, Polen wie Russen, die von ihnen aufgegebenen Punkte räumen und mit Geschütz und Vorräthen freien Abzug erhalten, am 10. Juni polnische Gesandte in Moskau, am 15. August die moskowitischen in Polen den Frieden beschwören, schon jetzt ein vorläufiger Eid die getroffene Vereinbarung sichern. Es war kein ewiger Friede, sondern ein Stillstand auf zehn Jahre. Ueber den Austausch der Gefangenen einigte man sich nicht. Die Polen behaupteten mehr Gefangene und vornehmere zu haben. Die Gelegenheit jetzt all' die Tausende zu befreien, welche Iwan in dem vierundzwanzigjährigen Kriege aus Livland weggeführt hatte, ließ man ungenutzt vorübergehen. Es war dem Könige Stephan ganz recht, wenn die protestantische, zumal aber die deutsche Bevölkerung in Livland möglichst dünn gesät war. Der Entschluß, dem Protestantismus und dem Deutschthum in Livland ein Ende zu bereiten, stand bereits in den nationalpolitischen Kreisen, wie bei den Leitern der Gegenreformation fest.

Beiderseits athmete man auf, als es am 15. Januar so weit war, daß auf diese Bedingungen hin von den Abgesandten der Eid mit üblicher Kreuzküssung vollzogen war. Denn müde und erschöpft waren Polen wie Russen, sowohl Bathory wie Iwan hätten sich zu noch größeren Zugeständnissen bereit gefunden und waren zufrieden mit dem, was sie erreicht hatten. Beiderseits aber richtete man jetzt sein Augenmerk auf Schweden.

Schon am 17. Januar 1582 von seinem Feldlager vor Pleskau aus richtete Jan Zamoyski ein Schreiben an Pontus de la Gardie, in welchem er ihm kurze Mittheilung vom Abschluß des Friedens machte und ihn davor warnte, sich derjenigen Orte in Livland zu bemächtigen, die jetzt von Rechtswegen den Polen gehörten. Auch der ehemalige König Magnus habe sich unter polnischen Schutz begeben und sei dem entsprechend zu behandeln. Dem Schreiben folgte einer der polnischen Söldnerführer Ernst Weyer, jetzt Starost von Nowa, als Abgesandter des Königs. Er war beauftragt, dem Erstaunen Ausdruck zu geben, daß Schweden sich unter dem Schutz der polnischen Waffen Narvas, Weißensteins und anderer Festungen bemächtigt habe, obgleich der Moskowiter bereit gewesen sei — wie die Schweden wohl wüßten — ganz Livland mit Ausnahme Narvas und einiger kleinen Festungen am Peipus

abzutreten. Nun sei der Friede zu Stande gekommen, man habe für Uebergabe und Empfang der ausbedungenen Festungen Commissare ernannt und de la Gardie möge sich nun darüber erklären, ob er die Ansprüche Polens überhaupt und auf jene Schlösser insbesondere anerkennen wolle. Schweden werde gut thun, in Narva und in den übrigen bedrohten Festungen polnische Besatzung aufzunehmen, dann könne König Stephan den Frieden zwischen Schweden und Moskau mit mehr Nachdruck vertreten.

Die sehr durchsichtigen Pläne, die Zamoyski hinter diesen Vorschlägen zu verbergen suchte, wurden vom schwedischen Generalfeldobristen gebührend zurückgewiesen. Das eigentliche Livland zu räumen war er bereit, aber er wollte keinerlei Uebergriffe der Polen dulden und schlug vor, Commissare zur Regelung der strittigen Grenzen zu ernennen. Vollends durfte keine Rede von Aufnahme polnischer Präsidien in Narva sein. Man fühlte sich stark genug, das Erworbene zu behaupten und dachte schon damals daran, wenn nöthig, auch gegen Polen Front zu machen.

Schließlich hat man sich dann in Güte geeinigt, ohne daß Schweden genöthigt gewesen wäre, Zugeständnisse zu machen und auch die Hoffnung Iwans, jetzt, da er nur einen Gegner vor sich hatte, auf estländischem Boden die Verluste der letzten Jahre auszuwetzen, wurde zu Schanden. De la Gardie blieb nicht nur im Besitz dessen, was er erobert hatte, er drängte die Russen noch weiter zurück, so daß ihnen zuletzt nichts übrig blieb, als den angetragenen Stillstand unter den lästigsten Bedingungen anzunehmen. Am 10. August 1583 ist er an der Pljussa, etwas über eine deutsche Meile von Narva, abgeschlossen worden.

Kexholm, Koporje, Jamburg, Iwangorod und Narva blieben den Schweden und wenn der Stillstand auch nur auf drei Jahre abgeschlossen wurde, es war nicht zu erwarten, daß Schweden die Beute fahren lassen würde.

Der von Iwan dem Schrecklichen mit so ausschweifenden Hoffnungen begonnene Kampf um die Ostsee hatte seinen Abschluß gefunden: nicht gestärkt, sondern an Umfang verringert, um einen Schritt weiter nach Osten zurückgedrängt und aufs Aeußerste erschöpft war Moskau aus dem Kriege hervorgangen. Das alte Groß-Nowgorod, das Iwan in Hinblick darauf zerstört hatte, daß er bald in Reval einen besseren Hafen am abendländischen Meer besitzen werde, erstand nicht mehr zu früherer Lebenskraft; auf dem weiten Umwege über Archangel, aus den Händen der Engländer, die gewiß nicht minder eigennützigen Handel trieben als einst die Hanseaten, mußte er fortan die Verbindung mit Europa suchen.

Die alte Colonie an der Ostsee aber war dem Deutschen Reich verloren. Wenn in Estland, wo jetzt die Schweden geboten, auch das deutsche Wesen lange unangetastet blieb, von Reval aus noch bis in die Tage Carls IX. hinein nach Lübeck als Oberhof appellirt wurde, die deutsche Sprache und das Landesrecht sich fest behauptete, vor Allem aber der Protestantismus unvertilgbar feste Wurzeln schlug — es war doch ein fremdes Staatswesen, dem diese Deutschen in Estland fortan zugehörten und der Augenblick mußte kommen, da

die gegenseitigen Interessen, die deutsche Sonderart und der schwedische Staatsgedanke in Widerspruch geriethen und dann das Recht des Stärkeren entschied.



Grabmal von Stephan Bathory; in der Schloßkirche zu Krakau.

Diese Zeit aber lag noch fern, während auf livländischem Boden sich sofort zeigte, daß die polnische Herrschaft eine Fremdherrschaft war, die, mit dem Anspruche nationaler und religiöser Omnipotenz auftretend, nach keiner

Seite dem eigenartigen historischen Gebilde Rechnung zu tragen wußte, das, recht genutzt, ihm die Mittel zur Hand gegeben hätte, aus der polnisch-littauischen Adelsrepublik einen wirklichen Staat zu bilden.

Wir gehen auf die Geschichte der polnischen Rechtsbrüche in Livland nicht weiter ein.[1]) An dem Versuch der Katholisirung Livlands, den Bathory und dessen Nachfolger mit allen Machtmitteln des Staates unterstützten und an welchen die römische Curie all' ihre Kräfte setzte, ist Polen gescheitert. Mit dem Verluste Livlands, wie er durch den Lübecker Stillstand von 1629 zu Recht anerkannt wurde, beginnt der Niedergang der Republik.

Elftes Kapitel.

Iwans Ende.

Ueber Stimmung und Verhältnisse in Rußland gleich nach Abschluß des Friedens von Jam Zapolski besitzen wir das Zeugniß Possewins. Eine schreckliche Katastrophe im Zarenhause war dem Abschluß des Friedens unmittelbar vorausgegangen und hatte vielleicht mit dahin geführt, den Frieden zu ermöglichen. Am 19. November 1581 starb der Thronfolger, der schon zum Mann gereifte Iwan Iwanowitsch, an den Folgen einer schweren Verletzung, die der Vater ihm in jähem Zorn beigebracht hatte. Er hatte dem Zaren heftige Vorwürfe gemacht, weil dieser ihm die Gemahlin so arg mißhandelt hatte, daß sie in unglücklicher Frühgeburt ein todtes Kind zur Welt brachte. Nun hatte der Zarewitsch sich von seinen beiden ersten Frauen auf Iwans Befehl bereits scheiden müssen, die vereitelte Hoffnung auf einen Erben versetzte auch ihn in Wuth und er brauchte dem Vater gegenüber Ausdrücke, welche die Grenze überschritten, die auch dem Sohne gesetzt war. Mit seinem Eisenstab traf er ihn so hart an der Schläfe, daß er trotz aller Mühe der Aerzte am 5. Tage starb. Maßlos auch in seiner Verzweiflung dachte Iwan daran, abzudanken und da er seinen Sohn Feodor selbst für unfähig zum Regimente hielt, forderte er die Bojaren auf, sich einen neuen würdigeren Herrscher frei zu wählen. Aber wie sollte in den Kreisen der an knechtischen Gehorsam gewöhnten russischen Großen der Muth sich finden, auf ein derartiges Anerbieten einzugehen. In der Furcht, daß Iwan sie nur versuchen wolle, bestürmten sie ihn einmüthig mit der Bitte, er möge ausharren und die Last der Regierung weiter tragen und der Zar gab nach. Auch ist nicht wohl denkbar, daß es ihm voller Ernst damit gewesen ist. Die äußeren Bußübungen am Grabe des Sohnes und reiche Geschenke an Kirchen und Klöster beruhigten sein Gemüth. Seinen Unter-

---

1) Vergl. des Verfassers „Charakterköpfe und Sittenbilder," den Aufsatz über die „Katholisirung Livlands" und desselben „historische Darstellungen und Archivalische Studien": „Ein livländischer Gedenktag."

thanen aber erschien er nur um so furchtbarer und erhabener. Wer konnte auf Erbarmen und Schonung rechnen, wo die beleidigte Majestät am eigenen Sohne zum Henker wurde? Bald zeigten Strafen und Hinrichtungen, in denen die Wildheit seiner früheren Jahre wieder hervortrat, daß von einer Sinnesänderung in dieser verrohten, bluttriefenden Seele nicht die Rede sein könne. Daß aber seine geistigen Kräfte nicht gelitten hatten, bewies die Art und Weise, wie er persönlich die Verhandlungen in Jam Zapolski leitete. Hatte er auch Schritt um Schritt zurückweichen müssen, keine Position war ohne Kampf preisgegeben worden und bis an die Grenze der Zugeständnisse, die er im äußersten Fall zu machen entschlossen gewesen war, hatte man ihn nicht zu drängen vermocht. Auch darin zeigte sich, daß er noch über seine volle Geisteskraft gebot, daß, als nun Possewin nach Moskau kam, um die Früchte seiner Vermittelung zum Besten der römisch-katholischen Kirche zu ernten, wie es von jeher gewesen war, die moskowitische Politik sich der päpstlichen überlegen zeigte.

Am 14. Februar 1582 war der Jesuit am Hofe Iwans eingetroffen. Es handelte sich für ihn darum, die Ausführung der Abmachungen von Jam Zapolski zu sichern, die Allianz gegen die Türken in ihren Grundzügen festzustellen und vor Allem die künftige Einigung der griechischen Kirche mit der lateinischen vorzubereiten. Der erste Punkt wurde, da er im Interesse beider Parteien lag, noch verhältnißmäßig günstig gelöst. Wir sahen, daß die Auslieferung der Festungen sich in Ruhe vollziehen konnte; wenn ein Austausch der Gefangenen nicht erfolgte, so lag es an Polen, dessen eigennützige Beweggründe wir kennen gelernt haben.

Dagegen lautete jetzt die Sprache Iwans in Betreff der Türkenfrage durchaus anders, als die seiner Gesandten in Rom. Er gab der ganzen Frage dadurch eine neue Wendung, daß er seine Hilfe von der vorausgegangenen Verständigung des Abendlandes in Abhängigkeit setzte. Wenn der Papst, Frankreich, Spanien, Venedig, England, Dänemark und Schweden einig seien, wolle er die Gesandten dieser Staaten in Moskau wohl empfangen und dann das Weitere mit ihnen vereinbaren. Das Aeußerste, wozu er sich verstand, war das Versprechen, eine neue große Gesandtschaft nach Rom zu schicken — wirklich bindende Zusagen hat er nicht gegeben. Die Verhandlung über die Vereinigung beider Kirchen aber war nichts als eine Komödie, die der Zar so leitete, daß ihm die Rolle des siegenden Helden in den Augen seiner russischen Zuhörer zufallen mußte.

Am 21. Februar 1582 [1]) vor einer Versammlung, wie sie nur selten so zahlreich den Zaren umgeben hatte, fand die erste denkwürdige Verhandlung statt.

1) Ueber diese Unterredung besitzen wir den russischen wie den lateinischen Bericht. Ersteren in den Denkmälern diplomatischer Beziehungen, letzteren in den Historica Russiae Monumenta im Supplementbande. Im Allgemeinen stimmen beide Erzählungen überein. Nur die religiöse Tendenz der Parteien kommt in der Ausführung der Argumente zur Geltung, dabei betont die russische Fassung geflissentlich, wie der Zar den Jesuiten stets ad absurdum führt.

Merkwürdiger Weise scheint Possewin wirklich an die Möglichkeit einer Verständigung geglaubt zu haben. Aber sehr bald mußte er sich davon überzeugen, daß es Iwan ausschließlich darauf ankam, die immerhin nützlichen politischen Beziehungen zum Papste aufrecht zu erhalten, ohne sich irgend zu binden, und daß ihn dabei die Versuchung lockte, mit seiner theologischen Gelehrsamkeit und Beredsamkeit zu glänzen. Zu einer sachlichen Verhandlung über die Unterschiede der Lehre kam es überhaupt nicht. Iwan hob hervor, was ihm am äußerlichen Auftreten des Papstes, wie Schewrigin es geschildert hatte, lächerlich und anstößig erschienen war: daß er sich in einer Sänfte tragen lasse, daß man ihm die Füße küsse, ja daß er sich gar den Bart scheere. Er vergaß sich so weit, den Papst einen Wolf zu nennen und es gab einen Moment in der Verhandlung, da man glaubte, er werde seinen furchtbaren Stab gegen den Abgesandten des Papstes gebrauchen. Aber auch das war nur Komödie, wo es nöthig war, verstand auch Iwan sich zu beherrschen, — in Frieden schied man von einander und als zwei Tage danach Possewin wieder zum Zaren beschieden wurde, machte ihm dieser sogar in Gegenwart der Bojaren seine Entschuldigung. Iwan verlangte jetzt eine Denkschrift über die Unterscheidungslehren beider Kirchen; wie wenig aber der Zar überhaupt an die Möglichkeit einer Verständigung dachte, geht daraus hervor, daß er am 4. März nach einer dritten Audienz Possewin fast gewaltsam in die griechische Kirche zu nöthigen suchte. Es gelang dem Jesuiten aber, sich noch im letzten Augenblicke frei zu machen und er meinte damit einer Demüthigung entgangen zu sein, die der Zar der lateinischen Kirche und ihm persönlich zugedacht hatte. Wie vorhin im Kreise der Bojaren, sollte er jetzt vor allem Volke als der unterliegende Theil dargestellt werden. Die Union in verkehrtem Sinn, der päpstliche Bote in der griechischen Kirche, das war das Gegenstück, das Iwan sich zurechtgelegt hatte. Ein Einfall, der ganz zu dem ironisirenden Charakter des Zaren paßt. Auch protestirte Possewin vor den Bojaren auf das Energischste wegen der Behandlung, die ihm zu Theil geworden. Erreicht war aber damit nichts. In der klaren Erkenntniß, daß seine religiöse Mission völlig mißglückt sei, bat er um seine Entlassung, da der Frühling nahte und er eintretendes Thauwetter fürchten mußte.

Am 11. März fand dann die Abschiedsaudienz statt, bei der Iwan sehr gnädig war und in Nebendingen, welche Duldung reisender Katholiken, Handel und freien Durchzug nach Persien betrafen, sich höchst entgegenkommend zeigte. Reich beschenkt verließ Possewin am 14. Moskau, um nach Riga zu eilen, wo er mit Bathory zusammentreffen wollte, um ihm bei der mit aller Energie in Angriff genommenen Katholisirung Livlands mit Rath und That zur Seite zu stehen. Als er nach sechswöchentlicher Reise in der Hauptstadt des nunmehr polnischen Livland eintraf, machte er sich zunächst an die Abfassung seines Berichtes für den General des Jesuitenordens. Er nimmt in demselben das Verdienst für sich in Anspruch, der künftigen Union der griechisch-russischen Kirche mit Rom die Wege geebnet zu haben. Daß Iwan selbst übertreten

könne, glaubt er nicht, aber der zehnjährige Friede sei ein großer Erfolg und müsse zur Verwirklichung des gemeinsamen Krieges gegen die Türken ausgenützt werden. Deshalb sei es vor Allem wichtig, den Frieden in Westeuropa aufrecht zu erhalten. Er seinerseits sei entschlossen, bei Bathory sowohl wie beim Kaiser und in Venedig dafür zu wirken.

Man sieht, es waren doch arge Illusionen, welche der kluge und scharfsinnige Vermittler trotz Allem heimbrachte. Der Wunsch, das Ziel erreicht zu sehen, verblendete ihn, er hätte nach all' seinen Erfahrungen die Ueberzeugung heimbringen müssen, daß Moskau und Rom unversöhnliche Gegensätze bleiben würden. Gerade weil, ganz abgesehen auch vom Primat des Papstes, die Aeußerlichkeiten des Ritus es waren, die in den Augen aller Moskowiter das entscheidende Moment bildeten, war an eine Versöhnung nicht zu denken. Iwan selbst war zu sehr Russe, um sich darüber hinwegzusetzen, aber selbst wenn er es gewollt hätte: an diesem einen Punkte wäre auch seine Allgewalt gescheitert.

Wie wenig aufrichtig der Zar den Gedanken einer Verbindung mit dem katholischen Abendlande zur Bekämpfung der Türken meinte, zeigte sich aber darin, daß er während der Friedensverhandlungen mit Polen und ebenso nach Abschluß derselben auf das Lebhafteste eine andere Allianz betrieb, welche ihm zur Wiedererwerbung der nie verschmerzten Ostseeküste verhelfen sollte.

Wir erinnern uns, wie seit den fünfziger Jahren durch Chancelors Reisen die ersten Handelsbeziehungen zwischen Moskau und England geknüpft wurden. Man hat sie von beiden Seiten sorgfältig gepflegt und es dauerte nicht lange, so wurden aus den englischen Handelsreisenden politische Agenten. Jenkinson z. B. schloß am 22. September 1567 einen Handelstractat ab und erschien vier Jahre danach als bevollmächtigter Gesandter der Königin Elisabeth. Schon vorher 1568 hatte Elisabeth in Thomas Randolfe dem Zaren einen Gesandten geschickt, der in den bösesten Tagen der Opritschnina durch sein furchtloses Auftreten ein für russische Verhältnisse unerhörtes Beispiel von Mannesmuth gab. Dem Zaren gefiel er aber gerade deshalb, seine ohnehin günstige Meinung von der englischen Nation stieg und er machte Randolfe zum Vertrauten der geheimen Pläne, mit denen er sich für den ihm immer vorschwebenden Fall trug, daß er genöthigt sein sollte, vor seinen aufständischen Unterthanen aus dem Reiche zu fliehen. Er hoffte dann in England eine sichere Zuflucht zu finden. Ein russischer Gesandter, Sawin, wurde beauftragt, Randolfe zu begleiten und der Königin ein Schreiben Iwans zu überbringen. Die Antwort Elisabeths vom 8. Mai 1570 ist erhalten: „Dem großmächtigsten Fürsten, unserem Bruder, dem großen Herren Kaiser (emperor[1]) dem Großfürsten, Iwan Basilius von ganz Rußland .... wenn zu irgend einer Zeit es sich so unglücklich schicken sollte, daß Ihr durch einen übelen Zufall, oder durch geheime Verschwörung, oder ausländische Feindseligkeit getrieben Eure

1) In England, wo man nichts zu verlieren hatte, konnte man mit Titeln freigebig sein.

Länder zu verlassen und unser Königreich als Zuflucht zu gewinnen wünschen solltet, Ihr und die edle Kaiserin Eure Gemahlin und Eure lieben Kinder, so wollen wir Eure Hoheit und die Anderen mit aller Ehre und Höflichkeit aufnehmen, die einem so großen Fürsten gebührt ... daß Ihr frei und ruhig leben möget mit allen, die Ihr mit Euch bringt, und daß es Euch freistehen soll, Eure christliche Religion so auszuüben, wie es Euch am besten dünkt .... Außerdem wollen wir Euch einen Ort in unserem Königreich anweisen, in welchen Ihr auf Eure eigenen Kosten leben könnt (so vorsichtig war man doch!) so lange als es Euch beliebt, bei Uns zu bleiben ... Das versprechen wir kraft dieses Briefes bei unserem fürstlichen Wort. Des zum Zeugniß unterschreiben wir, Elisabeth, Königin, dieses mit eigener Hand in Gegenwart unserer Edlen und Räthe Nicolas Bacon Ritter Großkanzler ꝛc. Gegeben zu Hamptoncourt am 18. Mai im 12. Jahre unserer Regierung, im Jahre des Herrn 1570."

Auf die Anträge Iwans in Betreff eines Bündnisses gegen Polen hatte Elisabeth zum großen Aerger Iwans gar nicht geantwortet und es fiel der Königin nicht leicht, seinen Zorn, der sich gleich in Maßregelung der englischen Kaufleute bekundete, zu besänftigen. Sie hatte bei Iwan auch dadurch Anstoß erregt, daß sie ihn nicht um Aufnahme in Rußland für den Fall gebeten hatte, daß man sie aus England vertreiben sollte. Vielmehr hatte sie die Engländer als die gehorsamsten aller Unterthanen gerühmt. Der Zar fühlte sich dadurch gedemüthigt und das vergab er selten. Erst nachdem Elisabeth Kriegsmaterial geliefert und mehrere Engländer bewogen hatte, nach Rußland zu ziehen, um dem Zaren durch ihre Kunstfertigkeit zu dienen, wurde er wieder voll Vertrauen zu England. Besondere Gunst wandte er dem englischen Arzte Jacoby zu und durch diesen wurde er auf Lady Mary Hastings aufmerksam gemacht, eine Nichte der Königin, die sich wohl zur Gemahlin des Zaren eigne. Daß Iwan bereits vermählt war, bedeutete so wenig für ihn ein Hinderniß, daß er den Bruder der Zarin, Afanasi Nagoi beauftragte, die Verhandlungen mit Jacoby zu führen, die, wenn sie zur Ausführung reiften, die Verstoßung Maria Nagois bedeutet hätten. Dieses neue Ehebündniß lag dem Zaren um so mehr am Herzen, als er eine englisch-russische Allianz gegen Polen und Schweden zur Mitgift zu erhalten hoffte.

August 1582 wurde Feodor Pisemsky nach England geschickt, um die Werbung der Königin vorzutragen und gleichzeitig den Abschluß des Bündnisses wenigstens anzubahnen. In beiden Werbungen aber erlitt die russische Politik eine vollständige Niederlage. Mary Hastings schreckte vor dem unheimlichen Gatten zurück und der Königin Elisabeth lag nichts ferner, als sich Iwan zu Liebe in einen auswärtigen Krieg zu verwickeln, der nur Gefahren und keinerlei Vortheile eintragen konnte. Man hielt daher Pisemsky lange hin und gab ihm schließlich in Jerome Bowes einen Begleiter, der den schwierigen Auftrag erhielt, in möglichst schonender Form die Ablehnung vorzubringen, zugleich aber den Engländern ein ausschließliches Handelsprivileg in

Rußland auszuwirken. Im Sommer 1583 traf er in Rußland ein, aber wie sich voraussehen ließ, erreichte er nichts, denn das Handelsmonopol war nur um den Preis des Bündnisses zu haben. Ebenso erfolglos waren die Bemühungen Iwans, Kaiser Rudolf II. zu gewinnen. Iwan durfte sich darüber nicht täuschen, Rußland war isolirt nach Westen hin und von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus alle Mächte darin einig, daß man ein erneutes Vordringen Moskaus zur Ostsee nicht dulden dürfe. Und auch sein eigenes Volk war des Krieges müde, wie es unwillig in den Kampf mit den deutschen Rittern gezogen war, hatte es trotz aller Erfolge, welche die ersten Kriegsjahre brachten, nie die Befürchtung aufgegeben, daß die Erwerbung jener lateinischen und lutherischen Gebiete eine große Gefahr für die religiöse Entwickelung des Reiches bedeute.

Wo die wahre Mission Rußlands lag, zeigte eine gerade damals eintreffende Gesandtschaft, welche dem Zaren die erfreuliche Kunde brachte, daß der im Dienste des reichen Geschlechtes der Stroganow stehende Kosakenführer Jermak Timofejewitsch am 23. Oktober 1582 Sibir, die Hauptstadt des Zaren Kutschum, eines Nogaierfürsten, erobert hatte. Die kleinen Gewaltstaaten, welche sich auf den Trümmern des alten Tatarenreiches jenseits des Ural erhoben hatten, beruhten auf der Verbindung tatarischer Staatsklugheit mit der natürlichen Wehrhaftigkeit der halbwilden Völkerschafteu, welche die weiten sibirischen Ebenen bewohnten. Größere Staatenbildungen ließ der Partikularismus der einzelnen sibirischen Volksstämme nur vorübergehend aufkommen, das kräftigste Bindemittel war hier der nationale Zusammenhang der nomadisirenden Horden. Nur oberflächliche Anerkennung hatte der Islam unter dem niedrigstehenden Heidenthum der Indigenen gefunden und so gut wie nichts war geschehen, um eine Entwickelung zu höherer Cultur vorzubereiten. Da man auch in der Bewaffnung nicht über das Althergebrachte hinausgekommen war, die Zusammenfassung der mit Pfeil und Bogen bewehrten Reiter zu größeren Heeren, in denen allein sie schrecklich waren, sich nicht mehr erreichen ließ, ist es wohl verständlich, daß die kleine Schaar der 540 Kosaken, welche die Stroganows über den Ural schickten, mit einer geringfügigen Verstärkung durch littauische und korelische Gefangene durch ihre Feuerwaffen den Feind überall aus dem Felde schug.

„Wenn sie aus ihren Bogen schießen — so meldete man dem Zaren Kutschum — dann bricht Feuer hervor und gewaltiger Rauch und es donnert laut, als käme es aus den Wolken, es giebt aber keinerlei Schutz dawider.“

Wenn wir uns erinnern, daß Kasan und Astrachan schon ein Menschenalter vorher im Gebrauch der Feuerwaffen wohl erfahren waren, tritt die Abgeschiedenheit jener sibirischen Welt deutlich zu Tage.

Iwan war den Strogonows sowohl wie den Abgesandten Jermaks überaus gnädig. Er sandte zwei Wojewoden Bolchowskoi und Gluchow nach Sibirien, um die Eroberungen zu behaupten und zu erweitern, den Erfolg aber dieser Unternehmungen, die ja im Grunde auch heute noch nicht zum Abschluß gelangt sind, sollte er nicht mehr erleben.

Am 18. März 1584 machte der Tod seinen unruhigen Entwürfen, seiner Angst und seinen Hoffnungen ein Ende.

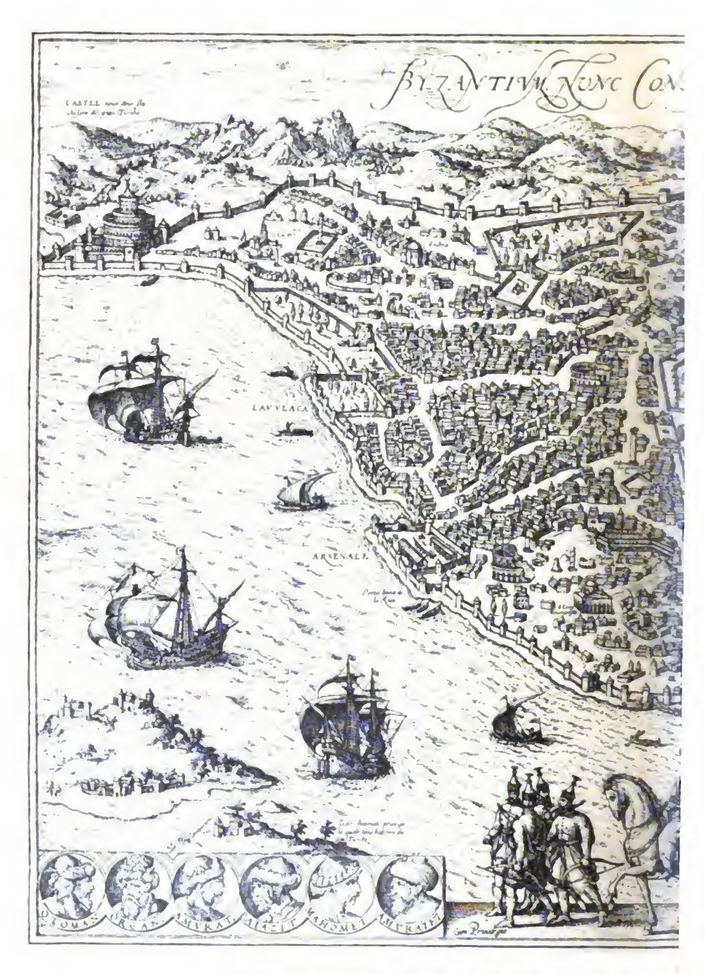
Die ungezügelte Leidenschaft und die wüste Sinnlichkeit, der sich Iwan rückhaltlos hingab, hatte seinen Körper schon lange untergraben. Zu Anfang des Jahres 1584 aber kam eine schreckliche Krankheit zum Ausbruch, die sofort eine Wendung nahm, welche jede Rettung ausschloß. Die Beschreibungen lassen nicht recht erkennen, welches Leiden es war. Der ganze Körper schwoll an und „die Eingeweide faulten," der Aufenthalt in seiner Nähe wurde schwer zu ertragen. Ein Komet schien dem Zaren den Tod anzukündigen. Von Angst ergriffen und an seinen Aerzten verzweifelnd, schickte er Boten



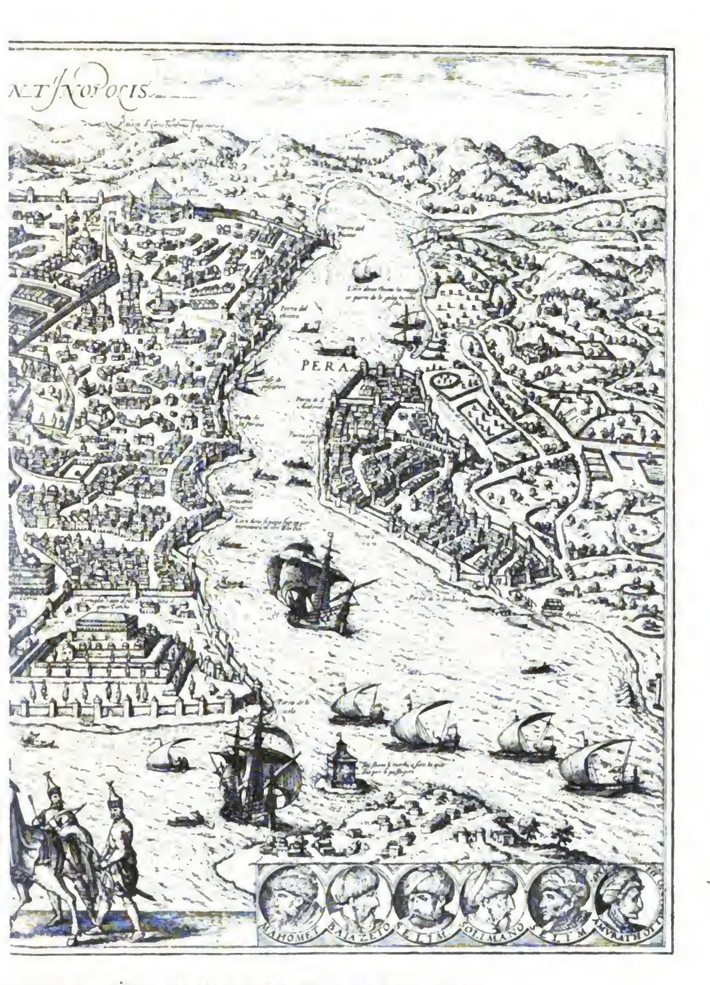
Das Haus der Strogonow im Jahre 1565.

nach Bjeloosero zum Abte Warlaam vom Muttergotteskloster des heil. Wunderthäters Cyrillus. „Was wir in Folge unserer Sünden auch Uebles gethan haben, das sollt ihr uns verzeihen und für uns fleißig beten zu Gott dem Vater und zur heiligen Mutter Gottes und zum großen Wunderthäter Cyrillus, daß sie um euerer heiligen Gebete willen uns unsere Sünden vergeben und mich befreien von meiner jetzigen tödtlichen Krankheit. Worin wir aber vor euch schuldig sind, darin seid uns gnädig und verzeiht, Gott wird euch dagegen Alles verzeihen, was ihr an mir verschuldet habt."

Zugleich aber ließ er Zauberer und Sterndeuter aus dem finnischen Norden des Reiches kommen, sechzig Mann, die in Moskau untergebracht wurden und tägliche Auskunft geben mußten. Sie sollen ihm auch den Todestag vorhergesagt und dagegen die Drohung erhalten haben, der Zar werde sie alle verbrennen lassen.



Ansicht von Constantinopel im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts.



Facsimile des Kupferstiches in: Braun und Hogenberg. Civitates orbis terrarum; 1576.

In seiner Seelenangst wandte er sich dann zum zweiten Mal nach Bjeloosero und der ganze Ton des Briefes zeigt deutlich, in welcher Verzweiflung er seiner Auflösung entgegen sah. „In das große und hochgeehrte Kloster[1]) der segensreichen und reinen Herrin, der Gottesbärerin Maria und des großen und ehrwürdigen Wunderthäters Cyrillus, den heiligen und ehrbaren Mönchen dieses Klosters, den Priestern und Diaconen und den Alten des Klosters. . . . Vor euren Füßen schlägt die Stirn der Großfürst Iwan Wassiljewitsch. Und ich flehe, indem ich niederfalle vor eurer Würdigkeit, habt Erbarmen mit mir Verfluchtem und betet für mich im Convent und in euren Zellen zu Gott, zur Gottesgebärerin und zum großen Wunderthäter Cyrillus[2]), daß sie um euerer heiligen Gebete willen den Fluch von mir nehmen, mich von der gegenwärtigen Krankheit befreien und mir Gesundheit geben. . . . Schickt uns einen Priester mit geweihtem Wasser. An Almosen haben wir euch gesandt dem Abte und jedem Bruder eine Griwna und im Ganzen 20 Rubel und zum Unterhalt 10 Rubel und den Armen 10 Rubel und 100 Rubel für Oel. Diesen Brief haben wir mit unserem Fingerring versiegelt."

Da auch das nicht half, schickte Iwan am 2. März eine Botschaft „nach Zargrad (Konstantinopel) und nach Antiochien und nach Alexandrien und in die heilige Stadt Jerusalem und auf den Berg Sinai und nach Egypten zu den Patriarchen, Erzbischöfen, Archimandriten und Aebten mit Almosen wegen seines Sohnes des Zarewitsch Iwan Iwanowitsch." Ueberhaupt quälte ihn vor Allem die Erinnerung an den Tod seines Erstgeborenen. In seinen Phantasien glaubte er ihn vor sich zu haben und mit ihm zu reden: Frömmigkeit, Aberglaube, Gewissensbisse und die angewohnte Wildheit seines Wesens stritten bis zum letzten Augenblick in ihm. Wenn er einerseits Anordnungen über die Nachfolge seines Sohnes Feodor traf und seinem kürzlich geborenen Sohne Dmitri, den ihm Maria Nagoi geschenkt hatte, Uglitsch zum Sitze anwies, wenn er dem künftigen Zaren, dessen völlige Unfähigkeit er kannte, in den besten Männern des Reiches eine Regentschaft zur Seite setzte und den Bojaren und Wojewoden seinen Dank aussprach für ihre Dienste, wenn er die littauischen und deutschen Gefangenen befreit und die Abgaben vermindert wissen wollte, so konnte er andrerseits bis zuletzt seine bösen Triebe nicht mäßigen. Auch seinen letzten Stunden sind Hinrichtungen vorausgegangen und nur mit Mühe entrann seine Schwiegertochter dem lüsternen Ungestüm des Sterbenden.[3])

1) In dem früheren Schreiben ging der Titel des Zaren voraus!

2) Es ist für die Richtung der griechischen Kirche bezeichnend, daß hier die Person Christi gleichsam vergessen wird.

3) Post longum luctum resumptis parumper viribus, Arinem honestae pulchritudinis feminam, et filii uxorem sui, officii causa in aulam venientem ad stupri consuetudinem perpellere voluit, nec aliter illa quam dum clamat, servata est. Paul Oderborn. Vita Joannis Basilidis.

Zuletzt hat der Tod ihn im Augenblicke überrascht, da er nach einem Bade sich wohler fühlte und im Begriff war, mit seinem Günstling Bjelsky Schach zu spielen. Ein Schlag scheint seinem Leben das Ende bereitet zu haben. Am Mittwoch den 18. März, 12 Uhr Mittags im 54. Jahre seines Lebens, ist der Tyrann gestorben.

Wenn uns auch überliefert wird, daß das Volk in Moskau in Jammer und Thränen ausgebrochen sei, die Chroniken halten diesmal an sich. Meist bringen sie nur die kurze Angabe, daß Iwan gestorben sei. Aber mit dem Gefühl, eines furchtbaren Herrschers ledig zu sein, verband sich die Sorge um die Zukunft. Der neue Zar konnte nicht mehr sein, als eine Puppe in den Händen der Bojaren. Man ahnte, daß das alte Geschlecht der Großfürsten von Moskau sich erschöpft habe. Die Regentschaft mußte nothwendig zur Gründung einer neuen Dynastie führen.

Die furchtbaren Wirren, unter welchen in Rußland nunmehr 27 Jahre lang diese Wandlung sich erst vorbereitete und dann sich vollzog, wie mit Ausnahme des blöden Feodor, den man ruhig sterben ließ, alle männlichen und weiblichen Verwandten des schrecklichen Zaren umgebracht wurden, um einem Tataren Boris Godunow Platz zu machen, wie dann, gleichsam als Gespenst des untergegangenen Geschlechtes, die falschen Demetrier erschienen und mit ihnen die Fremdherrschaft, das Alles liegt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung. In Polen stieg schon vorher nach dem Tode Stephan Bathorys am 2. Dezember 1586 die neue Dynastie der Wasa mit Sigismund III. auf den Thron, auch sie ein Werkzeug der vordringenden katholischen Kirche. Die Bestrebungen derselben und ihre Versuche, auch Rußland durch List und Gewalt für die allein seligmachende Kirche und die polnische Adelstyrannei zu erobern, gehören in den Zusammenhang des 30jährigen Krieges.

Für Rußland bedeuten sie nach tiefster Demüthigung eine Periode nationalen Aufschwungs und in Folge desselben hat am 21. Februar 1613 Michail Feodorowitsch Romanow als erster Stammvater des jetzigen russischen Kaiserhauses jenen Thron bestiegen, dessen Fundamente in längst verklungenen Tagen die skandinavischen Wickinger gelegt hatten.



Sigismund III., König von Polen.

Nach dem Kupferstiche von Jonas Suyderhoef (1613 bis nach 1699). Originalgemälde von Pieter Soutman (1580—1657).

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

Vollbilder.

Doppelvollbilder.

Beilagen.

Dieses Bild ist zugehörig zum ersten Bande, Seite 370 f.; es wird hier bei Erwähnung der späteren Schlacht am gleichen Orte eingeschaltet, weil das Vorhandensein des Bildes erst nach Abschluß des ersten Bandes bekannt wurde.

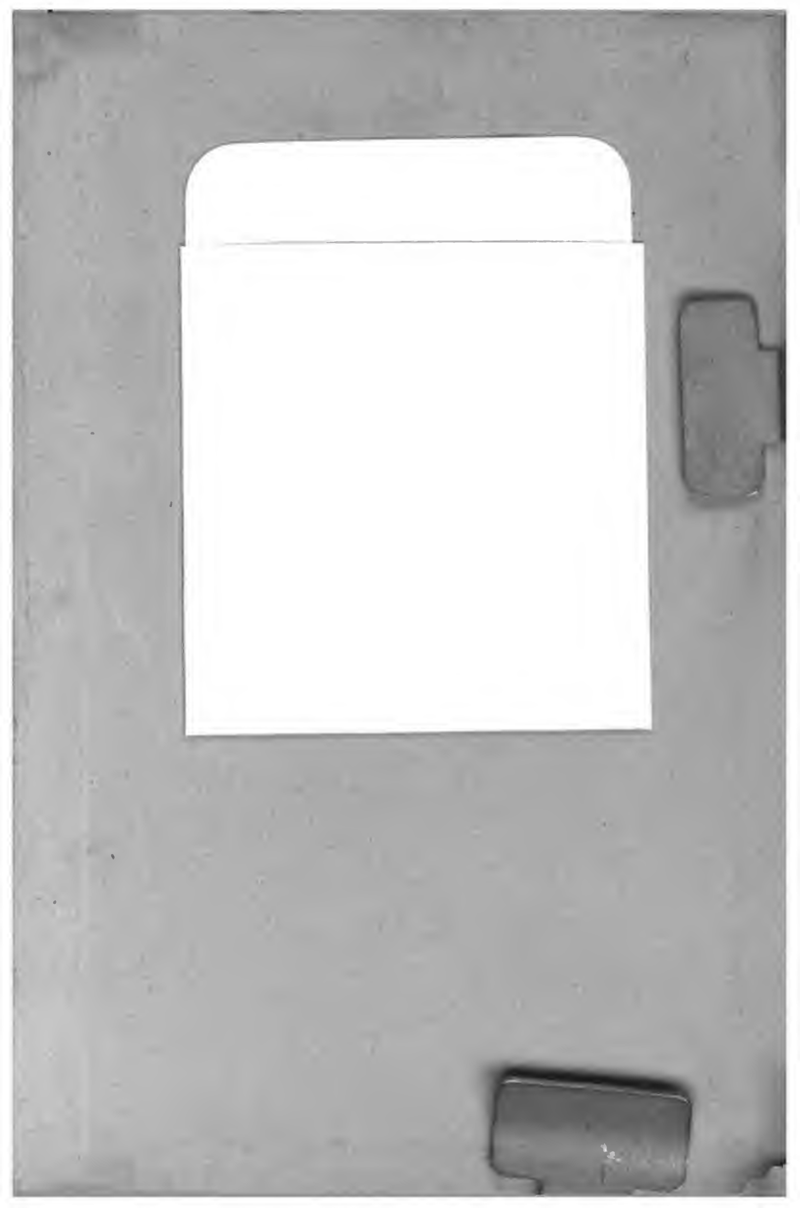
Inhalts-Verzeichniß.

Geschichte Livlands bis zum Tode Walters von Plettenberg.

Iwan der Schreckliche und seine Zeit.



Beendigung des Satzes am 10. September 1880.




89095277604
B89095277604A
Digitized by Google